



ÜBERSETZUNGSKULTUREN DER FRÜHEN NEUZEIT

BAND 2

Jörg Wesche / Silvia Serena Tschopp /
Franz Fromholzer (Hg.)

Neues von der Insel

Englische Literatur und Kultur der Frühen
Neuzeit in deutscher Übersetzung

OPEN ACCESS



J.B. METZLER

Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit

Band 2

Reihe herausgegeben von

Peter Burschel, Kulturgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit,
Universität Göttingen, Göttingen, Deutschland

Regina Toepfer , Lehrstuhl für deutsche Philologie, Ältere Abteilung, Universität
Würzburg, Würzburg, Deutschland

Jörg Wesche, Neuere Deutsche Literatur und Digital Humanities, Universität Göttingen, Göttingen, Deutschland

Ziel der Reihe des gleichnamigen DFG-Schwerpunktprogramms ist die interdisziplinäre Erschließung der epochalen Bedeutung von Konzepten und Praktiken des Übersetzens als zentrale und ubiquitäre Kulturtechnik der Frühen Neuzeit. Die global ausgerichtete Reihe bringt unterschiedlichste Arbeiten zu gesellschaftlichen Leitvorstellungen, Wahrnehmungsmustern, Medien und Kommunikationsformen, die seit dem 15. Jh. durch Praktiken des Übersetzens etabliert werden und bis in die Gegenwart von prägender Bedeutung sind. Diese Auseinandersetzung mit den Problemen, Chancen und Konsequenzen verschiedener Formen des Übersetzens in einer frühen Phase der Globalisierung soll im Rückgriff auf den aktuellen *translational turn* eine Neuorientierung der Kulturwissenschaften ermöglichen.

Jörg Wesche · Silvia Serena Tschopp · Franz Fromholzer
(Hrsg.)

Neues von der Insel

Englische Literatur und Kultur der Frühen
Neuzeit in deutscher Übersetzung



J.B. METZLER

Hrsg.
Jörg Wesche
Georg-August-Universität Göttingen
Göttingen, Deutschland

Silvia Serena Tschopp
Philologisch-Historische Fakultät
Universität Augsburg
Augsburg, Deutschland

Franz Fromholzer
Philologisch-Historische Fakultät
Universität Augsburg
Augsburg, Deutschland

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) – SPP 2130



ISSN 2661-8109 ISSN 2661-8117 (electronic)
Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit
ISBN 978-3-662-66948-8 ISBN 978-3-662-66949-5 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-662-66949-5>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en) 2024. Dieses Buch ist eine Open-Access-Publikation.

Open Access Dieses Buch wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Buch enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Einbandabbildung: Logo des DFG-Schwerpunktprogramms, Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit

Planung/Lektorat: Oliver Schütze

J.B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
	Jörg Wesche, Silvia Serena Tschopp und Franz Fromholzer	
Teil I Sektion 1: Übersetzungspraktiken und -reflexionen		
2	Der Kurtze Wegweiser zur Erlernung der Englischen Sprache und die Gestaltung seiner Musterdialoge	13
	Misia Sophia Doms	
3	Mammon und Passion ‚ins Deutsche versetzt‘: Transfer der Sprache und Erhebung der Seele am Beispiel der Parallelübersetzungen Joseph Halls im deutschen Protestantismus	41
	Andreas Keller	
4	Christoph Kölers Übersetzung von Joseph Halls <i>Heaven upon Earth</i> (1632)	67
	Tomasz Jabłocki	
5	John Bunyans <i>Pilgrim’s Progress in Wales: Taith neu Siwrnai y Pererin</i> (1688) und <i>Taith y Pererin</i> (1699)	83
	Erich Poppe	
6	John Bunyans <i>Pilgerreise</i> von London über Amsterdam nach Hamburg: Niederländisch als Intermediärsprache für Übersetzungen aus dem Englischen in der Frühen Neuzeit	107
	Heinz Eickmans	
7	Frömmigkeitsbewegung und Selbstinszenierung: Die Rezeption englischer Erbauungsliteratur in der Straßburger Reformorthodoxie zwischen 1630 und 1655	131
	Sofia Derer	

- 8 (Fehl-)Übersetzung, (Miß-)Deutung? Was die Vernünftigen Tadlerinnen mit *The Tatler* anstellen 159**
Nicola Kaminski

Teil II Sektion 2: Gattungen, Medien und Künste

- 9 Autorschaft und Übersetzen: Gryphius' *Cardenio und Celinde* im Verhältnis zu einem verlorenen Drama Shakespeares 179**
Romain Jobez
- 10 Bodmers Miltonübersetzungen 197**
John Guthrie
- 11 Die „ungebundene Freiheit der Poesie“. Metrik, Reim, Religion und Politik in den frühen deutschen Übersetzungen von Miltons *Paradise Lost* 213**
Sonja Klimek und Kilian Schindler
- 12 Übersetzung des Mediums – Medialität der Übersetzung. Die deutschen Ausgaben der Schriften Jane Leades 245**
Joana van de Löcht
- 13 Von der Penis- zur Kreuzinsel: Der Fake-Bericht von der *Isle of Pines* und seine europäischen Adaptationen. 263**
Thomas Borgstedt
- 14 Ein erster Überblick über englisch-deutsche Kunstkontakte im Zeitraum 1660–1727: Künstler- und Objektmobilität, Reisenarrative, Kunstaufträge mit Bezug zum Hosenbandorden und deutsch-englische Kontakte in der Monumentalmalerei. 289**
Christina Strunck

Teil III Sektion 3: Wissensfelder und Kulturen

- 15 Francis Bacon in Deutschland. Johann Wilhelm von Stubenbergs Übersetzung der *Essays* (1654) 329**
Dirk Werle
- 16 Weibliche Autorschaft im deutsch-englischen Kulturtransfer des 17. Jahrhunderts. Margareta Maria von Buwinghausen und Walmerode und die Fruchtbringende Gesellschaft 347**
Gabriele Ball
- 17 Vom Geist der Strafe. Andreas Gryphius' *Carolus Stuardus* und die englischen Debatten über den Tod Karls I. 377**
Maximilian Bergengruen

18	Zwischen Historia und Fabula. Maria Stuart als gespenstische Schwellenfigur in Andreas Gryphius' <i>Carolus Stuardus</i>	399
	Conrad Fischer	
19	Es ist der Jnsell Art! Inselgeographie und politisches Experiment in <i>Carolus Stuardus</i> von Andreas Gryphius	415
	Franz Fromholzer	
20	Bildwechsel. Frühneuzeitliche Pocahontasillustrationen im deutsch-englischen Spannungsfeld	441
	Stephan Kraft	

Autorinnen und Autoren

Gabriele Ball ist Germanistin und Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Kirchengeschichte der Georg-August-Universität Göttingen. Seit ihrer Dissertation über den Zeitschriftenherausgeber Gottsched arbeitet sie zu Institutionen und Medien der Frühen Neuzeit und ist durch zahlreiche Publikationen zur Sozietätsgeschichte des 17. Jahrhunderts, insbesondere der Fruchtbringenden und Tugendlichen Gesellschaft, hervorgetreten. Ein weiterer Schwerpunkt ihrer Forschungen bilden frühneuzeitliche Gelehrten- und Adelsbibliotheken männlicher und weiblicher Provenienz.

Maximilian Bergengruen ist Professor für Neuere deutsche Literatur- und Ideengeschichte an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen das Schnittfeld von Literatur und Wissen bzw. Literatur und Recht in der Frühen Neuzeit, wozu er u. a. Bücher zur Dämonologie und Magie veröffentlicht hat.

Thomas Borgstedt ist Professor am Institut für Italienische Philologie der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie am Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Er ist in der interkulturell vergleichenden Forschung zur Literatur- und Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit breit ausgewiesen und arbeitet u. a. zur Geschichte des Sonetts, Galanterie, zum Petrarkismus oder barocken Trauerspiel.

Sofia Derer ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Germanistischen Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Ihr Dissertationsvorhaben ist aus dem Kontext des Schwerpunktprogramms ‚Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit‘ hervorgegangen und fokussiert auf den Zusammenhang von Übersetzung und Gelehrsamkeit am Beispiel von Praktiken frühneuzeitlichen Schreibens bei Johann Michael Moscherosch.

Misia Sophia Doms ist Professorin für Deutsch, Mehrsprachigkeit und Interkulturalität am Department für Diversität der Pädagogischen Hochschule Niederösterreich. Sie forscht u. a. zu Pilger- und Jenseitsreisen sowie zur Geschichte der Sprachdidaktik und Mehrsprachigkeitsdidaktik in Mittelalter und Früher Neuzeit.

Heinz Eickmans ist Seniorprofessor für Niederlandistik an der Universität Duisburg-Essen. Seine Forschungsinteressen liegen u. a. im Bereich der Lexikographie, Mehrsprachigkeit und Übersetzungsliteratur.

Conrad Fischer ist Germanist und Stipendiat der Deutschen Studienstiftung. Er arbeitet an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg an einer Dissertation über Geistererscheinungen bei Andreas Gryphius und in der Wissensliteratur der Frühen Neuzeit.

Franz Fromholzer ist Privatdozent für Neuere deutsche Literatur an der Universität Augsburg. Er hat u. a. Monographien zu Gewissensentscheidungen im frühneuzeitlichen Theater und zur Sprache der Physis und Theatertheorie bei Nietzsche vorgelegt und Bände zu Vaganten in der Frühen Neuzeit, zur Adelsliteratur oder zu polnisch-deutschen interkulturellen Begegnungen herausgegeben.

John Guthrie ist Senior Lecturer bzw. Fellow des Murray Edwards College sowie des German Departments der University of Cambridge. Er ist auf die deutsche Literatur-, Kultur- und Ideengeschichte seit dem 18. Jahrhundert spezialisiert und hat dabei auch die deutsch-englische Übersetzungsgeschichte des 18. Jahrhunderts intensiv erforscht.

Tomasz Jabłecki ist Adjunkt am Lehrstuhl für Literatur und Kultur Deutschlands, Österreichs und der Schweiz des 19. und 20. Jahrhunderts sowie Adjunkt an der Forschungsstelle für Literatur und Kultur des Barock an der Universität Wrocław. Nach seiner Dissertation über Benjamin Neukirch hat er u. a. Arbeiten über frühneuzeitliche Stereotype, Übersetzungen und das protestantische Schultheater der Barockzeit verfasst.

Romain Jobez ist Privatdozent am Institut für Theaterwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum. Er ist insbesondere auf die deutsche und französische Theatergeschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts sowie vergleichende Theaterästhetik zwischen Frankreich und Deutschland spezialisiert. Er hat dabei auch mehrere Arbeiten zu den Trauerspielen von Gryphius veröffentlicht.

Nicola Kaminski ist Professorin für Neugermanistik, insbesondere deutsche Literatur von der Frühen Neuzeit bis zum 18. Jahrhundert an der Ruhr-Universität Bochum. Sie ist Autorin und Herausgeberin zahlreicher (Buch-)Publikationen zu Gryphius (u. a. des Gryphius-Handbuchs, 2016 zusammen mit Robert Schütze).

Andreas Keller ist Privatdozent für Neuere deutsche Literatur am Institut für Germanistik der Universität Potsdam. Er hat zahlreiche Arbeiten zur europäischen Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit vorgelegt, unter denen ein neuerer Band dem Thema der Selbstübersetzung als Wissenstransfer gewidmet ist.

Sonja Klimek ist Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Zu ihren Forschungsinteressen zählen die Lyrik-, Erzähl-, Trauer- und Toleranzforschung. Sie hat u. a. Studien zur frühneuzeitlichen Ketzerverfolgung, zu gelehrten Frauen in der Frühaufklärung oder zum Verstummen in der Klagelyrik dieser Zeit veröffentlicht.

Stephan Kraft ist Professor für Neuere deutschen Literaturgeschichte an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg mit Arbeitsschwerpunkten im Bereich der Literatur um 1700 und der Moderne, der Geschichte der Komödie und Autortheorie. Er hat u. a. Johann Wilhelm Roses Schauspiel *Pocahontas* ediert.

Joana van de Löcht ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Germanistischen Institut der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der frühneuzeitlichen und modernen Literatur. Hier erforscht sie u. a. die Zusammenhänge von Klima und Literatur. Sie hat sich zudem auf Fragen der Edition, weibliche Autorschaft oder prognostische Gattungen in der Frühen Neuzeit spezialisiert.

Erich Poppe ist Professor im Ruhestand für Keltologie an der Philipps-Universität Marburg mit einer sprachwissenschaftlichen Spezialisierung. Innerhalb des Schwerpunktprogramms ‚Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit‘ hat er Strategien des Übersetzens ins Kymrische erforscht und dabei auch ihre globale Verflechtung mit Protestantismus, Gegenreformation und Humanismus herausgearbeitet.

Kilian Schindler ist Doktorassistent am Department für Englisch der Universität Freiburg, Schweiz. Er ist Autor einer Monographie über Glaubensfreiheit im frühneuzeitlichen Drama und hat eine dreisprachige Edition von Sebastian Castellios Toleranzschrift *Von Ketzern* mitveranstaltet.

Christina Strunck hat den Lehrstuhl für Kunstgeschichte am Department Medienwissenschaften und Kunstgeschichte der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg „inne“. Sie ist insbesondere auf die italienische, französische und britische Architektur und Bildkunst der Frühen Neuzeit spezialisiert. Im Rahmen ihrer Tätigkeit im Schwerpunktprogramm ‚Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit‘ hat sie transnationale und interkonfessionelle Übersetzungsprozesse in Bildkünsten und Architektur in Großbritannien erforscht.

Silvia Serena Tschopp ist Inhaberin des Lehrstuhls für Europäische Kulturgeschichte an der Universität Augsburg. Sie ist breit in der Erforschung der europäischen Literatur und Geschichtskultur der Frühen Neuzeit ausgewiesen und hat u. a. Arbeiten zur Kalender-, Flugschriften- und Flugblattliteratur, zur Ehesatire, zum protestantischen Märtyrertum, zur frühneuzeitlichen Pastoraldichtung oder zum protestantischen Schultheater veröffentlicht.

Dirk Werle bekleidet den Lehrstuhl für Neuere deutsche Literatur mit Schwerpunkt auf der frühen Neuzeit am Germanistischen Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg. Er ist u. a. Verfasser von Büchern zu imaginierten Bibliotheken, zur Barocklyrik und zum Erzählen vom Dreißigjährigen Krieg. Im Schwerpunktprogramm ‚Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit‘ hat er Moscherosch als Übersetzer und die historische Semantik des Übersetzens in der frühneuzeitlichen Erzählliteratur erforscht.

Jörg Wesche ist Professor für Neuere deutsche Literatur vom 17. Jahrhundert bis zur Goethezeit und Digital Humanities an der Georg-August-Universität Göttingen. Er hat u. a. zu Fragen der literarischen Diversität und zur kulturellen Orientierung in der Barockzeit gearbeitet und ist Mitinitiator des DFG-Schwerpunktprogramms ‚Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit‘.

Kapitel 1

Einleitung



Jörg Wesche, Silvia Serena Tschopp und Franz Fromholzer

Mit der kulturellen Aufwertung der Volkssprachen in der Frühen Neuzeit geht allgemein auch eine Internationalisierung der europäischen Übersetzungskultur einher, die sich zunehmend vom altsprachlichen Kanon löst. Die Zahl deutschsprachiger Drucke steigt signifikant, zugleich beginnt das Englische sich als Weltsprache zu etablieren. Die damit verbundenen komplexen Austauschprozesse sind gerade für die deutsch-englischen Kulturkontakte des 16. und 17. Jahrhunderts vor diesem Hintergrund nur unzureichend beschrieben. Wie intensiv sich die Auseinandersetzung mit England gestalten konnte, erhellt auf exemplarische Weise Andreas Gryphius, dessen Wahrnehmung englischsprachiger Literatur sich auf unterschiedlichste Bereiche erstreckt: In den beiden Fassungen des *Carolus Stuardus* (1657/1663) gestaltet er die zeitgenössischen politischen und konfessionellen Konflikte auf der Insel für die Bühne. Die Inszenierung der Protagonisten seiner Märtyrerdramen – etwa in *Catharina von Georgien* (1657) – fügt sich in eine Kultur des Martyriums ein, die John Foxes *Book of Martyrs* (engl. 1563 ff.) Wesentliches verdankt. Das Theater der englischen Wanderbühnen wiederum beeinflusste seine Komödie *Peter Squentz* maßgeblich und hat in der Forschung zu einer intensiven Auseinandersetzung um die etwaige Kenntnis der Werke Shakespeares geführt. Auch im Bereich der religiösen Gebrauchsliteratur

J. Wesche (✉)

Georg-August-Universität Göttingen, Göttingen, Deutschland

E-Mail: joerg.wesche@uni-goettingen.de

S. S. Tschopp · F. Fromholzer

Philologisch-Historische Fakultät, Universität Augsburg, Augsburg, Deutschland

E-Mail: silvia.tschopp@philhist.uni-augsburg.de

F. Fromholzer

E-Mail: franz.fromholzer@philhist.uni-augsburg.de

© Der/die Autor(en) 2024

J. Wesche et al., *Neues von der Insel*, Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit 2,

https://doi.org/10.1007/978-3-662-66949-5_1

betätigt Gryphius sich als Vermittler, wenn er Richard Bakers *Meditations and Disquisitions upon the Lords Prayer* (1637) auf der Basis einer niederländischen Übersetzung der deutschsprachigen Leserschaft näherbringt. Die beiden Sonette *Auff den Todt deß Herzogs von Buckingham* und *Auff den Einzug der Durchleuchtigsten Mariae Henriettae In Angiers* zeigen ihn als zeitgenössischen Beobachter der englischen Geschichte. Schließlich blieben auch die Forschungen englischer Naturwissenschaftler, zum Beispiel die Entdeckung des Blutkreislaufs durch William Harvey, nicht ohne Folgen für das Menschen- und Weltbild des Schlesiens. Von derartigen, zunächst auf Gryphius bezogenen Befunden kann eine umfassendere Sichtung englisch-deutscher Kulturtransfers unternommen werden, die gleichermaßen die Felder der Politik, der Religion, der Wissenschaft und der künstlerischen Produktion in den Blick nimmt. Dabei lassen sich sowohl im thematischen Bereich als auch von den Akteuren ausgehend Schwerpunkte setzen.

Themen

Die Erkundung reziproker englisch-deutscher Kulturtransfers berührt nicht nur unterschiedliche historische Handlungsfelder, sie eröffnet zugleich eine Vielzahl von Fragestellungen, die hier nur angedeutet werden kann: Wie und in welchen Sprachen erreichten die Nachrichten über den Dreißigjährigen Krieg Britannien – 1639 wird in London etwa Henry Glapthornes *Tragedy of Albertus Wallenstein* über die Ermordung Wallensteins uraufgeführt –; wie und über welche Sprachen vermittelt wird die Revolution Cromwells im Heiligen Römischen Reich rezipiert? Spielt jene auf Europa bezogene Wahrnehmung kontinentaler Einheit, die sich in deutschen historiographischen Schriften wie dem *Theatrum Europaeum* (1633 ff.) seit dem 17. Jahrhundert manifestiert, auch im frühneuzeitlichen England eine Rolle? Auf welchen Wegen und mittels welcher Netzwerke haben reformatorische Ideen und Schriften aus Deutschland die britische Insel erreicht? Welche Bedeutung kommt umgekehrt der Rezeption englischer Erbauungsliteratur (z. B. John Bunyans *The Pilgrim's Progress* [1678/1684], das bereits kurz nach dem Erscheinen des zweiten Bandes der englischen Ausgabe in deutscher Übersetzung vorlag) für die religiöse Entwicklung insbesondere innerhalb der protestantischen Konfessionen zu? Wie und wann gelangen die Schriften von Francis Bacon oder Thomas Hobbes in den deutschsprachigen Raum? Welcher Status wird dem Lateinischen als der lange dominierenden Wissenschaftssprache seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zugewiesen, bzw. wie verändern sich die Geltung und der Gebrauch der Vernakularsprachen vor dem Hintergrund des Aufstiegs der durch enge internationale Vernetzung gekennzeichneten europäischen Akademiebewegung, und welche Folgen ergeben sich daraus für die gelehrte Übersetzungskultur, wenn man aus germanistischer Perspektive etwa an die rege Übersetzungstätigkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft denkt? Auf welchen Wegen und Umwegen gelangen literarische Werke in den englischen bzw. deutschen Sprachraum: Während beispielsweise die *Historia von D. Johann Fausten* (1587) unmittelbar aus dem Deutschen ins Englische übersetzt wurde und so Christopher Marlowe als Vorlage für seine bereits 1589 erfolgte Dramatisierung des Stoffs zur Verfügung stand, gelangte Philip Sidneys *Arcadia* (1580) als

‚Übersetzung aus zweiter Hand‘ über die Intermediärsprache Französisch in den deutschen Buchhandel.

Akteure

Kulturelle Transferprozesse und die damit verbundenen Praktiken der Übersetzung können institutionell gefördert werden, sie verdanken sich jedoch auch und bisweilen vor allem jenen Akteuren, die historisch als kulturelle Vermittler in Erscheinung traten: Dies gilt bereits für die Phase der frühen Reformation, während der vom deutschsprachigen Raum wesentliche Impulse für die weitere Entwicklung der englischen Kirche ausgingen: So verwendet William Tyndale für seine der *King James Bible* als Vorlage dienende Übertragung der Heiligen Schrift ins Englische auch Martin Luthers Bibelübersetzung und lässt in Köln und Worms drucken, um die englische Bibel von dort aus in sein Mutterland einzuführen.

Auch später ist von einer intensiven deutsch-englischen Interaktion auszugehen, die primär durch die Übersetzungsleistungen unterschiedlicher Akteure ermöglicht wurde. Wie agierten beispielsweise Autoren und Übersetzer publizistischer Medien im späten 16. und im 17. Jahrhundert, um politische und religiöse Pamphlete in der jeweils anderen Sprache zugänglich zu machen? Welche Rolle kommt den Glaubensflüchtlingen und politisch Exilierten (Puritaner, Katholiken, Jakobiten) oder auch Übersetzerinnen als Protagonisten deutsch-englischer Übersetzungskultur zu? Daneben gilt es auch, die übersetzungsgeschichtliche Bedeutung der Handelsbeziehungen (z. B. Hanse, Fugger, Aufstieg der ‚Merchant empires‘) und der Höfe (z. B. Heiratsbeziehungen; *Grand Tour* deutscher und englischer Adelsöhne) zu bestimmen. Außerdem bilden Künstler und Gelehrte eine wichtige Gruppe kultureller Mittler. So findet sich mit Hans Holbein d. J. bereits im 16. Jahrhundert einer der epochalen Künstler der Reformationszeit am englischen Hof (vgl. *The Ambassadors*, 1533), während sich am Hofe Rudolfs II. der englische Alchimist John Dee aufhält. Auch im 17. Jahrhundert kommt es wiederholt zu deutsch-englischen Kulturbegegnungen: Matthäus Merian d. J. oder Joachim Sandrart unternehmen Reisen nach England, Georg Rodolf Weckherlin verbringt gar seine zweite Lebenshälfte in London. Neben den reisenden Künstlern erscheinen zudem die deutsch-englischen Gelehrtennetzwerke als ein wesentlicher Faktor transkultureller Kommunikation. In welchen Sprachen kommunizierten die Akademiker, und auf welche Übersetzungen griffen sie zurück bzw. in welchem Ausmaß waren sie gar selbst von der Wichtigkeit des Übersetzens überzeugt, wie etwa der hessische Arzt und Astronom Daniel Mögling, der Sydneys *Arcadia* ins Deutsche übersetzte? Und schließlich verdienen auch jene Autoren Aufmerksamkeit, denen wir die bislang unzureichend erforschte grammatische und lexikographische Anleitungsliteratur verdanken, etwa Georg König, dessen *Kurtzer Wegweiser/Zur Erlernung der Englischen Sprache* 1699 in Hamburg verlegt wurde. Ganz grundsätzlich stellt sich in diesem Zusammenhang die Frage nach der Rolle von Sprachlehrbüchern im Kontext sprachlicher Normierungsprozesse und der noch zu erforschenden Herausbildung von Sprachschulen des Deutschen in England und des Englischen im deutschsprachigen Raum. Es sind die hier eröffneten Fragehorizonte, die im vorliegenden Band anhand der drei Sektionen ‚Übersetzungspraktiken und -reflexionen‘,

‚Gattungen, Medien und Künste‘ sowie ‚Wissensfelder und Kulturen‘ exemplarisch vermessen werden sollen. Auch wenn die deutsch-englische Übersetzungskultur der Frühen Neuzeit grundsätzlich als ein reziprokes Phänomen zu gelten hat, haben wir uns – ungeachtet der grundsätzlich interdisziplinären Anlage des Bandes – für eine germanistische Schwerpunktsetzung entschieden, um eine fundierte Grundlage zu erarbeiten, die für (anglistische) Anschlussforschungen tragfähig ist.

Sektion 1: Übersetzungspraktiken und -reflexionen

Im Zentrum des Beitrags von MISIA SOPHIA DOMS steht der erstmals 1699 in Hamburg erschienene *Kurtze Wegweiser zur Erlernung der Englischen Sprache*, der mehrere Auflagen erlebte und noch 1713 in einer stark erweiterten und überarbeiteten Fassung publiziert wurde. Auf Überlegungen zum Autor, dessen Identität vorerst ungeklärt bleibt, zu den Adressaten und zum Aufbau des Werks folgt die Analyse der insbesondere in der ersten Auflage umfangreichen Musterdialoge. Neben grundlegenden Hinweisen zur konkreten Gestaltung und zum Gattungskontext dieser Modellgespräche bietet die Verfasserin Untersuchungen zu ausgewählten ‚Mikrodialogen‘, die sie vor dem Hintergrund der Intention des Sprachlehrbuchs reflektiert. In ihrer exemplarisch angelegten Studie plädiert Misia Sophia Doms für eine nicht nur linguistische und kulturhistorische, sondern auch literaturwissenschaftliche Befassung mit mehrsprachigen Musterdialogen als einer Gattung *sui generis*, die auch Raum für die Behandlung literarischer Fragestellungen bietet.

Grundsätzlichen Überlegungen zur Übertragung aus dem Englischen widmet sich ANDREAS KELLERs Untersuchung, die auf den Einfluss theologischer, ökonomischer, diplomatischer und alchemistischer Bildbereiche auf die Übersetzungspraxis hinweist. Übersetzen kann so als Transferieren von Waren, als juristisches Aushandeln und Vergleichen, als Läuterung und Verlebendigung im alchemistischen Sinne, aber auch als interkonfessionelle und irenische Praxis verstanden werden. Keller zeigt am Beispiel namhafter Übersetzungen der Erbauungsliteratur von Joseph Hall, wie sehr die englische Meditationsliteratur lebhaft Kontroverse an Stelle von weltabgewandter Innerlichkeit propagierte, so dass die englische Parlamentsrede in ihrer Bedeutung selbst für die Erbauungsliteratur kenntlich wird. Das Fehlen parlamentarischer Kontroversen kann so als wesentliches Defizit im deutschsprachigen Raum benannt werden.

Am Beispiel des in Vergessenheit geratenen Opitz-Schülers Christoph Köler (Colerus) gibt TOMASZ JABŁECKI einen exemplarischen Einblick in die Übersetzungspraxis englischer Erbauungsliteratur. Köler übersetzt 1632 *Heaven upon Earth* von Joseph Hall auf der Basis der lateinischen Übertragung des reformierten niederländischen Pfarrers Everhardus Schuttenius. Weder konnte sich Christoph Köler mit seinem Breslauer Verleger David Müller über die Widmung der Übersetzung einigen noch gelang es ihm, das ihm zustehende Übersetzerhonorar zu erhalten; es wurde ihm schließlich auf Vermittlung von Opitz ausbezahlt. Tomasz Jabłocki zeigt abschließend anhand von Kölers Intermediärübersetzung, wie sehr das Englische insbesondere im Bereich der Erbauungsliteratur als Nationalsprache an Prestige gewann.

ERICH POPPE legt in seinem Beitrag eine ausführliche Untersuchung der Übersetzungsstrategien von John Bunyans *Pilgrim's Progress* ins Kymrische (auch als Walisisch bezeichnet) vor. Die Übersetzer Stephen Hughes und Thomas Jones, die 1688 und 1699 Übertragungen ins Kymrische veröffentlichten, verfügten über einen Mitarbeiterstab von drei Personen und orientierten sich am gesprochenen Walisisch (wie Hughes) oder bewarben ihre Übersetzung mit dem Erfolg der bereits vorhergehenden kymrischen Auflage (wie Jones). Insbesondere Hughes gelingt es, die kymrische Ausgabe neben dem englischen Original im Kanon der lesenden walisischen Bevölkerung fest zu etablieren, so dass seine bahnbrechende Übersetzung bis ins 20. Jahrhundert vielfach aufgelegt wurde.

Der erste Teil des Beitrags von HEINZ EICKMANS widmet sich dem Zustandekommen der frühen, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts erschienenen deutschen Übersetzungen der Werke John Bunyans, insbesondere seines Hauptwerks *The Pilgrim's Progress* (1678, dt. *Eines Christen Reise nach der Seeligen Ewigkeit* 1685). Anhand ausgewählter Textbeispiele wird gezeigt, dass diese Übersetzung – wie auch alle anderen frühen Übersetzungen der Werke Bunyans – nicht auf dem englischen Original, sondern auf der niederländischen Übersetzung basiert. Der zweite Teil des Beitrags geht zunächst allgemein dem Anteil indirekter Übersetzungen in der frühen Neuzeit nach und untersucht im Folgenden die Bedeutung des Niederländischen, das als Intermediärsprache im Bereich der englischen Erbauungsliteratur des 17. Jahrhunderts die erste Stelle einnimmt.

SOFIA DERERs Beitrag richtet das Augenmerk auf die Rezeption englischer Erbauungsliteratur im Straßburg des 17. Jahrhunderts. Der Straßburger Präses des lutherischen Kirchenkonvents Johannes Schmidt förderte die Lektüre englischer Autoren wie Lewis Bayly, Joseph Hall und Robert Parson vor allem für den Hausgebrauch. Dies geschah angesichts des als göttliches Strafgericht empfundenen Dreißigjährigen Krieges zur Intensivierung eines gottgefälligen Lebens in Nächstenliebe. Derer zeigt unter Rückgriff auf die Übersetzungstheorie des Kulturwissenschaftlers Itamar Even-Zohar auf, wie auf verschiedenen Ebenen die Straßburger Reformorthodoxie die englische Gebrauchsliteratur in die lutherische Kirchenlehre integrierte. Dies gilt auch für das Erbauungsbuch *Insomnis Cura Parentum* von Moscherosch, der sich in diesem Werk nicht nur als im Sinne der Reformorthodoxie vorbildlicher Lutheraner inszeniert, sondern auch intensiv Elizabeth Jocelyns *The Mothers Legacy to her Vnborne Childe* zitiert und so weibliche Autorschaft in die männlich dominierte Gattung der Erbauungsliteratur integriert.

Der Beitrag von NICOLA KAMINSKI unternimmt einen bedeutungsgeschichtlichen ‚Spaziergang‘, der von der Varianz früher deutscher Übersetzungen für den seit 1709 erscheinenden *Tatler* ausgeht: ›Der Plauderer‹ steht einer Übersetzung als ›Der Tadler‹ gegenüber. Untersucht werden in zwei synchronen Schnitten 1716/17 und 1725/26 Wörterbucheinträge sowie literaturkritische Zusammenhänge, in denen auf den *Tatler* Bezug genommen wird. Die wiederholte semantische und performative Verschränkung zwischen Tadeln und verbalem

Exzess legt es für Kaminski nahe, die frühe Wortgeschichte von ›Tadel‹ bzw. ›tadeln‹ zu ergründen. Aufschlussreich ist dabei, dass der *Teutsche Sprachschatz* von 1691 ›tadeln‹ in seiner Grundbedeutung als intensiviertes ›talen‹ (›Worte machen‹) bestimmt. Vor diesem Hintergrund stellen Titelwahl und publizistischer Auftritt der *Vernünftigen Tadlerinnen* 1725/26 sich als den semantischen und performativen Spielraum ausschöpfende ›Übersetzung‹ von *The Tatler* dar, die sich einer normativen Beurteilung im Sinne von ›Tadel‹ zugunsten sprachlicher Inszenierung entzieht.

Sektion 2: Gattungen, Medien und Künste

Der Beitrag *Autorschaft und Übersetzen: Gryphius' Cardenio und Celinde im Verhältnis zu einem verlorenen Drama Shakespeares* von ROMAIN JOBEZ analysiert kulturelle Austauschprozesse im frühneuzeitlichen Europa am Beispiel der Zirkulation des *Cardenio und Celinde*-Stoffes, dessen Ur-Text sich im *Don Quijote* von Cervantes finden lässt. Unter Bezugnahme auf Roger Chartiers Monographie *Cardenio entre Cervantès et Shakespeare. Histoire d'une pièce perdue* kann eine Gleichzeitigkeit der Rezeption verschiedener Quellen – von Montalbán über Middleton bis hin zu Rodenburgh – über ein halbes Jahrhundert hinweg angenommen werden, so dass weniger die Übersetzung eines Textes sich als entscheidend erweist, sondern vielmehr für eine Transtextualität im Sinne Gérard Genettes plädiert wird. In diesem Sinne lassen sich, so Romain Jobez, auch die Quellenverweise von Gryphius für sein Drama lesen.

JOHN GUTHRIEs Untersuchung skizziert zunächst die Faszination Bodmers für Milton und die Gründe für Bodmers Übersetzungsvorhaben von *Paradise Lost*, eine Übertragung, die als Meilenstein in der deutschen Übersetzungsgeschichte des 18. Jahrhunderts bezeichnet werden kann, in den Auseinandersetzungen zwischen Leipzig und Zürich jedoch in den Hintergrund trat. Guthrie hebt die Sprachkraft Miltons im Bereich der Naturbeschreibungen und die Verbindung von Naturdarstellungen mit dem Erhabenen hervor, die Bodmer bis hin zur Identifikation mit Milton und seinen Charakteren ergriffen habe. Daran anknüpfend werden die Gründe für eine Prosaübersetzung Bodmers erörtert, wobei im Gegensatz zu vorhergehenden Forschungsansätzen mehr die Übersetzungstreue denn die Unterschiede zwischen Original und Übertragung hervorgehoben werden. In der abschließenden Abwägung der von Bodmer zu bewältigenden Schwierigkeiten und der Vorteile seiner Übersetzung stützt sich Guthries Beitrag auf Ansätze der ‚Translation Studies‘.

Die erste deutsche Übersetzung von *Paradise Lost*, die von Theodor Haak begonnen und von Ernst Gottlieb von Berg zunächst überarbeitet und dann abgeschlossen wurde, um sie 1682 zu publizieren, steht im Mittelpunkt des Beitrags von SONJA KLIMEK und KILIAN SCHINDLER. Nach einer sozialen, politischen und religiösen Kontextualisierung der beiden Übersetzer Haak und Berg analysieren Klimek und Schindler linguistische, politische und metrische Übertragungsvorgänge – nicht nur im Abgleich von Miltons Original zu Haaks Übertragung, sondern auch in den Revisionen der Haakschen Fassung durch Berg. Berg, so die These von Klimek und Schindler, habe die republikanische Aus-

richtung der Haakschen Übersetzung zugunsten einer ästhetischen und religiösen Interpretation zurückgenommen, ein Deutungsansatz, wie ihn schließlich auch Johann Jakob Bodmer in seiner Prosaübersetzung (1732) betonte. Bergs Ausgabe ist bemerkenswerterweise das erste deutschsprachige Werk in Blankversen. Schindler und Klimek heben abschließend hervor, wie sehr Haak die poetischen Freiheiten Miltons nachzubilden versuchte, wohingegen Bergs Übersetzung im Sinne Opitzscher Regelpoetik verfare.

Die visionären Schriften der englischen Mystikerin Jane Leade und deren textgetreue Übersetzungen durch den Nürnberger Loth Fischer aus dem Umkreis eines missionarischen, radikalen Pietismus stehen im Mittelpunkt des Beitrags von JOANA VAN DE LÖCHT. Leades *The heavenly cloude now breaking* hatte Fischer 1694 unter Beibehaltung größtmöglicher Texttreue (bis in die Satzzeichensetzung) deutschsprachig in Amsterdam als *Die Nun brechende und sich zertheilende Himmlische Wolcke* veröffentlicht. Übersetzen meint im mystischen Kontext auch eine von göttlicher Inspiration geleitete Tätigkeit, wobei van de Löcht für das englische ‚translation‘ einen nach dem Tod erfolgenden Aufstieg in den Himmel als biblische Bedeutung hervorheben kann. Leade, die zweifellos von Böhme beeinflusst war, fungiert als Medium, das die göttliche Botschaft in englische Sprache übersetzt und verschriftlicht, die wiederum von Loth Fischer ins Deutsche übertragen wird. Übersetzung wird im visionären Schrifttum demnach zu einer Praxis von gleichermaßen grundlegender und vielschichtiger Bedeutung.

Anhand relevanter europäischer Übersetzungen und Adaptionen des in drei Teilen erschienenen Berichts *The Isle of Pines, or, A late Discovery of a Fourth Island in Terra Australia, Incognita* (1668) von Henri Neville beschreibt und kontextualisiert THOMAS BORGSTEDT Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den verschiedenen Übertragungen, aber auch Unterschiede und Spezifika der verschiedenen hier interessierenden Rezeptionsspuren. Der Fokus liegt dabei vor allem auf der Frage, inwiefern Nevilles Publikation als Darstellung von Fakten oder aber als Fiktion wahrgenommen wurde, und auf der Art und Weise, wie die einzelnen Übertragungen mit den skandalträchtigen Ausführungen zur Vermehrung der Bewohner und Bewohnerinnen der Insel Pines umgegangen sind. Besonderen Raum nimmt schließlich die von dem Bericht über die Insel Pines inspirierte Darstellung des Einsiedlers *Simplicissimus* auf der Kreuzinsel in der *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi* von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen ein, die Borgstedt mit überzeugenden Argumenten als „Anti-Pine“ interpretiert.

Der panoramisch angelegte Beitrag von CHRISTINA STRUNCK will anhand ausgewählter Forschungsfelder, namentlich Reisebeschreibungen bzw. ‚Reisenarrativen‘, dem durch den englischen Hosenbandorden, zu dessen Mitgliedern auch Angehörige des deutschen regierenden Adels gehörten, begründeten Austausch, der Künstlermobilität, dem Transfer von Objekten wie Gemälde oder kunsthandwerklicher Artefakte sowie der Monumentalmalerei Gegenstandsbereiche kartieren, die interessante Fälle und Perspektiven für eine Befassung mit englisch-deutschen kunst- und architekturbezogenen Kulturkontakten bieten. Der

zeitliche Fokus liegt auf dem Zeitraum 1660–1727, der bislang noch kaum durch einschlägige Forschungen untersucht wurde. Eine umfangreiche Bibliographie erleichtert den Einstieg in die von der Verfasserin erläuterten Forschungsfelder.

Sektion 3: Wissensfelder und Kulturen

Der Beitrag von DIRK WERLE widmet sich einer der wenigen Übertragungen von Francis Bacons Werken ins Deutsche, nämlich der Übersetzung des erstmals 1597 in englischer Sprache erschienenen *Essays* durch Johann Wilhelm von Stubenberg. Die Genese der Übersetzung und hier insbesondere Fragen nach der Motivation des Vorhabens und nach der (lateinischen) Vorlage werden ebenso behandelt wie die als werkgetreu klassifizierte Übersetzungsweise Stubenbergs. Vor allem jedoch geht es Dirk Werle darum, den Kontext der Publikation, namentlich deren Verankerung im Netzwerk der Fruchtbringenden Gesellschaft, als deren Mitglied Stubenberg agierte, und die damit verbundenen „gruppenspezifischen Leseinteressen und Traditionsbildungen“ herauszustellen.

Im Zentrum des Beitrags von GABRIELE BALL stehen weniger Fragen des Verhältnisses zwischen Vorlage und Übersetzung, sondern vielmehr das Selbstverständnis der Übersetzerin als weiblicher Autorin sowie die Rahmenbedingungen, die die Genese von Margareta Maria von Buwinghamen und Walmerodes Übertragung von Joseph Halls *Heaven upon Earth* ermöglichten. Besondere Bedeutung kommt dabei dem Briefwechsel zwischen der Übersetzerin und ihrem Mentor Johann Valentin Andreae und dem Beziehungsnetzwerk zur Fruchtbringenden Gesellschaft zu. Ball zeigt, wie selbstbewusst und zielorientiert sich die Übersetzerin die Programmatik der bedeutendsten deutschsprachigen literarischen Sozietät des 17. Jahrhunderts zu eigen macht und die Kontakte zu bedeutenden Mitgliedern der Gesellschaft für ihre publizistischen Zwecke nutzt.

MAXIMILIAN BERGENGRUEN fokussiert in seinem Beitrag den Gespenster-Auftritt in *Carolus Stuardus* unter dem Gesichtspunkt der Racheforderungen der Geister. Die bei Gryphius auf dem neuesten Stand theatraler Technik eingreifenden Gespenster haben ein ‚unfinished business‘ (Salman Rushdie) auf Erden und treten für die Rache am politischen Gegner ein. Unter Rückgriff auf die englische Publizistik (Milton, *Eikon basilike*) und den deutschen Strafrechtsdiskurs (Carpzov) beleuchtet Bergengruen, wie sich die Rechtspositionen von Royalisten und Independenten bei Gryphius letztlich gegenseitig aufheben, indem beide Parteien auf göttliches Recht verweisen und Rache fordern. Das in der *Imitatio Christi* eingeforderte Verzeihen wird zwar vom hingerichteten König vorgeführt, in der B-Fassung triumphiert jedoch die Rache der Royalisten an den Independenten über das Liebesgebot.

Der Gespenstererscheinung Maria Stuarts in *Carolus Stuardus* von Gryphius widmet sich CONRAD FISCHERS Beitrag. Fischer rekonstruiert nochmals detailliert die Quellenforschungen, die Gryphius in seinen Anmerkungen offenlegt, und hebt die Bedeutung einer quellenkritischen Geschichtsschreibung bei Camden gegenüber der älteren Historiographie zu Maria Stuart hervor. Dramengeschichtlich zeichnet Fischer Parallelen und Differenzen zwischen Vondels Maria Stuart-Trauerspiel und der Gespenstererscheinung Marias bei Gryphius nach,

wobei der Gespensterauftritt als geschichtsrevisionistischer Bühneneffekt deutlich wird. So kann der Geist Maria Stuarts bei Gryphius pointiert als Schwellenfigur zwischen *Historia* und *Fabula* gefasst werden.

Die Inselgeografie als zentrale Voraussetzung des politischen Geschehens in *Carolus Stuardus* von Andreas Gryphius betrachtet FRANZ FROMHOLZER in seinem Beitrag. In Analogie zur utopischen Literatur der Frühen Neuzeit ist es gerade der Inselstaat, der bei Gryphius Großbritannien als politisches Experimentierfeld erscheinen lasse, so Fromholzer. England, von König Karl als das ‚enge Land‘ bezeichnet, tendiert zu Krieg und sozialer Dynamisierung, wobei die vom stürmischen Meer umtoste Insel in ihren klimatischen und geologischen Gegebenheiten für die politischen Katastrophen von entscheidender Bedeutung ist.

Am Beispiel der historischen, nach ihrem frühen Tod vielfach literarisierten Figur der Algonkin-Häuptlingstochter Pocahontas untersucht STEPHAN KRAFT das auf die frühe europäische Kolonialisierung Nordamerikas bezogene Bildinventar. Er stellt die überragende Rolle der Verlegerfamilie de Bry heraus, deren *Americae*-Reihe die Wahrnehmung der Neuen Welt in kaum zu überschätzender Weise prägte, beleuchtet das Beziehungsgefüge zwischen den deutschen und englischen Visualisierungen der Inbesitznahme Virginias durch britische Siedler und insbesondere der Rolle der Algonkin und Pocahontas und vermag außerdem die Beeinflussung textueller Adaptionen des Stoffs durch graphische Vorbilder zu plausibilisieren. Zugleich zeichnet er jene ikonographischen Veränderungen nach, die aus den ursprünglich durchaus mit dokumentarischem Anspruch gestalteten Illustrationen zunehmend exotisierende und schließlich erotisierende Darstellungen werden ließen.

Die vorliegenden Beiträge gehen auf die vom 24. bis 26. September 2020 im Evangelischen Forum Annahof in Augsburg ausgerichtete DFG-Konferenz *Engel-ländisch to and fro! Deutsch-englische Übersetzungskultur der Frühen Neuzeit* zurück. Die Tagung wurde in Kooperation mit der Internationalen Andreas Gryphius-Gesellschaft (IAGG) veranstaltet. Die Organisatoren bedanken sich für die großzügige Unterstützung der Tagung bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Gesellschaft der Freunde der Universität Augsburg sowie dem Evangelischen Forum Annahof, das die Räumlichkeiten zur Verfügung stellte. Für die tatkräftige Unterstützung bei der redaktionellen Einrichtung des Bandes danken wir Sabine Schröder-Fartash, Sabine van Eeckhoutte und Bettina von Linde-Suden. Dem J.B. Metzler Verlag und Springer Link, namentlich Frau Grit Kern und Herrn Dr. Oliver Schütze, sowie dem DFG-Schwerpunktprogramm 2130 *Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit*, namentlich der wissenschaftlichen Koordinatorin Annkathrin Koppers, danken wir für professionelle Zusammenarbeit sowie die Aufnahme in die gleichnamige Publikationsreihe.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Teil I
Sektion 1: Übersetzungspraktiken
und -reflexionen

Kapitel 2

Der Kurtze Wegweiser zur Erlernung der Englischen Sprache und die Gestaltung seiner Musterdialoge



Misia Sophia Doms

Der erstmals 1699 in Hamburg erschienene *Kurtze Wegweiser zur Erlernung der Englischen Sprache*, dessen englischer Paralleltitel *A little GRAMMAR or Short guide to learn the English Tongue* lautet, bildet ein prototypisches Beispiel für jene Lehrmaterialien, mit denen sich deutschsprachige Lerner¹ am Ende des 17. bzw. Anfang des 18. Jahrhunderts Grundkenntnisse in einer lebenden Fremdsprache – im konkreten Fall: im Englischen – erarbeiten konnten. Er soll im Folgenden zunächst im Überblick vorgestellt werden (1). In einem nächsten Schritt wendet sich die vorliegende Untersuchung den in diesem Werk enthaltenen Musterdialogen zu. Nach einigen Vorüberlegungen zur Gattung des

¹Es finden sich in der Gestaltung der Vorrede wie auch in den Musterdialogen der betrachteten Auflagen keine expliziten Hinweise darauf, dass das Werk sich, neben der Adressierung eines männlichen Publikums, auch um eine weibliche Leserschaft und ihre rollenspezifischen sprachlichen Bedürfnisse bemühte. Dies schließt zwar nicht aus, dass das Werk fallweise auch von Sprachenlernerinnen genutzt wurde, doch sind solche Nutzungen jedenfalls bislang nicht dokumentiert worden. Auch wird man, ungeachtet der Tatsache, dass vom Autor nur die Initialen bekannt sind, kaum von einer weiblichen Autorschaft ausgehen können: Schon der bereits erwähnte Umstand, dass in den Musterdialogen dezidiert männliche Milieus beschrieben werden, lässt dies mehr als unwahrscheinlich erscheinen. Dass im Folgenden sowohl die Produktions- als auch die Rezeptionsseite jeweils nur mit männlichen Formen benannt werden, ist eine bewusste Entscheidung, die zum Ausdruck bringen soll, dass in der Werkgestaltung weder Frauen noch nicht-binäre Personen als Lesepublikum mitgedacht sind. Aus Gründen der Einheitlichkeit und weil die hier angeführten Bedingungen für den größten Teil der frühneuzeitlichen Sprachlehrwerke gelten, wird die maskuline Schreibung auch in den allgemeinen generischen Ausführungen beibehalten.

M. S. Doms (✉)
Baden bei Wien, Österreich
E-Mail: misia.doms@ph-noe.ac.at

Modellgesprächs bzw. des Gesprächsbüchleins (2) werden die Lehrwerksdialoge in ihrer Makrostruktur (3) sowie in ihrer Mikrostruktur genauer analysiert (4). Anschließend setzt sich der vorliegende Aufsatz mit den Dialogen der Lehrwerksausgabe von 1713 auseinander und verbindet diese Untersuchung mit weiterführenden Überlegungen zum Leserkreis des Werks (5). In einem Ausblick (6) wird schließlich die Frage nach künftigen Forschungsperspektiven zu den betrachteten Musterdialogen und zu anderen Vertretern der Gattung gestellt.

2.1 Vorstellung des Werks und seiner Publikationsgeschichte

Vom Verfasser des *Wegweisers* werden im Werk selbst nur die Initialen genannt: Ausweislich des Titelblatts und der Vorrede handelt es sich bei ihm um einen gewissen „F. K.“² Dass dieser nicht nur einen Hamburger Verleger gewählt, sondern auch selbst in Hamburg gewirkt haben muss, wird bereits dadurch deutlich, dass der Autor seine Vorrede mit „Hamburg, den Januarii 1699“ datiert.³

Aus der kombinierten Leser- und Widmungsvorrede geht weiterhin hervor, dass es sich bei ihm um einen erfahrenen Sprachlehrer handelt, der auf eine größere Zahl offenbar reputierlicher Schüler verweisen kann: K. eignet seinen Band seinen „jetzt habenden geehrten *Discipeln*“ zu⁴ und führt in diesem Zusammenhang auch eine lange Namensliste an,⁵ auf der sich unter anderem ein gewisser „*Mr.* Hans Georg Kirchenpauer“ findet.⁶ In einer Biographie Werner von Melles über Gustav Heinrich Kirchenpauer finden wir eine kurze Familiengeschichte, in der nicht weniger als drei Personen mit dem Namen Hans bzw. Johann Kirchenpauer erwähnt werden. Zunächst heißt es dort zu den Vorfahren des porträtierten Hamburger Bürgermeisters aus dem 19. Jahrhundert, dass ein gewisser Johann Georg Kirchenpauer, Spross einer Familie exilierter böhmischer Protestanten, „1640 Bürger in Hamburg“ geworden und durch Verehelichung zum Nachfolger des Geschäftsinhabers „Hans von Jerusalem“ avanciert sei. „Sein Sohn und sein Enkel, welche beide *Hans Georg* hießen, setzten sein Geschäft fort“.⁷ Bei

² Vgl. F. K. (1699), o.S. – im Folgenden wird auf Textstellen aus diesem Werk mit der Sigle *W-1699*, der Gesprächsnummer (kursiv) und der Seitenzahl verwiesen. Auch in Schröders ausführlicher Bibliographie englischer Lehrwerke werden die Initialen nicht aufgelöst, vgl. Schröder (1975), S. 13, 301.

³ *W-1699*, Bl. A2^v.

⁴ *W-1699*, Bl. A2^r, Herv. i. O.

⁵ *W-1699*, Bl. A2^r–A2^v.

⁶ *W-1699*, Bl. A2^v, Herv. i. O.

⁷ Melle (1888), S. 6, Herv. i. O.

„Hermannus Benning“, einer weiteren auf K.s Liste genannten Person,⁸ dürfte es sich um einen gleichnamigen, in Hamburg ansässigen Glockengießer handeln.⁹ Der im Namensregister der Vorrede gleich zwei Mal aufscheinende Name „Uffelmann“¹⁰ dürfte auf zwei Sprösslinge des gleichnamigen Gelehrten- und Ratsherrengeschlechts¹¹ verweisen. Mit „Borchard Uffelmann“¹² könnte der im Zedler erwähnte „deutsche[] Rechtsgelehrte“ Burchard Uffelmann gemeint sein.¹³ Bei „Johann Elers“¹⁴ könnte es sich um den gleichnamigen Sohn des Lauenburger Superintendenten und Hamburger Bürgers Albert Elers handeln.¹⁵ Den in der Liste erwähnten Namen „Nicolaus [...] Schütte“¹⁶ findet man einige Jahre später, nämlich 1708, unter den Domini Jurati der Hamburger Hauptkirche St. Petri.¹⁷ Die Schüler, zu deren Namen sich der biographische oder familiäre Hintergrund rekonstruieren lässt, stammen also aus dem gehobenen Händler-, Handwerker-, aus dem Gelehrten- und Ratsherrenmilieu, d. h. aus Familien mit gutem Leumund sowie dem Patriziat.

Vergleicht man die sprachliche Gestaltung der links in deutscher, rechts in englischer Parallelversion gesetzten Dialoge¹⁸ aus der Perspektive der Sprachrichtigkeit, dann muss man feststellen, dass sich in beiden Fassungen etwa dieselbe Anzahl kleinerer Fehler findet. So heißt es im dritten Gespräch von der Butter in der deutschen Version „Sie ist sehr Saltz“, während sich in der englischen Fassung die besser verständliche und sprachlich korrekte Formulierung „It is much salted“ findet.¹⁹ Umgekehrt kommen auch kleinere sprachliche Unzulänglichkeiten in der englischen Fassung vor, so etwa dort, wo anstelle von „sick“ die Buchstabenfolge „seck“ steht.²⁰ Dabei erscheint es meist unentscheidbar, ob der

⁸W-1699, Bl. A2^r.

⁹Vgl. Hach (1886), S. 139.

¹⁰W-1699, Bl. A2^r–A2^v.

¹¹Vgl. Anon. (1746–2), S. 425; Gallois (1885), S. 220; Mönckeberg (1885), S. 315.

¹²W-1699, Bl. A2^v.

¹³Vgl. Anon. (1746–1), S. 424.

¹⁴W-1699, Bl. A2^v.

¹⁵Vgl. Carstens (1889), S. 104–106.

¹⁶W-1699, Bl. A2^v.

¹⁷Vgl. Behrmann (1823), S. XII.

¹⁸Wie John Gallagher (2019), S. 90, ausführt, handelt es sich beim parallel gedruckten, zweisprachigen Text um die häufigste Form des Textarrangements bei Musterdialogen im 17. und 18. Jahrhundert. Der Autor führt dies wesentlich darauf zurück, dass sich damit Text und Übersetzung von den Lernenden leicht vergleichen ließen – und dass durch Abdecken einer der beiden Seitenhälften lernendenseitig auch selbst eine Übersetzung vorgenommen werden konnte. Vgl. Gallagher (2019), S. 90–92.

¹⁹W-1699, 3, S. 56.

²⁰W-1699, 6, S. 62.

jeweilige Fehler auf die sprachliche Inkompetenz des Autors oder auf ein Versehen seitens der Setzer zurückgeht. Wer gehofft haben mag, über mögliche Fehler der deutschen oder der englischen Textversion der Erstsprache des Autors auf die Spur zu kommen, der wird durch diesen Befund enttäuscht: Ob K. im deutschen oder im englischen Sprachraum aufgewachsen ist, muss offenbleiben.

Wie seine wiederholte Neuauflage verrät, hatte K.s Sprachlehrwerk offenbar einen beachtlichen Erfolg: Der KVK weist Neuauflagen aus den Jahren 1704, 1705 und 1713 aus. Der Verleger aller vier Drucke war Georg König. Bemerkenswert ist, dass 1706 in London ein Namensvetter des *Wegweisers* erschien: *Der vollkommene englische Wegweiser*, verfasst von einem gewissen Johann König,²¹ der als „Englische[r] Sprach-Meister in Londen“ geführt wird. Eine nennenswerte inhaltliche Nähe zwischen beiden Publikationen besteht allerdings nicht, so dass sich das englische Werk kaum als Bearbeitung oder Fortsetzung des hanseatischen Lehrbuchs betrachten lässt. Auch lassen sich keine Belege dafür finden, dass es sich bei Johann König etwa um einen Verwandten von Georg König und/oder von F. K. handelte. Einen bloßen Zufall dürfte die Übereinstimmung der Titel bei zwei einander nahestehenden Englischlehrwerken trotzdem nicht darstellen: Es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass das Londoner Werk bei der Titelwahl bewusst an den zeitgenössischen Hamburger *Wegweiser* anknüpfte, um auf sich aufmerksam zu machen und für sich zu werben. Diese Strategie allerdings dürfte in der Publikationsgeschichte des Londoner Lehrbuchs bald an Bedeutung verloren haben, entpuppte sich doch das Londoner Werk als ein noch größerer Erfolg als die mehrfach wiederaufgelegte Hamburger Publikation: Bereits vor etlichen Jahren hat Frederike Klippel darauf hingewiesen, dass das im Ausland publizierte Werk Johann Königs insgesamt die „erfolgreichste englische Sprachlehre für Deutsche aus dem 18. Jahrhundert“ darstellt.²²

Im vorliegenden Beitrag soll vom Londoner Lehrbuch nicht weiter die Rede sein. Betrachtet werden sollen allein das Hamburger Sprachlehrwerk von 1699 und seine Weiterentwicklung im Rahmen der letzten Auflage von 1713. Diese „Abermahls Neu = verbesserte“²³ Auflage stellt streng genommen aufgrund weitreichender Überarbeitungen und Ergänzungen eher eine (mindestens partielle) Neuausgabe denn eine bloße Neuauflage dar: Unter anderem werden in der Lehrbuchversion von 1713, die ausweislich des Titelblatts ebenfalls von F. K. verfasst wurde, die einzelnen Werkbestandteile konsequent auch auf Italienisch dargeboten, so dass aus dem zweisprachigen ein dreisprachiges Lehrwerk wird. In einer tabellarischen Übersicht lassen sich die Unterschiede beider Lehrwerksausgaben wie auch die strukturellen Kontinuitäten wie folgt skizzieren:

²¹ König (1706), o.S.

²² Klippel (1996), S. 62.

²³ F. K. (1713), o.S. – im Folgenden wird auf Textstellen aus diesem Werk mit der Sigle *W-1713* verwiesen.

Ausgabe von 1699	Ausgabe von 1713
Kombinierte Leser- und Widmungsvorrede	Leservorrede
Aussprachehinweise zum Englischen	Aussprachehinweise zum Englischen
Grammatik des Englischen	Grammatik des Englischen
	Aussprachehinweise zum Italienischen
	Grammatik des Italienischen
Adverbiensammlung (eng./dt.)	Zahlen und Adverbiensammlung (dt./eng./it.)
16 Musterdialoge (dt./eng.)	3 Musterdialoge (dt./eng./it.)
Alphabetisch gegliederte Vokabelliste (eng./dt.)	Nach Sachgruppen gegliederte Vokabelliste (dt./eng./it.)
Morgen- und Abendgebete (nur eng.)	

Einer der markantesten strukturell-inhaltlichen Unterschiede zwischen beiden Ausgaben liegt darin, dass in der späten Auflage anstelle von 16 Musterdialogen nur noch drei längere literarisch inszenierte Modellgespräche dargeboten werden. Da – mindestens aus literatur-, kultur- und kommunikationsgeschichtlicher Perspektive – fiktive Unterredungen ohnehin die aufschlussreichsten Elemente eines frühneuzeitlichen Sprachlehrwerks darstellen, sollen diese in den weiteren Ausführungen näher betrachtet werden. Dazu wird es zunächst erforderlich sein, im Ausgang von allgemeinen generischen Betrachtungen zum frühneuzeitlichen Sprachlehredialog die Makrostruktur der Modellgespräche vorzustellen. Anschließend sollen ausgewählte Mikrostrukturen der Dialoge analysiert werden.

2.2 Zur Gattung des Modellgesprächs bzw. des Gesprächsbüchleins

Eine jener Forschungsarbeiten, die sich in der jüngsten Vergangenheit genauer mit älteren Sprachlehrwerken und ihren Bestandteilen befasst haben, ist Werner Hüllens *Kleine Geschichte des Fremdsprachenlernens*. Zur Gattung des Musterdialogs bzw. des Gesprächsbüchleins betont der Autor, dass sie einen Rückgriff auf Traditionen aus der antiken und mittelalterlichen Fremdsprachendidaktik darstelle und dass ausgewählte Vertreter dieses Texttyps in der Frühen Neuzeit an Grammatiken zum Erwerb einer Fremdsprache angefügt würden. Die Koexistenz einer Grammatik und einer Sammlung von Musterdialogen in einer gemeinsamen Publikation führe aber keineswegs immer zu Querverbindungen zwischen beiden Werkteilen: Häufig stünden beide Abschnitte des Lehrwerks mehr oder minder unverbunden nebeneinander.²⁴ Die Binnengliederung innerhalb einer Sammlung von Musterdialogen erfolge oft nach thematischen Gesichtspunkten, wodurch das

²⁴Vgl. Hüllen (2005), S. 48.

in diesem Rahmen dargebotene Vokabular zugleich semantisch geordnet werde.²⁵ Des Weiteren geht Hüllen davon aus, dass die Dialoge von den Nutzern wohl oft systematisch auswendig gelernt wurden.²⁶

Dieser Gattungsdefinition lassen sich die Überlegungen Jörg Kilians gegenüberstellen, der mit seinem Ansatz der historischen Gesprächsforschung von vornherein eine andere Perspektive auf die Gattung einnimmt. Auch wenn Kilian anerkennt, dass es sich bei Musterdialogen um erdachte Gespräche bzw. „fiktive Modelldialoge“ für Sprachenlerner handelt,²⁷ bewertet er sie, im Kontext seiner sprachwissenschaftlichen Arbeit, nicht etwa als Sekundärquellen, sondern als Primärquellen.²⁸ Während Hüllen ausdrücklich davor warnt, die von ihm durchaus konzedierte „alltagspraktisch[e]“ Ausrichtung der Musterdialoge mit „sprachlichem Naturalismus [zu] verwechsel[n]“,²⁹ betont Kilian mit der von ihm vorgenommenen Zuordnung ihre Nähe zur realen zeitgenössischen Kommunikation in einer konkreten Gesprächssituation. An anderer Stelle postuliert er sogar explizit, dass die Dialoge „sehr realitätsnahe Einblicke in Strukturen von Dialogsorten und typische Verläufe“ gewährten³⁰ und „im Wege der mimetischen Nachbildung von zeitgenössisch möglichen Dialogen verschiedene gesellschaftliche Kommunikations- und Praxisbereiche“ zu „veranschaulichen“ streben.³¹

In Anbetracht solcher Darstellungen muss man sich allerdings über ein der Gattung inhärentes Paradoxon Rechenschaft ablegen, dass sich aus der medialen Form der Musterdialoge ergibt: Wie Brigitte Schlieben-Lange betont, gilt Mündlichkeit schon in der Alltagswahrnehmung vielfach als „*als Ort der Gedankenproduktion*“ und „*als Bereich des Zwanglosen*“.³² Analog dazu unterstreicht Bernhard Asmuth, dass sich die mündliche Sprachproduktion, jedenfalls im Bereich der Wechselrede, „spontaner“ vollziehe als schriftliche Äußerungen.³³ Fiktionale Gesprächsliteratur im Allgemeinen³⁴ und sprachdidaktische Musterdialoge im Besonderen³⁵ knüpfen in ihrer Gestaltung an solche Vorstellungen von der Mündlichkeit an, allerdings erweist sich jegliche Form der Spontaneität,

²⁵ Vgl. Hüllen (2005), S. 49.

²⁶ Vgl. Hüllen (2005), S. 48.

²⁷ Kilian (2005), S. 45.

²⁸ Vgl. Kilian (2005), S. 43–46.

²⁹ Hüllen (2005), S. 49.

³⁰ Kilian (2005), S. 44.

³¹ Kilian (2005), S. 45.

³² Schlieben-Lange (1983), S. 84–85, Herv. i. O.

³³ Asmuth (2009), S. 66.

³⁴ Vgl. Doms (2018), S. 62, 159.

³⁵ Vgl. Kilian (2005), S. 5.

die man in ihnen auf den ersten Blick zu finden scheint, bei näherem Hinsehen als eine bloße Inszenierung: Auch wenn die Modellgespräche sich thematisch und stilistisch durchaus an der mündlichen Rede orientieren, kommt es in ihnen mitnichten zu einem freien „Wechselspiel von Rede und Gegenrede“,³⁶ d. h. zu echter Dialogizität. Auch wenn die Figuren in lebhaftes Gespräche verwickelt scheinen, gibt hier nicht situationsspezifisch ein Wort das andere, sondern Gesprächsverlauf wie Gesprächsausgang sind und bleiben *de facto* vom monologisch agierenden Autor ein für alle Mal schriftlich festgelegt.

Variationen des im Musterdialog inszenierten Redewechsels können allenfalls im Kopf der Leser stattfinden. Im Blick auf ein frühneuzeitliches Lesepublikum wird man allerdings davon ausgehen müssen, dass hier, wie bereits oben angesprochen, nicht der Wunsch nach Variation, sondern eher das Bemühen im Vordergrund stand, fiktive Sprachlehrdialoge auswendig zu lernen. Damit aber entstand ein praktisches Problem: Wo Leser auf der Basis auswendig gelernter Wortwechsel in weiterer Folge selbst in der Fremdsprache zu kommunizieren versuchten, darf man vermuten, dass auch ihre Redebeiträge mitnichten zwanglos und spontan ausfielen. Eher wird man ihnen unterstellen dürfen, dass sie, zumindest bei der ersten Erprobung ihrer neuen Kenntnisse, ein sehr starres, holzschnittartiges Gesprächsverhalten an den Tag legten. Vielleicht werden einige Nutzer, die sich im konkreten Gespräch ihrer Sache noch nicht ganz sicher waren, gar das Sprachlehrwerk selbst zur Hand genommen und passende Sätze aus den Modellgesprächen vorgelesen haben.³⁷

Auch wenn die Inszeniertheit zweisprachiger Modellgespräche zu praktischen Problemen in der Nutzung derselben geführt haben dürfte, hatte sie indes gleichzeitig auch einen eindeutigen Vorteil: Gerade durch ihre planvolle Gestaltung vermochten die Musterdialoge ihrem zeitgenössischen Publikum zugleich „konventionelle Idealnormen“ für das Gesprächsverhalten in bestimmten Situationen zu verdeutlichen.³⁸ Ihrer Gestaltung eignete damit ein gezielt utopisches Moment.

³⁶Schlieben-Lange (1983), S. 84.

³⁷Gallagher (2019, S. 56), weist darauf hin, dass die entsprechenden Lehrwerke auch auf potenzielle Auslandsreisen mitgenommen wurden.

³⁸Kilian (2005), S. 46. Als normative Textgattung werden die Musterdialoge auch von Gallagher (2019), S. 56, betrachtet, der sie als „situational dialogues“ bezeichnet und von ihnen statuiert, dass sie verschiedene Zielgruppen in „situationally appropriate language“ unterwiesen hätten. Lehrwerke, die, wie F. K.s *Wegweiser*, Dialoge oder zumindest „conversational phrases“ enthalten, bezeichnet Gallagher (2019), S. 58, insgesamt als „conversation manual“ und betont damit ihren vorrangigen Einsatz in *mündlichen* Kommunikationssituationen, vgl. auch Gallagher (2019), S. 59. Zwischen 1480 und 1715 zählt Gallagher (2019), S. 60, insgesamt 11 englisch-deutsche *conversation manuals*. Texte, die neben Englisch und Deutsch noch andere Sprachen berücksichtigen, sind dabei nicht mitgerechnet.

2.3 Die Makrostruktur der im *Wegweiser* vertretenen Musterdialoge

Im Hinblick auf ihre Themen bzw. auf ihre konversationsbestimmenden fiktion-internen Kontexte lassen sich die 16 Dialoge der ersten *Wegweiser*-Auflage wie folgt charakterisieren:

1. Begrüßung eines Besuchers und wechselseitige Erkundigung nach dem Befinden
2. Gespräch beim morgendlichen Aufstehen
3. Konversation beim und über das Frühstück
4. Gespräch während eines Spaziergangs im Garten und beim Kegelspiel
5. Redewechsel beim gemeinsamen (Abend-)Essen
6. Unterredung zwischen einem Gastgeber und seinem Gast
7. Wortwechsel beim Kauf einer Perücke
8. Konversation eines wartenden Besuchers mit dem Diener des noch abwesenden Hausherrn
9. Gespräch über einen Sprachmeister, der französische Stunden anbietet
10. Unterredung mit dem zuvor genannten Sprachmeister
11. Unterhaltung über eine Verletzung, die den Sohn eines Gesprächspartners betroffen hat
12. Redewechsel mit dem Diener bei der morgendlichen Toilette
13. Gespräch über einen besuchten Gottesdienst
14. Essenseinladung und nachfolgendes Tischgespräch
15. Lehrer-Schüler-Gespräch über das Schönschreiben
16. Diskussion über einen Uhrenkauf

Analysiert man die Anordnung der Gespräche, so wird deutlich, dass sich der Autor in der makroskopischen Gliederung nicht darum bemüht hat, die verschiedenen Themenfelder in eine logische Abfolge zu bringen. Sieht man vom klar erkennbaren thematischen Zusammenhang der Gespräche 9 und 10 ab, erwecken lediglich die Gespräche 1–5 den Eindruck einer logischen Aneinanderreihung, insofern sie die Chronologie eines Tages vom Aufstehen bis zum Abendessen abbilden. Ansonsten scheinen die entworfenen Gesprächssituationen mehr oder weniger wahllos aneinandergereiht.

Auch scheint die Dialogabfolge keinem sprachdidaktischen Anordnungsmuster, wie etwa einer konsequenten Reihung im Blick auf steigende sprachliche Anforderungen, zu gehorchen: Weder bei den grammatischen Strukturen noch bei den semantischen Elementen der Gespräche kommt es zu einer kontinuierlichen Erhöhung des Komplexitätsgrades. Auffällig ist lediglich eine gewisse Längenzunahme der Einzelgespräche. Zum Einstieg, so könnte man sich vorstellen, empfiehlt sich durchaus die Auseinandersetzung mit dem ersten Gespräch oder möglicherweise auch mit den ersten fünf Gesprächen, für die unten noch eine gewisse Zusammengehörigkeit auf der Ebene der Handlung aufzuweisen sein

wird. Die Entscheidung, mit welchem Dialog sich der Leser im Anschluss daran befasst, bleibt aber seinen Bedürfnissen und Interessen vorbehalten.

Wer schließlich – angeleitet oder im Selbststudium – alle 16 Gespräche durchgegangen ist und sie, teilweise oder zur Gänze, memoriert hat, der ist auf eine Vielzahl möglicher Kommunikationssituationen in der Fremdsprache Englisch vorbereitet. Alle imaginierten Unterredungen lassen sich dabei im Gesamtkontext eines sozioökonomisch privilegierten Lebens situieren. Den Figuren der Dialoge begegnet man in ihren Mußestunden, z. B. bei Besuchen, gemeinsamen Mahlzeiten, Spaziergängen, Spielen und (Luxus-)Einkäufen, beim Erlernen gehobener Kulturtechniken (Kalligraphie, Französisch) oder bei der Morgen- und Abendtoilette, nicht aber bei irgendeiner schweißtreibenden physischen Tätigkeit. Bei ihren Äußerungen handelt es sich entweder um Anweisungen an Diensthofen oder um Konversationen mit sozial Gleich- oder Höhergestellten, in denen Komplimente und Neuigkeiten ausgetauscht werden. Es lässt sich vermuten, dass der Autor mit der fiktionalen Darstellung solcher Gesprächskontexte und Unterredungsarten den Lebensumständen der von ihm und seinem Verleger anvisierten künftigen Käufer des Werks möglichst nahezukommen versucht, um ihnen einen möglichst brauchbaren – und damit möglichst attraktiven – Lernstoff bieten zu können.

Dass zwei der Gespräche den Verkauf von Waren thematisieren und auch im Falle des Sprachunterrichts über den Preis dieser Leistung diskutiert wird, mag, zusammen mit dem Entstehungsort des Werks und mit den oben angeführten Hinweisen zum sozialen Hintergrund der namentlich erwähnten Leser, als Indiz dafür genommen werden, dass K. mit seinem Werk vorrangig gut betuchte Eliten, darunter nicht zuletzt auch unternehmerisch tätige Kaufleute und Handwerker, als Leser im Blick hatte: Gerade für die Gruppe der Unternehmer könnte das Auswendiglernen der literarisch inszenierten Verkaufsgespräche³⁹ und der dargebotenen fiktiven Diskussionen über die Bezahlung von Dienstleistungen einen unmittelbaren beruflichen Mehrwert gehabt haben. Die in den Mußestunden angesiedelten Konversationen könnten in diesem Zusammenhang als sprachliche Vorbereitung auf die repräsentativen Pflichten von Unternehmern bei Reisen ins Ausland wie auch bei der Kontaktaufnahme mit ausländischen Geschäftspartnern interpretiert werden, deren Vertrauen es zu gewinnen galt. Aber nicht nur angesehenen Kaufleuten und Handwerkern, auch anderen Angehörigen des Hamburger Patriziats wie Gelehrten oder Geistlichen dürfte die Vorbereitung darauf, im Ausland oder im Umgang mit Sprechern anderer Erstsprachen ihrem

³⁹Vgl. zur Darbietung von Verkaufsgesprächen in Lehrwerken, die sich an Kaufleute richten, schon Düwell (2001), S. 294. Dass sich „Kaufleute in den deutschen Hansestädten“ bereits im Spätmittelalter bzw. am Beginn der Renaissance Englischkenntnisse anzueignen strebten, unterstreicht Willenberg (2008), S. 73. Hinweise darauf, dass Englischkenntnisse ganz allgemein im kaufmännischen Milieu der Frühen Neuzeit von großer Bedeutung waren, finden sich bei Konrad Schröder (2010), S. 228.

Stand gemäß zu konversieren und im Bedarfsfall auch Geschäfte abzuwickeln, entgegengekommen sein.

Dass in diesen privilegiert-bürgerlichen Alltag wie selbstverständlich auch der Unterricht bei einem Sprachmeister integriert wird, könnte dabei als Werbemaßnahme K.s interpretiert werden, wenngleich in den beiden Dialogen, die den Unterricht beim Sprachmeister zum Gegenstand haben, nicht Englisch, sondern die höfische Sprache Französisch gelernt wird.

2.4 Die Mikrostruktur der im *Wegweiser* vertretenen Musterdialoge

Nach der literarischen bzw. literarästhetischen Qualität der Musterdialoge fragt Kilian im Zusammenhang seiner Forschungen nicht. Dabei erscheint es durchaus nicht unwahrscheinlich, dass eine poetisch wohlgedachte, ansprechende Gestaltung solcher Texte für die Produzenten eines Sprachlehrwerks im Konkurrenzkampf um ein möglichst großes Lesepublikum mit Wettbewerbsvorteilen verbunden gewesen sein könnte. Bei Lehrwerken, die aus der Feder eines Sprachmeisters stammten, könnten sich mit einer literarisch attraktiven Gestaltung dieser wichtigen Textpartien noch zwei weitere potenzielle Vorteile verbunden haben: Zunächst durften Sprachlehrer, welche die von ihnen publizierten Werke im eigenen Sprachunterricht verwendeten,⁴⁰ möglicherweise darauf hoffen, durch die literarisch-ästhetischen Qualitäten der Modellgespräche den bereits von ihnen unterrichteten Schülern einen besonders attraktiven (und damit besonders konkurrenzfähigen) Unterricht zu bieten und sie so langfristig an sich zu binden. Andererseits könnte die Publikation literarisch wohlgestalteter Modellgespräche für sie auch mit der Perspektive verbunden gewesen sein, über dieses ansprechende Lehrmittel womöglich neue Interessenten für das eigene Unterrichtsangebot zu gewinnen.⁴¹

Angesichts der skizzierten potenziellen Vorteile einer literarisch attraktiven Lehrwerksgestaltung stellt sich die Frage, ob und ggf. inwiefern sich K. in seinem *Wegweiser* um eine entsprechende Gestaltung seiner Musterdialoge bemühte. Auf den ersten Blick wird man bei der Suche nach literarischen

⁴⁰Dies war, wie Kilian (2005), S. 46, deutlich macht, eine gängige Vorgehensweise.

⁴¹Dass K. mit seiner Veröffentlichung des *Wegweisers* die Hoffnung auf die Rekrutierung weiterer Diszipel verband, deutet sich in der Leservorrede der Ausgabe von 1713 an, wo das Publikum auf die Notwendigkeit hingewiesen wird, die Arbeit mit einem Sprachlehrwerk – und damit nicht zuletzt auch die Nutzung des *Wegweisers* – mit dem Besuch von Unterrichtsstunden zu kombinieren: Dort heißt es, dass man „Sprachen zuerlernen/ nicht wohl fortkommen“ könne, wenn man sich nicht zusätzlich mit einem „gute[n] *Dictionario*“ versehe und „mündlichen Unterricht“ in der jeweiligen Sprache besuche (W-1713, Leservorrede, Bl. A1^v, Herv. i. O.).

Qualitäten seiner Modellgespräche enttäuscht. In Übereinstimmung mit zahlreichen anderen Musterunterredungen in zeitgenössischen Lehrwerken weisen die von K. inszenierten Gespräche eine Eigenschaft auf, die in genuin literarischen Dialogen nicht nur sehr unüblich ist, sondern auch kaum anders denn als Störfaktor wahrgenommen werden könnte: Um die Leser auf möglichst viele Gesprächsvariationen im Rahmen eines bestimmten Konversationskontextes vorbereiten zu können, werden in den einzelnen Dialogen des *Wegweisers* punktuell mehrere Äußerungsalternativen zu einem vorgegebenen Handlungsrahmen (z. B. gemeinsame Mahlzeit, An- und Auskleiden) angeführt und außerdem wiederholt mehrere denkbare Antwortalternativen für eine vorangehende Äußerung präsentiert.⁴² Als beispielhaft für die letztgenannte Vorgehensweise können etwa die nachfolgend zitierten Zeilen aus dem ersten Dialog gelten, die dabei der besseren Analysierbarkeit halber um eine Zeilennummerierung ergänzt werden. Wie auch die künftigen Zitate aus K.s Dialogen werden sie hier, aus platzökonomischen Gründen, nur in der deutschen Version angeführt.

1. Was macht der Herr Vater?
2. Er ist wohl.
3. Die Frau Mutter?
4. Sie ist wohl/ GOTT sey Danck.
5. Es ist mir lieb.
6. Er ist kranck.
7. Sie ist ein wenig unpäßlich.
8. Es ist mir Leyd.
9. Was schadet ihm?
10. Was schadet ihr?
11. Er hat Haupt = Weh/
12. Sie hat ein stetes Fieber.⁴³

Gesprächslogisch lassen sich die in dieser Textpassage aufeinanderfolgenden Äußerungen nicht miteinander vereinbaren. Wer sie Zeile für Zeile liest und aus dieser Lektüre einen nachvollziehbaren Gesprächsablauf zu rekonstruieren versucht, ist zum Scheitern verurteilt. Abgesehen davon, dass der Gesprächsfokus zwischen dem Befinden des Vaters und der Mutter oszilliert, lässt sich auch das, was über den Gesundheitszustand dieser Figuren ausgesagt wird, nicht widerspruchsfrei miteinander vereinbaren: Insofern die angeführten Redebeiträge

⁴²Dies passt zu Gallaghers Überlegungen, wie eine niederschwellige Nutzung der in Sprachlehrwerken enthaltenen Musterdialoge ausgesehen haben könnte: Er geht davon aus, dass die Leser die Modellgespräche als „a toolkit of phrases“ nutzen konnten, „which along with the vocabulary [...] can be put together to form rudimentary sentences“ Gallagher (2019), S. 95.

⁴³W-1699, I, S. 51–52.

gleichermaßen diskontinuierlich wie auch inkompatibel erscheinen, weisen sie einen sehr geringen Kohärenzgrad auf.⁴⁴

Anstelle einer chronologischen Lesestrategie empfiehlt sich hier eine Lektüre, in deren Rahmen die Äußerungen unter Auslassung einzelner Passagen neu zusammengesetzt werden:⁴⁵ So wäre etwa ein logisch sinnvolles Gespräch denkbar, das sich auf die Zeilen 1–5 beschränkt. Ein anderes, in sich schlüssiges Gespräch könnte beispielsweise die Zeilen 1–3 mit den Zeilen 7–8 sowie mit den Zeilen 9 und 11 kombinieren. In sich schlüssig wäre auch eine Kombination der Zeilen 1, 6 und 10 und eine anschließende Fortsetzung des Dialogs mit den Zeilen 3 und 4 usw.

Während hier durch die Anordnung der Antwortmöglichkeiten nur die Gesprächsinhalte inkompatibel und inkohärent erscheinen, bringt die Aneinanderreihung von Konversationsalternativen an anderer Stelle sogar das Gerüst der zeitlichen Abläufe ins Wanken, wenn es heißt:

Was ist die Glocke?
 Es ist acht Uhr.
 Ist es so spät.
 Ja wahrlich.
 Ich höre die Glocke.
 Zehlet sie.
 Ich hab sie gezehlet.
 Es ist Neun.⁴⁶

Eine Immersion in eine literarisch erdachte Welt⁴⁷ ist unter solchen Umständen im Lesevorgang kaum möglich, an ihre Stelle tritt der Zweckrationalismus eines nüchternen Lehrwerksstudiums, das ausschließlich den effizienten Erwerb von Gesprächskompetenzen für ganz unterschiedliche kommunikative Situationen im Blick hat.

Nicht immer allerdings sind die Antwortalternativen so plump eingefügt und damit so störend für das Eintauchen in die innerfiktionale Wirklichkeit wie an den oben zitierten Stellen. Bisweilen werden die verschiedenen möglichen Repliken so elegant aneinandergereiht bzw. so organisch in den fiktiven Handlungsrahmen integriert, dass der Leser sie, wenn er möchte, ganz ohne logische Irritationen auch als fortlaufende Redewechsel interpretieren kann. Man betrachte dazu etwa die folgenden Zeilen des vierten Gesprächs, in dem ein Kegelspiel stattfindet:

⁴⁴Dass der Kohärenzgrad von Dialogen in Gesprächsbüchlein bisweilen sehr gering sein kann, betont, im Blick auf ein dialogisch gestaltetes Sprachlehrwerk Matthias Kramers, auch Harald Völker (2001), S. 188.

⁴⁵Diese Lektürewise passt zu späteren Anwendungssituationen des Gelernten, in denen, zumindest nach der Vorstellung Gallaghers (2019), S. 95–97, die aus dem Lehrwerk erworbenen Wörter und Sätze situationsadäquat rekombiniert werden.

⁴⁶W-1699, 2, S. 53.

⁴⁷Vgl. dazu etwa Ryan (1991), S. 22.

Jch habe verlohren
 Jch habe gewonnen⁴⁸

Da im *Wegweiser* die Redebeiträge nicht mit den Namen oder Initialen ihrer Urheber versehen sind und die Sprecherwechsel, sofern nur einzeilige Redebeiträge vorliegen, auch im Satz nicht klar markiert werden, bleibt es in der hier zitierten Textpassage offen, ob an dieser Stelle zwei Antwortalternativen für einen Sprecher angeführt sind oder erst ein Gesprächsteilnehmer seine Niederlage und dann ein anderer seinen Sieg konstatiert. Ein Leser, dem es in seiner Lektürehaltung um die Immersion in die mögliche Welt des fiktionalen Textes zu tun ist, hat hier die Möglichkeit, die beiden Zeilen zwei verschiedenen Sprechern in den Mund zu legen und damit die genussvolle Illusion, Zeuge eines authentischen Gesprächs zu sein, für sich zu retten.

Aber selbst dort, wo ein Dialog aufgrund logischer Brüche in mehrere logisch schwer miteinander zu vereinbarende Textteile zerfällt, muss diesem Text nicht zwingend jegliche literarische Qualität abgesprochen werden. Zwischen disparaten Dialogteilen treffen wir in den einzelnen Gesprächen des *Wegweisers* immer wieder auf Nuklei einer mimetischen Gesprächsdarstellung. Gemeint sind hier solche Passagen innerhalb eines Musterdialogs, die sich, ohne einen kommunikationslogisch fragwürdigen Einschub von Antwortalternativen, in fortgesetzter diskursiver Logik entfalten. Geben sich die Figuren in diesen Textabschnitten zusätzlich als unverwechselbare Charaktere in einer genauer spezifizierten Lage zu erkennen, statt in austauschbaren Situationen als austauschbare Sprachrohre intersubjektiver kommunikativer Phasen und Normen zu agieren, so kann im Blick auf diese Textteile von Ansätzen zu einer Literarisierung gesprochen werden. In Anlehnung an Überlegungen von Ottmar Ette könnte man in solchen Fällen, die es nachfolgend genauer zu erörtern gilt, das Vorliegen literarischer Mikrotexthe konstataieren, müssen doch, nach seiner ‚nanophilologischen‘ Definition, solche Kleinstexte nicht mehr als einige wenige Wörter umfassen.⁴⁹

Die unspezifische Rede vom Mikrotexthe lädt im nächsten Schritt zu einer generischen Verfeinerung ein. Schon Ette selbst denkt in diese Richtung, wenn er im Fortgang seiner Überlegungen zwischen ‚mikrotextueller Lyrik, Epik und Dramatik‘ unterscheidet.⁵⁰ Der Potsdamer Romanist bleibt mit einer solchen Einteilung allerdings konsequent der klassischen Gattungstrias verpflichtet. Dies erscheint schon dort nicht unproblematisch, wo er im weiteren Verlauf seiner Ausführungen etwa Bertolt Brechts dialogisch strukturierte Mikrotexthe als ‚dramatische[] Kürzestformen‘ klassifiziert,⁵¹ statt alternativ auch über ihre

⁴⁸W-1699, 4, S. 59.

⁴⁹Vgl. Ette (2008), S. 2.

⁵⁰Ette (2008), S. 2.

⁵¹Ette (2008), S. 2.

mögliche Zugehörigkeit zur Gattung des Mikrodialogs nachzudenken.⁵² Im Blick auf die literarischen Mikrotexte des *Wegweisers* erscheint die zuletzt genannte Gattungsbezeichnung jedenfalls unvermeidlich: Da diese in sich logischen literarischen Nuklei im größeren Zusammenhang eines (kommunikationslogisch brüchigen) Modellgesprächs stehen, wird man sie in jedem Fall primär der Gattung des Dialogs zuordnen müssen. Die primäre Zugehörigkeit der Mikrotexte des *Wegweisers* zur Gattung des Dialogs bedeutet allerdings nicht, dass K. attraktive Anleihen aus anderen literarischen Gattungen grundsätzlich verschmähte: Wie unten noch systematisch aufgewiesen werden wird, finden auch Komödienelemente in sie Eingang.

Auf der Suche nach Passagen der Modellgespräche, die als literarischer Mikrodialog bezeichnet werden können, wird man schon im ersten Gespräch fündig. Bereits dieses besteht keineswegs durchgängig aus einer gesprächslogisch irritierenden Aneinanderreihung von Antwortalternativen für die Gesprächs- und Besucheröffnung, sondern es enthält darüber hinaus Passagen, in denen sich ein spezifischer Charakter der Sprecher bzw. ein unverwechselbarer Gesprächskontext abzeichnet. Dies geschieht etwa im folgenden Redewechsel zwischen einem morgendlichen Besucher und seinem munteren Gastgeber:

Wo sind sie [d. h. die Brüder des Gastgebers, M.D.]?
 Sie sind zu Bett/
 Sind sie nicht auf?
 Nein/ noch nicht.
 Bringet mir [sic!] zu ihrer Kammer.
 Ich darff nicht.
 Sie werden zornig.⁵³

Unmittelbar vor und nach dieser Textstelle befinden sich zwar Antwortalternativen, die an verschiedene Konstellationen im Haus des Gastgebers denken lassen (die Brüder könnten krank sein, der Gastgeber könnte keine Lust haben, sie zu wecken usw.). Doch zeichnet sich in den wenigen oben zitierten Zeilen gleichsam ein konkretes Genrebild ab. Für den Gast wie auch für den Gastgeber scheint offenbar ein frühes Aufstehen selbstverständlich und überdies im Rahmen der geltenden sozialen Konventionen geboten: Letzteres geht aus der erstaunten Nachfrage des Gastes hervor, ob sich die Brüder des Besuchten wirklich noch im Bett befinden. Die Figuren, die hier als Gesprächsgegenstand fungieren, geben sich hingegen einem anderen Lebensrhythmus hin. Sie haben ihrem Bruder offenbar ausdrücklich verboten, morgens geweckt zu werden. Dieser scheint seinen beiden Verwandten gegenüber in einer unterlegenen Position zu sein, fürchtet er sich doch vor ihrer zornigen Reaktion. Der Gast wirkt aufgrund seiner Bitte, in die

⁵²Diese Entscheidung könnte aufgrund der Handlungsarmut und der fehlenden Aufführungsorientierung von Brechts Mikrotexten durchaus in Zweifel gezogen werden. Vgl. zu diesen Textmerkmalen als Differenzkriterien zwischen Dialog und Drama Doms (2018), S. 92–99.

⁵³W-1699, I, S. 52.

Schlafkammer geführt zu werden, forscher als sein Gastgeber: Selbstbewusst sieht er in seinem eigenen Erscheinen offensichtlich Grund genug, die Langschläfer trotz ihrer anderslautenden Wünsche zu wecken.

Ungeachtet der Tatsache, dass die Kommunikationslogik in den folgenden Zeilen durch die neuerliche Einfügung von Antwortalternativen unterbrochen wird, zeichnet sich im Folgenden ab, dass der Gast sich mit seinem Ansinnen durchsetzen und seinen Gastgeber überreden kann, mit ihm ans Bett seiner Brüder (oder zumindest eines derselben) zu treten. Dies wird am Ende des ersten, aber auch am Beginn des folgenden zweiten Gesprächs deutlich, wo es heißt:

Wer ist da?
 Ich bins Bruder.
 Wer ist bey euch?
 Es ist *Mr. Peter*.
 Guten Morgen *Mr. Peter*.
 Jhr seydt sehr früh auff/
 Kompt zu mir herein.⁵⁴

Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, dass die literarischen Mikrodialoge, die sich innerhalb der Modellgespräche des *Wegweisers* finden, eine Eigenschaft aufweisen, die in den von Ette betrachteten literarischen Mikrotextrn nicht vorkommt: Sie stehen im Zusammenhang eines größeren Textganzen. Im Fall des hier gewählten Beispiels erstreckt sich dieser größere Konnex sogar über die Grenzen des einzelnen Modellgesprächs hinweg. Er umfasst mindestens das erste und das zweite Gespräch, ja er mag sich, angesichts der Tatsache, dass der im Zitat genannte *Mr. Peter* auch im dritten und fünften Dialog nochmals angedredet wird,⁵⁵ sogar über die ganze Folge der ersten fünf Dialoge erstrecken. Zumindest innerhalb des jeweiligen Einzelgesprächs sind solche Konnexe zwischen Mikrodialogen, aber auch in anderen Passagen des *Wegweisers* Standard. Auch wenn die Einfügung von Antwortalternativen die Kontinuität der Musterdialoge auseinanderreißt und die Gesprächslogik punktuell zerstört, durchtrennen die verschiedenen Möglichkeiten zur Replik also den inneren Zusammenhang der einzelnen Gesprächsabschnitte doch nicht zur Gänze. Daher könnte man hier, statt von literarischen Mikrodialogen zu reden, auch genauer von literarischen Mikrodialogelementen sprechen.

Bereits in der bisher untersuchten Diskussion um das Aufwecken eines Langschläfers hat sich ein gewisser Unterhaltungswert der literarischen Mikrodialoge abgezeichnet. Im zweiten Gespräch schlägt K. weiteren Profit aus der skizzierten Konstellation, indem er den müden Faulenzer voll Situationskomik selbst zu Wort kommen lässt. Den Vorwurf „Jhr seydt sehr träge“ und die Ermahnung, endlich aufzustehen, kontert er mit den Worten:

⁵⁴W-1699, 2, S. 53.

⁵⁵Vgl. W-1699, 3, S. 55; W-1699, 5, S. 59.

Lasst mich schlaffen.
 Ich wil wieder einschlaffen.
 Ich habe die gantze Nacht nicht geschlaffen.
 Der Kopff thut mir weh.⁵⁶

Insofern er auf dieses selbstmitleidige Lamento hin nicht Mitgefühl, sondern derbe Vorwürfe erntet („Pfuy/ schämet Jhr Euch nicht so lange im Bette zu liegen?“)⁵⁷, drängt sich der Gedanke auf, dass die erwähnten Kopfschmerzen ihn nicht das erste Mal befallen haben und er an ihnen keineswegs unschuldig ist: Möglicherweise sind sie die Folge eines langen Gelages in der vorangehenden Nacht.

Dass der ans Bett des Langschläfers tretende Besucher auch in der deutschsprachigen Spalte des Textes als „Mr.“ Peter bezeichnet wird, wirft die Frage auf, ob sich bei der Begegnung am Bett des Langschläfers möglicherweise Vertreter zweier Nationen gegenüberüberstehen: Sollte es sich bei Peter um einen Engländer, bei seinem potenziell verkaterten Gesprächspartner aber um einen Deutschen handeln, dann wäre mit der zuletzt genannten Figur möglicherweise ein typisches Nationalstereotyp aufgerufen: Bereits in der italienischen Renaissancekomödie – und in der Folge in weiteren europäischen Dichtungen der Frühen Neuzeit⁵⁸ – wurden gerade die Deutschen als notorische „Trunkenbold[e]“ dargestellt.⁵⁹

Unterhaltsame Gesprächsverläufe finden sich keineswegs nur im ersten und zweiten Gespräch: An anderer Stelle ergibt sich in den fortlaufend entfalteten Redewechseln eine gewisse Situationskomik zum Beispiel dadurch, dass im Dienst spätbarocker Höflichkeit stehende Gesprächskonventionen gezielt *ad absurdum* geführt werden. So stellt das sechste Gespräch den Lesern eingangs einen Rekonvaleszenten vor Augen, der seinen Freund dafür tadelt, dass er ihn erst jetzt besuche, statt ihn bereits während seiner Krankheit mit einem Besuch beehrt zu haben. Aus diesem Vorwurf entspinnt sich der folgende bemerkenswerte Redewechsel:

Warum hat er nicht einen seiner Leute zu mir gesandt/ ich würde als bald gekommen seyn.
 Ich dacht nicht daran/
 Ich würde genug zu thun gehabt haben/ nach allen meinen Freunden zu senden.
 Er sagt recht/ aber ich vermeine einer von den Nächsten zu seyn.
 Denn sollte er gekommen seyn/ ohne daß man ihm hatte Boten gesand.
 Ich bin über 20. mahl gewesen ihn zu besuchen/ und er war niemahls zu hause.⁶⁰

⁵⁶W-1699, 2, S. 53.

⁵⁷W-1699, 2, S. 53.

⁵⁸Zu weiteren Belegen für dieses Nationalstereotyp in der italienischen Literatur vgl. etwa Helmenchen (2005), S. 142. Zum Rollenbild des trunksüchtigen Deutschen noch in der französischen Dramatik des 18. Jahrhunderts vgl. Florack (2001), S. 441. Die Wahrnehmung der Deutschen als trunksüchtig findet sich sogar in der frühneuzeitlichen Komödie des deutschsprachigen Raums, so in Nicodemus Frischlins *Iulius Revivus*, vgl. Florack (2001), S. 71.

⁵⁹Gruber (2014), S. 186.

⁶⁰W-1966, 6, S. 61–62.

Der hier zitierte Unterredungsabschnitt lässt keinen Stein der sich zuvor abzeichnenden Ausgangssituation auf dem anderen: Zunächst muss bezweifelt werden, dass die beiden Konversationspartner einander wirklich freundschaftlich zugeneigt sind – wie sonst kann der Gastgeber seinen Gast mit der wenig schmeichelhaften Äußerung brüskieren, dass er schlicht zu viele Freunde habe, um sich die Mühe zu machen, sie alle an sein Krankenbett zu bestellen. Der Einwand des – offensichtlich pikierten – Besuchers, doch „einer von den [n]ächsten“ Freunden seines Gastgebers zu sein, wird von letzterem zwar nicht falsifiziert, doch beinhaltet die Erwiderung des Besuchten einen neuerlichen Tadel des Besuchers („Denn sollte er gekommen seyn/ ohne daß man ihm hatte Boten gesand“), was ein weiteres Mal auf eine eher angespannte Stimmung zwischen beiden Gesprächspartnern hinweist. Im letzten Redebeitrag des Gastes schließlich wird der Gastgeber der Lüge hinsichtlich seines Gesundheitszustands überführt: Es kann ihm gar nicht so schlecht gegangen sein, wie er behauptet, da ihn der Freund des Öfteren gar nicht zuhause angetroffen hat. Der Gastgeber, so muss man an dieser Stelle schlussfolgern, hat seine Krankheit offenbar bloß simuliert, um seine Umwelt zu manipulieren und mehr Aufmerksamkeit zu erhalten – ein weiteres typisches Komödienmotiv.

Bereits am Beginn des sechsten Dialogs findet sich außerdem eine neuerliche Anleihe bei der Gattung der Komödie: die unterhaltsame Evozierung eines Missverständnisses durch eine zweideutige Ausdrucksweise. Ausgehend von der floskelhaften gesprächseröffnenden Frage nach dem Befinden entspinnt sich zwischen Gast und Gastgeber folgender Dialog:

Wie Herr/ seyd ihr kranck gewesen.
 Herr/ ich wär schier gestorben/
 Das ist mir lieb/
 Ist es ihm lieb/ Herr?
 Des weiß ich Jhm keinen Danck/
 Jch meine es ist mir lieb/ daß er schier gestorben wäre.
 Wenn er wäre gar gestorben/ würde es mir leyd gewesen seyn. [*]
 Jch verstund Jhm nicht/ wenn er sich nicht erkläret hätte.⁶¹

Im Englischen enthält der von der Verfasserin des vorliegenden Aufsatzes mit einem Asteriskus versehene Satz eine eindeutigeren Pointe als in der oben zitierten deutschen Version: „I mean i am glad of it that you did but almost die. Jf you had been quite dead i would have been sorry for it“.⁶² So sehr der Besucher hier um die Richtigstellung seiner Äußerung bemüht scheint, so pikant ist und bleibt doch seine vorangehende zweideutige Formulierung. Betrachtet man die zuletzt zitierten Zeilen im Lichte der zuvor untersuchten Gesprächspassage, in der es zwischen den beiden Gesprächspartnern zu eindeutig gewollten Sticheleien kommt, so stellt sich die Frage, ob dem Besucher mit seiner zweideutigen Aussage

⁶¹ W-1699, 6, S. 61–62.

⁶² W-1699, 6, S. 62.

tatsächlich ein unbeabsichtigter Fehler unterläuft oder ob er sich nur arglos stellt und wohlbedacht eine missverständliche Äußerung tätigt.

Unabhängig davon, wie man die Äußerung im konkreten Fall zu bewerten hat, passt gerade diese Textpassage besonders gut in den Kontext eines Sprachlehrwerks: Schließlich kommen sprachliche Missverständnisse, auch solche, die bei den kompetenteren Sprechern Heiterkeit zu erwecken vermögen, gerade bei Sprachanfängern, die sich um die Kommunikation in einem fremdsprachigen Umfeld bemühen, besonders oft vor. Für einen Fremdsprachenlerner ist es daher durchaus empfehlenswert, des Risikos, bei seinen Hörern Komik zu erzeugen, gewärtig zu sein, und ggf. selbstbewusst eine Selbstkorrektur des zuvor Gesagten vorzunehmen. Für ein solches Verhalten kann er sich die Reaktion des Besuchers in der zuletzt zitierten Textpassage, ungeachtet der Brisanz des dort Gesagten, durchaus zum Vorbild nehmen. Neben seinem Unterhaltungswert hat der zitierte Redewechsel damit auch noch einen konkreten sprachdidaktischen Nutzen.

Dass die mikroliterarischen Nuklei in die pragmatischen Erwägungen des Lehrwerksverfassers eingebunden sind, dass K. also auch im Zuge der poetischen Durchgestaltung des Textes stets mögliche Lerneffekte bei seinen Lesern im Blick hat, zeigt sich auch an dem Umstand, dass die Dialoge wiederholt in satirischer Weise solche Verhaltensmuster darstellen, die für das soziale Fortkommen unvorteilhaft sind. Durch die derbe Darstellung des sittlich Verbotenen erhöht sich nicht bloß der Unterhaltungswert des Werks, sondern es bietet sich zugleich auch die Möglichkeit, „durch Diffamierung von Unarten Lebensart zu vermitteln“.⁶³ Besonders deutliche Ansätze zu einer humorvoll-unterhaltsamen Diskreditierung sozial unerwünschten Verhaltens zeigen sich im 12. Gespräch, einem Musterdialog, der in zweifacher Hinsicht einen hohen Grad an Literarisierung aufweist. Einerseits verzichtet er auf die Anführung von logisch unvereinbaren Gesprächsalternativen, welche die Immersion des Lesers in die Gesprächssituation stören könnten, andererseits aber werden einem der beiden Gesprächspartner so eigenwillig-unterhaltsame Charakterzüge verliehen, dass dem konkreten Gesprächsverlauf eine gewisse Unverwechselbarkeit eignet: Bereits zu Beginn des Kapitels wird deutlich, dass der Herr, der im Rahmen des Gesprächs seinem Diener verschiedene Anweisungen zu seiner Morgentoilette gibt, einen auffallend derben Wortschatz verwendet: Eine säumige Wäscherin beschimpft er kurzerhand als „Vettel“.⁶⁴ Doch liegt seine wesentliche Unart nicht auf dem Gebiet der Sprache, sondern in seiner Achtlosigkeit in praktischen Dingen. So lesen wir zum Ankleideprozess etwa die folgenden Zeilen:

Will der Herr nicht sein rein Hemd anthun?
Ja gewiß/ gib es mir.
Ich hatte es vergessen.⁶⁵

⁶³ Beetz (1990), S. 53–54.

⁶⁴ W-1699, 12, S. 74.

⁶⁵ W-1699, 12, S. 75.

Nicht genug damit, dass für die Figur die Reinlichkeit seines äußeren Erscheinungsbildes nicht wie geboten im Fokus seines Ankleideprozesses steht – bald darauf zeichnet sich zudem ab, dass der Herr es auch mit den für seine tägliche Toilette benötigten Gegenständen und mit seinen sonstigen Habseligkeiten nicht besonders genau nimmt:

Wo ist sein Kamm Herr?
 Weißt du nicht/ daß er in meiner Rocks=Tasche steckt.
 Er ist nicht da Herr.
 So habe ich ihn verlohren.⁶⁶

Den eilfertigen Vorschlag des Dieners, ihm einen neuen „gute[n] Horn-Kamb“ zu besorgen, der dann allerdings „wenigstens einen Schilling kosten“ werde, quittiert er mit der gleichgültigen Antwort „Er koste was er wolle“;⁶⁷ – einer Replik, die ihn als Verschwender ausweist. Noch deutlicher wird sein sorgloser Umgang mit dem Geld, als sich in weiterer Folge auch noch der Schlüssel zu seiner Geldtruhe als unauffindbar erweist:

Ich hatte ihn gestern Abend.
 Ich erinnere mich nicht/ wo ich ihn habe hingethan.
 Er kan nicht verlohren sein.⁶⁸

Dass sich diese Vermutung glücklicherweise als richtig erweist – der Schlüssel wird schließlich an seinem Nagel gefunden – ändert nichts daran, dass die gleichgültige Orientierungslosigkeit des Herrn bei seiner Alltagsbewältigung verantwortungslos erscheint. In der Frage der Körperhygiene wagt der Diener seinen Vorgesetzten schließlich sogar offen zu tadeln – ohne damit allerdings sonderlich erfolgreich zu sein:

Der Herr hat seine Hände nicht gewaschen,
 Ich vergaß es.
 Es schadet nichts/ sie sind nicht unsauber.
 Ich wusch sie gestern Abend als ich zu Bette ging.⁶⁹

Die Tatsache, dass an der zuletzt zitierten Stelle, aber auch in anderen Passagen des Gesprächs der Diener gleichsam als Erzieher seines Herrn auftritt, lässt vermuten, dass es sich bei dem Letzteren um einen noch recht jungen Mann handeln könnte. Dies wiederum könnte als Hinweis darauf gewertet werden, dass auch die Musterdialoge selbst sich vor allem an wohlhabende junge Leser richten, die sich vor einer größeren Reise, sei es einer *peregrinatio academica*, einer Kavaliertour oder einer Reise im Dienste des väterlichen Betriebs und der eigenen Handels- oder Handwerkslehre, bereits erste Kenntnisse in den Sprachen der bereiten

⁶⁶W-1699, 12, S. 75–76.

⁶⁷W-1699, 12, S. 76.

⁶⁸W-1699, 12, S. 76.

⁶⁹W-1699, 12, S. 77.

Länder aneignen wollen.⁷⁰ Die Neugestaltung der Dialoge in der *Wegweiser*-Ausgabe von 1713, auf die im vorletzten Abschnitt vergleichend eingegangen werden soll, ist dazu angetan, die Hypothese von der primären Adressierung betuchter männlicher Jugendlicher und junger Männer zusätzlich zu stützen, verweisen die fiktiven Unterredungen der vierten Auflage doch, wie sich im folgenden Abschnitt zeigen wird, sehr deutlich auf eine privilegierte juvenile Lebenssituation.

2.5 Die Musterdialoge in der *Wegweiser*-Ausgabe von 1713 und ihre Implikationen für den Entstehungs- und Verwendungskontext des Werks

Wie aus der tabellarischen Übersicht in Abschn. 2.1 ersichtlich wird, verringert sich in der Ausgabe von 1713 die Zahl der Gespräche von 16 auf drei. Möglicherweise lässt sich die Reduktion der Dialoganzahl, die zugleich auch eine Reduktion der dialogisch erschlossenen Konversationssituationen darstellt, mit einer anderen strukturellen Veränderung der Neuauflage in Zusammenhang bringen: Wie aus der in Abschn. 2.1 zusammengestellten Tabelle hervorgeht, werden in der Auflage von 1713 die Vokabeln nicht mehr alphabetisch, sondern onomastisch gegliedert, so dass sich die thematische Präsentation des Vokabulars nun nicht mehr ausschließlich auf die Dialogfolge beschränkt. Damit aber sind, so ließe sich argumentieren, die Modellgespräche funktional entlastet: Sie müssen, anders als in der Ausgabe von 1699, nicht mehr die ganze Vielfalt des Alltagsgeschehens abdecken. Denselben Grund könnte man auch hinter einer anderen Veränderung der Dialoggestaltung in der vierten Auflage, nämlich hinter der Reduktion dialogintern präsentierter Antwortalternativen vermuten.⁷¹

Möglicherweise resultiert die Verminderung der Dialoganzahl und der Zahl an alternativen Antwortmöglichkeiten aber auch weniger aus didaktischen, denn aus praktischen Erwägungen: Die Erweiterung der werkintern vermittelten Sprachkenntnisse auf das Italienische (vgl. Abschn. 2.1) führt zu einer Ergänzung des vormals zweispaltigen Dialogteils um eine dritte Spalte, so dass weniger Redewechsel auf einer Seite unterzubringen sind. Angesichts der Tatsache, dass die Ausgabe von 1713 im Vergleich zu jener von 1699 bereits in der bestehenden Version um ca. 60 % mehr Seiten aufweist, mag die Verkürzung der Dialoganzahl von 16 auf 3 schlicht ein Gebot der verlegerischen Vernunft gewesen sein.

⁷⁰Zum Spracherwerb junger Adliger bei einem Sprachmeister im Vorfeld einer Kavaliertour vgl. etwa, am Beispiel der polnischen Gepflogenheiten, Budziak (2015), S. 65. Aber nicht nur im Adelsmilieu, sondern auch in bürgerlichen Kreisen erfolgte das Erlernen einer lebenden Fremdsprache in der Frühen Neuzeit oft bereits in jungen Jahren, etwa im Rahmen einer Handelslehre oder einer schulischen Ausbildung, vgl. Budziak (2015), passim.

⁷¹Ganz verschwinden die Letzteren allerdings nicht aus der Dialoggestaltung, vgl. dazu W-1713, I, S. 99.

Im Rahmen der Neubearbeitung hat sich der Autor entschieden, nicht einfach drei Dialoge aus der Ausgabe von 1699 zu übernehmen, sondern den Lesern neue Texte anzubieten, die freilich durchaus inhaltliche und personelle Überschneidungen zu den Dialogen der Erstauflage aufweisen. Eine Betrachtung der Überschriften und Inhalte ergibt folgendes Bild:

- Gespräch 1: „Das Erste. Welches handelt von Grüßen/ Aufstehen und Abscheid nehmen/ samt etlichen Fragen.“
(Morgenszene: Eintreffen eines Gastes bei einem chaotischen Langschläfer und seinem Diener; Handschuhkauf)
- Gespräch 2: „Das Zweite.“
(Besprechung potenzieller Aktivitäten; Tischgespräch in einem Wirtshaus)
- Gespräch 3: „Das dritte Gespräch.“
(Konversation zweier Gesprächspartner bei einem Spaziergang u. a. über Zeitvertreibe; anschließende Einkehr in der Wohnung des einen Gesprächspartners; Zu-Bett-Gehen)

Wie in den Dialogen 1–5 der ersten Auflage entfaltet sich auch hier die Chronologie eines Tagesablaufs. Zudem gibt es markante Übereinstimmungen in der Figurendarstellung: Wie im zweiten Dialog der Erstauflage begegnet uns in der ersten Unterredung der vierten Auflage ein sorgloser Langschläfer, den sein Besucher im Bett überrascht. Dieser Faulenzer scheint mit dem liederlichen Protagonisten des zwölften Gesprächs von 1699 zu einer Figur verschmolzen, da er, wie der in der Erstauflage entworfene Chaot, augenscheinlich keinen rechten Überblick über seine persönlichen Besitztümer hat: Aus dem Wortwechsel geht zunächst hervor, dass er nicht einmal weiß, wie viele Hemden er besitzt, so dass er sich bei seinem als „Jung“ bzw. „Boy“ apostrophierten Diener danach erkundigen muss („Wieviel habe ich denn in allem“)⁷². Doch nicht genug damit, dass er die Zahl seiner Besitztümer nicht anzugeben weiß, darüber hinaus scheint er auch recht nachlässig mit ihnen umzugehen: So wird er vom Diener fast vorwurfsvoll darauf hingewiesen, dass ihm aktuell nur ein einziges sauberes Hemd zum Anziehen zur Verfügung steht.⁷³ Während sich einige Hemden bei der Wäscherin befinden, verkommen „die andern unsauber“ in einer „Kisten“;⁷⁴ ohne dass ihr Besitzer den geringsten Überblick darüber hätte. Um seine sonstigen Gewänder ist es offenbar nicht besser bestellt, „mangeln“ doch an einem feinen grauen Anzug „mit güldenen Schnüren“, wie der Diener anmerkt, „ich weiß nicht, wie viel Knöpfle“.⁷⁵ Auch über die Uhrzeit ist der Herr nicht orientiert: Obwohl es bei seinem Erwachen fast 8 Uhr ist, denkt er doch, dass es noch „nicht [...] mehr denn sieben sey[n]“ könne.⁷⁶

⁷²W-1713, I, S. 103.

⁷³Vgl. W-1713, I, S. 102.

⁷⁴W-1713, I, S. 102.

⁷⁵W-1713, I, S. 103.

⁷⁶W-1713, I, S. 97.

Aus der Dialoggestaltung der Erstaufflage übernommen ist im ersten Dialog von 1713 weiterhin die Figur eines Besuchers, der gleich zu Beginn des Textes ans Bett des Langschläfers tritt und ihn zurechtweist. Bei ihr handelt es sich auch in diesem Fall wieder um einen gewissen Peter, der nun aber im deutschen Text nicht mehr als „*Mr.*“, sondern als „*Herr*“ angeredet wird.⁷⁷ In der Begrüßungsszene von 1713 erhält nun zusätzlich auch der Langschläfer selbst einen Namen: Er wird von Peter als „*Herr Anthonius*“ angeredet.⁷⁸ Präzisiert wird auch, welchem Stand der Gastgeber angehört. Peter bezeichnet Anthonius ausdrücklich als „*brafen*“ und später als „*Christlichen Cavalier*“.⁷⁹ Dabei geht es ihm mit dieser Anrede beide Male vor allem darum, seinen Gastgeber bei seiner Standesehre zu packen: Gerade für einen braven Kavalier sei es „*eine Schande*“, so lange zu schlafen,⁸⁰ heißt es zu Beginn, und später lässt der Gast Anthonius wissen, dass ein christlicher Kavalier sein Morgengebet nicht vergessen dürfe.⁸¹

Aus Peters Mund ist nun, anders als in der Ausgabe von 1699, auch explizit zu vernehmen, dass der Langschläfer der „*Jugend*“ zuzurechnen ist.⁸² Anders als im zweiten und zwölften Dialog der ersten Auflage können wir also in diesem Fall ganz sicher sein, es mit einem noch jungen Mann zu tun zu haben. Dass der noch nicht zu vollendetem Benehmen gereifte Jugendliche sich noch in Ausbildung befindet, geht auch aus Anthonius' Hinweis hervor, dass er nun zur „*Academie*“ aufbrechen wolle.⁸³

⁷⁷ W-1713, I, S. 94.

⁷⁸ W-1713, I, S. 95.

⁷⁹ W-1713, I, S. 96, 107.

⁸⁰ W-1713, I, S. 96.

⁸¹ Vgl. W-1713, I, S. 107. Bei den Protagonisten des zweiten und dritten Gesprächs könnte es sich ebenfalls um Anthonius und Peter handeln: Im zweiten Gespräch kommt es zu einer Wiederbegegnung zwischen zwei Bekannten, die sich bereits am Vortag gesehen haben (vgl. W-1713, 2, S. 113–114) – ein Umstand, der auf die im ersten Gespräch inszenierte Begegnung in der Stube von Anthonius anspielen könnte. Auch gewisse, in die Unterredung eingestreute Ermahnungen und Belehrungen, die der eine Dialogpartner an die Adresse seines Gegenübers formuliert, könnten in diese Richtung weisen. Im dritten Gespräch wetten die beiden Gesprächspartner am Ende ihrer abendlichen Unterredung ausgerechnet darum, wer wohl am nächsten Tag früher aufstehen wird (vgl. W-1713, 3, S. 139–140). Der Wetteinsatz besteht dabei in einem Paar Handschuhe, wie es Anthonius im ersten Gespräch erstanden hat. Auffallend ist auch, dass im zweiten und dritten Gespräch jeweils auch ein junger Diener auftritt.

⁸² W-1713, I, S. 97.

⁸³ W-1713, I, S. 100. Wenn im nachfolgend zitierten Redewechsel des dritten Gesprächs auf einem Spaziergang der Gesprächspartner vom Studieren die Rede ist, könnte man zwar auf den ersten Blick davon ausgehen, dass es sich dabei um eine bloße Freizeitbeschäftigung eines wohlhabenden Bürgers oder Adligen, etwa bei einem Landaufenthalt, handelt:

Nun saget mir/ so es euch beliebt/ wie bringet ihr hier eure Zeit zu? [...] Bald studiere ich/ bald schreibe ich/ bald spaziere ich [...]. (W-1713, 3, S. 131–132)

Wenn aber bald darauf der eine Gesprächspartner den anderen zu seinem „*Logiament*“ führt (W-1713, 3, S. 134–135) und sich dieses vor allem durch das Vorhandensein von Büchern auszeichnet, die er seinem Bekannten gern ausborgen möchte (W-1713, 3, S. 137–138), dann verweist dies doch neuerlich ins akademische Milieu.

Möglicherweise handelt es sich bei der Institution, zu deren Besuch sich Anthonius mit „Mantel und Degen“ versieht,⁸⁴ um eine Ritterakademie, wie es sie um 1713 vielerorts gab. Der eine oder andere der von K. unterrichteten Knaben und jungen Männer mag zur weiteren Ausbildung auf eine solche Schule im In- oder Ausland geschickt worden sein. Tatsächlich existierte sogar in Hamburg selbst für kurze Zeit eine solche Einrichtung, auf welche K. hier anspielen könnte: Die Hamburger Ritterakademie bestand allerdings nur von 1679 bis 1681.⁸⁵ Als privates Institut wurde sie von einem „französisch-calvinistische[n] Tanzmeister namens Charles Des Hayes“ geleitet, der in seiner Bildungsstätte „neben den eigentlichen ritterlichen Künsten Reiten, Fechten und Tanzen auch andere Fächer, darunter Mathematik, Geographie, Geschichte, alte und moderne Sprachen sowie Musik“ anbot.⁸⁶ Dass Des Hayes' Bildungsangebot so kurzlebig war, lag nicht etwa an einer fehlenden Nachfrage, sondern am erbitterten Widerstand des Hamburger Akademischen Gymnasiums und am daraus resultierenden Urteil des Senats, welches Des Hayes den Schulbetrieb weitgehend untersagte: Der Hugenotte wurde in seiner Lehrtätigkeit stark eingeschränkt und musste noch 1681 hochverschuldet die Stadt verlassen.⁸⁷

Es erscheint grundsätzlich denkbar, dass die Tätigkeit K.s als Sprachmeister und Lehrwerksautor direkt oder indirekt mit dieser gescheiterten Schulgründung im Zusammenhang steht. So bestünde etwa die Möglichkeit, dass K. 1679 im Gefolge von Des Hayes als Sprachmeister in die Stadt kam – und auch nach dessen Flucht 1681 dort tätig blieb. Auf der „Holztafel“, die Des Hayes an seiner Akademie anbrachte, und in den Ausführungen des Akademiegründers zu seinem Stundenplan sucht man konkrete Hinweise auf englischen Sprachunterricht allerdings vergebens.⁸⁸ Nachweislich genannt wird hier nur die Unterweisung im Französischen,⁸⁹ so dass es für die Hypothese, dass K. mit Des Hayes verbunden gewesen sein könnte, keine wirklich stichhaltigen Beweise gibt.

Vielleicht sollte man eher davon ausgehen, dass Des Hayes' kurzlebiges Projekt die Nachfrage betuchter Bürger nach neusprachlichem Unterricht für ihre Söhne nachhaltig belebt hat – und der Sprachmeister K. in seinem Wirken als

⁸⁴W-1713, I, S. 107.

⁸⁵Vgl. Nagel (2017).

⁸⁶Nagel (2017), S. 266.

⁸⁷Vgl. Nagel (2017), S. 266–267.

⁸⁸Zu den Anfängen des Englischunterrichts an (höheren) Schulen und Ritterakademien im 17. Jahrhundert vgl. Willenberg (2008), S. 72–74. Private Lektionen in Englisch wurden nach Willenbergs Darstellung unter anderem auch am Lyzeum in Hannover und an der Ritterakademie in Wolfenbüttel angeboten. Aufgrund der geografischen Nähe zu Hamburg erscheint weiterhin erwähnenswert, dass auch in Lüneburg an der Ritterakademie bereits in den 1660er Jahren Englischstunden gegeben wurden, vgl. dazu Schröder (2010), S. 231–233. Zum Englischunterricht im Hamburger Bildungswesen heißt es bei Willenberg (2008), S. 74, lapidar: „Für das Jahr 1724 gibt es darüber hinaus Nachrichten von englischen Wandererlehrern [sic!], die als Sprachmeister in privaten Hamburger Gymnasien tätig waren.“

⁸⁹Vgl. Nagel (2017), S. 278–279.

Englischlehrer gewissermaßen von den Nachwehen des zwar gescheiterten, dem Zeitgeist aber nach wie vor gemäßen Hamburger Projekts profitierte.

Zurück zur Erwähnung einer „Academie“ im ersten Musterdialog der Ausgabe von 1713: Insofern sich das Sprachlehrwerk, wie oben dargestellt, vornehmlich an junge Hamburger richtete, erscheint es sinnvoll, abschließend eine alternative Deutungshypothese für die im Text genannte Bildungseinrichtung zu prüfen. Wäre es nicht denkbar, dass mit der im Text erwähnten „Academie“ das bereits oben erwähnte Hamburger Akademische Gymnasium gemeint ist?

Eine solche Lesart erweist sich, bei näherem Hinsehen, allerdings als wenig plausibel. Gegen sie lässt sich zunächst einwenden, dass bereits die oben erwähnte Apostrophierung des jungen Mannes als „brafe[r] Cavalier“ ihn als idealtypischen Sprössling einer (adligen) Ritterakademie und nicht einer Gelehrtenschule ausweist. In dieselbe Richtung wie diese Anrede weist sein aufwändiger, um Repräsentation bemühter Lebensstil, der ihn nicht als künftigen Vertreter der vorwiegend bürgerlichen Geisteselite, sondern als – wiewohl noch reichlich unreifen – angehenden Edelmann ausweist: „Der galante Weltmann“, so Nagel,⁹⁰ „war nicht das eigentliche Ausbildungsziel des [Hamburger] Akademischen Gymnasiums“, einer „im Großen und Ganzen [...] dem humanistischen Bildungsideal verpflichtete[n] Einrichtung“, die übrigens selbst keine modernen Fremdsprachen wie Englisch oder Französisch in ihrem Curriculum anbot.

Muss man mithin dabei bleiben, dass es sich bei der im Text genannten „Academie“ um eine Ritterakademie handelt, so wirft dies die folgende Frage auf: Welches strategische Ziel verfolgt die *Wegweiser*-Ausgabe von 1713, wenn sie ihren Lesern schon im ersten Dialog die Lebensrealität eines Kavaliere vor Augen stellt, der eine solche Bildungsstätte besucht? Oder anders: Warum entwirft K. für seine gutbürgerlichen Hamburger Leser die Lebenssituation eines jungen, an einer solchen Akademie studierenden Edelmanns, obwohl es doch in der Hansestadt nach dem Scheitern von Des Hayes' Projekt überhaupt keine Ritterakademie mehr gab?

Der Schlüssel zur Beantwortung dieser Frage findet sich in der bereits oben wiederholt erwähnten Untersuchung Nagels. Wie dieser im Blick auf Des Hayes' Unternehmung rekapituliert, waren um die Wende des 17. zum 18. Jahrhunderts die Ideale einer adeligen, kavalieremäßigen Lebensweise gerade für eine vornehmlich bürgerliche Zielgruppe attraktiv: Die „ehrgeizigen Vertreter[] der Mittelschicht“, die vom „Aufstieg in höhere Sphären“ träumten oder diesen ganz konkret vorbereiten wollten, orientierten sich in der Übergangszeit zwischen Barock und Aufklärung nur zu gern am „galanten‘ Habitus [...] der adligen Oberschicht“, zu welcher, neben anderen Verhaltensweisen, eben auch der Besuch einer Ritterakademie gehörte.⁹¹

K.s gezielte Referenz auf den galant-adligen Habitus in seinen Musterdialogen von 1713 lässt sich vor diesem Hintergrund als ein strategisch besonders

⁹⁰Nagel (2017), S. 291.

⁹¹Nagel (2017), S. 274.

geschicktes Werbemittel interpretieren. Indem er seine dialoginternen Milieudarstellungen hier noch stärker als in der Erstaussage an den Lebensumständen eines jungen Kavaliere ausrichtete, reagierte er gezielt auf „das Interesse der bürgerlichen Ober- und Mittelschichten an der galanten Bildung“, welches, Nagel zufolge, „als sehr hoch einzuschätzen ist“⁹² – und wohl auch auf die ehrgeizigen Zukunftsphantasien der männlichen Hamburger Jugend. Unabhängig davon, welche Aussichten die jungen Hanseaten im Einzelfall tatsächlich hatten, ihre Aufstiegshoffnungen zu realisieren, konnten sie sich bei der Lektüre dieser Texte in lustvoller Immersion an die Stelle eines privilegierten jungen Adligen setzen, dem es vergönnt ist, an einer Ritterakademie den letzten Schliff einer weltmännischen Erziehung zu erhalten. Insofern sie bei der Lektüre gleichzeitig galante Konversationsformen und Verhaltensweisen kennenlernten, konnten sie hoffen, ihrem Ziel auch ganz praktisch ein Stückchen näher zu kommen. Wo sie schließlich, passagenweise, das Scheitern des jungen Herrn Anthonius an den Vorgaben eines standesgemäßen, distinguierten Benehmens beobachteten, durften sich die jungen Bürger, trotz ihrer niedrigeren Herkunft, sogar in einem Gefühl der Überlegenheit über die literarische Figur ergehen.

2.6 Ausblick

Auch nach den vorangehenden Betrachtungen bleiben noch viele Fragen zum untersuchten Lehrwerk und seinem zeitgenössischen Entstehungskontext offen. Abgesehen davon, dass die Frage, wer sich hinter den Initialen F. K. verbirgt, in der vorliegenden Arbeit nicht geklärt werden konnte, erschiene es wünschenswert, den *Wegweiser* mit anderen Englischlehrwerken seiner Zeit – sowie mit anderen im norddeutschen Raum an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert publizierten Sprachlehrbüchern – zu vergleichen. Auch sollte in künftigen Forschungsarbeiten untersucht werden, wo die im Fokus dieses Aufsatzes stehenden Sprachlehrdialoge in ihrer literarischen Gestaltung Ähnlichkeiten mit anderen zeitgenössischen Modellgesprächen aus Fremdsprachenlehrwerken aufweisen und wo sie einen eigenen Weg beschreiten.

Eines immerhin hofft die Verfasserin des vorliegenden Beitrags mit ihrer Untersuchung bereits hinreichend deutlich gemacht zu haben: Auch wenn es sich bei den zweisprachigen Musterdialogen in Sprachlehrwerken und Gesprächsbüchlein primär um Gebrauchstexte handelt, die den Lesern einen fremdsprachigen Wortschatz sowie kommunikative Grundkompetenzen in der mündlichen Interaktion vermitteln sollten, schließt dies mitnichten aus, dass diese erdachten Unterredungen zumindest im Einzelfall auch eine sorgfältige literarische Gestaltung erfuhren, mit welcher der Autor, nicht zuletzt durch die damit verbundene

⁹²Nagel (2017), S. 282.

Steigerung des Unterhaltungswerts, die Attraktivität seines Werks zu erhöhen versuchte. Dass die Erforschung der hier betrachteten Gebrauchsform bisher vorwiegend der linguistischen und allenfalls noch der kulturhistorischen Forschung überlassen wurde, erscheint vor diesem Hintergrund wenig zufriedenstellend. Der Texttypus des mehrsprachigen Musterdialogs hätte es ohne Zweifel verdient, künftig auch in der Literaturwissenschaft eine stärkere Beachtung als Gattung *sui generis* zu finden.

Literatur

Quellen

- K., F. 1699. *A little GRAMMAR or Short guide to learn the English Tongue together vvith some few Selected dialogues [...]. Kleine Grammatica oder kurtzer Wegweiser/ Zur Erlernung der Englischen Sprache sampt wenigen auserlesenen Gesprächen [...].* Hamburg: Georg König.
- K., F. 1713. *Abermahls Neu=verbesserte GRAMMATICA, oder kurtzer Wegweiser/ Zur Erlernung der Englischen Sprache/ Sammt einer gleichergestalt Kurtzen Anweisung zum Italiänischen [...].* Hamburg: Georg König.
- König, Johann. 1706. *EIN VOLKOMMENER Englischer Wegweiser FÜR HOCH-TEUTSCHE [...]/ A COMPLETE ENGLISH GUIDE FOR High-Germans [...].* London: W. Freeman.

Forschungsliteratur

- Anon. 1746–1. Uffelmann, Burchard. In *Grosses vollständiges Universal-Lexikon [...]*, Hrsg. Johann Heinrich Zedler, Bd. 48, 424. Halle, Leipzig: Johann Heinrich Zedler.
- Anon. 1746–2. Uffelmann, Werner Johann. In *Grosses vollständiges Universal-Lexikon [...]*, Hrsg. Johann Heinrich Zedler, Bd. 48, 425. Halle, Leipzig: Johann Heinrich Zedler.
- Asmuth, Bernhard. 2009. *Einführung in die Dramenanalyse*. 7., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Beetz, Manfred. 1990. *Frühmoderne Höflichkeit. Komplimentierkunst und Gesellschaftsrituale im altdeutschen Sprachraum*. Stuttgart: Metzler.
- Behrmann, Rudolf Gerhard. 1823. *Versuch einer Geschichte der Kirche St. Petri und St. Pauli*. Hamburg: o.V.
- Budziak, Renata. 2015. Sprachmeister im frühneuzeitlichen Polen. Herkunft, Qualifikation und soziale Lage. In *Sprachmeister. Sozial- und Kulturgeschichte eines prekären Berufsstands*, Hrsg. Mark Häberlein, 61–69. Bamberg: University of Bamberg Press.
- Carstens, C. R. 1889. Die Generalsuperintendenten der evangelisch-lutherischen Kirche in Schleswig-Holstein. Von der Reformation bis auf die Gegenwart. *Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte* 19: 1–111.
- Doms, Misia Sophia. 2018. *Autor-Leser-Kommunikation und fiktives Gespräch. Theoretische Erwägungen und Fallstudien an deutschsprachigen literarischen Dialogen*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Düwell, Henning. 2001. Beispiele für adressatenspezifisches Lehren und Lernen der französischen Sprache im 17. und 18. Jahrhundert. In „Gebrauchsgrammatik“ und „Gelehrte Grammatik“. *Französische Sprachlehre und Grammatikographie zwischen Maas und Rhein vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Romanistisches Kolloquium XV*, Hrsg. Wolfgang Dahmen,

- Günter Holtus, Johannes Kramer, Michael Metzeltin, Wolfgang Schweickard und Otto Winkelmann, 287–303. Tübingen: Gunter Narr.
- Ette, Ottmar. 2008. Zur Einführung. Nanophilologie und Mikrotextualität. In *Nanophilologie. Literarische Kurz- und Kürzestformen in der Romania*, Hrsg. Ottmar Ette, Bd. 1–5. Tübingen: Niemeyer.
- Florack, Ruth. 2001. *Tiefsinnige Deutsche, frivole Franzosen. Nationale Stereotype in deutscher und französischer Literatur*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Gallagher, John. 2019. *Learning Languages in Early Modern England*. Oxford, New York: Oxford University Press.
- Gallois, J. G. 1885. *Geschichte der Stadt Hamburg*. Hamburg: William Oncken.
- Gruber, Teresa. 2014. *Mehrsprachigkeit und Sprachreflexion in der Frühen Neuzeit. Das Spanische im Königreich Neapel*. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Hach, Theodor. 1886. Die kirchliche Kunstarchäologie des Kreises Herzogthum Lauenburg. *Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte* 16: 1–194.
- Helmchen, Annette. 2005. *Die Entstehung der Nationen in Europa der Frühen Neuzeit. Ein integraler Ansatz aus humanistischer Sicht*. Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt am Main, New York, Wien: Peter Lang.
- Hüllen, Werner. 2005. *Kleine Geschichte des Fremdsprachenlernens*. Berlin: Erich Schmidt.
- Kilian, Jörg. 2005. *Historische Dialogforschung. Eine Einführung*. Tübingen: Niemeyer.
- Klippel, Frederike. 1996. Historische Skizzen zum Funktionswandel des Lehrbuchs für den Englischunterricht. In *Fremde Texte verstehen. FS für Lothar Bredella zum 60. Geburtstag*, Hrsg. Herbert Christ und Michael Leguthke, 62–71. Tübingen: Narr.
- Melle, Werner von. 1888. *Gustav Heinrich Kirchenpauer. Ein Lebens- und Zeitbild*. Hamburg, Leipzig: Leopold Voß.
- Mönckeberg, Carl. 1885. *Geschichte der Freien und Hansestadt Hamburg*. Hamburg: H. D. Persiehl.
- Nagel, Jens. 2017. Höfische Bildung in der Hansestadt? Die gescheiterte Gründung einer privaten Ritterakademie in Hamburg. In *Das Akademische Gymnasium zu Hamburg (gegr. 1613) im Kontext frühneuzeitlicher Wissenschafts- und Bildungsgeschichte*, Hrsg. Johann Anselm Steiger, Martin Mulsow und Axel E. Walter, 267–304. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Ryan, Marie-Laure. 1991. *Possible Worlds, Artificial Intelligence, and Narrative Theory*. Bloomington IL, Indianapolis IN: Indiana University Press.
- Schlieben-Lange, Brigitte. 1983. *Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung*. Stuttgart, Köln und Mainz: Kohlhammer.
- Schröder, Konrad. 1975. *Lehrwerke für den Englischunterricht im deutschsprachigen Raum 1665–1900. Einführung und Versuch einer Bibliographie*, Mitarbeit von Gerhard P. Drescher. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schröder, Konrad. 2010. *La surdité de M. Fenton oder Zur schulpolitischen und sozialen Einbettung des modernen Fremdsprachenunterrichts und seiner Lehrer in Lüneburg 1655–1800*. In *Fremde Sprachen in frühneuzeitlichen Städten. Lernende, Lehrende und Lehrwerke*, Hrsg. Mark Häberlein und Christian Kuhn, 227–248. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Völker, Harald. 2001. Matthias Kramer als Sprachmeister, Didaktiker und Grammatiker für die französische Sprache in Deutschland. In „Gebrauchsgrammatik“ und „Gelehrte Grammatik“. *Französische Sprachlehre und Grammatikographie zwischen Maas und Rhein vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. Romanistisches Kolloquium XV*, Hrsg. Wolfgang Dahmen, Günter Holtus, Johannes Kramer, Michael Metzeltin, Wolfgang Schweickard und Otto Winkelmann, 167–250. Tübingen: Gunter Narr.
- Willenberg, Jennifer. 2008. *Distribution und Übersetzung englischen Schrifttums im Deutschland des 18. Jahrhunderts*. München: Saur.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 3

Mammon und Passion ‚ins Deutsche versetzt‘: Transfer der Sprache und Erhebung der Seele am Beispiel der Parallelübersetzungen Joseph Halls im deutschen Protestantismus



Andreas Keller

„Die rächt waar englisch Sprach wöllend wir erst auch im waaren Engelland, in Gottes ewigem Himmelrych erlernen.“ Diese kühne *figura etymologica* erlaubt sich 1593 der Züricher Lexikograph Josua Maaler¹ in seinen autobiographischen Schriften. Das sinnreiche Spiel mit zwei Homonymen dient ihm offenbar dazu, seine despektierliche Einschätzung der ihm vollkommen fremden Sprache auf der britischen Insel zum Ausdruck zu bringen, die ja auch „ußert ihrem Land und Marchen nienen gebrucht wird“.² Diese Haltung aber darf als durchaus symptomatisch für seine Zeit gelten. Die Kollokation von ‚Sprache‘ und ‚englisch‘ fand sogar ohne den Konnex mit einem konkreten Staat oder einer lokalisierbaren Sprechergemeinschaft eine viel häufigere Verwendung. Bis weit in das 17. Jahrhundert hinein umschreibt ‚englische Sprache‘ als ‚Engelssprache‘ eher den idealen Zustand von besonderer Reinheit oder Dignität einer jeden möglichen Sprache, unter anderen auch der deutschen:

Wie schändlich/ wie heßlich die edle vnd fast EngelßSprach mit außländischen vnd frembden Wörtern besudelt [...] werde / [...] / ist offenbah/ vnd wird jr leider/ leider mit täglichem Gips an die grosse Taffel für jedermans Augen gemahlet.³

So ereifert sich der Sprachreiner Christoph Schorer 1648 in seiner *Neu ausgeputze[n] Sprachposau*n, im Visier hat er dabei die „Vnartigen[,] Teutscher Sprach=Verderber“. Ihnen gilt die „trewmeintliche“ Warnung vor der

¹ Postum publiziert (1810), hier S. 225.

² Zitiert nach Sträter (1987), S. 25.

³ Schorer [mutmaßlich] (1648), S. 5. Dazu: Jones (1995), S. 287–289.

A. Keller (✉)

Institut für Germanistik, Universität Potsdam, Potsdam, Deutschland

E-Mail: andreas.keller@uni-potdam.de

„Verunreinigung der lieben Mutter=Sprach“. Auch Schorer ignoriert in seinen Überlegungen das Englische als Nationalsprache, wogegen er im anderen Fall dringend empfiehlt: „Hastu mit Franckreich je zu schaffen/ so laß daß jre Sprach nit schlaffen“.⁴

„Englisch“ als nationales Epitheton tritt dagegen auch noch im 16. Jahrhundert viel häufiger in Verbindung mit nichtsprachlichen Phänomenen und erscheint etwa als der ‚englische Schweiß‘ (*febris elodes*), bekannt auch als Schweißfieber, Schweißsucht oder Schweißseuche, ein rätselhaftes Infektionsgeschehen, das offenbar viele Tote forderte. Im deutschsprachigen Raum registrierte man das Phänomen im Frühjahr 1529,⁵ als „der englisch schweiss durch ganz Germanien schwaift“,⁶ so die *Zimmerische Chronik*. Ärzte verfassten Ratgeber, wie man sich „vor der Newen Plage/ Der Englisch schweiß genant/ bewaren/ Vnd so man damit ergriffen wirt/ darinn halten sol“.⁷ Zu diesem Werk des Marburger Medizinprofessors Euricius Cordus erlaubt sich ein nüchtern abwägender Martin Luther das kritische Urteil: „Das Artzneybüchlein, so wider diese Kranckheit ausgegangen, ist Ursache, daß viele, wenn sie anfangen zu schwitzen, gleich erschrecken und denken, sie hätten das Uebel am Halse.“⁸

Die englische Sprache ist im deutschen Wortschatz wie in der deutschsprachigen Gedankenwelt der reformatorischen Zeiten eine eher sekundäre Größe, und als ein heterogenes Mixtum aus germanischen, lateinischen und normannischen Komponenten war sie keineswegs ein Standardidiom für die damalige europäische Kommunikation. Als ein solches fungierten immer noch die alten bzw. die romanischen Sprachen, denen allenfalls das Niederländische zur Seite trat. Gleichzeitig aber fixiert Josua Maaler mit seiner Denkfigur auch schon ganz wesentliche Komponenten einer künftigen Übersetzungsgeschichte: Das „Land der Engel“ und die für die ewige Seligkeit (Himmelreich) zu erlernende „Sprache der Engel“ sollten sich bereits kurze Zeit nach seinen Aufzeichnungen zu einer ganz realen und durchaus diesseitigen Kongruenz verschieben. Infolge einer seit etwa 1600 stark anwachsenden Rezeption von englischer Erbauungsliteratur, über die wir seit den Forschungen Udo Strätters und mit der Bibliographie Edgar C. MacKenzies⁹ sehr gut informiert sind, nimmt auch die positive

⁴Schorer (1648), S. 42.

⁵Zitiert nach Baumann (1876), S. 159: „Am 25 tag Januarii fueng sich die kranckett, genant der englisch schways, gantz gewaltlich hie [...] an“. Vgl. Flood (2014), dort findet sich auch eine Bibliographie von zeitgenössischen Schriften über den Englischen Schweiß (S. 127–174).

⁶Zitiert nach Barack (1881/82), S. 386: „dann wie der englisch schweiß durch ganz Germanien schwaift und ain lügenbüchlin ußgieng von der cura, das vil erlicher leut umbs leben gepracht, do wardt der from fürst ußer trewer mainung von seinen liebsten dienern im schwaiß erstecket, denen er bei irer pflicht bevolchen, ine vor den vierundzwainzig stunden nit ußer dem schweiß zu lassen. Der allmechtig tröst ine in jener welt!“

⁷Cordus (1529).

⁸Luther am 29. August 1529 an Wenzeslaus Link, zit. nach Mann (1967), S. 3.

⁹MacKenzie (1996).

Einschätzung des entlegenen Idioms langsam zu. 1647 spricht Carl Gustav von Hille – der Biograph der Fruchtbringenden Gesellschaft – der englischen Sprache zumindest einen hohen Grad an „Lieblichkeit“ und einen „hohen Sinnbegriff“ zu,¹⁰ was sie für geistliche Inhalte ganz besonders empfehle. Er bedauere allerdings auch, dass immer noch kaum jemand bereit sei, sie wirklich zu erlernen, um die hochrangigen Texte britischer Autoren auch im Deutschen verfügbar zu machen. Tatsächlich sollte dies bis weit in das 18. Jahrhundert so bleiben, ein *Kurtzer Wegweiser/ Zur Erlernung der Englischen Sprache*“ erscheint erst 1699 bei König in Hamburg.¹¹ Und dennoch befriedigt in den verschiedenen Regionen des Deutschen Reichs etwa seit 1630 ein wachsendes Angebot die immense Nachfrage nach Übersetzungen. Allerdings verdanken sich diese Produkte vorwiegend einem indirekten Übertragungsverfahren, das auf verschiedenen, zumeist lateinischen oder niederländischen Zwischenstufen basiert.¹²

Wir stehen damit auch hier vor einem generellen Problem der frühneuzeitlichen Übersetzungskultur, die sich von derjenigen der Moderne in vielen Zügen unterscheidet. Die moderne Übersetzung und ihre theoretische Reflexion seit den Schriften Friedrich Schlegels basiert im Wesentlichen auf der binären, d. h. bilateralen Vorstellung, dass zwischen einem ‚Original‘ in einer Ausgangssprache und einem ‚Abbild‘ in der Zielsprache eine lineare Prozessualität zu fassen ist, die einen irgendwo dazwischen agierenden Übersetzer als Vermittler zwischen beiden Seiten aufweist. Dass sich dies in der Frühen Neuzeit anders verhält, ist bekannt, und es zeigt sich schon an der Tatsache, dass das Wort ‚übersetzen‘ und damit auch die Vorstellung von lediglich zwei zu überbrückenden Seiten bis ins späte 16. Jahrhundert kaum belegt ist. Martin Luther etwa, dem großen ‚Übersetzer‘ des 16. Jahrhunderts, war das Lexem vollkommen unbekannt.¹³ Er sprach ausschließlich vom ‚Dolmetschen‘ als Handlung und von der ‚Verdolmetschung‘ als Vorgang, richtete sich also nach der Semantik eines slawisch-ungarischen Lehnworts,¹⁴ das sich auf eine eher flüchtige und damit weniger korrigierbare Mündlichkeit bezieht. Niklas von Wyle sprach ebenso noch vom ‚Umreden‘ des Lateins.¹⁵ Dass jede

¹⁰Zitiert nach Sträter (1987), S. 25.

¹¹Vgl. den Beitrag von Misia Sophia Doms im vorliegenden Band.

¹²Vgl. hierzu die Hinweise bei Stackelberg, von (1984) und (2007).

¹³Vgl. die lateinische Entsprechung ‚translatze‘ findet sich lediglich bei Niclas von Wyle (1478) für die seinerzeit streng kritisierte ‚wort uz wort‘-Übertragung, die bekanntlich den großen Nutzen („nützit“) der lateinischen ‚subtilitet‘ nicht durch eine ‚grobe tütschung‘ tilgen wollte. Erst um 1600 wird dann auch „in vnserer Mutterliche sprach vbergesetzt“, vgl. Valentin Leucht (1598).

¹⁴Vgl. Århammer (2009), S. 42.

¹⁵„als ich dann ouch oft vnd vil in disen nachfolgenden translatzen an andern orten getan han vnd etwenne genötiget tûn müst/ von gebrauch wegen tütscher worten gegen den latinischen/ dero der grösser folle ist, in dem latine (als wir dann oft mit ainandern von sölichen worten, etas senium senectus. vnd mens animus. felix beatus. vnd der gelychen hunderterlay geredt hant, daran vns gebrechh ist aigenlicher tütscher worten vnd darumb man die vmbreden müß“ (Wyle [1861a, b], S. 8).

Sprache dabei ihre eigenen, unbedingt zu achtenden Beschaffenheiten und Gesetze hat und dass damit beide Seiten absolut gleichberechtigt sind und auf die Übersetzung einwirken, zeigt die Formulierung Augustin Tüngers, der sich als Justiziar natürlich an der Rechtswissenschaft als Referenzsystem orientiert: 1486 betonte er in seiner Facetienübertragung das „ze dütsch bringen uß baider zungen latinisch und tütsch sytten“¹⁶ und legte damit nahe, Normen und Gesetze zweier Parteien zu prüfen und in einen ausgewogenen Vergleich zu bringen. Der Charakter des mündlichen Aushandelns und Verständigens bleibt auch hier noch deutlich erhalten.

Andere aussagekräftige Umschreibungen für den linguale Transfer lauten vor 1650 etwa: etw. ‚zu teutsch transferieren‘, ‚in teutsch vertieren‘, ‚des teutschen aus latein ziehen‘ oder ‚künstlich gedeutschen‘. Thomas Murner spricht in seiner *Aeneis*-Übersetzung 1515 davon, dass er das Werk vom lateinischen Tod ‚in deutsches Leben erquickt‘ habe.¹⁷ Alle diese Paraphrasierungen verweisen auf jeweils eigene begriffliche Bezugsbereiche der Kulturgeschichte, deren Handlungspraxis als bildstiftendes Potential zur Verfügung steht und damit das implizit formulierte Übersetzungsverständnis ausleuchten kann. Von der Diplomatie und der Rechtswissenschaft war bereits die Rede, nun verweist etwa das konkrete ‚zu teutsch transferieren‘ semantisch auf das dinglich- bzw. inhaltsbezogene ‚Hinüberbringen‘ von Fracht, Gehalt und Substanz. Damit wären als handlungspraktische Bereiche natürlich Handel und Schifffahrt angesprochen, präzise aber wäre nachzufragen, ob es sich hierbei um die Konservierung der Ware nach einem geschlossenen ‚Behälterprinzip‘ handelt oder ob es hier im Verlauf bestimmte modifizierende Verfahren wie Umladen, Verlegen und Zurückhalten (mit den Aspekten des Anreicherns bzw. Reduzierens oder Wertsteigerns bzw. -minderns) festzustellen gilt. Vor allem am Beispiel der transatlantischen Überfahrt (vgl. *traiectus, traductio*) von Europa nach Amerika ließe sich etwa mit entsprechenden Titelkupfern und den dort vielfältig ausbuchstabierenden allegorischen Apparaten (etwa zu den Gefahren der Reise, die entsprechende Maßnahmen erfordern) arbeiten: Was passiert im Sinne des Wandels der verladenen Güter auf der Überfahrt, wer ist mit welchen Funktionen und Wirkungen beteiligt etc.?¹⁸ Tatsächlich ist *transferre* als ‚übertragen‘ ja auch verwandt mit ‚umsetzen‘ und ‚umlegen‘, sodass in Verbindung mit dem aus dem Althochdeutschen bekannten ‚verlegen‘ über ‚Verlag‘ und ‚Handel‘ wieder Zusammenhänge mit dem Kaufmannswesen, mit *commercium* und ‚Aushandlung‘ aufscheinen würden. Zu denken wäre auch an den ‚Zwischenhandel‘, an eine Zwischenlagerung mit der ablaufenden Zeit als

¹⁶Zitiert nach: von Keller (1874), S. 4.

¹⁷Frick (2019).

¹⁸Dies zeigt exemplarisch etwa das instruktive Vorwort zu „cultural exchange“ von Andreas Höfele und Werner von Koppenfels, vgl. „Introduction“ und die verschiedenen Beiträge in: Höfele und Koppenfels (2005). Hier erfolgt auch die kritische Bezugsetzung zu Reise und Überfahrt, zu ‚Übersetzung‘ als Schifffahrt zwischen alter und neuer Welt im Sinne von zwei zu differenzierenden Kulturen.

Kalkulationsfaktor, was auf eine den Wertewandel voraussetzende Spekulation hinauslief. Das Produkt könnte in der Zwischenlagerung auch so weit verändert werden, dass eine verstärkte Nachfrage auf anderen, dem Transfer nachfolgenden Umschlagelplätzen optimiert würde. Mit derart heuristischen Überlegungen ließe sich ‚Übersetzen‘ als Transfer möglicherweise anschaulicher ausdifferenzieren und auf die zu untersuchenden Vorgänge anwenden.

Viele englischsprachige Werke gelangten im 17. Jahrhundert über das Lateinische, das Französische oder das Niederländische ins Deutsche. Udo Sträter spricht hier mehrfach von ‚Übersetzungen aus 2. Hand‘, ein durchaus problematischer Terminus, der eher abwertende Konnotationen mit Gebrauchtwaren weckt und zwangsläufige Qualitätseinbußen suggeriert, ebenso dürfte das für einen Begriff wie ‚Sekundärübersetzung‘ gelten. Damit blieben die großen Spielräume und dispositorischen Möglichkeiten außer Acht, die auf den jeweiligen Übersetzungsstufen möglich waren. Auch gab es nie zwingende Linien, etwa von England in die Niederlande, in die Eidgenossenschaft und dann in die Pfalz, vielmehr ist mit aufschlussreichen Sprüngen, anderen Verläufen, Querverbindungen und vor allem mit übersetzerbedingten Eingriffen und Zusätzen zu rechnen, die nicht per se als Verfälschung oder Zurückstufung auf einer Skala zu werten sind. Das Modell von Transport und Zwischenlagerung mit allen Formen der spekulativen Verzögerung, Anreicherung oder Modifikation wäre hier tatsächlich am einzelnen Material zu prüfen, um die Dichotomie aus Original und Übersetzung zu überwinden. Statt Hierarchie und Qualitätsdifferenz gilt es verschiedene Wege und Wegemodelle zu vermessen, also räumlich gestuft zu denken. Die verändernde Bewegung über mehrere Stufen wäre vielleicht auch besser als ‚Kaskadenübersetzung‘ zu bezeichnen. Wir besitzen hierfür mit der *Elogia Roma prisca* (1552) des Janus Vitalis Panormitanus über die Ruinen Roms ja ein sehr anschauliches Beispiel und instruktiven Musterfall für eine prozessuale Textfiliation. Neben der Direktübersetzung dieses einzelnen Textes in verschiedene Nationalsprachen, etwa von Joachim du Bellay (1558), Mikolaj Sęp-Szarzyński (1610), Martin Opitz (1634), Thomas Heywood (1635), Girolamo Preti (1644) oder Francisco de Quevedo (1648) führen auch konsekutive Transformationsvorgänge in verschiedene Areale, etwa zu Edmund Spenser, der das lateinische Gedicht nach der französischen Fassung Du Bellays ins Englische transferiert. In einer solchen konsekutiven Kaskadenübersetzung gelangt das jeweils modifizierte Ruinengedicht des Panormitanus schließlich in alle territorialen Schlüsselräume der Frühen Neuzeit.¹⁹

In kleinerem Ausmaß ließe sich Entsprechendes auch bei einem Transfer aus England feststellen. Udo Sträter²⁰ beobachtet im Falle der englischen Erbauungsliteratur, dass nur etwa ein Drittel in dieser Zeit als ‚Direktübersetzung‘ zu

¹⁹Zu diesem instruktiven Fall einer prozessualen Textfiliation, an der sich exemplarisch das Prinzip einer konsekutiven Transformation zeigt, bereitet der Verf. eine eigene Studie vor.

²⁰Sträter (1987), S. 26 und 38. Vgl. jetzt Van de Kamp (2020), S. 27–41.

klassifizieren sei, alle übrigen aber als „vorübersetzt“²¹ gelten müssten, also einem komplexen System aus gestuften Modifikationen unterliegen, die es präzise zu bestimmen gälte. Um dies zu leisten, bietet sich in Kombination mit der Kaskadenübersetzung nun als weiterer Typus die Parallelübersetzung an.²² Der häufige Fall, dass ein Autortext verschiedene Übersetzer findet, schafft Vergleichstypen, die zwar alle auf einen identischen Ausgangstext Bezug nehmen, dann aber völlig eigenständig, auch über verschiedene Kaskadenwege zu ihrem Produkt gelangen. Hier läge eine methodische Möglichkeit, ohne wertende Hierarchien exaktere Aussagen über Region, Autor, Adressat und Rahmenbedingungen zu formulieren, basierend auf der vergleichbaren Singularität von Einzelansätzen. Um ins obige Bild zurückzukehren: Der Übersetzer wird Unternehmer und Warenverleger, Einkäufer und Sammler, der seinem Kunden ein bestimmtes Sortiment bietet und es nach dessen Bedürfnissen und Erwartungen ausgestaltet. Im Vorwort seines Kompendiums aus englischen und französischen Lese Früchten, u. a. bezogen aus der Produktion Michel de Montaignes und Joseph Halls, schreibt der reformierte Theologe und Englandreisende Johann Christoph Salbach (1637–1706),²³ er habe

herrliche/ schöne wohlriechende Blumen/ Tulipanen und Kräuter in Frantzösischen unnd Engelländischen Lustgärten auffgewachsen/ auß Niederland in unser geliebtes Vatterland selbst mitgebracht/ und [um] ander[e] frommen Christen dieser Blumen edelen Geruch theilhaftig zumachen/ [habe er sie] in teutscher Sprach lassen verkleiden und durch den Truck mittheilen.²⁴

Hinzu kommt der Umstand, dass Übersetzung von Erbauungsliteratur nicht nur kommerziellen, sondern natürlich auch theologischen Kategorien unterliegt und mit dogmatischen Fragen verbunden ist, die eine entsprechende Metamorphose des Ausgangstextes bedingen können. Tatsächlich verlaufen die Kaskaden hier von ursprünglich katholischen und jesuitischen Erbauungstexten über verschiedene reformierte bis hin zu lutherisch-orthodoxen Fassungen. Somit stehen potentiell zahllose Tilgungs-, Ergänzungs- und Modifikationsprozesse zur Betrachtung an, die ein Text transformatorisch durchlaufen kann. Es handelt sich auch in dieser Hinsicht nicht um eine simple bilaterale Transferaktion.

Derartig mehrstufige Transferprozesse bewerten einige zeitgenössische Theoretiker aber auch als Gefährdung einer ursprünglichen und unbedingt zu bewahrenden Substanz, auch im Hinblick auf die direkte, weil unmittelbare erbauliche Wirkung. Entsprechend wird hier wiederum ein schlichtes Wertungsverhältnis im Sinne der Dichotomie aus ‚Original‘ und ‚Kopie‘ veranschlagt: „Ist nun eine Copie nach dem Original selbst genommen richtiger/ als die nur einer

²¹ Sträter (1987), S. 38.

²² Fabricius-Hansen (2004).

²³ Zur Biographie vgl. ADB 30 (1890), S. 199–200. Salbach wirkte auch als Beverwyck-Übersetzer aus dem Niederländischen: Johann von Beverwycks Lob (1673).

²⁴ Salbach (1671), S. 5. Vgl. auch Sträter (1987), S. 15.

ändern und mangelhaften Copie nachgeheth.“²⁵ Es gibt entsprechende Bearbeiter, die sich ausdrücklich dem Ideal der ‚Treue‘ verpflichtet sehen: der anonyme Übersetzer der *Vbung deß Christentums Oder Gantze Pflicht eines menschen* (1664) bspw. beteuert, er habe sich „nicht so grosse Freyheit gegeben/ als jhnen andre in Übersetzung andrer Englischen Büchern selbst genommen/ [...] da die Dolmetscher mit änderung/ außlassung/ hinzusetzung/ den Vrhebern der Bücher nicht geringen unbill zugefügt“. Im Bildfeld geht es um die Qualität eines ungehinderten Durchblicks, um präzise Klarsicht und unverfälschte Reinheit. Man öffne, so der anonyme Übersetzer Robert Boltons, den „Landsleuten“ mit der Übersetzung „die Fenster“, dadurch „sie das Gnaden=Liecht sehen können/ welches der gütige GOTT andern Völkern scheinen lassen“, etwa in der jetzigen Zeit, wo doch das Vaterland unter dem „trübe[n] Tag der schweren Gerichten und Heimsuchungen GOTTES“ zu leiden habe.²⁶

Eine weitere aspektreiche Paraphrase für die linguale Übertragung in der Frühen Neuzeit bezieht sich dagegen auf einen proklamierten Bruch, auf eine heftige Umkehr in die ‚entgegengesetzte‘ Sprache: Viele Autoren sprechen davon, dass sie etwas ‚in teutsch vertieren‘. In Entsprechung zum lateinischen *convertere* (umwenden, umdrehen, umkehren; auch: verwandeln, verändern, vertauschen) gelangt man hier auf ein großes epistemisches Feld: Die *conversio* (auch als Metamorphose, als Transmutation) bzw. die *(com)mutatio naturarum*²⁷ steht in der spirituellen Alchemie für einen seelischen Läuterungsprozess. Der Alchemiker operiert hier als Mystagoge, die entsprechenden Fachbegriffe wie ‚Scheiden‘, ‚Schmelzen‘ und ‚Veredeln‘ (botanisch: ‚Pfropfen‘) weisen tatsächlich eine stimmige Korrelation mit textgenetischen, also rhetorisch-poetischen Verfahren auf. Heinrich Steinhöwel u. a. sehen Übersetzung als ‚lütrung‘,²⁸ um die Wirkung auf den Adressaten zu verbessern, Aventin setzt das wieder zu gewinnende, alte ‚lautere‘ Deutsch gegen die jüngeren sprachvermengenden Hybridformen.²⁹ Damit wäre man über den Reinheitsgedanken wieder auf die Überlegungen der puristischen *Sprachposaune* verwiesen: Was bleibt von einer Originalsprache, inwiefern wird eine Zielsprache durch ihre Dominanz ‚verunreinigt‘? Oder wird sie im Gegenteil eher ‚veredelt‘ durch entsprechende Übernahmen? Tatsächlich begegnet genau dieses Phänomen auch bei der mehrstufigen Rezeptionsphase

²⁵ Das Zitat stammt aus: *Armer Leute Hausbuch* (Marburg 1684), zit. nach Sträter (1987), S. 37. Vgl. ebd. verschiedene Hinweise auf eine textimmanente bzw. paratextuelle Theorie-Diskussion zur Übersetzung: Sträter (1987), S. 40–43, 47 bzw. 57.

²⁶ Sommers-Arbeit (1673), zit. nach Sträter (1987), S. 41.

²⁷ „*Tota perfectio non est aliud, nisi elementa convertere*“, aus: (anonym): *Vom Tinkturwerk* (o.O. o.J.), zit. nach Telle (2013), S. 764.

²⁸ Steinhöwel (1476/77), zit. nach Terrahe (2017), S. 446.

²⁹ In der Vorrede zu seiner *Bayerischen Chronik* (1526): „und in dieser verteutschung brauch ich mich des alten lautern gewöhnlichen iederman verstendigen teutsches.“ Zit. nach: Lexer (1882), S. 5.

englischer Erbauungstexte in Deutschland, die sich in ihrer reformierten Vorformulierung, die von den Verfassern selbst oder einem ihrer Erstübersetzer aus calvinistischen Regionen stammen kann, erst einem ‚Reinigungsprozess‘ in Form der lutheranischen Nachbearbeitung unterziehen müssen. Es ist Johann Michael Moscherosch, der 1643 in seinem *Insomnis Cura Parentum* auf Daniel Dykes Schrift *Nosce te ipsum* verweist und liberal empfiehlt, „daß jr eüch an etlichen reden so wider die Reinigkeit deß Evangelij gehen, nicht ärgert: biß es, wie mit der ‚Praxi Pietatis‘ geschehen, gesäubert werde“.³⁰

Im *Vorbericht* zum *Güldenem Kleinod*, seiner Thomson-Übertragung,³¹ zerstreut Johann Michael Dilherr die Bedenken eines christlichen Lesers, ein ‚fremdreligiöses‘ Buch in der vorliegenden Fassung überhaupt lesen zu dürfen:

Solches Büchlein ist zwar anfänglich von dem Autore, so der reformirten Religion beygethan gewesen/ und in englischer Sprache geschrieben/ und darinnen etliche/ der Lehre halben zweifelhaftige Reden/ gefunden; jedoch gar bald durch einen fürnehmen Theologum, von denselbigen gänzlich gesäubert/ erbaulich vermehret/ und mercklich verbessert worden.

Zu Wittenberg schürte man nämlich nicht selten den Verdacht, dass es sich bei entsprechenden Importen um ein ‚heimliches Gift‘ handeln könnte.³² Der sächsische Theologe Johann Georg Pritius (1662–1732)³³ aber verkörpert in solchen Fragen eine erstaunliche pietistische Toleranz: Seine Gartenmetapher beruhigt die Leser, dass eben Äpfel neben Dornengestrüpp wüchsen und der Mensch selbstverantwortlich sehr wohl das eine vom anderen unterscheiden könne. Das Gute bliebe immer per se eine Gabe Gottes, auch wenn es bei einem irrenden Menschen gefunden würde.³⁴ Man darf sich also auch aus weniger seriösen Quellen informieren und sich als mündiger Christ ein eigenes Urteil bilden. Pritius hatte enge Beziehungen zur englischen Kultur, er studierte die Werke des staatskirchenkritischen Geistlichen Richard Baxter (1615–1691)³⁵ und übersetzte John Milton (1608–1674) ins Lateinische. 1705 brach er zu einer Reise über Holland nach England auf, in deren Verlauf er mit verschiedenen Theologen, Philologen und Poeten zusammentraf, u. a. mit Campegius Vitringa (1659–1722), Pierre Bayle (1647–1706), Pierre Poiret (1646–1719) oder Jean Leclerc (1657–1736). Nach seiner Rückkehr korrespondierte er noch lange mit einigen dieser namhaften Persönlichkeiten.

³⁰ Moscherosch (1643), S. 47.

³¹ Dilherr (1664), iijr.

³² Joachim Stoll: „Ich wundere mich/ warumb doch die Praxis Pietatis Anglica, der Sonthom/ Dycke/ etc. vor Gerhardo, Cramero, Hunniis, etc. sollen den Vorzug haben: Da doch ein heimlich gifft in allen steckt.“ Zit. nach Sträter (1987), S. 53. Dort auch weitere Hinweise auf orthodoxe Positionen.

³³ Vgl. Dechent, Hermann: Pritius, Johann Georg von, in ADB 26 (1888), S. 602–604.

³⁴ Vgl. Pritius (1701), wieder in Baxter (1721).

³⁵ Die Urheberschaft an der Übersetzung von Baxters Werk *Die Wahre Kirche* (1721) ist nicht gesichert, nachweislich aber stammt die angefügte Lobrede von Pritius.

Aussagekräftig ist die Übersetzung einer Laudatio von William Bates auf Richard Baxter, in der Pritius detailliert auf theologische Fragen, auf eine wünschenswert liberale Wahrnehmung von Gegenpositionen und auf die notwendige Synthese aller Divergenzen im Sinne des christlichen Glaubens eingeht.³⁶ Über Baxter heißt es dort:

Denn ob er gleich der Reformirten Kirchen zugethan, so wird es sich doch bald zeigen, daß Er in vielen Stücken, und zwar darinnen wir von den Reformirten am weitesten entfernt sind, unserer Evangelischen Kirchen ziemlich nahe getreten. So bin ich niemals in den gedanken gewesen, daß ich einen einzigen Menschen darum hassen sollte, weil in gewissen Stücken, und wenn es auch die religion und Glaubens=Lehren anbeträffe, eine irrige Meynung führe. [...] Jedemnoch habe ich mir die Parteylichkeit niemals die Augen meines Gemüths also blenden lassen, daß ich das Gute nicht auch bey denen hätte erblicken können, welche der Wahrheit mit ihren Meynungen zuwider sind.³⁷

Offenbar hängt es in hohem Maße von Methode und Qualität der Übersetzung ab, ob die Glaubenswahrheit ihren Adressaten erreicht, denn „bedauerlich“ sei es nur, „daß nicht alle Bücher von ihm so deutlich und verständlich, und in einer reinen und annehmliehen Redens=Art sind übersetzt worden, als sie es wohl verdienten.“³⁸ Außer den Übersetzungen eines ‚gelehrten und gottesfürchtigen Lehrers zu Nürnberg‘ (i.e. Harsdörffer) sind die Texte Baxters „insgemein so verdrießlich und unverständlich übersetzt worden, daß man gar keinen rechten verstand daraus fassen kann.“ Seine Bücher sind in der Regel jedoch „gut“ und „heil-sam“:

Sollte aber etwas wahrhaftig irriges, und der Glaubens=Aehnlichkeit entgegen laufendes gefunden werden, [...] so stehet es mir und allenn Gläubigen frey, es ungescheuet bei Seite zu setzen. Wenn einer in einen fremden Garten gehet, so bedienet er sich seyner Freyheit, und nimmet etwas von dem besten und wohlgeschmackten Obste zu sich: Er will sich aber nicht binden lassen, auch die etwa sich hin und wieder findenden sauren Schleen, oder andere dergleichen unangenehme und schädliche Speisen zu kosten. Und wo Baxter geirret hat, da stehet es einem mit geübten Sinnen begabten Christen frey, nach dem Unterscheid des Guten und Bösen jenes zu behalten, und dieses zu verwerffen: Inzwischen bleibt das Gute immer eine Gnaden=Gabe Gottes, wenn es gleich bey einem sonst mit Jrrthum behafteten Menschen gefunden wird: Gleich wie die Borsdorffer Aepfel immerzu das bleiben, was sie sind, wenn sie gleich in einer grossen Wildniß und bey vielen Dorn=hecken sollten angetroffen werden.³⁹

In diesen breit ausgreifenden und bei weitem noch nicht bis in alle einzelnen Biographien, Texte und Positionen hinein ausgeleuchteten Konstellationen erscheint es empfehlenswert, sich exemplarisch zunächst nur einem einzelnen Phänomen zuzuwenden.

Natürlich ist der Hintergrund für die angesprochenen Übersetzungsfragen die weitverzweigte europäische Reformationsgeschichte insgesamt, die ja auch

³⁶Pritius (1701), wieder in Baxter (1721).

³⁷Ebd., S. 3–4.

³⁸Ebd.

³⁹Ebd., S. 8.

nach dem Auftreten Luthers noch unterschiedliche Fortsetzungen und Neuansätze nach sich zieht. Auch die englische Reformation verläuft nicht geradlinig, sondern mit alternierenden, amalgamierenden und pluralisierenden Modellen aus katholischen, reformierten und anglikanischen Anteilen. Man orientiert sich nur zu Anfang an Wittenberg, später dann eher an Oberdeutschland (Martin Bucer) oder an reformierten Theologen in der Schweiz (Jean Calvin), dazu kommt die Rekatholisierung unter Maria Tudor⁴⁰ mit den folgenreichen Fluchtbewegungen der englischen Protestanten auf den Kontinent. Diese Exilanten waren aber in lutherischen Gebieten wegen den markanten Abweichungen in der Abendmahlslehre gar nicht willkommen, deshalb orientierten sie sich eher an der Schweiz. Damit jedoch verliert das Luthertum auch umgekehrt die Möglichkeit, auf das englische Geschehen Einfluss zu nehmen. Die zumeist wohlhabenden und gebildeten Rückkehrer verschafften sich über wichtige Ämter in Staat, Kirche und Universität als nunmehrige Calvinisten aber eine deutliche Mitsprache auf der britischen Insel.

Das war wiederum attraktiv für die kontinentalen Protestanten. In Deutschland befand man sich nach den konfessionellen Konflikten tief in einer Krise,⁴¹ da sich nach den polemischen Streitereien über dogmatische Einzelheiten wieder die dringende Notwendigkeit der praktischen Seelsorge zeigte, die nun unmittelbar auf die Erbauung und damit auf die entsprechenden Leistungsmöglichkeiten der Texte zielt. In Deutschland verbindet Johann Arndt seine recht deutliche Kritik am Zustand der Kirche mit dem Konzept einer individuellen Frömmigkeit: Übungen zur Aneignung, Vertiefung und Differenzierung von Glaubensgewissheit stehen vor Augen, konkret die Auseinandersetzung mit den Vorgaben der Heiligen Schrift. Das Wort Gottes muss im einzelnen Menschen lebendig sein. Neben den Methoden der Kirche (Gottesdienst, Verkündigung, Predigt) zählen nun Methoden der Selbsterfahrung wie private Lektüre, Versenkung, Kontemplation und Meditation. Mit der Imagination bzw. Suggestion wären in der Konsequenz auch poetische und bildkünstlerische Verfahren und Kompetenzen benannt, die nicht nur Hilfestellung leisten, sondern sich auch zum Selbstzweck ohne geistliche Notwendigkeit entwickeln können, mit allen Konsequenzen für die kirchliche Autorität.⁴² Gibt es eine Tendenz zur Stärkung der Individualkräfte, die anstelle einer Belehrung durch Glaubensnormen und strikte Kontrolle, anstelle von hierarchischer und autoritärer Bevormundung nun zur Selbstverantwortung anleiten können, um zur eigenen Mündigkeit und Weltkenntnis zu gelangen und ohne fremde Anleitung zu Gott zu finden? Dann wären Termini zu prüfen, wie Autonomie und freie Selbstbestimmung, auch und gerade in Form von physischer wie psychischer

⁴⁰Die katholische Mary I. Tudor (1516–1558) regierte von 1553 bis 1558 als Königin von England und Irland und galt wegen der radikalen Verfolgung ihrer Gegner als Maria die Blutige.

⁴¹Vgl. Sträter (1995), S. 26–28.

⁴²In der Kulturgeschichte wäre damit eine bedeutende Schwelle bezeichnet. Vgl. Kurz (2000), Dünne (2008), Wehr (2009), Baier (2009).

Selbststabilisierung, eine Stärkung der Selbstheilungskräfte des einzelnen Körpers, die sich gegen dogmatische Unterwerfung und Fremdbestimmung richtet. In welchem Grad wirkt sich das auf die Übersetzung als Auswahl und Verstärkungsverfahren aus? Wie wird Erbauung (bzw. Dogmatik und Präskription) sprachlich generiert? Spezifische Fragen nach normativer Logik und persönlichem Affekterlebnis, nach präskriptiver Exegetik und stiller Andacht lassen sich hier möglicherweise feinsinniger beantworten: Was wird den Vorlagen auf welche Weise entnommen, wie wird im Übersetzungsprozess selektiert und modifiziert, um für das deutsche Publikum zu besonderen Zwecken eine spezifische Wirkung zu ermöglichen?

Den entsprechend wachsenden Bedarf an wirkungsvollen Erbauungstexten können Johann Arndt und andere zeitgenössische Autoren im deutschsprachigen Raum mit eigenen Produkten offensichtlich nicht mehr decken. Die große Nachfrage muss also mit Importen zufriedengestellt werden. Exemplarisch zeigt sich das an den Texten des englischen Bischofs Joseph Hall (1574–1656), die in seiner Heimat großen Erfolg hatten. „Not unhappy at Controversies, more happy at Comments, very good in his Characters, better in his Sermons, best of all in his Meditations“, so feierte ihn ein Zeitgenosse, der Historiker Thomas Fuller (1608–1661), in seiner enzyklopädischen Betrachtung *The Worthies of England* (1662).⁴³ Wegen der Reinheit, Schlichtheit und Aussagekraft seines Stils galt er – nicht nur diesem – als ‚englischer Seneca‘. Markant ist in der Tat seine Teilnahme an säkularen gesellschaftlichen Diskursen, er tritt hervor als Beiträger des öffentlichen Lebens insgesamt, aber weniger mit akademischen Theorien und lehrhaften Lebensgrundsätzen als mit Themen aus dem praktischen Erwerbsleben, die sich ganz gezielt an die entsprechenden Personenkreise wenden. Seine kritische Betrachtung über den Mammon etwa, den irdischen Reichtum, richtete er 1618 in einer Predigt über 1Tim 6,17 an die Kaufleute Londons: *The righteous mammon an hospitall-sermon preach't in the solemne assembly of the city on Munday in Easter-weeke*.⁴⁴ Führende Wirtschaftsvertreter zählten zu seiner begeisterten Zuhörerschaft, die geduldig und einsichtsvoll mit ihm etwa darüber reflektierten, ob der Missbrauch von eigentlich nützlichen Dingen diese in ihrer Wirkung dann schadhaft mache. So auch der materielle Besitz, der per se nicht verwerflich sei – Frömmigkeit und Reichtum schließen sich ja nicht aus – wichtig aber ist: selbst eigene Wohltaten leisten für die Ärmern. Wer auf unrechte Weise zu Reichtum gelangt (mit Wucher, Preistreiberei oder Billigprodukten ohne Gegenwert), ist zu verurteilen, ebenso wer damit Laster wie Stolz, Prunksucht, Geltungssucht und Verschwendung verbindet. Damit steht Erbauung nicht als weltfernes oder gar weltflüchtiges Produkt, sondern orientiert sich gerade an präsenten, akuten und damit greifbaren Phänomenen der gesellschaftlichen Gegenwart. Nicht höhere metaphysische Bezugsgrößen und entmaterialisierte Seelenvorstellungen, die etwa die deutschen Texte der Zeit dominieren, sondern ganz konkrete Lebensfragen

⁴³ Fuller (1662), Band 2, S. 231.

⁴⁴ Hall (1618).

bilden den Hintergrund für eine diskursiv angelegte Meditation, die sich in ihrer umfassenden Weitläufigkeit, in einer detaillierten Ausdifferenzierung und sorgfältigen Umstandsbezogenheit an der rhetorischen Kategorie der *inventio* orientiert. Über deren Technik aber hatte Hall bereits 1607 in *The Arte of Divine Meditation* eingehend reflektiert.⁴⁵ Der Mammon-Text selbst gelangte erst ein halbes Jahrhundert später nach Deutschland: Unter dem Titel *Der gerechte Mammon oder Nachdencken, von der Freigebigkeit* übersetzte ihn Balthasar Koch nach einer französischen Vorgabe ins Deutsche. Daneben verbreitete sich seit den 1620er Jahren eine Fülle von anderen Texten aus der Feder Halls in Deutschland, viele tatsächlich mehrfach übersetzt, sodass sich die oben angedeutete Methodik einer vergleichenden Parallelübersetzung hier anwenden ließe.

Vor diesem Hintergrund bieten sich verschiedene Konstellationen zur spezifischeren Untersuchung an:⁴⁶ Als frühester Fall begegnet etwa die Übersetzung von Joseph Halls 1606 in London erstmals erschienenem Werk *Heauen vpon earth, or Of true peace, and tranquillitie of minde*, das 1632 von Christoph Koler in Breslau⁴⁷ aus dem Lateinischen ins Deutsche übertragen wurde, 20 Jahre später gefolgt von der Fassung Margareta Maria Bouwinghausens,⁴⁸ die vermutlich aus einer französischen Vorlage entstand. Maria Bouwinghausen ist offenbar die einzige Frau im angesprochenen Übersetzungsgeschehen der Erbauungsschriften, weswegen die ihrem Werk vorangestellte *Ruhm-Schrift/ An die Tugend-Liebende Fräulein Übersetzerin/ über die Glückliche volendete Verteutschung dieses Büchleins* von besonderem Interesse sein dürfte.⁴⁹ Die Autorin hat den Traktat zunächst zur reinen Selbstschulung übersetzt, „darmit jch dessen Inhalt/ besser zu Sinnen fassen möchte“, die Drucklegung aber, mit der das Werk dann für viele zum praktischen Erbauungsmittel wird und der Übersetzerin damit auch eine Verantwortung für das Seelenheil ihrer Leser zuweist, wollte sie dann „nicht ohne befragung/ und einrahten etlicher Gelehrten“ ausführen (so in der Widmungsvorrede an Anna Katharina von Württemberg, o.P.). Wie Martin Bircher vermutet, handelt es sich um die Widmungsträger Johann Valentin Andreae, Georg Philipp Harsdörffer und Johann Wilhelm von Stubenberg. Die wohl wenig verbreitete Übersetzung bemüht sich um „Wort-Reinigkeit“, um Angemessenheit und Vermeidung von Fremdwörtern, so die Vorrede *An den Leser* (o.P.). Eine weitere Übersetzung liegt aus dem Jahr 1677 vor, sie stammt ihrerseits aus der Feder des Helmstedter Diakons Henning Koch (1633–1691), des Vaters des oben genannten Balthasar Koch. Philologisch erscheint sie genauer und im Ton pastoraler,⁵⁰ ganz offenbar entstand sie ohne Kenntnis der Vorgängerin in Württemberg.

⁴⁵ Hall (1607).

⁴⁶ Vgl. allgemeine Überlegungen zu *imitatio* und *aemulatio* bei: Van de Kamp (2020), S. 42–44.

⁴⁷ Hall (1606) bzw. Colerus (1632).

⁴⁸ Bouwinghausen (1652).

⁴⁹ Vgl. dazu: Bircher (1968), S. 91–97.

⁵⁰ Bircher (1968), S. 92. Vgl. ferner mit Vergleichsstellen ohne eingehende syntaktisch-semantische Analyse: Van de Kamp (2020), S. 383–387.

Ein anderer Fall wäre die Konstellation von Heinrich Schmettau und Hans Jakob Schädler, die 1663 zeitgleich Halls *The balm of Gilead, or, Comforts for the distressed, both morall and divine most fit for these woful times* übersetzen. Das Original erschien 1650 in London.⁵¹ Deutlich zeigt sich auch hier Halls besonderer Öffentlichkeitsbegriff, der sich gegen eine allzu beschränkte Privatheit wendet: Er bietet „Comforts against publique Calamities“, also Trost gegen ‚öffentliche‘, allgemeine oder gemeinschaftliche Katastrophen, zum Beispiel im Falle einer Pestilenz:

§ 7. The woful miseries of Pestilence, allaid by consideration of the hand that smites us.
Thou art confounded with grief, to see the pestilence raging in our streets; in so frequent a mortality as breeds a question concerning the number of the living, and the dead: That which is wont to abate other miseries, heightens this, The company of participants.

Der Hofprediger Herzog Ludwigs von Liegnitz, späterer Domprediger und schließlich reformierter Hofprediger am Hohenzollernhof in Berlin, Heinrich Schmettau (1629–1704), legt in seiner deutschen Fassung den Passus unter der Rubrik „Trost wider allgemeines Elend“ in der folgenden Formulierung vor:

Das jämmerliche Elende der Pestilentz/ erleichtert durch die Hand die uns schläget.
Du bist fast vergangen für Kummer/ zu sehen die allgemeine Pestilentz auff unseren Gassen/ in einem so allgemeinen Sterben/ daß fast die Frage entstehet, ob die Zahl der Todten nicht die Zahl der Lebendigen übertreffe. Das/ was sonst pflaget anderes Elend zu verkleinern/ vergrößert dieses/ nemlich die grosse Gesellschaft derer/ die es theilhaftig sind.⁵²

Der Glaubensgenosse in Zürich, der reformierte Prediger Hans Jakob Schädler (1634–1693), Verfasser von Soldatenpredigten und Katechismen für Kinder,⁵³ publizierte 1663 in Basel einen *Balsam auß Gilead: oder Kräftige Hertzstärckungen wider allerley geistliche und leibliche Trübsalen [...] nach Joseph Hall*. Das Kap. 6 heißt bei ihm „Trost wider allgemeine Trübsalen und Landplagen“, unter Abschn. 7 aber verzichtet Schädler auf den Aspekt der harten Züchtigung in der Überschrift, im Inhaltsverzeichnis ist es nur „die Hand Gottes“, später dann eher am Original, aber ohne das ‚geschlagen‘ von Schmettau:

Die Pestilentz wird verringert durch Betrachtung der Hand welche uns getroffen.
Bist du überhäuffet mit traurigkeit/ dass du siehest wie die Pestilentz in vnseren strassen wüet mit so vilfaltiger ertödung/ daß bereits die frag entstehet/ ob mehr übrig seyen in dem leben/ oder ob die zahl deren die gestorben sind grösser seye: das jenige welches sonst gewöhnlich andere trübsalen verringert/ vergrößert diese/ namlich die menge deren/ welche derselben theilhaftig werden.⁵⁴

Schädler preist in seiner *Vorrede* (o.P.) die Hall'sche Verbindung aus einer „anemlichen vnd durchtringlichen redens-arte“ mit „tieffsinnigen und hertzbegeglichen gedancken, mit denen jene erfüllet sind“. Worte sind durch Gedanken

⁵¹ Hall (1650), vgl. dazu Sträter (1987), S. 11 f.

⁵² Schmettau (1700), S. 131.

⁵³ Schädler (1692/1739).

⁵⁴ Hall (1650) bzw. Schädler (1663), S. 227.

erfüllt, nicht Gedanken mit Worten, dies habe er versucht zu bewahren, „so viel auch immer die englische lieblichkeit in unser Teutschen Sprache hat außgedruckt werden können“.

Nach Schädler ist hervorzuheben, dass Halls „Materien auff die jetzigen jammerhaften und mit allerhand trübsalen überschwemnten zeiten sehr bequem/wider innerliche und äußerliche [...] widrigkeiten [...] sonderlich nützlich“ seien. Also hat er wiederum neben der Psyche des Einzelnen auch die Gesellschaft im Ganzen im Blick, insbesondere unter dem Aspekt der Harmonisierung. In der Tat argumentiert Schädler in anderen Werken auch ganz explizit mit dem Postulat der religiösen Toleranz im Sinne eines eidgenössischen Freiheitsbegriffs, den er auch mit seinen Übersetzungen fest verankern möchte, um die Einigkeit und Freiheit der Schweizer für alle Folgegenerationen zu bewahren.

Als ein besonderes Fallbeispiel aber zeigt sich Halls *Characters of virtues and vices* (London 1608). Dieser Text wurde gleich dreimal ins Deutsche transferiert – rechnet man eine freie Bearbeitung aus dem Jahre 1700 noch hinzu, sogar viermal: Die entsprechenden Fassungen erscheinen in Emden 1628, in Frankfurt 1652, in Helmstedt 1685 und schließlich in Amsterdam (d.i. Hamburg) 1700. Und offenbar plante auch Christian Hofman von Hofmannswaldau eine eigene Version.⁵⁵ Natürlich ist im vorgegebenen Rahmen keine umfassende Vergleichsanalyse möglich, vielleicht aber ließe sich ein Verfahren für künftige Unternehmungen vorschlagen.

Virtue is not loved enough, because she is not seen; and vice loseth much detestation, because her ugliness is secret. Certainly, my lords, there are so many beauties and so many graces in the face of goodness, that no eye can possibly see it without affection, without ravishment: and the visage of evil is so monstrous through loathsome deformities, that if her lovers were not ignorant they would be mad with disdain and astonishment. What need we more than to discover these two to the world?⁵⁶

Dieser Formulierung Halls (1608) wären als Parallelübersetzungen die folgenden gegenüberzustellen:

Paris 1610/1619 bzw. Genf 1634 [anonym]

La vertue n'ai assez aimée d'autant ne pas assez veuë, & le vice non assez detesté parceque sa deformité est cachée. Aussi y a-il en la face de la vertu tant de diuerses de la beauté, et de graces que l'œil ne la peut regarder sans l'affection, sans ressentiment; et le visage du vice est si monstrueux et deguisé de tant de hideuses laideurs, que si ses (S. 2) plus passionnez amans n'étoyent extremement ignorans, ils s'iroyent cacher de honte, de dédain et d'horreur. Qu' y a-il donc de plus necessaire que de decourir ces choses au mondes?⁵⁷

Emden 1628 [anonym]

Weil die Tugend nicht eigentlich genug gesehen wird/ so ist sie auch nicht gnugsam geliebet; und die Vntugend nicht rechtschaffend gehasset/ weil niemand fast recht davon unterrichtet/ vnd ihre häßligkeit nicht/ wie es wol nötig/ kan erkennen werden. Dan es ist

⁵⁵Noack (1999), S. 179.

⁵⁶Hall (1608), S. 53.

⁵⁷[anonym] (1610 bzw. 1619), [anonym] (1634), S. 1 f. Vgl. Brauch (1978).

die Tugend an sich selbst (S. 4) mit so viel schönheiten gezieret / daß ein jeder/ der sie fleissig betrachtet/ sich muß/ dieselbe zu ehren vnd zu lieben bewegen lassen. Hergegen ist die Vntugend so abschewlich vnd häßlich daß ihre eyferigste nachfolger sich dafür billig sollten entsetzen/ [...]“⁵⁸

Frankfurt 1652 [Georg Philipp Harsdörffer]

Die Tugend wird wenig geliebet/ weil jhre Schönheit wenig gesehen wird: das Laster ist wenig verhasst/ weil seine Abscheulichkeit sich zu verbergen pfeget. In dem Angesicht der Tugend ist eine solche Holdseligkeit/ daß man sie ohne hertzliche Liebs- (S. 4) neigung nicht anschauen und betrachten kann: die Gestalt deß Lasters ist hingegen so grausam scheußlich und ungebildet/ daß derselben Liebhaber/ wann sie nicht mit Blindheit geschlagen weren/ solche verachten/ hassen und anfeinden müsten. [...]“⁵⁹

Helmstedt 1685 [Balthasar Gerhard Koch]

Die Tugend wird und ist nicht genugsam gelobet weil ihre Schönheit nicht gnugsam gesehen wird/ und die Laster nicht genugsam beeckelt/ weil ihre abscheuliche Garstigkeit allzu sehr verdeckt ist: Es sind auch in dem Angesicht der Tugenden so viel Schönheiten und Liebligkeiten/ daß das Auge ohne Empfindlichkeit und Zuneigung darauf nicht sehen kann/ und das Angesichte der Laster ist so abscheulich und häßlich verstellte das wenn ihre eifrige Liebhaber nicht so über sehr blind weren/ sie würden der Schande Unwillens und Greuels wegen suchen sich zu verkriechen.“⁶⁰

Ganz knapp zugespitzt, läßt sich in den deutschen Übersetzungen eine Tendenz zu einer durchaus schwerfälligen Komplexität beobachten, die sich deutlich von der eher eleganten Kürze in der Vorlage entfernt, ohne dabei aber an zusätzlicher Aussagekraft zu gewinnen. Das knappe und schlagkräftige „she is not seen“ gerät etwa zu einem sperrigen „weil die Tugend nicht eigentlich genug gesehen wird“. Generell neigt das Englische als eine analytische und flexionsarme Sprache zur Einsilbigkeit, es benötigt kaum synthetische Konstrukte innerhalb der Satzgrenzen.⁶¹ Diesbezüglich wäre zu erinnern, dass Martin Opitz 1624 ja große Vorbehalte gegenüber dem Deutschen hegte, denn „es siehet nicht wol auß / wenn ein Verß in lauter eynsylbigen wörtern bestehet“. Der schlesische Reformtheoretiker beklagt damit eine besondere Belastung für die deutsche Dichtkunst: „Wiewol wir deutschen/ wegen der menge der eynsylbigen wörter die wir haben/ es zuezeiten kaum vermeiden können.“⁶² Tatsächlich erweitern viele Übersetzer ein kurzes englisches Wort zu einem rhythmisch schwerlich annehmbaren Mehrsilber, wenn auch zuweilen flexionsmorphologisch durchaus zwingend – etwa im Falle des partizipialen Adjektivs (gelobet, geliebet) – oft aber mit beliebig aufgestockten Kollokationen oder gar mit eingeschobenen, nicht dringend erforderlichen syntaktischen Sperrungen: „Virtue is not loved enough“ wird 1685 zu „Die Tugend wird und ist nicht genugsam gelobet“.

⁵⁸ [anonym] (1628), Bl. A 2r

⁵⁹ Harsdörffer, Georg Philipp (1652), S. 3.

⁶⁰ Koch (1685), Bl. A 4v.

⁶¹ Vgl. Gauger (1952), S. 21.

⁶² Opitz (1624), S. 45.

Gerade im syntaktischen Bereich erlaubt sich die französische Fassung eine behutsame Strukturbildung durch Parallelismen (etwa: *assez aimée / assez veuë / assez detesté*), die das Englische nur im ersten Teil aufweist. Im Deutschen fällt 1628 die eigenmächtige Inversion ins Auge: Die Tugend wird erst nicht gesehen, dann nicht genug geliebt. In Kopfstellung steht ein kausaler Nebensatz, an den sich dann mit der eigenwilligen Konjunktion „so“ ein Hauptsatz anschließt. Die adverbiale Konstruktion „nicht eigentlich genug gesehen“ betont die Tugend als wesenhaft eigentümliche Größe, als Phänomen eigenen Rechts, sie ist aber als Teil einer Präpositionalkonstruktion abgesenkt, sie ist damit nicht selbst substantiell schön, sondern nur akzidentell „mit schönheiten gezieret“.⁶³

Harsdörffer (1652)⁶⁴ konserviert das ‚wenig geliebt‘ in der ersten Position vor dem ‚gesehen werden‘, führt aber im folgenden Teilsatz als neues Subjekt ein von der Tugend abhängiges Abstraktum ein, das bei Hall erst viel später erscheint und nur indirekt mit der Tugend gekoppelt wird. ‚Sichtbarkeit‘ allein ist für Harsdörffer offenbar zu schwach, er spezifiziert und ersetzt die Tugend durch „ihre Schönheit“, die „zu wenig“ gesehen wird.⁶⁵ Damit sind wir im semantischen Bereich, auch Koch (1685) zentriert das Abstraktum und intensiviert zentrale Nomina mit zusätzlichen Epitheta („abscheuliche Garstigkeit“) oder substituiert „Laster“ mit der Negation „Untugend“ und macht schließlich das Lieben zum Loben. Die französische Fassung hatte sich hier mit behutsamen Ersetzungen begnügt und wählte etwa das präzisere „deformité“ als Formlosigkeit, Ungestalt, Scheußlichkeit für die Häßlichkeit (*ugliness*). Somit könnte man eine deutsche Tendenz zum Schönen und Guten konstatieren: Bedeutungsverwandte Termini wie Lieblichkeit, Liebenswürdigkeit, Holdseligkeit, Anmut und Zierde fallen tatsächlich explizit. Es ergibt sich eine knappe programmatische Ästhetik im Wortfeld der Reinheit, Makellosigkeit und Unbeflecktheit, die damit eine ideale und verklärte Tugend zu erbaulichen Zwecken durchaus in die Nähe einer anbetungswürdigen himmlischen oder göttlichen Erscheinung rückt und in dieser Weise von konkreten moralischen Handlungsmaximen absieht. Tendenziell⁶⁶ ließe

⁶³ Verben wie „hassen“ müssen mit Adverbien wie „rechtschaffend“ verstärkt werden.

⁶⁴ Der große Echologe und Klangmaler Georg Philipp Harsdörffer konnte offenbar wenig Englisch: In gewohnter Manier versucht er, aus dem Namen des großen Engländers Funken zu schlagen, und ‚Hall‘ mit ‚deutschem‘ Hall zu verbinden, verkennt dabei aber leider, dass es sich allenfalls um einen graphematischen, nicht aber um einen phonetischen Reim handelt: „Der Tugend Wieder=Hall/ ist bey dem Hall zu hören | Den Weiland Engeland pflegt über hoch zu ehren. | Es reimet sich der Nam zu seiner Schrifften Zier/ und dringt sein wahrer Ruhm in diesem Werk herfür. [...] Der Hall/ beduncket mich ist nechst der Warheit Quell | in der deß Lesers hertz sich weist Chystrallen hell. (Harsdörffer, 1652, S. 2: Sonnet oder Kling=reimen)

⁶⁵ Wenig statt „nicht genug“, eine aufgelöste Litotes; 1685: Wiederholung „nicht genugsam“, Parallelismus, „wird und ist“; 1652 Erkennen, betrachten, affektisches rezipieren: sich entsetzen.

⁶⁶ Vgl. die verschiedenen Fassungen des Vorlagenwortes „Characters“ (1608): „Caractères“ (1639), „Vorbildung“ (1628), „Kenn-Zeichen der Tugend und Laster“ (1652), „Merckzeichen der Tugenden und Laster“ (1685), „Characteres der Menschen“ (1700). Vgl. zu Semantik, Etymologie und Begriffsgeschichte von „character“: Hockenjos (2005).

sich bei Hall vielleicht die Hinwendung zu griffigen, diesseitigen oder gar alltäglichen Charaktertypen beobachten, die den eher verklärten Exempeln von Heiligen und Sündern ein pralles diesseitiges Leben einflößen. In den Aktionen geben sich ausdifferenzierte Psychogramme und Handlungsmuster deutlich zu erkennen.

Dies bliebe genauer zu untersuchen, stattdessen aber wäre ein vorläufiges Resümee zu ziehen: Die englische Sprache fungiert im 17. Jahrhundert offenbar eher als Distanzmittel: Sie ist nicht besonders geläufig und wirkt als starke Barriere, ja sie verdunkelt die wichtigen Inhalte. Noch 1673 heißt es in der *Zuschrift* zur deutschen John Hayward-Ausgabe:⁶⁷

Weil aber dieses Heiligthum der teutschen Andacht bißhero verschlossen gewesen/ gottselige Hertzen aber selbiges zur Vermehrung deroselben und zum Trost der geängsteten Seelen tüchtig erachtet/ als haben wir keine Unkosten gesparet/ selbiges in teutscher Sprache eröffnen zulassen/ damit das unter dem Deckel einer fremden Sprache gesetzte Licht auff einem freyen Tisch auch unseren Teutschen seinen Glantz mittheilen möchte.

Die seelsorgerliche Substanz kann also nur in angemessener Übersetzung wirken. Offenbar sind aber trotz der fremden Sprache gerade die erbaulichen Vorgaben dieser Texte von großer Attraktivität, sodass sie importiert werden müssen. Anscheinend gab es nichts entsprechend Eigenes.⁶⁸

Joseph Hall wurde oft mit Seneca verglichen: Sein klarer, sachlicher Prosa-Stil, die kurzen Sätze im Sinne des antiken *brevitas*-Ideals und die überzeugende Darlegung von Sachverhalten berechtigen dazu. Kennzeichnend ist auch, dass in der erbaulichen Tugendbelehrung deutlich satirische Züge hervortreten. Sie verbinden die seelische Meditation mit gesellschaftlichen Auffälligkeiten und sprechen in ihrer Logik und sinnscharfen Disposition auch den Intellekt an, der bei vielen deutschen Erbauungstexten gänzlich unterfordert wird.⁶⁹ Dort dominiert eher ein sinnliches Wahrnehmen wie Hören, Sehen und Schmecken. Sensorische und emotionale Wertigkeiten als Qualitäten der seelischen Individualität sind aber entkoppelt von rationalen Strukturen und umfassender Empirie. Die deutsche Reformation war „in ihrem Ringen um Gott so tiefinnerlich [...], daß daneben keine machtpolitischen Erwägungen Platz hatten“. Die Sprache war deshalb „von mehr Gefühlswärme getragen, rüchhaltlos in ihrer treuherzigen Offenheit, zuweilen Derbheit, bescheidener in ihren Machtansprüchen, bei ihrer Tiefgründigkeit manchmal weltabgewandt“,⁷⁰ so konstatierte Hildegard Gauger bereits 1952. Irdischer Besitz spielte keine Rolle, das „Seelenheil“ war einziger Belang:

⁶⁷ Hayward (1673), o.P.

⁶⁸ Eine These Udo Strätters hierzu lautet: „Die englischen Verfasser von Erbauungsschriften haben in größerer Freiheit als ihre protestantischen Kollegen auf dem Kontinent aus gesamtkirchlicher Tradition und zeitgenössischer Literatur ausgewählt und adaptiert [...]. Dabei entwickelt die englische Erbauungsliteratur ihr eigenes Gesicht, ohne ihre Quellen, aus denen sie bisweilen schöpft, zu verleugnen.“ Vgl. Sträter (1987), S. 60.

⁶⁹ Dies könnte auch mit dem Einfluss der jesuitischen Exerzitenpraxis im deutschen Bereich zusammenhängen, ich danke Franz Fromholzer für diesen Hinweis.

⁷⁰ Vgl. Gauger (1952), S. 17.

In England war Rede deutende Begleiterin der werktätigen Arbeit. Sie warb und kämpfte um deren Anerkennung. Sie verkündigte der Welt, daß diese Arbeit in einem höheren, an England ergangenen Auftrag geschehe, daß sie Sendung sei. Sie gab ihr den nationalen Sinn und machte sie zu einer geschichtlich strahlenden Kraft.⁷¹

Das ist Rhetorik nach antikem Verständnis. Wo die deutschen Reformatoren also, auch in Gestalt ihrer kritischen Nachfolger, auf Innerlichkeit, auf einen *cultus privatus* dringen und Abstraktion, Weltferne und Selbstfixierung zu den zentralen Größen erheben, da bieten die Texte des englischen Bischofs Anlässe, Objekte und auch authentische Personen aus der gesellschaftlichen Präsenz. Es sind nicht etwa nur die ‚göttlichen Sachen‘, sondern gerade die säkularen Problemstellungen und die menschlichen Affären, auf die angelsächsische Meditation zielt: Das zeitgenössische Wirtschaftsleben, markante Charakterfiguren aus dem sozialen Umfeld oder bewegende Tagesereignisse wie die Pest haben nicht nur Findungsfunktion für Argumente und Anschauungen, sondern sind in erster Linie tatsächliche Ereignisse aus der Realität des Lesers, also reine Erfahrungsgehalte. Irdische Machtfragen sind nicht abgewertet und damit verdrängt und allenfalls als tief-sinnige Allegorie funktionalisiert, sondern kommen als solche zur Sprache, sodass der Leser hierzu auch eine Position entwickeln kann.⁷² Die Psychologie des Alltags dominiert die Metaphysik. Dagegen hatte 1622 noch Johann Gerhard in seiner *Schola pietatis* zu einer Form der Meditation geraten, in der sich

ein wahrer Liebhaber der Gottseligkeit täglich eine gewisse Zeit“ aussetzt, „zu welcher er seines Hertzens Gedanken von allen äusserlichen/ irdischen/ weltlichen Geschäften abziehe/ in sein Herz gehe/ und dasselbe zur Betrachtung himmlischer/ geistlicher sachen erhebe.⁷³

Hall aber öffnet für seinen Leser die umfassende Fülle der Erscheinungen des kreatürlichen Lebens schlechthin, alles ist Anlass für Meditation. In seiner Anleitung zur *Arte of Divine Meditation*⁷⁴ argumentiert er gegen die katholische Tradition des Rückzugs aus der Welt, gegen die Kontemplation in Abgeschiedenheit, und regt stattdessen an, ‚Gelegenheiten‘ im Alltag zu nutzen, Anknüpfungspunkte in der sozialen Umwelt zu erkennen, also tägliche Ereignisse, Personen, Begegnungen und Konfrontationen. Diese Findungstechnik lehnt sich nun ganz offensichtlich an die rhetorische *inventio* an. Auslöser ist jeweils die Begegnung mit einem Objekt, fortgeführt mit dessen Betrachtung zwecks Ermittlung der in

⁷¹ Gauger (1952), S. 17.

⁷² Harsdörffer hatte schon Halls 1630 verfassten *Occasional Meditations* bzw. *Meditationes subitanae* als *Zufällige Andachten* ins Deutsche übersetzt bzw. stark bearbeitet. „Der Leser wird ausdrücklich aus der realen Welt in eine allegorische entrückt. Statt wie Hall eigene Wahrnehmungen wiederzugeben, schiebt Harsdörffer die Figur Gotthold ein, der trotz des beschränkten Rahmens als Typus des christlichen Pilgers gelten kann“, so Waltraud Tepfenhard (1980), S. 72, hier zit. nach: Müller (2005), S. 127.

⁷³ Gerhard (1663), Buch II.1., Kap. 5, S. 248. (zit. nach Sträter [1995], S. 46)

⁷⁴ Vgl. Sträter (1987), S. 85 f. In deutscher Übersetzung nicht unter Halls Namen verbreitet, sondern seit 1633 anonym als Anhang zu Baylys *Praxis Pietatis*. Vgl. Corthell (1978).

ihm liegenden Wahrheit, dann erst die Übertragung in das eigene praktische Leben zum Nutzen der Heilsordnung. Deshalb sollen umgekehrt auch epistemische Traktate wie Erbauungstexte behandelt werden: Auch sie dienen nicht nur der sachlichen Lektüre, sondern als Mittel zur Meditation. Hierzu fügen sich sehr anschaulich auch Halls *Decisions of divers practicall cases of conscience in Continual Use Amongst Men: Very Necessary for Their Information and Direction in These Evil Times* (1659), 1677 von dem Königsberger Poeten Martin Kempe auf Deutsch publiziert: *Joseph Halls Gewissens Rath: das ist nützliche Auflösung etlicher sonderbaren Fragen, wornach ein gottseliger Christ seinen täglichen Wandel [...] einrichten soll*. Praktische Lebenshilfe und Andacht in einem, etwa zu Fragen des Kreditwesens, zur ökonomischen Spekulation oder zum Vertragsrecht. Nie aber gibt es eine „schlüßliche Antwort“, also ein Ja oder Nein, sondern immer gilt es, „viele Vmstände dabey zu erwegen“, was der Autor dann auch tut, stets verbunden mit der korrespondierenden Betrachtung zahlreicher Bibelstellen.⁷⁵ Wo die deutschen Texte also zu reinem Schauen, bis hin zur mystischen Versenkung und damit zum Verschwinden oder gar zur Selbstausblendung der praktischen Person anleiten und auf der Rezeptionsseite allenfalls die *ruminatio*, also das dumpf nachschmeckende ‚Wiederkauen‘ gestatten, da überrascht der englische Text mit spitzigen Formulierungen, unerwarteten Wendungen und neuen Informationen und lädt dabei zur witzigen, aktiven Gegenrede ein.

Lebhafte Kontroverse also statt stiller Selbstbestätigung. Das zieht eine weitere Überlegung nach sich: Sprache war in England immer mit Politik und öffentlicher Rede verbunden. So ergibt sich ein zusätzlicher, nunmehr textsortenspezifischer Zugang zur Problematik. Im englischen Parlament hielten Geistliche verschiedenster konfessioneller Orientierung oftmals lange Predigten. Offenbar ist es aber nicht nur die Predigt, die als orale Praxis mit der Erbauungsfunktion kombiniert wird, vielmehr wäre die Frage zu diskutieren, ob es hier nicht auch die englische Parlamentsrede ist, die den eigentlichen Mangel auf deutscher Seite bloßlegt und damit ein besonderes Übersetzungsgut bildet? Die Entscheidungen über den Verlauf der englischen Geschichte zwischen 1620 und 1649 hängen oft sehr eng mit den entsprechenden Redebeiträgen von Puritanern wie von Royalisten im Parlament zusammen, die eine große Bandbreite zwischen volkstümlich-derbem und akademisch-gebildetem Duktus abdeckten. Ist es also vielleicht das lebendige, körperliche und authentische Streitgespräch, das Joachim Lütke mann im *Vorschmack göttlicher Güte* (1553), Heinrich Müller im *Himmliche[n] Liebeskuß* (1659) oder ein anonymes *Gespräch des Herzens mit Gott* (1657, wohl von Johann Michael Dilherr)⁷⁶ vermissen lassen? „Schmecket und sehet wie freundlich der Herr ist“, wirkt als Einladung genau wie das Ver-

⁷⁵ So Kempes Formulierungen in der „Vorrede an den Christelichen Leser“, Hall (1659/1677), S. 1.

⁷⁶ Die Anleitung in der Ausgabe Nürnberg 1657 stammt vermutlich von Dilherr, vgl. dazu Sträter (1995), S. 107.

sprechen einer „süssen Erquickung des Geistes“ eher unattraktiv, beschränken sie die rezeptive Aussicht doch lediglich auf das Kauen und Goutieren, um den „Kopf in das Herz zu bringen“, so Franciscus Mercurius van Helmont (1614–1699) 1677 im Brief an Spener.⁷⁷ Der Intellekt galt als Hindernis. Joseph Hall hingegen versuchte zumindest, affektive und diskursive Anteile der Meditation in ein ausgewogenes Verhältnis zu setzen. Er unterrichtete seinerseits Rhetorik, disputierte in Brüssel mit Jesuiten und war in Schottland mit König James in diplomatischer Mission tätig. Auch sonst wirkte er eher als Mediator zwischen den katholischen, calvinistischen, presbyterianischen und independistischen Positionen. Hall war gegen alle protestantischen Separatisten, gegen ein Episkopat und vertrat einen entschiedenen Anglikanismus. 1641 zitierte man ihn vor das Oberhaus, damit er sich mit 12 anderen Bischöfen zusammen gegen puritanische Vorwürfe wegen Hochverrats verteidige.

Wäre damit ein Manko benannt? Ein Parlament als öffentlicher Diskurs-, als Beratungs- und Entscheidungsort in Deutschland, der von einer spezifischen Textsorte, nämlich der Parlamentsrede, getragen wird, die aber ihrerseits keineswegs auf erbauliche Anteile verzichtet?⁷⁸ Das könnte umgekehrt auch heißen: Eine Erbauungsliteratur zu wünschen, die über ihre enge Funktion hinausreicht und etwa praktische Diskursübungen anregt und pragmatische Hilfe anbietet, um nach einer fruchtlosen Konfessionspolemik und den vernichtenden Kriegen zwischen 1546 und 1648 auch und gerade in kirchenpolitischer Hinsicht Fortschritte zu erzielen.

Literatur

Quellen

[anonym] 1610. *Caractères de vertues et de vices tirez de l'anglois de Josef Hall*. Paris: de Tourval, 1619. Dernière edition reveue, corrigee et augmentee. Paris: Jeremie Perier.

[anonym] 1628. *Vorbildung der Tugenden un[d] Untugenden. Das ist: Kurtze/ aber deutliche und anmutige Beschreibung der vornembsten Tugenden/ deren sich ein frommer Mensch befeißßen soll/ Und auch der meisten Untugenden oder Laster/ dafür man sich hüten sollte: Zuvor niemals in unser Deutschen Sprach außgangen*. Embden: Kallenbach.

[anonym] 1634. *Les caractères de vertus et de vices*. Geneva: Pierre Aubert.

[Bouwinghausen, Margareta Maria] 1652. *Waarer und großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel/ Erstlich in Englischer Sprach herauß gegeben/ durch Msr. Joseph Hall; Hernach ... in Frantzösisch übersetzt: Und auß disem; ... in rein Hoch-Teutsch gebracht*.

⁷⁷ Zitiert nach Sträter (1995), S. 124.

⁷⁸ Gauger (1952), S. 1: Die *Magna Charta* (1215) galt als Gemeingut, auf das sich alle verpflichten und sich dadurch verbunden fühlen, auch und gerade die „Gemeinen“ (Vertreter der Städte, Burgflecken), die sich repräsentativ und damit auch sprachlich beteiligten, 1265 fand die erste Beratung im Parlament statt.

- Durch Eine Tugend-Begierige Liebhaber in der hochberühmten Teutschen Völckerschafft [d.i. Magreta Maria von Buwinckhaußen].* Tübingen: Werlin.
- [Schmettau, Heinrich]. [1700]. *Joseph Halls S.S. Theol. D. und Bischoffs zu Norwig außgesonderte und außleresene Trost- und sinnreiche Schrifften/ Als I. Balsam aus Gilead oder Tröster/. II. Soliloquia oder him[m]lisches Gespräche/ III. Der gläubigen Seelen irrdisches Valet und himmlisches Willkommen/ IV. Der rechte Christ/ Von dem Authore in Englischer Sprache beschrieben jetzo aber ... zum drittenmahl in dieses Format gebracht Von Heinrich Schmettawen ...* Franckfurt Leipzig: Kloß.
- Barack, Karl August, Hrsg. 1881/82. *Zimmerische Chronik.* Zweite verb. Aufl. Freiburg, Tübingen: Litterar. Verein in Stuttgart.
- Baumann, Franz Ludwig, Hrsg. 1876. *Quellen zur Geschichte des Bauernkrieges in Oberschwaben. I. Weissenhorner Historie von Nicolaus Thoman.* Tübingen: Laupp (Neudruck Weissenhorn 1968).
- Baxter, Richard. 1721. *Die Wahre Kirche in allen Secten Oder die wahre Catholische Kirche: nach ihrer eigentlichen Natur und Beschaffenheit beschrieben/ von Richard Baxtern, Einem Mitgliede der allgemeinen Kirche Christi, Zu welcher alle rechtschaffene Christen gehören, an was Orten und Enden der Welt sie leben oder wohnen; Worbey die hochtrabende Vermessenheit derer Papisten, und aller andern, welche vorgeben, Ihre Secte sey allein die wahre Kirche, vor jedermans Augen deutlich entdeckt, und öffentlich beschämert wird.* Frankfurth: Wintzer.
- Beverwick, Johann von. 1673. *Lob Der Artzney-Kunst Und Wider-Hall/ Oder: Gründliche Widerlegung Michaelis Montaigne, Was er wider die Nothwendigkeit der Artzneykunst heraus gegeben. In Niederländischer Sprach beschrieben/ und nun in das Hochdeutsche übersetzt von J. C. S. Frankfurt: Daniel Fievet.*
- Cordus, Euricius. 1519. *Eyn Regiment, wie man sich vor der Newen Plage/ Der Englisch schweiß genant/ bewaren/ Und so man damit ergriffen wirt/ darinnen halten sol/ Durch Euricium Cordum/ der Artzney Doctorem und Professorem zuo Marpurg.* Marburg: Franz Rhode.
- Dilherr, Johann Michael. 1664. *Gülden Kleinod der Kinder Gottes, das ist: Der waare Weg zum Christenthumb, Emanuel Sonthoms [d.i. Thomson]. Sammt einem Bericht Johann Michael Dilherrns an den Christlichen Leser.* 3. Aufl. Nürnberg: Christoph Endter.
- F. K. 1699. *A little Grammar, or Short guide to learn the Englisch Tongue together with some few Selected, dialogues, and a mean Alphabeticall, Nomenclator, out of joynd Morning and Evening Prayers. Kleine Grammatica, oder kurtzer Wegweiser/ Zur Erlernung der Englischen Sprache/ sampt wenigen auserlesenen Gesprächen/ und ein klein Alphabeticisch Nomenclator, aus hinten angefügten Morgen- und Abend-Gebeten.* Hamburg: Georg König.
- Fuller, Thomas. 1662. *The history of the worthies of England. Who for parts and learning have been eminent in the several counties.* London: Thomas Williams. Zitiert nach: Fuller, Thomas. 1840. *The History of the Worthies of England. In 3. vol. A new ed. [...] with explanatory notes and copious indexes by P. Austin Nuttall.* London: Tegg.
- Gerhard, Johann. 1663. *Schola Pietatis, Das ist: Christliche und Heilsame Unterrichtung, was für Ursachen einen jeden wahren Christen zur Gottseligkeit bewegen sollen, auch welcher Gestalt er sich an derselben üben soll.* 6. Aufl. Nürnberg: Christoph Endter.
- Hall, Joseph. 1606. *Heaven vpon earth, or Of true peace, and tranquillitie of minde.* London: M. Flesher. Deutsche Fassung: Colerus, Christoph. 1632. *Joseph Hallens Himmel auf Erden.* Aus dem Engellaendischen Lateinisch vnd auß disem Deütsch gegeben. Breslau: David Müller.
- Hall, Joseph. 1607. *The arte of diuine meditation: profitable for all Christians to knowe and practise; exemplified with a large meditation of eternall life.* London: Humfrey Lownes.
- Hall, Joseph. 1608. *Characters of virtues and vices.* London: Melch. Bradwood. Zitiert nach: Aldington, Richard, Hrsg. 1924. *A Book of Characters,* London: Routledge.
- Hall, Joseph. 1618. *The righteous mammon an hospitall-sermon preach't in the solemne assembly of the city on Munday in Easter-weeke.* London: Edward Griffin.
- Deutsche Fassung: 1684. *Der gerechte Mammon oder Nachdencken, von der Freigebigkeit. Fürgestellet ... in der Stadt Londen, durch Joseph Hall, Bischoff zu Excester ins Teutsche versetzt durch Balthasar Gerhard Koch.* Helmstädt: Lüderwald.

- Hall, Joseph. 1650. *The balm of Gilead, or, Comforts for the distressed, both morall and divine most fit for these woful times.* London: Thomas Newcomb.
- Deutsche Fassung: 1663. *Baalsam aus Gilead: Oder: Tröster in Kranckheit, Noth, Tod ... / Anfänglich in engl. Sprache beschrieben, durch Joseph Hall. Anjetzo aber in unsere hoch-deutsche übergesetzt, durch H[einrich]. S[Schmettau].* Breslau: Veit Jacob Drescher.
- Deutsche Fassung: 1663. *Balsam auß Gilead: oder kräfttüge Hertzstärckungen wider allerley geistliche und leibliche Trübsalen, bei diesen jammer-haftten Zeiten, sehr nutzlich und dienstlich zu gebrauchen. auß dem Englischen übergesetzt durch Johann Jacob Schädler.* Zürich Basel: J. J. Decker für M. Schaufelberger.
- Deutsche Fassung: Kempe, Martin. 1677. *Joseph Halls Gewissens Rath: das ist nützliche Auflösung etlicher sonderbaren Fragen, wornach ein gottseliger Christ seinen täglichen Wandel [...] einrichten soll.* Frankfurt a. d. Oder: Fincelius.
- Hall, Joseph. 1659. *Decisions of divers practicall cases of conscience in Continual Use Amongst Men: Very Necessary for Their Information and Direction in These Evil Times.* London: R.H. and J.G.
- Harsdörffer, Georg Philipp. 1652. *Kenn-Zeichen der Tugend und Laster. H. Joseph Halls Bischofs zu Exeter in Engeland.* Frankfurt a. M.: Naumann
- Hayward, John. 1673. *Animae Afflictae Sanctuarum Oder Betrübtter Seelen Heilighum. Dessen erster Theil Handelt von dem Tode/ jüngsten Gericht/ der Hellen Pein und Freude des Him[m]els. Der Andere Theil aber Von dem Leyden unsers Herrn Jesu Christi. Sam[b]t vielen schönen Gebeten und darzu dienenden Betrachtungen / Anfänglich in Englischer Sprache beschrieben durch den Hochgelahrten Hn. Johann Hayward/ ... Und nun in das Teutsche übersetzet Von Johann Lange.* Hamburg: Johann Nauman, Georg Wolff.
- Keller, Adalbert von, Hrsg. 1874. *Augustin Tingers Facetiae.* Tübingen: H. Laupp.
- Koch, Balthasar Gerhard. 1685. *Joseph Hallens [...] Merckzeichen der Tugenden und Laster. Ins Teutsche übersetzet von Balthasar Gerhard Koch.* Helmstedt: Friedrich Lüderwaldt.
- Leucht, Valentin. 1598. *Stimvlvs Virtvum, Das ist: Stachel der Tugenten: Mit welchem alle mensche[n], insonderheit aber die Jugendt, von lastern abgehalten, vnd zu den Tugenten vortgetrieben werden ... in drey Bücher ordentlich außgetheilt.* Köln: Arnold Mylius.
- Lütkemann, Joachim. 1553. *Der Vorschmack göttlicher güte, durch Gottes gnade.* Wolfenbüttel: Johan Bißmarck.
- Lexner, Matthias. Hrsg. 1882. *Johannes Turmair's genant Aventinus Bayerische Chronik.* Band I, 1. München: Kaiser
- Maaler, Josua. (o. T. postum). 1810. In *Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst.* Hrsg. Johann Georg Müller Teil 6, 186–464, Winterthur: Steinerische Buchhandlung.
- Mann, Gunther, Hrsg. 1967. *Euricius Cordus. Der englische Schweiß. Libellus de sudore anglico,* 1–15. Marburg: Elwert.
- Moscherosch, Johann Michael. 1643. *Insomnis Cura Parentum. Christliches Vermächtnuß oder Schuldige Vorsorg eines Trewen Vatters bey jetzigen Hochbetrübtten gefährlichsten Zeitten den seinigen zur letzten Nachricht hinderlassen.* Straßburg: Johann Philipp Mühlben.
- Müller, Heinrich. 1659. *Himmlischer Liebes-Kuß, Oder Übung deß wahren Christenthumbs, fliessend auß der Erfahrung Göttlicher Liebe/ Vorgestellet.* Frankfurt, Rostock: Joachim Wilde.
- Opitz, Martin. 1624. *Buch von der Deutschen Poeterey. In welchem alle jhre eigenschafft vnd zuegehör gründlich erzehlet/ vnd mit exempeln außgeföhret wird.* David Müller: Breßlaw 1624.
- Pritius, Johann Georg. 1701. *Des Ehrwürdigen und Berühmten Englischen Lehrers Herrn Richard Baxters, Vormals zu Kedemünster und hernach zu Londen Predigers des Worts, Ehren-Gedächtniß: Welches Ihm ... so wohl in einer Leichen-Rede als beygefügetem Lob-spruche auffgerichtet worden von William Bates. Aus der Englischen Sprache ins Deutsche gebracht Von Joh. Georgio Pritio; Darbey zu finden Ein Verzeichniß der Baxterischen Wercke, und welche von denselben ins Deutsche übersetzet worden.* Leipzig: Heinichen.

- Salbach, Johann Christoph. 1671. *Fürstlicher Rosen-Lilien- und Myrrhen-Strauß/ Das ist: Allerley Geistreiche/ tieffsinnige und herrliche Gedancken/ theils in Frantzösischer Sprach durch de la Montaigne, theils in Englischer durch Joseph Hallen/ Anfänglich beschrieben/ und nun auß Hohem Fürstl. Befehl verteutschet/ auch mit Summarien und einem Registerlein vermehret.* Zweybrücken: Quantz.
- Schädler, Hans Jakob. 1692. *Kurze Auszugs oder Soldaten-Predigt auf gnädigen Befehl unser gnädig Herren von der Huldigung und Auszug des wol-edlen und gestrengen Herren Herrn Hauptmann Heinrich Lochmans, .../ gehalten in der Kirchen zum Frauen-Münster von Johann Jacob Schedlern, Pfarrern daselbst.* Zürich: Johann Rudolph Simler.
- Schädler, Hans Jakob. 1739. *Geistliches Jahr-Werck für die Kinder: das ist kurtzer Hauss-Catechismus jn sehr kurtzen Fragen und Antworten, mit den Kinderen in den Hausshaltungen zuüben und nach den zwölff Monaten des Jahrs, [...].* Zürich: Johann Heinrich Bürckli.
- Schorer, Christoph (mutmaßlich). 1648. *Neue außgeputzte Sprach-posaun/ An die Unartigen Teutscher Sprach-Verderber.* [o.O.]
- Sommers-Arbeit/ Auff küfftige Ewigkeit/ Und Spiegel der vier letzten Dinge/ Das ist: Nothwendige Vorbereitung/ und deutliche Betrachtung/ Deß Todes und Gerichts/ Der Höllen und Himmels/ Anfänglich durch M. Robert Bolton, in Englischer Sprach beschrieben/ nunmehr aber in unsere Teutsche Mutter-Sprach ... übersetzt/ Durch J. H. H. H. V. D. M.* 1673. Frankfurt: Daniel Fievet.
- Wyle, Niklas von. 1861a. *Translationen von Niklas von Wyle.* Hrsg. A. von Keller. Tübingen: H. Laupp.
- Wyle, Niklas von. 1861b. *Translatzion oder Tütschungen des hochgeachten Nicolai von Wyle, den zytten Statschriber der Stat Esselingen, etlicher Bücher enee Siluij, pogij Flerentini, Felicis Hemerlin, Doctris; mit sampt andern Schryfften, dern XVIIJ. nacheinander underschydenlichen mit iren Figuren und Titeln begriffen sint.* Stuttgart: Litterar. Verein.

Forschungsliteratur

- [ADB] *Allgemeine Deutsche Biographie, Band 1–56.* 1875–1912 Hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Leipzig: Duncker & Humblot. <https://www.deutsche-biographie.de/sfz77588.html>. Zugriff: 01.10.2021.
- Århammer, Nils. 2009. Das lutherische Translationsparadox: warum der große deutsche Bibelübersetzer „(ver)dolmetschte“ und „(ver)deutsche“, u. a. m, aber nicht „übersetzte“. Eine wortgeschichtliche Studie. In *Von Ion der weisheit. Gedenkschrift für Manfred Lemmer*, 39–52. Hrsg. K. Gärtner und H.-J. Solms, Sandersdorf: Renneritz.
- Baier, Karl. 2009. *Meditation und Moderne. Zur Genese eines Kernbereichs moderner Spiritualität in der Wechselwirkung zwischen Westeuropa, Nordamerika und Asien.* Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Bircher, Martin. 1968. *Johann Wilhelm von Stubenberg (1619–1663) und sein Freundeskreis. Studien zur österreichischen Barockliteratur protestantischer Edelleute.* Berlin: Walter de Gruyter.
- Brauch, Erich. 1978. *Übersetzung, Paraphrase und Plagiat. Untersuchungen zum Schicksal englischer ‚Character-Books‘ in Frankreich im 17. Jahrhundert. Band 2: Die Übertragung der Hallschen „Characters“ durch Jean Loiseau de Tourval.* Tübingen: Max Niemeyer.
- Corthell, Ronald J. 1978. Joseph Hall and Protestant Meditation. In *Texas Studies in Literature and Language* 20/3: 367–385.
- Dünne, Jörg. 2008. Kartographische Meditation. Mediendispositiv und Selbstpraxis in der Frühen Neuzeit. In *Automedialität. Subjektconstitution in Schrift, Bild und neuen Medien*, Hrsg. Ch. Moser und J. Dünne, 331–351. München: Fink.
- Fabricius-Hansen, Cathrine. 2004. Paralleltext und Übersetzung in sprachwissenschaftlicher Sicht. In *Übersetzung Translation Traduction. Ein internationales Handbuch zur Über-*

- setzungsforschung. Teilband 1, 322-329. Hrsg. Harald Kittel, Armin Paul Frank, Norbert Greiner. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Flööd, John L. 2014. Englischer Schweiß und deutscher Fleiß. Ein Beitrag zur Buchhandels-geschichte des 16. Jahrhunderts. In *The German Book in Wolfenbüttel and Abroad. Studies presented to Ulrich Kopp in his retirement*. Hrsg. W.A. Kelly und J. Beyer, 119–178. Tartu: University of Tartu Press.
- Flügge, Corinna. 2012. *Devotion translated. Zur Rezeption deutscher lutherischer Erbauungs-literatur im frühneuzeitlichen England*. Kamen: Spinner.
- Frick, Julia. 2019. *Thomas Murners ‚Aeneis‘-Übersetzung (1515). Lateinisch-deutsche Edition und Untersuchungen*. Wiesbaden: Reichert.
- Gauger, Hildegard. 1952. *Die Kunst der politischen Rede in England*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Hockenjos, Katrin. 2005. *Frauenbilder in englischen Charakterskizzen des 17. Jahrhunderts*. Tübingen: Gunter Narr.
- Höfele, Andreas und Werner von Koppenfels, Hrsg. 2005. *Renaissance go-betweens. Cultural exchange in early modern Europe*. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Jones, William Jervis. 1995. *Sprachhelden und Sprachverderber: Dokumente zur Erforschung des Fremdwortpurismus im Deutschen (1478–1750)*. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Kurz, Gerhard, Hrsg. 2000. *Meditation und Erinnerung in der Frühen Neuzeit*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- MacKenzie, Edgar C. 1996. *A Catalog of British devotional and religious books in German translation from the Reformation to 1750*. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Müller, Holger. 2005. *Seelsorge und Tröstung. Christian Scriver (1629–1693). Erbauungsschrift-steller und Seelsorger*. Waltrip: Spinner.
- Noack, Lothar. 1999. *Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1616–1679), Leben und Werk*. Tübingen: Niemeyer.
- Stackelberg, Jürgen von. 1984. *Übersetzungen aus 2. Hand. Rezeptionsvorgänge in der europäischen Literatur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter.
- Stackelberg, Jürgen von. 2007. Kulturelle Beziehungen und Übersetzung in der Renaissance. 1550–1650. In *Übersetzung. Translation. Traduction. Ein internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung*. Teilband 2, Hrsg. Harald Kittel, Armin Paul Frank, Norbert Greiner. Teilband 2, 1383–1389. Berlin, New York.
- Sträter, Udo. 1987. *Sonthom, Bayly, Dyke und Hall. Studien zur Rezeption der englischen Erbauungsliteratur in Deutschland im 17. Jahrhundert*. Tübingen: Mohr Siebeck Verlag.
- Sträter, Udo. 1995. *Meditation und Kirchenreform in der lutherischen Kirche des 17. Jahr-hunderts*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Telle, Joachim. Hrsg. 2013. *Alchemie und Poesie. Deutsche Alchemikerdichtungen des 15. bis 17. Jahrhunderts. Untersuchungen und Texte. Mit Beiträgen von D. Kahn und W. Kühlmann*. Berlin, Boston: Walter de Gruyter.
- Terrahe, Tina. 2017. Poetologische Transformationen bei Heinrich Steinhöwel. In *Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620)*, Hrsg. Regina Toepfer, Johannes Klaus Kipf und Jörg Robert. (Frühe Neuzeit 211), 439–460. Berlin/Boston: Walter de Gruyter.
- Tepfenhardt, Waltraud Berta. 1982. Emblematisches in Christian Scriver's ‚Gottholds Zufällige Andachten‘. In *Jahrbuch für internationale Germanistik* 1: 111–124.
- Van de Kamp, Jan. 2020. *Übersetzungen von Erbauungsliteratur und die Rolle von Netzwerken am Ende des 17. Jahrhunderts*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wehr, Christian. 2009. *Geistliche Meditation und poetische Imagination. Studien zu Ignacio de Loyola und Francisco de Quevedo*. München: Fink.
- Willenberg, Jennifer. 2008. *Distribution und Übersetzung englischen Schrifttums im Deutschland des 18. Jahrhunderts*. München: Saur.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 4

Christoph Kölers Übersetzung von Joseph Halls *Heaven upon Earth* (1632)



Tomasz Jabłecky

Der zur Zeit seines Lebens „our English Seneca“¹ genannte Joseph Hall (1574–1656), Bischof von Exeter und Norwich,² verfasste mehrere theologische und moralische Abhandlungen. 1606 schrieb er eine Abhandlung u. d. T. *Heaven upon Earth* (Hall 1606), die zu seinen berühmtesten und wichtigsten Werken gehörte. Sie wurde 1632 von Christoph Köler (1602–1658), dem Breslauer Professor, Bibliothekar und Dichter in der Nachfolge von Martin Opitz, ins Deutsche übertragen. Bereits der Untertitel von Halls Werk *Of True Peace and Tranquillity of Mind* lässt seine philosophisch-religiösen Überlegungen in Anlehnung an die senecanische und lipsianische ‚Ruhe des Gemüts‘ interpretieren, ein philosophischer Standpunkt also also, der Köler, als einem entschiedenen Vertreter des lipsianischen Neustoizismus in Schlesien besonders am Herzen lag.

Der vorliegende Beitrag präsentiert Teilergebnisse des deutsch-polnisch-französischen Editionsprojektes *Christoph Köler (1602–1658) als Repräsentant der urbanen Kultur Breslaus im 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Kultur- und Bildungsgeschichte der schlesischen Metropole*, indem er sich dabei auf den thematischen Schwerpunkt des dritten Bandes der gesamten Edition: *Deutsche Übersetzungen* konzentriert.

¹Fuller (1662); Aston (1641); Davenport (1631); Whitlock (1654). Diese Bezeichnung geht allerdings auf den Historiker Thomas Fuller (1608–1661) zurück, doch Hall wurde auch „our English Seneca, Bishop Hall“ durch den Politiker Sir Thomas Aston (1600–1645), wie auch in leicht abweichender Form von einigen anderen Autoren genannt: „that true Christian English Seneca“ durch den englischen Puritaner Dr. John Davenport (1597–1670); „our English Divine Seneca“ durch den Schriftsteller Richard Whitlock.

²Huntley (1979).

T. Jabłecky (✉)
Institut für Germanistik, Universität Wrocław, Wrocław, Polen
E-Mail: tomasz.jablacki@uwr.edu.pl

4.1 Einige Vorbemerkungen zur Rätselfigur des Übersetzers, Christoph Köler

Man kann nur vergebens nach dem Autornamen „Colerus/ Coler/ Cöler/ Koler/ Köler/ Köhler“³ in den neueren einschlägigen Gedichtanthologien des 17. Jahrhunderts suchen – man findet ihn kaum.⁴ Diese Tatsache ist umso mehr befremdlich, als Köler, bewährter Opitzianer und entschiedener Befürworter von Opitz' Reform, sich enthusiastisch für die neuen Regeln einsetzte und mit seinem Werk (Gedichte) und Wirken (Anlehnung an seinen Dichter-Lehrer) stets als dessen erster Schüler galt. Zeit seines Lebens versuchte er, einen Sammelband seiner Einzelveröffentlichungen herauszubringen, der Plan scheiterte jedoch. Seine verstreuten Gedichte in Form von Einzeldrucken, ev. teilweise in fremde Sammelbände aufgenommen, finden sich heute in vielen Bibliotheken, u. a. in Breslau, Krakau, Warschau, Straßburg, Paris, Berlin, Wolfenbüttel, Heidelberg, Zwickau, München und Göttingen.

Genauso wie Martin Opitz (1597–1639) entstammte auch der fünf Jahre jüngere Christoph Köler einer unbedeutenden schlesischen Stadt – Bunzlau – die jedoch für die deutsche Literaturgeschichte eine besondere Bedeutung hatte. Hier sind nämlich einige bekannte barocke Dichter zur Welt gekommen: Caspar Kirchner (1592–1627), Andreas Senftleben (Sanftleben, od. Sänftleben; 1602–1643), Andreas Tscherning (1611–1659) und der Mystiker Andreas Scultetus (1622–1647).

Der am 1. Dezember 1602 geborene Köler besuchte zuerst die Bunzlauer Stadtschule, deren Schüler u. a. Opitz und Tscherning waren, dann ließ er sich für eine kurze Zeit an der Viadrina-Universität in Frankfurt a. O. immatrikulieren und wechselte von dort auf das akademische Elisabethgymnasium in Breslau.⁵ Ab 1624 studierte er Poesie, Geschichte, Rhetorik und Politik an der Universität Straßburg bei Matthias Bernegger.⁶ Im 17. Jahrhundert war Straßburg neben Leiden eines der beliebtesten akademischen Ziele der schlesischen Jugend.

In die Straßburger Zeit fallen die ersten Anzeichen von Kölers Faszination für die Dichtung:

Bereits zwei Jahre nach seiner Übersiedlung nach Straßburg hatte er durch diese Versuche auf dem Gebiete deutscher Dichtung so viel Beifall bei seinen Studiengenossen und Lehrern gefunden, daß er es wagen durfte, den Plan zu einer Veröffentlichung dieser Jugendgedichte zu fassen,

bemerkt Kölers Biograph Max Hippe.⁷ Aus dem erhaltenen Briefwechsel Kölers mit großen Gelehrten seiner Zeit wird ersichtlich, mit welchem Enthusiasmus

³Roloff (2006).

⁴Lipiński (2008), S. 267.

⁵Hippe (1902), S. 1.

⁶Hallier (1955), S. 106–107.

⁷Hippe (1902), S. 3.

und Entgegenkommen sie auf diesen Plan reagierten, darunter u. a. der Schriftsteller und Polyhistor Jan Gruter (Jan de Gruytere; 1560–1627), Bernegger oder der neulateinische Dichter Balthasar Venator (1594–1664).⁸ Die Sammlung u. d. T. *Christoph. Coleri Teutsche Gedichte sampt einem Anhang anderer Teutschen Poeten, Straßburg bey den Rihelischen* wurde zwar im Messkatalog für den Herbst 1626 angekündigt,⁹ sie wurde jedoch aus materiellen Gründen nie gedruckt, was den jungen Dichter mit Sicherheit tief erschüttern musste.

Dennoch kamen Anerkennungsworte für Kölers dichterisches Können von nun an von vielen Seiten: Balthasar Venator, Caspar Senftleben oder der Rektor am Gymnasium in Gotha Johannes Weitz (1576–1642) sahen in Köler einen hervorragenden Nachahmer und Fortsetzer der Opitz'schen Dichtkunst.

Finanziell bedrängt fasste Köler im Frühjahr 1629 den Entschluss, nach Schlesien zurückzukehren und sich im Mai desselben Jahres in seiner Heimatstadt Bunzlau niederzulassen. Bald danach gelangte er an den Brieger Hof. Hier konnte er sich u. a. seiner literarischen Tätigkeit widmen. Stets konnte er auf Zuspruch und Unterstützung seiner Freunde und Gönner rechnen, u. a. Matthias Berneggers, Martin Opitz', Andreas Senftlebens, Bernhard Wilhelm Nüßlers (1598–1643), des Breslauer Ratsherrn Valentin von Sebisch (1577–1657), des Juristen und Fürstlich Liegnitzischen Kanzlers Gottfried Baudis (1594–1640), des Rektors des Brieger Gymnasiums Melchior Lauban (1567–1630), wie auch des Polyhistor, Orators, Poeten und Liegnitz-Brieger Rats Caspar Dornau (1577–1632).¹⁰

Als sich Christoph Köler 1631 an die Übertragung von Joseph Halls *Seneca Christianus* machte, war er also schon – obwohl stark verschuldet und ohne eigene Drucksammlung von Gedichten – ein äußerst anerkannter Autor u. a. von Gelegenheitsgedichten.¹¹ Der bereits erwähnte, berühmte Straßburger Philologe, Hochschullehrer und neulateinische Schriftsteller Matthias Bernegger nannte Köler noch zu dessen Lebzeiten „alter Opitius“, d. h. einen „zweiten Opitz“¹². Köler selbst bevorzugte lieber den bescheidenen Namen „Gans unter Schwänen“, den er u. a. in der lateinischen Vorrede zum Epitalamium vom 16. August 1652 für den ehemaligen Schüler und Freund Christian Rüdinger erwähnt. Der ganze Text der Vorrede ist einerseits als Topos der Bescheidenheit und andererseits als eine Verehrung der dichterischen Gewandtheit von Andreas Gryphius anzusehen.

⁸Hippe (1902), S. 4.

⁹*Catalogus Universalis [...] Autumnalibus*, pag. E3b.

¹⁰Hippe (1902), S. 24.

¹¹Conermann (2009), Bd. 2, S. 943. Dies kann seinem Brief vom 9. März 1631 an Martin Opitz entnommen werden.

¹²Roloff (2006), S. 9. So Bernegger in einem Brief vom 15. März 1627 an Valentin Andrea: „Agit hic Silesius quidam, egregie doctus iuuenis Christophorus Colerus, Opitii discipulus et pene alter Opitius“ [Hier ist ein gewisser Schlesier tätig, ein hervorragend gebildeter junger Mann, Christoph Köler, ein Schüler Opitz, ja nahezu ein zweiter Opitz].

Ich wundere mich freilich, mein RÜDINGER, dass du von mir ein Hochzeitsgedicht verlangst: Da doch der berühmte Mann ANDREAS GRYPHIUS, der heute allein so gut wie alle anderen Dichter Schlesiens zusammen ist, ein wahres Kind der Musen. [...] Ich, wie ich mich selbst kenne, komme mir vor wie ‚eine unter wohlτόnenden Schwänen schnatternde Gans‘.¹³

Im Sommer 1634 wurde Köler zum Professor für Poesie und Philologie am Elisabeth-Gymnasium, drei Jahre später zum Professor Historiarum et Eloquentiae und 1639 zum Bibliothekar und Archivar an der Kirchenbibliothek zu St. Maria-Magdalena. Diese Funktion übte er bis zu seinem Tod 1658 aus.

Der Ruhm, den Köler zeit seines Lebens genießen konnte, war groß, und dies nicht nur in Schlesien. In einer in Rostock herausgegebenen Sammlung von Andreas Tschernings Gedichten findet sich eine Ode auf Köler, deren Worte als Beweis dafür angeführt werden können:

Goldast/ Gruter/ anderweit/
 Berneck/ Zinckgreff (das sind Leute!)
 Rühmten dich schon jener Zeit.
 Merckte nicht Virdungus Feuer:
 War Venator nicht dein Trewer?
 Wann wird Lingelsheim gelesen?
 Hielt dich dieser Mann nicht hoch?
 Seußio gefiel dein Wesen/
 Buchner muß auff heute noch
 Deiner Schriften Fröling preisen/
 Wie die Schreiben an dich weisen.¹⁴

4.2 Zum Köler-Editionsprojekt

Christoph Kölers dichterischer Ruhm ist gleich nach seinem Tod für eine längere Zeit abgeklungen, bis der Dichter völlig der Vergessenheit anheimfiel. Im 19. Jahrhundert findet man nur noch vereinzelt Versuche, Kölers Werke noch einmal in Erinnerung zu rufen.¹⁵ Erst Anfang des vorigen Jahrhunderts, also rund 300 Jahre nach seiner Geburt, wurden seine literarische Gestalt und sein Werk einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Mit einer gut fundierten biographischen Studie Max HIPPES (1902) setzte die Köler-Forschung am Anfang des 20. Jahrhunderts

¹³Wagniart (2018), S. 731–732. HYMENÆUS | NUPTIARUM SOLEMNIBUS | Nobil. Consultissimiq; Viri | DN. CHRISTIANI RÜDINGERI J.V.C. | Et HONESTISS. PUDICISSIMÆQ. | FÆMINIÆ | URSULÆ PROFLE, | V.A. & de Rep. Neoforensi optimè | meriti, | DN. GEDEONIS RÜELII Senatûs SENIORIS | relictae Viduæ, – accentus, | & Vratislaviâ transmissus | â | CHRISTOPHORO COLERO. | Vratislaviæ Typis Baumannianis exprimebat Gottfried Gründer. – Zit. in dt. Übersetzung nach Wagniart (2018), S. 731–732.

¹⁴Tscherning (1649), S. 198–203. Zit. nach Roloff (2006), S. 12.

¹⁵Goedeke und Jacob (1887), §179, S. 52; von Fallersleben (1856), S. 150–153; Rubensohn (1894), S. 293–305.

ein. Die Arbeit Hippe bietet ein verlässliches Material, das aufschlussreiche und aus den Quellen zusammengeführte Informationen zu Leben und Werk des Autors enthält. Ihre Herangehensweise gründet allerdings allzu sehr auf den literarischen Kriterien und Methoden des 19. Jahrhunderts. Hippe entwirft nämlich das Porträt des Dichters nur anhand von dessen deutschen Gedichten, die lateinische Dichtung des Schlesiens bleibt unberücksichtigt. Außerdem werden Kölers Übersetzungen aus Hugo Grotius, Pierre Du Moulin und besonders aus Joseph Hall, die für die Verbreitung des lipsianischen Neustoizismus in Schlesien besonders relevant waren, nur in Bezug auf ihre Entstehungsgeschichte untersucht und eine Interpretation ihrer erbauenden Funktion bleibt völlig aus. Bis auf wenige Ausnahmen¹⁶ fehlt es im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts an Untersuchungen zu Christoph Köler. Eine Intensivierung der Köler-Forschung beobachtet man erst am Anfang des 21. Jahrhunderts. Ihr Fokus richtet sich von nun an nicht mehr nur auf Köler, den Dichter, sondern auch auf Köler, den Übersetzer.¹⁷

Das Köler-Editionsprojekt umfasst Erschließung und Strukturierung des Gesamtwerkes des Breslauer Autors samt philologischem Kommentar. Die wissenschaftliche Ausgabe des Gesamtwerks Kölers umschließt also deutsche Gedichte, die handschriftlich und gedruckt überliefert sind, lateinische Gedichte, gedruckt überliefert, deutsche Übersetzungen in gedruckter Überlieferung wie auch gedruckte lateinische und deutsche Schulactus.

Den Textkorpus des dritten Bandes bilden die deutschen Übersetzungen Kölers, die zwischen 1631 und 1637 entstanden und gedruckt wurden.¹⁸ Die meisten erschienen im berühmten Breslauer Verlag David Müllers, darunter *Joseph Hallens Himmel auf Erden*. Müller (1591–1636) war Opitz' Verleger, mit dem ihn auch freundschaftliche Beziehungen verbanden. Eben durch Opitz, der durch seine Aufträge bei Köler das Interesse am Übersetzen aufkeimen ließ, trat Köler in Kontakt zu Müller. Dieses Geschäftsverhältnis erwies sich zwar als äußerst produktiv, aber für Köler war es höchst heikel wegen der Schikanen von Seiten Müllers, denen er wegen seiner nicht abbezahlten Geldschulden ausgesetzt war.

Im Mai 1631 erschienen bei David Müller zwei Übersetzungen von Grotius' religiösen Texten. Die eine war Opitz' Versübersetzung u. d. T. *Von der Warheit der Christlichen Religion. Auß Holländischer Sprache Hochdeutsch gegeben*. Als Vorlage diente ihm ein durch Hugo Grotius (1583–1645) 1622 verfasstes Lehrgedicht *Bewijs van den waren Godsdiens* (Grotius 1622). 1627 übersetzte Grotius den Text ins Lateinische und formte ihn zu einem Traktat um, wodurch er mit seinem irenischen Gedankengut an einen breiteren Leserkreis gelangen sollte. Diese Fassung wurde wiederum zur Vorlage für Kölers Prosaübersetzung, die im gleichen Jahr wie die von Opitz veröffentlicht wurde:

¹⁶Kozielek (1958); Kozielek (1959); Gellinek (1980); Szyrocki und Weyen (1980); Halsted (1996).

¹⁷Roloff (2006); Lipiński (2008); Kiedroń (2013).

¹⁸Grotius (1631); Molinaeus (1631); Hall (1632); Opitz (1637).

Die Meinung der Bücher HUGONIS GROTII Von der Warheit der Christlichen Religion. Von Jhm Selbst | Auß dem Holländi= | schen inn Latein, | Vnd | Auß Diesem inn das | Deutsche gezogen | Durch CHRISTOPH COLERUNG.

Man kann annehmen, dass zwei weitere Übersetzungsaufträge, die Köler gerade 1631 erhielt, direkt von Müller über Opitz kamen: *Seneca Christianus* von Joseph Hall und *Tractatus de cognitione Dei*¹⁹ von Pierre Du Moulin (1568–1658). Köler hatte bei Müller Geldschulden und die beiden von ihm in Auftrag gegebenen Übersetzungen sollten seine Rechnung dem Verleger gegenüber begleichen.²⁰ Es verwundert daher nicht, dass der Übersetzer die beiden Arbeiten ohne große Begeisterung und eher als Lohnarbeit annahm. Andererseits aber zeugt die Auswahl des Stoffes durch Müller von seinem feinen humanistischen Geschmack und seinem vortrefflichen Gespür für Zeiterscheinungen in der Gelehrtenwelt. In unbescheidenem Ton verweist er selbst darauf in der Vorrede zu *Himmel auf Erden*:

Wie ich mich bey meinem wenigen Bücher verlage bißhero sonderlich darauff befleiß/ das ich guete Deutsche Schrifften dem allgemeinen Vaterlande zum besten entweder von den Autoren selbst an mich brächte/ oder sonderlich berühmte werke in vnserer sprache übersetzen ließe: also nach dem mir Joseph Hallens deß gelehrten Engländerischen Theologen vnterschiedene sachen [...] sonderlich aber das herrliche Buch/ Der Himmel auff der Erden genannt/ von verständigen leuten gerühmet vndt an die handt gegeben worden sindt/ habe ich dieses letzte auch der beschaffenheit jetzigen schwerigen zeit wegen am bequemesten zu sein vermeinet/ daß ich es mit Deutschen worten sauber vndt rein geben vndt also an den tag kommen ließe.²¹

Mit raffinierter Geschicklichkeit vermeidet Müller jeglichen Hinweis auf den tatsächlichen Übersetzer, indem er die Zustände aus der Ich-Perspektive kommentiert. Mit Konsequenz verschweigt er Kölers Namen auch im Vorwort zur Übersetzung des Traktats von Petrus Molineus.

Unter dem latinisierten Namen Molineus versteckt sich Pierre Du Moulin, ein französischer reformierter Theologe und Hochschullehrer. Seine lateinische Abhandlung *De cognitione Dei* erfreute sich im 17. Jahrhundert großer Popularität in den meisten europäischen Ländern, in einigen war ihre literarische Freiheit durch die Zensur beschränkt.²²

Mit der Übertragung von Moulins Traktat ins Deutsche leistete Köler einen wichtigen Beitrag zur Rezeption von Texten ausländischer, protestantischer Autoren, deren Gedankengut sich in Deutschland immer größerer Beliebtheit erfreute. Ein weiterer Schritt auf diesem Weg war die Verdeutschung von Halls *Himmel auf Erden*. Die Übersetzung des *Tractatus*, mit der er voraussichtlich im

¹⁹ Molinaeus (1625).

²⁰ Köler sollte auf der Rückkehr aus Straßburg nach Schlesien sein ganzes Vermögen mit einem Buchtransport übersenden lassen und war nicht im Stande, die Transportkosten zu erstatten. Daher ging er auf Müllers Vorschlag ein, dessen Kindern gegen Kost und Logis Unterricht zu geben.

²¹ Hall (1632), Bl.)(ijr –)(iijr.

²² Chachaj (1995), S. 121; Jarczykowa (2001), S. 36.

März oder im April 1631 begonnen hatte,²³ war schon nach ein paar Monaten fertig, was einem Brief Kölers an Martin Opitz vom 4. August zu entnehmen ist:

Unterdessen sende ich das Büchlein des Molinaeus, das Du, so bitte ich inständig, in Deiner Muße überfliegen und hier und da nacharbeiten möchtest, besonders auch die vergilianischen und euripideischen Verse.²⁴

Das übersetzte Traktat *Vom Erkenntnis Gottes* erschien als erstes mit einer Widmung an Herrn Jacob Schmid von Linden vom 8. Oktober 1631. Ein Jahr später wurde die Übersetzung von Halls Traktat veröffentlicht.

Einige Zeit zuvor kündigte Opitz in einem Brief vom 8. März 1631 seinem Freund an, dass Müller sein neues Verlagsvorhaben, d. i. die Ausgabe von Halls Traktat in deutscher Sprache, bereits in Angriff genommen habe, an dem sich Köler als Übersetzer beteiligen sollte. Auf geschickte Art und Weise verschwieg er aber die wirkliche Absicht des Verlegers, Kölers Arbeit an der Übersetzung als Abgeltung seiner Geldschulden zu nehmen:

Müller hat ein Büchlein an dich geschickt, tatsächlich eine gute Nachricht. Wenn Du es während Deiner Mußestunden ins Deutsche übersetzt, wirst Du Dir diesen Mann in hohem Grade verpflichten, und an seiner Dankbarkeit kann kein Zweifel mehr bestehen. Du kannst dies ja zum Spiel und Scherz tun, und die Last der Arbeit scheint nicht allzu groß zu sein.²⁵

Köler versicherte Martin Opitz in seinem Brief vom 4. August 1631, dass „Halls ‚Seneca Christianus‘ nach bestem Wissen und Gewissen nächste Woche folgen [wird]“.²⁶

Joseph Hall wurde 1574 im englischen Ashby de la Zouch, Leicestershire geboren. Bereits in seiner Kindheit und dann in der Jugend stand er unter starkem Einfluss des Puritanismus. Nach dem Studium nahm er eine Arbeit als Pfarrer von Hawstead in Suffolk an, 1627 wurde er zum Bischof von Exeter und von 1641 bis 1656 von Norwich. Nach einigen Reisen, u. a. nach Frankreich,

²³Dies geht aus einem Brief Kölers an Opitz vom 5. Mai 1631 hervor (Hippe 1902, S. 217, Anm. 123).

²⁴Interea Molinaei Libellum transmittio, quem ut per otium transeunte oculo percurras, et passim refingas, inprimis autem Virgilianos et Euripideos versûs, etiam atque etiam oro. – Zit. nach Conermann (2009), Bd. 2, S. 1054, 1056.

²⁵„Müllerus libellum ad te misit, bonæ sanè notæ. Eum si Germanicè per otium reddes, magnoperèvirum hunc tibi deuincias, et de gratitudine non dubitandum est. Hæc vero tu per lusum et iocum potes; nec operis moles adeò grandis esse videtur.“ – Zit. nach Conermann (2009), Bd. 2, S. 941–942.

²⁶„Halli Seneca Christianus proximâ septimanâ bona fide sequetur.“ – Zit. nach Conermann (2009), Bd. 2, S. 1054. Für 1631 wurde die Übersetzung Kölers als „Herrn Joseph Hallens güldenes Büchlein/ der christliche Seneca/ durch einen gelehrten Mann in deutsche Sprache umgesetzt/ ibid. in 12.“ (*Catalogus Universalis [...] Vernalibus* (1631), Bl. G 4^v) vermerkt. Nach der Frühjahresmesse wurde sie wiederum in den Herbstkatalog aufgenommen (*Catalogus Universalis [...] Autumnalibus* (1631), Bl. E 2^v); beides unter den „libri futuris nundinis prodituri“: „H. Joseph Hallens Güldenes Buch der Christlichen Seneca, verteutscht. Augsburg/ bey David Müller [!].“ – Beide Angaben nach Conermann (2009), Bd. 2, S. 1058.

Schottland, Holland und Deutschland, erhielt er 1641 wegen der Teilnahme an einem politischen Protest gegen das Parlament eine Gefängnisstrafe. Er starb 1656 in Higham, Norfolk.²⁷ Hall hinterließ nach seinem Tod eine beträchtliche Anzahl von Schriften, darunter Predigten, Satiren, religiöse und philosophische Abhandlungen, moralische und polemische Schriften. Seine Bücher und Traktate über die Kunst der Meditation erfreuten sich großer Popularität auf dem alten Kontinent. Seine Sammlung von Charakterskizzen *Charakters of Virtues and Vices* (1608) sollte das erste englischsprachige Buch sein, das in französischer Übertragung dem französischen Leser zugänglich gemacht wurde.²⁸

Unter allen anderen Werken Halls drückt wohl der zum ersten Mal 1606 erschienene und innerhalb von drei Jahren zwei weitere Auflagen (1607, 1609) erlebende *Heaven upon Earth* seine Moralphilosophie am besten aus.²⁹ Das Buch wurde Henry Earl of Huntingdon (1586–1643), einem prominenten englischen Adligen und Literaturmäzen, gewidmet. In seiner kurzen Vorrede formuliert Hall das Ziel seines Vorhabens: „to teach men, how to be happy in this life“.³⁰ Im Grunde genommen bietet er aber kein neues Rezept für Glück, sondern paraphrasiert die Gedanken von Seneca und dem Heiligen Augustinus wie auch die Weisheiten der Heiligen Schrift.³¹ Die senecanische Philosophie ist Halls Bezugspunkt, allerdings unter starker Anlehnung an die christliche Religion: „Wherein I have followed Seneca, and gone beyond him: followed him as a philosopher, gone beyond him as a Christian, as a Divine“.³²

Halls Traktat gelangte unter die Gelehrtenkreise in ganz Europa unter dem gekürzten lateinischen Titel *Seneca Christianus*. Die Rezeption eines erfolgreichen Textes in der Nationalsprache erfolgte im 17. Jahrhundert meistens über das Lateinische – die klassische Kommunikationssprache des gelehrten Europa – und war eine relativ häufige Praxis. Analog dazu waren Griechisch und Hebräisch die Sprachen der Theologen, ein weltgewandter *Politikus* verfügte über Französischkenntnisse, Italienisch und Spanisch waren dagegen die Sprachen, deren Kenntnis den Literaturkennern eigen war.³³ Englisch jedoch war damals weder eine Gelehrtensprache, die den innereuropäischen Austausch unter der gebildeten Elite garantieren konnte, noch erfreute sie sich einer vergleichbaren Popularität wie der der oben erwähnten Nationalsprachen.³⁴

Dieser Zustand änderte sich allerdings im Verlauf des 17. Jahrhunderts mit dem allmählich wachsenden Interesse an englischer Erbauungsliteratur in Deutschland:

²⁷ Huntley (1979).

²⁸ Damrau (2006), S. 71.

²⁹ Tourney (1979), S. 44.

³⁰ Hall (1863), S. B (1).

³¹ Tourney (1979), S. 44.

³² Hall (1863), S. B (1).

³³ Sträter (1987), S. 25.

³⁴ Gneus (1990), S. 21–40, 122.

Englisch wurde als Literatursprache aufgewertet.³⁵ Diesen Prozess beobachtete und kommentierte u. a. der Chronist der Fruchtbringenden Gesellschaft, Carl Gustav von Hille (vor 1590–1647), der bemerkte, dass die englische Sprache

in einer solchen Lieblichkeit und hohen Sinnbegriff [bestehet]/ daß auch die allerwürdigste Geist= und weltliche Bücher/ nicht von ihnen in der Lateinischen; sondern viel ehe in ihrer eigenen Muttersprache beschrieben/ zu lesen seynd. [...] Dannenhero hertzlich zu wünschen/ daß wir Teutsche ein mehrern Fleiß an solcher Sprache legten/ ob leider nicht geschiehet/ damit wir ihre übrige Geistliche Bücher/ die sie artlich und wol gegeben/ in unsere hochteutsche Sprache gleichfalls übersetzen könnten.³⁶

Diese Worte schrieb er allerdings erst 1647, also fünfzehn Jahre nach der Fertigstellung der Hall-Übersetzung durch Köler.

Mit großer Wahrscheinlichkeit kann man davon ausgehen, dass Köler bei seiner Intermediärübersetzung die lateinische Übersetzung des Everhardus Schuttenius (ca. 1595–1654), eines reformierten Pfarrers im niederländischen Zwolle, als Vorlage benutzte: *Coelum in terra, Hoc est, Seneca Christianus, de vera tranquillitate animi, Libellus plane aureus/ authore ... Iosepho Hallio. Interprete Everhardo Schuttenio.*³⁷ Außerdem übersetzte Schuttenius auch ein anderes Werk Halls ins Niederländische: *Contemplationes Sionis Dat is: heylige bedenkingen, En Leeringen, over de voornaamste Passagien en Historien van't Oude en 't Nieuve Testament: In 't Engesch beschr En ... in't Nederduijts vertaelt.* Dieses Beispiel zeigt, dass englische Texte in dieser Zeit oft indirekt über das Lateinische und Niederländische weiterübersetzt wurden.³⁸

Der Nutzen dieser Übersetzungspraxis für die Verbreitung fremder Denkansätze und Ideen war natürlich sehr groß, doch nicht unbedingt frei von jeglichen translatorischen Missverständnissen und Abweichungen. Besonders dann, wenn die Texte nicht direkt aus dem fremdsprachigen Original übersetzt wurden, sondern sich auf die lateinische Zwischenstufe stützten – ein Fall, in dem die Wahrscheinlichkeit eines versehentlichen Irrtums doch noch größer war. Nach Guillaume van Gemert kann man sagen, dass „die geistliche Literatur der Frühen Neuzeit ein kompliziertes Geflecht aus vielfältigen Querbeziehungen darstellt, wobei Vorlagentreue nicht groß geschrieben [...] wurde. Hier heiligte der Zweck die Mittel [...]“.³⁹ Christoph Köler, der die Korrekturen der poetischen Übersetzung Opitz' von Hugo Grotius' *Bewijs*⁴⁰ las, informiert in einem Brief vom

³⁵ Sträter (1987), S. 25.

³⁶ Hille (1647), S. 123.

³⁷ Schuttenius (1623), vgl. Conermann (2009), Bd. 2, S. 942.

³⁸ Hall (1654). Vgl. hierzu den Beitrag von Heinz Eickmans in diesem Band.

³⁹ Van Gemert (2014), S. 388–389.

⁴⁰ Gemeint ist eine irenische Schrift über die natürliche Religion, die Grotius nach seiner Inhaftierung als Arminianer im Gefängnis in Den Haag und auf der Festung Loevenstein verfasste, nachdem er auf der Synode von Dordrecht 1619 seines Amtes enthoben worden war (Grotius [1622]).

9. März 1631 Martin Opitz, dass ihm einige Verse in dessen Verdeutschung unverständlich gewesen wären und dass Opitz sie sich nochmals ansehen solle. Ferner macht Köler eine Bemerkung, die im Kontext der Übersetzungspraxis englischer Texte im 17. Jahrhundert eine besondere Bedeutung gewinnt: „Den Seneca Christianus (dem das allgemeine Schicksal englischer Autoren zuteil wurde, d. h. ein schlechter Übersetzer) werde ich auf deinen Rath hin übersetzen“. Ob Köler dabei an die bereits vorliegende lateinische Übersetzung dachte oder an seine eigene, im Sinne des Topos der Bescheidenheit, bleibt offen. Im zweiten Teil desselben Satzes formuliert er anschließend folgenden Anspruch: „aber nur unter Bedingung, daß es mir freisteht, es dem hochachtbaren Sebisius, meinem großen Patron, zu widmen“.⁴¹

Köler wollte seine Übersetzung einem seiner wichtigsten Gönner aus der Straßburger Zeit, Dr. Valentin von Sebis (1577–1657) widmen.⁴² Leider war der Breslauer Verleger David Müller mit Kölers Vorhaben gar nicht einverstanden und er selbst stellte dem Hall'schen Text eine Widmung an die Gebrüder Michael Anthon und Georg (1600–1654) Flandrin vom 8. Februar 1632 voran. Georg war Breslauer Kaufmann und herzoglicher liegnitzischer Rat. Er unterhielt Kontakte zu Opitz, der ein Epicedium auf den Tod seiner ersten Frau Dorothea von Eben und Brunnen (1634) verfasste und ein Epitalamium auf seine zweite Hochzeit mit Catharina von Oelhafen und Schöllnbach (Februar 1638). Einige Jahre zuvor (1631) verfasste Opitz wiederum ein Trauergedicht auf den Tod eines Kindes von Michael (Anton) Flandrin, einem Breslauer Patrizier.⁴³ Mit folgenden Worten teilt der erbitterte Köler seinem Freund Opitz die entmutigende Nachricht über Müllers Entscheidung und seine eigene Ratlosigkeit mit:

Mit Müller kann ich mich nicht einigen, da er mir die Freiheit der Widmung abschlägt. Unterdessen bewirkt es das Geld, daß ich ihm unwillig zu Willen bin.⁴⁴

Offensichtlich war das eine Schikane Müllers, eine Art Rache. Dazu kam noch, dass Müller das vorgesehene Honorar nicht auszahlen wollte und die dem Autor zustehenden Freixemplare zurückbehält. Das sprichwörtliche ‚Tüpfelchen auf dem i‘ war, wie bereits angedeutet, dass die beiden Übersetzungen anonym

⁴¹ „Senecam Christianum, (cui commune Anglicorum scriptorum fatum contigit, h. e. malus interpres) suasu tuo vertam, sed eâ lege, ut ampliss. Sebisio, patrono meo magno, dedicare mihi liberum sit.“ – Zit. nach Conermann (2009), Bd. 2, S. 943–944.

⁴² Der Breslauer Schöffe, herzogl. briegischer Rat, Zeughausinspektor und Festungsbaumeister. Sein Sohn, Albert von Sebis (1610–1680) studierte, ebenso wie Köler, an der Universität Straßburg.

⁴³ *Auff Nicolai-Antons Deß Edlen und Vesten Herrn Michael Flandrin [...] – Vgl. dazu Conermann (2009), Bd. 3, S. 1530, und Conermann (1565); Bd. 2, S. 942, 945.*

⁴⁴ „Cum Müllero non possum convenire, qui mihi dedicandi libertatem denegat. Interim æs facit, ut invitus ipsi morem geram.“ – Zit. nach Conermann (2009), Bd. 2, S. 964.

erschienen sind und der Name Kölers weder auf den Titelseiten noch in den beiden durch Müller verfassten Vorreden stand.⁴⁵

Seiner Erbitterung, Frustration und Hilflosigkeit gibt Köler Ausdruck in einem Brief vom 11. Oktober 1631 an Opitz, in dem er seine prekäre finanzielle Lage wie folgt schildert:

Obwohl Du fleißig die Sorge um mich auf Dich genommen hast, sehe ich doch, daß mir der Dank für das Grotiusbüchlein entgangen ist. Der Lauf meines Schicksals kann durch keinen klugen Rat umgekehrt oder verbessert werden. Müller verzögert immer wieder die Auszahlung des kleinen Lohnes. Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du ihn dazu brächtest, meinen Wunsch zu erfüllen. Unser Senfleben ist den Mann angegangen, ich weiß aber nicht, mit welchem Ergebnis. Auch wenn Armut die Schwester guter Gesinnung ist, verläßt sie doch nicht selten den Weg eifriger Tugend. Nichts reut mich mehr, als die goldene Zeit, die ich vergeudet habe, indem ich nicht, wie vorher beabsichtigt, einer ertragreichen Kunst nachgegangen bin. Daher bitte ich Dich inständig mir anzuzeigen, ob irgendeine Hoffnung besteht oder keine, damit ich nicht so sehr in der schwankenden Strömung der Gefühle hin und her geworfen werde.⁴⁶

Derart und ähnliche Vorwürfe findet man mancherorts in Kölers Briefen an Opitz bis in das Jahr 1632.⁴⁷ Sie sind Ausdruck der Ratlosigkeit und Resignation eines Mannes, der nicht im Stande ist, seinen Willen und seine Erwartungen durchzusetzen. Am 4. Februar 1632 reagiert darauf der irritierte und der nüchterne, seinen eigenen Nutzen suchende Opitz, wie folgt:

Im übrigen wünschte ich nicht, daß Du so sehr mit Müller aneinandergeraten wärest, doch Ihr müßt selbst zusehen. Ich werde aufpassen, daß Dir danach aus meiner Vermittlung kein Ärger entsteht. Ich möchte kaum glauben, daß er von Dir und Deinen Studien schlecht gesprochen hat; ich werde ihn mahnen und verbürge auch, daß er Deinen Ruf und Deine Ehre in acht nimmt.⁴⁸

Doch erst durch den Einsatz von Martin Opitz' und Andreas Senfblebens ist es Köler gelungen, das Honorar ausgezahlt zu bekommen.

⁴⁵ Erst im Ausgang des 20. Jahrhunderts erfolgte eine eindeutige Feststellung Kölers als Übersetzer der beiden Werke, vgl. Sträter (1987), S. 140.

⁴⁶ „Etsi strenuam mei curam susceperis, tamen video gratiam Grotiani Libelli mihi periisse. Mei fati tenor nullo consilio pudenti, subverti aut reformari potest. Müllerus etiam moras nectit in solvendâ mercedulâ. Gratissimum feceris si ipsum in votum meum adduxeris. Sanflebius noster, hominem adorsus est, sed nescio quo eventu. Etiamsi paupertas bonæ mentis sit soror, tamen nec rarò sedulæ virtutis viam deserit. Nihil magis me pænitet, quam aureum tempus, quod perdidit, non quæstuosæ arti impendisse, uti antehac destinabam. Quare te etiam atque etiam rogo, significes aliqua vel nulla spes sit, ne tantopere in ancipiti affectuum freto jacter.“ – Beide Zitate nach Conermann (2009), Bd. 2, S. 1070–1071.

⁴⁷ Conermann (2009), Bd. 2, S. 956.

⁴⁸ „Cæterum te cum Müllero adèd committi nolim; vos tamen videritis. Mihi, ne quid commendatione dehinc mea ægritudinis tibi concilietur, cautio erit. Malè ipsum de te studiisque tuis locutum, vix crediderim, et vt famæ tuæ honoriq̄ue parcat, ipsi monitor ac auctor ero.“ – Zit. nach Conermann (2009), Bd. 2, S. 1079.

4.3 Abschluss

Abgesehen von seiner kulturstiftenden Tätigkeit als Dichter und Gelehrter ist Christoph Köler auch als Übersetzer von Werken englischer, niederländischer und französischer Autoren in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen. Man muss diese Feststellung jedoch ein wenig nuancieren und hinzufügen, dass es sich dabei jeweils um Intermediärübersetzung aus lateinischer Sprache handelt. Trotz immer deutlich sichtbarer Prozesse der Etablierung der Nationalsprachen dem Lateinischen gegenüber war ihre Wertschätzung in der gelehrten Welt im 17. Jahrhundert immer noch ambivalent. Einerseits bereicherten die Übersetzungen, besonders diejenigen von hohem künstlerischen Wert, die deutsche Sprache durchaus, indem sie die Bedeutung des Deutschen als Literatursprache bekräftigten. Andererseits aber wurde etwa Englisch seinerzeit ähnlich wie andere „exotische“⁴⁹ Sprachen betrachtet, was die Vorreden mancher Übersetzungen und Beispiele aus der gelehrten Korrespondenz beweisen. In einem Brief vom 24. Mai 1700 Philipp Jakob Speners (1635–1705) an den Pädagogen und einen der wichtigsten Vertreter des Halleschen Pietismus, August Hermann Francke (1663–1727), gibt der Autor von *Pia Desideria* eine Empfehlung für einen Studenten, der nach Halle gehen möchte und bemerkt hierbei:

[I]ch habe ihn [...] gestärckt in seiner INTENTION [...] wegen der sprach, in dem die rechte Ungarische sprach seine muttersprach ist, solche aber zu lernen, hat man in Teutschland weniger gelegenheit als die Englische.⁵⁰

Im Widmungstext zu Halls *Die Alte Religion*, die Theophil Großgebauer 1662 aus dem Englischen ins Deutsche übertragen hat, findet sich dagegen folgende Bemerkung des Übersetzers zur aktuellen Kenntnis der englischen Sprache in Deutschland: „Ob ich nun zwar diesen Schatz nicht selbst gesamblet/ so habe ich ihn doch/ weil er wegen seiner uns Teutschen unbekanten Engelländischen Sprache/ den Teutschen zu lieb ans Liecht gebracht [...]“.⁵¹ Diese wenigen Beispiele zeigen uns, dass die Rezeption fremder Texte am Beispiel des Englischen und des Deutschen das historische Bewusstsein der Menschen damals über Bedarf und Nutzen (und manchmal sogar Notwendigkeit) der Übersetzung aus einer Fremdsprache und bestenfalls ihrer Aneignung stark prägte.

Halls philosophische Abhandlungen und andere, meist religiöse, Texte erfreuten sich unter den deutschen Übersetzern im 17. Jahrhundert einer großen Beliebtheit. Man könnte nur einige Dichternamen nennen, die sich mit Halls Texten beschäftigten: Georg Philipp Harsdörffer (1607–1668), Martin Kempe (1642–1683) wie auch der bereits erwähnte Theophil Großgebauer (1627–1661).

⁴⁹ Historisch gesehen handelt es sich um eine zeittypische Bezeichnung „Professores Linguarum Exoticarum“ für neusprachliche Professuren, vgl. Sträter (1987), S. 26.

⁵⁰ Kramer (1861), S. 454–455, zit. nach Sträter (1987), S. 26.

⁵¹ Großgebauer (1662), S. 7, zit. nach Sträter (1987), S. 26.

Mehr als dreißig seiner Bücher wurden ins Deutsche übersetzt, und Hall selbst ist der englische Autor mit der höchsten Zahl der übersetzten Werke.⁵²

Abschließend lässt sich auf eine Einschätzung Peter Damraus verweisen: „Joseph Hall believed that devotional literature was the great need of his age. For the development of Pietism, the German reception of his meditations are particularly important“.⁵³ Man kann diesen Gedanken erweitern und feststellen, dass Christoph Köler mit seiner translatorischen Arbeit an einem der wichtigsten Werke Halls dabei eine zentrale Rolle spielte.

Literatur

- Aston, Thomas. 1641. *Remonstrance against Presbitery*. [London]: Printed for Iohn Aston.
- Catalogus Universalis [...] Nundinis Autumnalibus Francofurtensibus & Lipsiensibus ab Anno 1631*. Leipzig: Gottfried Grossen; Abraham Lambert.
- Catalogus Universalis Hoc est: Designatio omnium librorum, qui hisce Nundinis Autumnalibus Francofurtensibus & Lipsiensibus ab Anno 1626 vel novi vel emendatiores & auctores prodierunt*.
- Chachaj, Marian. 1995. *Zagraniczna edukacja Radziwiłłów od początku XVI do połowy XVIII wieku* [Bildung der Familie Radziwiłł im Ausland vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts]. Lublin: Wydawnictwo Uniwersytetu Marii Curie-Skłodowskiej.
- Conermann, Klaus, Hrsg., unter Mitarbeit von Bollbuck, Harald. 2009. *Martin Opitz. Briefwechsel und Lebenszeugnisse. Kritische Edition mit Übersetzung*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Damrau, Peter. 2006. *The Reception of English Puritan Literature in Germany*. London: Maney Publ.
- Davenport, John. 1631. *The Christians Daily Walke*. London: Printed by I. Beale for Henry Overton, and are to be sold at his shop, at the entering in of Popes-head Alley, out of Lombard-street.
- Deutsche Ausgabe: Grotius, Hugo. 1631. *Die Meinung der Bücher HUGONIS GROTHII Von der Warheit der Christlichen Religion. Von Jhm Selbst Auß dem Holländischen inn Latein, Vnd Auß Diesem inn das Deutsche gezogen Durch CHRISTOPH COLERUNG*. Übers. Christoph Köler. Breslau: David Müller.
- Deutsche Ausgabe: Hall, Joseph. 1662. *Die Alte Religion. Das ist: Ein Tractat darin Herrlich kurtz und Sinnreich auß der H. Schrifft auß der Antiquität und auß der Vernunfft erwiesen wird daß die Religion der Evangelischen Kirche die uhralte Religion und hingegen die Religion der Römischen Kirchen eine Newe und von Menschen erfundene Religion sey ...* Übers. Theophil Großgebauer. Frankfurt a. M.: Kempffer.
- Deutsche Ausgabe: Molinaeus, Petrus. 1631. *Petri Molinaei Tractat Vom Erkandtnis Gottes Durch Einen Gelährten Mann in das Deutsche gebracht*. Übers. Christoph Köler. Breslau: David Müller.
- Deutsche Ausgabe: Opitz, Martin. [1637]. *MARTINI OPITII koeniglich. Historiographi vnd Fürstl: Brieg: Rathes Glückwunschung Auff der Konigl: Majestat zü Polen vnd Sveden Vladislai IV. Beylager Aus dem Latein übersetzt Durch Christoph Colerum*. Übers. Christoph Köler. Danzig: Hünefeldt.

⁵²Damrau (2006), S. 71.

⁵³Damrau (2006), S. 72.

- Fallersleben von, Heinrich Hoffmann. 1856. Christoph Colerus. In *Weimarisches Jahrbuch* 4: 150–153.
- Fuller, Thomas. 1662. *History of the Worthies of England*. London: J.G.W.L. and W.G. for Thomas Williams.
- Gellinek, Christian. 1980. Wettlauf um die Wahrheit der christlichen Religion. Martin Opitz und Christoph Köler als Vermittler zweier Schriften des Hugo Grotius über das Christentum (1631). In *Simpliciana* 2: 71–89.
- Gemert, Guillaume van. 2014. Matthaëus Tympius (1566–1616) und die Rezeptionswege in der geistlichen Literatur der Frühen Neuzeit. In *Die Bedeutung der Rezeptionsliteratur für Bildung und Kultur der Frühen Neuzeit (1400–1750) II. Beiträge zur zweiten Arbeitstagung in Haldensleben (Mai 2013)*. Hrsg. Alfred Noe und Hans-Gert Roloff. 371–391. Bern, Berlin: Peter Lang.
- Gneuss, Helmut. 1990. *Die Wissenschaft von der englischen Sprache: Ihre Entwicklung bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte Heft 1*, München: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.
- Goedeke, Karl und Herbert Jacob. 1887. *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen*. Bd. III. Dresden: Ehlermann.
- Grotius, Hugo. 1622. *Bewijs van den waren Godsdiens*. In *ses Boecken gestelt*. O.O.
- Hall, Joseph. 1606. *Heaven upon Earth, or of True Peace and Tranquillitie of Mind*. London: Printed by Iohn Windet for Iohn Porter.
- Hall, Joseph. 1628. *The Olde Religion: A treatise, wherein is laid downe the true state of the difference betwixt the Reformed and the Romane Church; and the blame of this schisme is cast upon the true Authors*. London: Printed by W.S. for Nathaniell Butter and Richard Hawkings.
- Hall, Joseph. 1654. *Contemplationes Sionis Dat is: heylige bedenkingen, En Leeringen, over de voornaemste Passagien en Historien van't Oude en 't Nieuwe Testament: In 't Engesch beschr En ... in't Nederduijts vertaelt*. Amsterdam: Jan Fredericksz Stam.
- Hall, Joseph. 1863. *Heaven upon Earth; or, of True Peace and Tranquillity of Mind (1627)*. In *The Works of the Right Reverend Joseph Hall, Bishop of Exeter and Afterwards of Norwich*. Bd. VI. Hrsg. Philip Wynter. Oxford: University Press.
- Hallier, Christian. 1955. Bernegger Matthias. In *Neue Deutsche Biographie* 2: 106–107. Berlin: Duncker & Humblot.
- Halsted, David George. 1996. *Poetry and Politics*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Hille, Carl Gustav von. 1647. *Der Teutsche Palmbaum*. Nürnberg: Wolfgang Endter.
- Hippe, Max. 1902. *Christoph Köler, ein schlesischer Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Sein Leben und eine Auswahl seiner deutschen Gedichte. Mittheilungen aus dem Stadtarchive und der Stadtbibliothek zu Breslau 5*, Breslau: F. Morgensterns Verlagsbuchhandlung.
- Huntley, Frank Livingstone. 1979. *Bishop Joseph Hall 1574–1656. A biographical and critical study*. Cambridge: D.S. Brewer.
- Jarczykowa, Mariola. 2001. *Biblioteczka podróżna Janusza II Radziwiłła (1612–1655)* [Die Reisebibliothek Janusz II. Radziwiłł]. In *Biblioteki – prasa – silesiana [Bibliotheken – Presse – Silesiana]*. Hrsg. Irena Socha, 34–45. Katowice: Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego.
- Kiedroń, Stefan. 2013. Christoph Köler – ein Breslauer Professor des 17. Jahrhunderts. In *Sprache – Literatur – Kultur im germanistischen Gefüge*. Hrsg. Iwona Bartoszewicz, Marek Hałub und Eugeniusz Tomiczek. Bd. 2: *Literaturwissenschaft – Raum und Medialität*. Wojciech Kunicki, Jolanta Szafarz und Irena Światłowska-Prędotą, 87–102. Wrocław, Dresden: ATUT-Neisse Verlag.
- Kozielek, Gerard. 1958. Aus dem handschriftlichen Nachlass Christoph Koelers. In *Euphorion* 52: 303–311.
- Kozielek, Gerard. 1959. Die Lyrik des Opitzschülers Christoph Köler. In *Germanica Wratislaviensia* III: 157–173.
- Kramer, Gustav. 1861. *Beiträge zur Geschichte A. H. Franckes*. Halle (Saale): Waisenhaus.

- Lateinische Ausgabe: Hall, Joseph. 1623. *Coelum in terra, Hoc est, Seneca Christianus, de vera tranquillitate animi, Libellus plane aureus/ authore ... Iosepho Hallio. Interprete Everhardo Schuttenio*. Übers. Everhardus Schuttenius. Amstelredami: Laurentius 1623. Deutsche Ausgabe: Hall, Joseph. 1632. *Joseph Hallens Himmel auf Erden. Auß dem Engelländischen Lateinisch vnd auß disem Deütsch gegeben*. Übers. Christoph Köler. Breslau: David Müller.
- Lipiński, Cezary. 2008. Der dornige Weg schlesischer Jugend zur Gelehrtenwelt am Beispiel Christoph Kölers. Eine literarhistorische Fallstudie zur Bildungskultur des 17. Jahrhunderts. In *Śląska Republika Uczonych. Vol. 3*. Hrsg. Marek Hałub und Anna Mańko-Matysiak, 267–290. Wrocław, Dresden: ATUT-Neisse Verlag.
- Molinaeus, Petrus. 1625. *De cognitione Dei tractatus*. Lugduni Batavorum: Elzevir.
- Opitz, Martin. [1637]. *Felicitati Augustae Honorique Nyptiar. Serenissimor. Principvm Vladislai IV. Pol. Svec. que Regis Et Caeciliae Renatae Archidvcis Avstriae/ D. Mart. Opitivs Maiest. Eor. Devotiss.* o. O. <http://diglib.hab.de/drucke/xb-8195/start.htm> (Zugriff: 29. März 2021).
- Roloff, Hanns-Gert. 2006. Wer war Christoph Colerus/Coler/Cöler/Koler/Köhler/Köhler? In *Wrocław–Berlin. Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog. II. Kongress der Breslauer Germanistik*. Hrsg. von Bernd Balzer und Marek Hałub. Bd. 2: *Literaturgeschichte 17. Jahrhundert*, Hrsg. Mirosława Czarnecka und Wolfgang Neuber, 9–16. Wrocław, Dresden: ATUT-Neisse Verlag.
- Rubensohn, Max. 1894. Gedichte. *Euphorion* 1: 293–305.
- Sträter, Udo. 1987. *Sonthom, Bayly, Dyke und Hall. Studien zur Rezeption englischer Erbauungsliteratur in Deutschland im 17. Jahrhundert*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Szyrocki, Marian und Doris Weyen. 1980. Ungedruckte Gedichte von Christoph Köler. *Germanica Wratislaviensia* XL: 181–194.
- Tourney, Leonard Don 1979. The Taxonomy of Morals. In *Joseph Halls Criticism*, 43–65. Boston: Twayne Publishers. <https://www.enotes.com/topics/joseph-hall/critical-essays/criticism>. (Zugriff: 29. März 2021).
- Tscherning, Andreas. 1649. *Deutscher Gedichte Frueling. Auffß neue übersehen und verbessert*. Rostock: Richel, Wilde.
- Wagniar, Anne, Hrsg. und Übers. 2018. *Christoph Köler. Werke. Bd. 2.1. Lateinische Gedichte (1626–1657)*. Berlin: Weidler.
- Whitlock, Richard. 1654. *Zootamia*. London: Printed by Tho. Roycroft, and are to be sold by Humphrey Moseley, at the Princes Armes in St. Pauls Church-yard.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 5

John Bunyans *Pilgrim's Progress* in Wales: *Taith neu Siwrnai y Pererin* (1688) und *Taith y Pererin* (1699)



Erich Poppe

Llyfr [...] a gyfieithiwyd, megis ir Ffrangeg a'r Dwtsh,
felly hefyd yr-wan ir Gymraeg (Bunyan 1688: [ii])
ein Buch [...] das wie ins Französische und Niederländische
so jetzt auch ins Kymrische übersetzt wurde

Bereits zehn Jahre nach der Veröffentlichung von John Bunyans *Pilgrim's Progress* (1678) wurde der Text zum ersten Mal ins Kymrische (die keltische Sprache von Wales, auch bekannt als Walisisch) übersetzt, unter dem Titel *Taith neu Siwrnai y Pererin* „Die Reise oder der Weg des Pilgers“ (London, 1688),¹ elf Jahre später erschien eine zweite Übersetzung unter dem Titel *Taith y Pererin* (Shrewsbury, 1699). Der Beitrag stellt zunächst kurz die Akteure hinter den Übersetzungen und die beiden Bücher vor und bespricht dann Aspekte der Strategie der Übersetzung von 1688 (speziell den einleitenden Brief des Hauptübersetzers, Eingriffe in den englischen Ausgangstext sowie die marginalen Paratexte), teilweise im Vergleich mit der Übersetzung von 1699. Nach einem kurzen Blick auf die in den Übertragungen der englischen Verse verwendeten Reimschemata, auf die kymrische Wiedergabe einiger sprechender Namen und ungewöhnlicher Begriffe und Ausdrücke schließt er mit kurzen Hinweisen auf die literaturwissenschaftliche Einschätzung und Rezeption, die die kymrische Übersetzung als Teil des literarischen Kanons von Wales im 18. und 19. Jahrhundert erweisen.

¹ *Taith* und *siwrnai* sind Synonyme, das erste ein einheimisches Wort, das zweite ein seit dem 14. Jahrhundert belegtes Lehnwort mehrfacher Herkunft, altfranzösisch *journee* und mittelenglisch *journei*.

E. Poppe (✉)
Keltologie, Philipps-Universität Marburg, Marburg, Deutschland
E-Mail: Poppe@mail.uni-marburg.de

Wie gezeigt werden wird, ist das Verhältnis zwischen englischem Ausgangs- und kymrischem Zieltext durch Eingriffe der Übersetzer uneindeutig in der Rezeption – die Lesenden wissen nicht, lesen sie Bunyan oder seine Übersetzer. Somit ähnelt der kymrische Text der deutschen Übersetzung von Bunyans *Pilgrim's Progress*, die, wie der Beitrag von Heinz Eickmans nachweist, eine Intermediärübersetzung aus zweiter Hand über die niederländische Übersetzung ist. Der deutsche und der kymrische Text stellen Analyse und Interpretation vor zumindest teilweise vergleichbare Herausforderungen, nämlich die Notwendigkeit der Einbeziehung eines Schrittes, in dem das Verhältnis zwischen dem Zieltext und dem angenommenen Ausgangstext überprüft werden muss, und so verbinden sich diese beiden Beiträge nicht nur durch den gemeinsamen Bezug auf Bunyans *Pilgrim's Progress*, sondern auch durch eine methodische Perspektive.

5.1 Die Akteure

Der einleitende Brief in der Übersetzung von 1688 an die Waliser, seine ‚lieben Landsleute‘, ist mit S.H. unterzeichnet, der sich selbst darin als der Übersetzer des größten Teils des Buches bezeichnet und, allerdings ohne direkte Namensnennung, von drei weiteren Mitübersetzern spricht.

Die Initialen S.H. stehen für Stephen Hughes (1622–1688), einem wichtigen Vertreter des walisischen Kongregationalismus (einer Form des Puritanismus), der sich intensiv für die Vermittlung des Glaubens durch Predigt und insbesondere durch die Verbreitung der Bibel und von religiös-erbaulichem Schrifttum in kymrischer Sprache engagierte, zunächst im Rahmen des Welsh Trust (1674–1684), einer Stiftung, die sich um die Bildung walisischer Kinder und Erwachsener bemühte, und weiter nach dem Tod des Gründers Thomas Gouge (?1605–1681). Hughes setzte sich speziell für die Verwendung des Kymrischen im Unterricht von Kindern und in der religiösen Unterweisung der Waliser ein.² Williams (1959) charakterisiert griffig die Leistungen von Hughes für Religion and Sprache: „Stephen Hughes is important not only as an apostle of Nonconformity but as one of the men who began to convert the masses in Wales into conservers of the Welsh language“.³

²Zu Hughes, seiner Biographie und seinen Aktivitäten und Netzwerken vgl. z. B. Williams (1959), Jenkins (1989) und Morgan (2018), S. 218–225; zu seiner positiven Einstellung zum Kymrischen und zur teilweise ambivalenten Position des Welsh Trust vgl. zusätzlich die Hinweise bei Jenkins, Suggett und White (1997), S. 85–86, und White (1997), S. 317–320. Zu den Formen des walisischen Protestantismus der Zeit und den wichtigen Akteuren vgl. Morgan (2018), S. 167–244.

³Vgl. auch die Charakterisierung von Hughes als „Apostol Sir Gaerfyrddin“ (‚Apostel von Carmarthenshire‘, im Südwesten von Wales) im Titel von Jenkins (1989).

Zu den von Hughes herausgegebenen und betreuten Publikationen gehören ein kymrisches Neues Testament zusammen mit den Psalmen (1672) sowie eine vollständige Bibel mit Gebetbuch, Apokrypha und Psalmen (1678),⁴ mehrere Ausgaben der didaktisch-erbaulichen kymrischen Verse von Rees (Rhys) Prichard (c. 1579–1644)⁵ und schließlich eine Reihe von didaktischen und populär-theologischen Werken in kymrischer Übersetzung.⁶

Die Identitäten der drei Mitarbeiter von Hughes bei der Übersetzung bleiben unklar. Lewis⁷ und Jenkins⁸ nennen Charles Edwards (c. 1628–c. 1691), einen puritanischen Gelehrten, der insbesondere für seine in kymrischer Sprache verfasste Geschichte des Protestantismus, *Y Ffydd Ddi-ffuant* („Der wahre Glauben“, 1. Auflage 1667, 3. erweiterte Auflage 1677), bekannt ist und mit Hughes in London zusammenarbeitete,⁹ und, möglicherweise, den Übersetzer und Schreiber Iaco ab Dewi (James Davies, 1648–1722), der Hughes bei der Sammlung der Werke von Rees Prichard half.¹⁰ Garfield Hughes (1953, S. 117–119) hingegen hält eine Mitarbeit von Iaco ab Dewi für nicht wahrscheinlich, da dieser bei seinen Übersetzungen den Vorlagen sehr viel wörtlicher folgte und auch keine Formen der gesprochenen Sprache verwendete, die in *Taith neu Siwrnai* sehr häufig sind.

Die zweite Übersetzung wurde von Thomas Jones (1648?–1713) erstellt. Er war als Drucker zunächst in London und dann, nach dem Auslaufen des ‚Licensing Act‘ im Jahr 1695, der den Druck von Büchern auf London und in geringerem Umfang auf Cambridge und Oxford einschränkte, in Shrewsbury (etwa 14 Kilometer östlich der Grenze zu Wales) aktiv. Er publizierte sehr erfolgreich jährliche Almanache sowie erbauliche Literatur und machte Shrewsbury zu einem Zentrum für Produktion und Verkauf kymrischer Bücher.¹¹ Hughes weist in seinem einleitenden Brief auf zwei seiner Publikationen hin.

⁴Vgl. Jenkins (1978), S. 57–60.

⁵Zu Rees Prichard vgl. z. B. Jenkins (1978), S. 150–154 und Lloyd (1997), S. 114–119.

⁶Für eine Übersicht vgl. Morgan (2018), S. 224.

⁷Lewis (1957), S. 92–93.

⁸Jenkins (1989), S. 22.

⁹Zu Edwards vgl. z. B. Williams (1959a), Thomas (1997) und Morgan (2018), S. 225–231. *Y Ffydd Ddi-ffuant* wird als walisischer Klassiker und Edwards als herausragender Stilist charakterisiert.

¹⁰Zu Iaco ab Dewi vgl. Hughes (1953), (1959). Williams (1926), S. 39, und Parry (1979), S. 199, nennen neben Charles Edwards und Iaco ab Dewi noch James Owen (1654–1706), der u. a. von Stephen Hughes ausgebildet wurde, als möglichen dritten Übersetzer; diese Spur wird in der Literatur nicht weiter verfolgt. Eine erbauliche Schrift von James Owen wird im Einleitungsteil beworben, vgl. Bunyan (1688), S. [v].

¹¹Zu Jones vgl. Davies (1959) und Rees (1987), S. xv, xvii–xviii.

5.2 Die Bücher

Das Titelblatt der kymrischen Ausgabe von 1688 macht die folgenden Angaben, in Anlehnung an das Titelblatt des englischen Originals:

TAITH/ NEU/ SIWRNAI/ Y/ PERERIN./ Tan Rith neu Gyffelybiaeth/ Breuddwyd:/ Yn yr hwn y dangosir./ I. Y Môdd y mae Pechadur yn Cychwyn./ neu yn Dechreu ei Siwrnai, o'r Byd/ hwn tua'r Nefoedd./ II. Y Peryglon y mae fo 'n cyfarfod âg/ hwynt, yn ei Daith./ III. Ei Ddyfodiad o'r diwedd ir Wlâd ddy-/ munol, neu'r Nefoedd, mewn Diogelwch./ Arferais gyffelybiaethau, trwy Law y Pro-/ phwydi. Hosea 12, 10./ Wedi Lisenso gan R. Midgley, y 23 o fis/ Tachwedd, 1687./ Printiedig yn Llundain gan J. Richardson./ yn y Flwyddyn 1688.

Die Reise oder der Weg des Pilgers, in Form oder Gleichnis eines Traums, in dem gezeigt wird:

1. Wie ein Pilger aufbricht oder seine Reise beginnt, von dieser Welt zu den Himmeln;
 2. Die Gefahren, auf die er auf seiner Reise trifft;
 3. Seine Ankunft am Ende in Sicherheit in dem ersehnten Land, oder den Himmeln.
- Ich habe Gleichnisse verwendet, durch die Propheten, Hosea 12, 10.

Lizenziert von R. Midgley, 23. November 1687.

Gedruckt in London von J. Richardson, im Jahr 1688.¹²

Im kymrischen Titel sind gegenüber dem Titel der englischen Ausgabe von 1685 die Inhaltsangabe etwas umformuliert und das Bibelzitat ergänzt;¹³ eine Titelillustration wird nicht gegeben.

THE/ Pilgrim's Progress/ FROM/ THIS WORLD./ TO/ That which is to come:/ Delivered under the Similitude of a/ DREAM./ Wherein is Discovered/ The Manner of his setting out./ His Dangerous JOURNEY./ AND/ Safe-Arrival at the Desired Countrey./ By JOHN BUNIAN./ The Tenth Edition with Additions./ I have used Similitudes, Hosei 12,10.

Das Titelblatt der zweiten kymrischen Übersetzung bleibt näher an der Formulierung der Inhaltsangabe des englischen Titelblatts, verzichtet auf das Bibelzitat und eine Illustration und macht zusätzlich Angaben zum Erfolg des englischen Originals und zu den beiden kymrischen Übersetzungen.

TAITH Y PERERIN:/ NEU/ SIWRNEU DYN/ O'R BYD HWN/ IR BYD A DDAW/ Dan Gyffelybiaeth/ BREUDDWYD/ Yn yr Hwn a Dangosir/ Yn gyntaf, y Môdd o'i gychwŷnfa ef./ Yn ail, ei Siwrmeu ddyrŷs./ Yn drydŷdd, ei ddyfodiad or diwedd i'r/ wlâd ddymunol, Teŷrnas Nêf./ O wneuthuriad John Bunyan, yn Saesnaeg./ Y Llyfr hwn a Argraphŷd yn Sasnaeg bym-/ theg o weithiau, Ac unwaith or blaen yn/ gymraeg o gyfiethad cymmŷsg ddwŷlo./ Hwn ŷw'r ail Argraphiad yn gymraeg, a'r/ cyntaf o gyfiethad, Thomas Jones./ Argraphŷd yn y Mwŷthig, gan Thomas Jones/ MDCLXXXIX.

Die Reise des Pilgers, oder ein Weg eines Menschen von dieser Welt zur kommenden Welt in Gleichnis eines Traums, in dem gezeigt wird, erstens, die Art seines Aufbruchs, zweitens, seine schwierige Reise, drittens, seine Ankunft am Ende im ersehnten Land, dem Königreich des Himmels, abgefasst von John Bunyan, auf Englisch. Dieses Buch

¹²Alle Übersetzungen, sofern nicht anders angegeben, vom Verfasser (E.P.).

¹³Die anzitierte Bibelstelle lautet vollständig: „Immer wieder habe ich zu den Propheten geredet, ich war's, der viele Gesichte gab, und durch die Propheten habe ich mich kundgetan.“

wurde auf Englisch fünfzehnmal gedruckt und einmal zuvor auf Kymrisch in einer Übersetzung verschiedener Hände. Dies ist die zweite Auflage auf Kymrisch, und die erste der Übersetzung von Thomas Jones. Gedruckt in Shrewsbury, durch Thomas Jones, 1699.

In der Ausgabe von 1688 folgen auf das Titelblatt zunächst 11 nicht-nummerierte Seiten mit Errata (S. [i], mit Hinweis auf beim Lesen leicht zu korrigierende Druckfehler und Korrektur von vier Zeilen auf S. 66), dem „Lythr at y Cymru“ („Brief an die Waliser“) von Stephen Hughes (S. [ii]–[v]), einer vierzeiligen Werbung für die erbauliche Schrift *Trugaredd a barn* von James Owen (S. [v]),¹⁴ und einer Sammlung von insgesamt 18 Regeln, die ein Christ beachten soll (S. [vi]–[xi], mit der Erklärung, dass damit im Buch keine Seiten weiß bleiben, bisher keine Parallelen nachweisbar). Daran schließt sich der Text der Pilgerreise an (S. 1–322), beschlossen wird der Band durch 9 aus Psalmenversen gezogene Gebete, mit Stellenangaben und inhaltlichen Überschriften (S. 322–324, bisher keine Parallelen nachweisbar).

Der Preis des Buches war 3 pennies¹⁵ – der Preis von 2 pennies für zwei andere Publikationen des Welsh Trust wird von Jenkins als „remarkably cheap“ bezeichnet.

In der Ausgabe von 1699 folgen auf das Titelblatt eine leere unnummerierte Seite und der Text der Übersetzung (S. 1–206) ohne weitere Paratexte.

5.3 Stephen Hughes zu seinen Übersetzungsstrategien im „Lythr at y Cymru“

Hughes' „Lythr at y Cymru“ beginnt mit dem oben bereits zitierten Hinweis auf frühere Übersetzungen von *Pilgrim's Progress* ins Französische (1685) und Niederländische (1681) und dem Ausdruck der Hoffnung, die Übersetzung ‚werde (durch den Segen des Herren) nützlich sein, entweder um Gnade zu wirken, wo sie fehlt, oder um Gnade zu vermehren, wo sie bereits ist‘.¹⁶ Er erklärt, dass der Text eine Schale und einen Kern hat, wobei durch häufiges Lesen die Schale zerbrochen, das heißt, die Parabel verstanden und der Kern, nämlich der darin enthaltene Inhalt, entdeckt werden könne. Danach beschreibt er die Übersetzung als Gemeinschaftsarbeit von vier Personen, ohne die Namen der anderen drei Beteiligten zu nennen, und kommt auf seine Strategien für die Übersetzung der

¹⁴Die hier beworbene Ausgabe von 1687 dieser Sammlung erbaulicher Anekdoten ist nicht erhalten, vgl. Rees (1987), S. 465.

¹⁵Jenkins (1978), S. 245.

¹⁶Bunyan (1688), S. [ii]: „*mewn Gobeith y bydd e buddiol (trwy Fendith yr Arglwydd) naill a'i i Weithio Gräs lle mae 'n niffig; neu ynteu i angwanegu Gräs, lle y mae e eisus*“.

Pilgerreise zu sprechen. Daran anschließend verweist er auf das Übungsbuch¹⁷ und den Almanach von Thomas Jones (des späteren Übersetzers/ Bearbeiters der zweiten Übersetzung von *Pilgrim's Progress*) als geeignete Hilfsmittel, Lesefähigkeit im Kymrischen zu erwerben, sowie auf seine eigenen Projekte der Publikation der kymrischen Bibel und der Werke von Rees (Rhys) Prichard.

Speziell zu seinen Übersetzungsstrategien für die kymrische Pilgerreise schreibt Hughes zunächst unter Bezug auf die traditionellen Formeln von *verbum-pro-verbo* und *sensum-de-senso* und der Probleme der Übersetzung idiomatischer Wendungen:

Ni chedwais i Eiriau, ond ystyr a meddwl yr Awdwr (mewn amryw fannau) yn y cyfieithiad: Canys fal y gwyr y Dysceddig yn ddigon da; nid oes vn Llyfr a gyfieithir, o vn iaith ir llall, *Air yng Air*, a dâl ei ddarllain; oblegid bod Phrases (ymadrodion) a Geiriau yn brydferth mewn vn iaith, y rhai nid ydynt felly mewn iaith arall.¹⁸

Ich habe nicht die Wörter, sondern (an verschiedenen Stellen) den Sinn und die Bedeutung des Autors in der Übersetzung behalten, denn – wie die Gelehrten wohl wissen – es gibt kein Buch, das Wort-für-Wort aus einer Sprache in eine andere übertragen wurde, welches gelesen zu werden verdient, weil Phrasen (Wendungen) und Wörter für eine Sprache angemessen sind, die aber dies nicht in einer anderen Sprache sind.

Darüber hinaus begründet er dann Auslassungen und inhaltliche Ergänzungen und Erklärungen gegenüber dem englischen Ausgangstext sowie die Angabe lexikalischer Varianten aus den beiden großen Dialekträumen von Wales zur Sicherung des überregionalen Verständnisses. Der Vermerk der regionalen Varietäten ist zugleich eine weitere Form von Übersetzung, nun auf innersprachlicher Ebene.

Mi a adewais allan Ail-adroddiad rhyw bethau, ar a oedd yn y llyfr Saesneg; canys wedi eu gosod hwy ar lawr vnwaith, Beth oedd raid eu mynegi nhw drachefn? Mi a angwanegais ym mron sheet at y llyfr, ynghylch mynediad y Pererin tua *Mynydd Sinai*; ynghyd a llawer o egluriadau eraill; fal y gellit ei ddeall e 'n well: Ac mi a adawaf y Dyscedig i farnu, pa vn nad yr 'r llyfr yma yn hawddach iw ddirnad ai ddeall nâ 'r llyfr *Saesneg*. Ac fal na byddem ni yn *Farbariaid* y naill ir llall, mi a agorais eiriau Gwyr Gwynedd â'n geiriau ni o *Ddeheubarth*; a'n geiriau ninne, âi geiriau nhwythau.¹⁹

Ich habe Wiederholungen einiger Dinge ausgelassen, die in dem englischen Buch enthalten sind, denn, nachdem sie einmal niedergeschrieben sind, warum wäre es nötig, sie noch einmal zu sagen? Ich habe dem Buch fast eine Lage hinzugefügt, hinsichtlich des Wegs des Pilgers zum Berg Sinai, zusammen mit vielen anderen Erklärungen, so dass es besser verstanden werden kann: Und ich überlasse es den Gelehrten zu urteilen, ob dieses Buch nicht leichter zu verstehen und zu begreifen ist als das englische. Und damit wir einander nicht Fremde wären, habe ich die Wörter der Leute aus Gwynedd [Nordwales] mit unseren Wörtern aus dem Süden und unsere Wörter mit ihren Wörtern erklärt.

Hughes definiert sich somit als ein Übersetzer, der sich das Recht und die Freiheit nimmt, in seine Vorlage auch inhaltlich und strukturell mit dem Ziel ihrer

¹⁷Wahrscheinlich *Athrawiaeth i ddysgu ysgrifenu amriw fath ar ddwylo* (London, 1683), vgl. Rees (1987), S. 422.

¹⁸Bunyan (1688), S. [ii]–[iii].

¹⁹Bunyan (1688), S. [iii].

Verbesserung einzugreifen, jenseits der sprachlich notwendigen Freiheiten einer sinngemäßen Übersetzung. Die von Hughes eingefügten Erläuterungen verundeutlichen für die Rezipienten die Identität des Autors bzw. die Integrität des Ausgangstextes und überlagern diese durch eine explizit nicht ausgewiesene zweite Instanz.

Die hier allgemein beschriebenen Eingriffe in den englischen Ausgangstext in der Praxis der Übersetzung werden nun im nächsten Abschnitt in Hinsicht auf ihre Umsetzung betrachtet.

5.4 Eingriffe in den englischen Ausgangstext

Hughes weist in seinem einleitenden Brief auf eine umfangreiche Erweiterung („fast eine Lage“) gegenüber dem englischen Text hin, im Zusammenhang der Begegnung von Cristion mit (Meistr) Bydol-Ddoethyn²⁰ („(Meister) Welt-Weiser“, engl. Mr. Worldly Wiseman), vor dem Berg Sinai. Sie umfasst im kymrischen Text die Seiten 21 bis 43 und wird am Ende als Einschub kenntlich gemacht: „Lasst uns nun zum Pilger, der zum Berg Sinai geht, zurückkehren, nach dem schlechten Rat von Meistr Bydol-Ddoethyn“;²¹ darüber hinaus verwendet Hughes an einigen Stellen des Einschubs die erste Person Singular im diskursiven Text, z. B. „ich habe gezeigt“ („Myfi a ddangosais“)²². Bydol-Ddoethyn will Cristion vom rechten und schwierigen Weg zur engen Pforte abbringen, indem er ihm einen leichteren Weg über das Dorf Morality (so mit dem englischen Wort im kymrischen Text) und einen Besuch bei Herrn Legality (so zunächst auch wieder mit dem englischen Wort²³) vorschlägt. In dem Einschub geht es Hughes hauptsächlich um die Zurückweisung der von Bydol-Ddoethyn vertretenen falschen Meinung, der Mensch könne Rechtfertigung und ewiges Leben durch Gehorsamkeit gegenüber dem Gesetz und durch seine eigene Rechtschaffenheit erlangen, obwohl Gnade, Verzeihung und Erlösung nur durch Jesus Christus möglich seien.²⁴ Diese

²⁰Zur Bildung des Namens s.u.

²¹Bunyan (1688), S. 43: „Dychwelwn yn war at y *Pererin* yn myned tua Mynydd Sinai, yn ol drwg Gynghor Meistr Bydol-ddoethyn“.

²²Bunyan (1688), S. 26.

²³Das englische Wort wird dann im Text mit kymr. *deddwoldeb* ‚Gesetzmäßigkeit‘ in Klammern erklärt.

²⁴Vgl. insbesondere Bunyan (1688), S. 22, 32, 39, sowie die Charakterisierung von Legality in einer von Hughes hinzugefügten marginalen Glosse als ‚Mann, der Erlösung durch das Gesetz versucht, das heißt, durch seine eigene Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit, ohne Christus als seinen Helfer zu suchen‘ („gwr y sy 'n ceisio iechedwriaeth trwy 'r Ddeddf, sef trwy ei gynfiawnder ai onestrwydd ei hun, heb ymofyn am Grist i fod yn geidwad iddo“) (Bunyan 1688, S. 20). Jenkins (1978), S. 130, weist kurz darauf hin, dass Hughes in diesem Zusatz „the importance of justifying faith“ herausstellt. Morgan (2018), S. 219, charakterisiert Hughes' Theologie als „a very earnest form of evangelical Calvinism with the call to costly repentance well to the fore“.

umfangreiche Erweiterung ist in der zweiten kymrischen Übersetzung von 1699 nicht enthalten.²⁵

Zwei sehr viel kürzere und unmarkierte Erweiterungen sind jedoch in diese übernommen, zum einen in Ffyddlons (‚Gläubiger‘, engl. Faithful) Verteidigungsrede in Tref Gwagedd (‚Stadt der Eitelkeit‘, engl. Vanity Fair),²⁶ zum anderen zwei Strophen Cristions nach der Hinrichtung Ffyddlons und seiner Aufnahme in den Himmel – ein entsprechender Vers steht nicht in Bunyans Haupttext, wohl aber unter der Illustration zu dieser Stelle.²⁷

Zwei Zusätze von Hughes sind von dem Haupttext abgesetzt und durch kleinere Drucktype und Kursivierung markiert, sie werden nicht in die Übersetzung von 1699 übernommen.²⁸ Die erste Passage füllt eine inhaltliche Leerstelle im englischen Text aus, der hier lautet: „Then Christian smiled, and said, I think verily I know the meaning of this“,²⁹ denn es folgt keine weitere Erläuterung, was der von Christian beobachtete Kampf zwischen dem „valiant man“ und einer Gruppe bewaffneter Männer wirklich bedeutet. Hughes expliziert in immerhin 21 Zeilen und unter Angabe mehrerer Bibelstellen, dass dies den Versuch der Gottlosen, den beherzten Gottesfürchtigen von seinem Weg zum Himmel abzubringen, meint. In der zweiten Stelle geht es um die Erklärung der Rolle, die Christian/ Cristion zuvor von drei Engeln erhalten hatte:³⁰ sie enthält die Versprechen Gottes und die Zusicherung seiner Erlösung, die aus Gottes Geist und Gnade in der Seele fließt.

Im Fließtext der kymrischen Übersetzung finden sich häufig unmarkierte oder durch Setzung in Klammern nur implizit markierte Ergänzungen von durchaus unterschiedlicher Länge, wie in den drei folgenden Beispielen:³¹

He [the first Adam]³² told me that his work was *many delights*³³

Yntef a'm hattebodd i, mai hela am olud, ac am feluswedd buchedd, ac am bob math o bethau hyfyrd a ddichon gyflawni trachwantau `r cnawd, oedd ei waith ef³⁴

²⁵Vgl. Bunyan (1699), S. 15.

²⁶Vgl. Bunyan (1688), S. 189, und Bunyan (1699), S. 114–115, mit kleinen lexikalischen Varianten und ohne Hughes' erklärende Marginalglosse, gegenüber Bunyan (1685), S. 113. Für eine kurze Diskussion von lexikalischen Unterschieden zwischen den kymrischen Versionen von 1688 und 1699, vgl. Lewis (1957), S. 101–108.

²⁷Vgl. Bunyan (1688), S. 194, und Bunyan (1699), 117–118, mit kleinen lexikalischen Varianten, gegenüber Bunyan (1685), 116.

²⁸Vgl. Bunyan (1688), S. 71–72, 90, gegenüber Bunyan (1699), S. 34, 47.

²⁹Bunyan (1685), S. 34.

³⁰Vgl. Bunyan (1685), S. 40; Bunyan (1688), S. 81.

³¹Die Häufigkeit solcher Ergänzungen ist schwierig zu quantifizieren; zwischen den Seiten 139 und 232 der Übersetzung von 1688 habe ich ungefähr 20 Beispiele identifiziert.

³²Von Hughes bei Ersterwähnung erklärend glossiert als „Nattur lygredig“ (Bunyan 1688, S. 139, ‚verdorbene Natur‘).

³³Bunyan (1685), S. 74.

³⁴Bunyan (1688), S. 139; Ergänzung auch in Bunyan (1699), S. 80.

Er [der Erste Adam] antwortete mir, dass es seine Arbeit wäre, Reichtümer zu jagen und die Vergnügungen des Lebens und alle Arten von angenehmen Dingen, die die Begierden des Fleisches erfüllen.

*Paul calleth some men, yea, and those great Talkers too, Sounding Brass, and tinkling Cymbals*³⁵

Y mae Paul yn galw Chwedleuwyr mawr (y rhai sydd heb räs y neu calonnau) yn *Efydd yn seinio*, a *Symbal yn tingcian*³⁶

Paul nennt große Schwätzer (welche ohne Gnade in ihrem Herzen sind) tönende Bronze und klingende Zimbel

[...] the Pillar of Salt into which Lot's wife was turned for her looking back with a covetous heart [...]³⁷

[...] y golofn o halen, ir hon y trowyd Gwraig Lot, am edrych drach ei chefn, â chalon drachwantus, am y pethau, a adawsai hi yn ôl yn Sodom [...]³⁸

[...] die Salzsäule, in die Lots Frau verwandelt wurde, als sie sich mit einem begehrliehen Herzen umdrehte, wegen der Dinge, die sie in Sodom zurückgelassen hatte [...]

Wie Hughes in seinem einleitenden Brief vermerkt, lässt er auch einige Passagen aus, die er inhaltlich als Wiederholungen betrachtet. Eine Häufung solcher Kürzungen findet sich zum einen am Anfang der Episode über den Palace Beautiful, in der Christian über den bisherigen Verlauf seiner Reise befragt wird und entsprechend berichtet,³⁹ zum anderen in Christians Gespräch mit Faithful über ihre bisherigen Erlebnisse.⁴⁰ Die hier ausgelassenen Textstücke sind auch in der Version von 1699 nicht enthalten.⁴¹ An drei Stellen sind in der Version von 1688 englische Verse nicht mitübersetzt, und sie fehlen auch wieder in der Version von 1699.⁴²

Mit seinen Erweiterungen gegenüber dem Ausgangstext beabsichtigte Hughes primär eine höhere Explizitheit und Klarheit der inhaltlichen Aussagen; seine Auslassungen sollten einer verbesserten Flüssigkeit der Rezeption dienen. Beide Strategien zielen auf die Rezeption durch das intendierte Publikum.

³⁵ Bunyan (1685), S. 95.

³⁶ Bunyan (1688), S. 159 Ergänzung auch in Bunyan (1699), S. 94.

³⁷ Bunyan (1685), S. 130.

³⁸ Bunyan (1688), S. 214; Ergänzung auch in Bunyan (1699), S. 131.

³⁹ Vgl. die Kürzungen von Bunyan (1685), S. 51–54, gegenüber Bunyan (1688), S. 98–100.

⁴⁰ Vgl. die Kürzungen von Bunyan (1685), S. 82, 83, 84, 87–88, gegenüber Bunyan (1688), S. 141, 142, 144, 148. Der erste Absatz nach der Strophe in Bunyan (1688), S. 148, ist gegenüber der englischen Vorlage vgl. Bunyan (1685), S. 87, inhaltlich verändert, wohl in Anpassung an die vorausgegangene Kürzung der Überlegungen über die Unangemessenheit des Namens von Shame, vgl. Bunyan (1688), S. 144, und Bunyan (1685), S. 84.

⁴¹ Vgl. Bunyan (1699), S. 52–54, und Bunyan (1699), S. 82–84, 87.

⁴² Vgl. Bunyan (1685), S. 130, 148, 150, und Bunyan (1688), S. 213, 241, 244, sowie Bunyan (1699), S. 131, 150, 152.

5.5 Marginale Paratexte

Marginale Paratexte finden sich in vielen Büchern des 16. und 17. Jahrhunderts⁴³ und sind auch ein wichtiges Element der Textorganisation in Bunyans *Pilgrim's Progress*. Runyan gibt eine Typologie der marginalen Paratexte in Bunyans *Holy War*, die sich ansatzweise auch auf die in *Pilgrim's Progress* – und als methodische Anregung auf die kymrische Übersetzung – übertragen lässt:

Some notes are Bible references that lend authority while also clarifying or enlarging on something Bunyan may have left unstated. Other notes function as subheadings („*Haughty set to the Bar*“) or action summaries („A trick put upon Mr. Godly-fear, he goes to the feast and sits there like a stranger“). They often provide guidance on how to interpret the story at the theological or allegorical level („The office of Conscience when he is awakened“). A marginal note may also capture human emotion, as in „He is gone“ next to a description of Emanuel's withdrawal from Mansoul. Marginal notes also give warnings about personal behaviour („Cumberments are dangerous“), make practical observations („Satan sometimes makes Saints eat their words“), or offer theological lessons („Nothing like faith to crush *Diabolus*“). In short, the marginal notes add depth, richness, texture, and insight – a wide array of ways to tell the same story in a parallel format.⁴⁴

Davies⁴⁵ argumentiert im Hinblick auf die marginalen Paratexte im *Pilgrim's Progress* stärker funktional-literaturwissenschaftlich und schlägt vor, ihnen „an essentially anti-narrative role“ zuzuschreiben: „Bunyan's use of his pages' margins can indeed be seen as a part of a wide variety of anti-narrative strategies adapted in *The Pilgrim's Progress* to prevent the reader from engaging with the fictive plot (the historical part) alone“.⁴⁶

Für die kymrische Übersetzung von 1688 muss zunächst zwischen Übernahmen von Bunyans Marginaleinträgen durch die Übersetzer und ihren eigenen neuen Marginaleinträgen unterschieden werden. An dieser Stelle sei schon vermerkt, dass die Ausgabe von 1699 überhaupt keine marginalen Paratexte enthält. Formal-quantitativ kann für den Text von 1688 zwischen Marginaleinträgen, die auf den Seitenrand beschränkt bleiben, gegenüber längeren Marginaleinträgen, die in eigene kleine Absätze auslaufen, unterschieden werden. Funktional bietet sich eine vorläufige Differenzierung an zwischen Marginaleinträgen, die (a) lexikalische oder dialektale Varianten oder (b) inhaltlich orientierte Zusammenfassungen, Erklärungen und Interpretationen oder (c) Bibelstellen geben.

⁴³ Für einen Überblick mit einem Schwerpunkt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vgl. Slights (1989), der auch eine Typologie der Inhalte und Funktionen marginaler Paratexte vorschlägt, vgl. Slights (1989), S. 685–686.

⁴⁴ Runyan (2012), S. xxii.

⁴⁵ Davis (2002), S. 275.

⁴⁶ Davis (2002), S. 276; Vgl. auch Davies (2002), S. 271, „There are [...] many ways that Bunyan's marginal notes achieve such a basic interference with a linear reading of the plot“.

Für eine nicht repräsentative Veranschaulichung der Praxis der Verwendung von Marginalen in der kymrischen Übersetzung wurden diese auf den Seiten 11 bis 20 (vor Hughes' eigenem langem Einschub), 111 bis 120, 211 bis 220 und 311 bis 320 analysiert und klassifiziert, für die erste Textstelle auch im genauen Vergleich mit den Marginalerläuterungen in dem korrespondierenden englischen Text.⁴⁷ Hier finden sich insgesamt 22 Marginalerläuterungen, darunter acht Handlungszusammenfassungen und sechs Angaben von Bibelstellen. Die kymrische Übersetzung enthält zwischen den korrespondierenden Seiten 11 bis 20 insgesamt 38 Marginalerläuterungen, darunter drei Parallelen mit Bunyans Marginalerläuterungen (zwei inhaltliche Ausdeutungen und eine Inhalt-zusammenfassung)⁴⁸ und 26 lexikalische Varianten und Erklärungen. Auffallend ist, dass hier die marginalen Angaben von Bibelstellen (diese sind in der Regel in den Text integriert) sowie die bei Bunyan so häufigen Handlungszusammenfassungen fehlen, sowie die große Anzahl der lexikalischen Varianten und Erklärungen.

Das folgende Beispiel illustriert die (erweiterte) Übernahme eines Marginalen eintrags von Bunyan in die kymrische Übersetzung sowie funktional den Typ der inhaltlichen Ausdeutung:

[...] for the steps [...]: The promises⁴⁹

[...] ar y llwybrau [...]: Ar yr Addewidion o drugaredd ir Credadyn edifeiriol⁵⁰

[...] auf die Stufen [...]: Auf die Versprechen von Gnade für den reuigen Gläubiger

Das nächste Beispiel, wiederum eine inhaltliche Ausdeutung, stellt einen Marginalen eintrag von Hughes vor, der in einen eigenen Absatz ausläuft; im Haupttext geht es darum, dass Cristion sich von der Last, die er auf dem Rücken trägt, befreien möchte, dies aber nicht kann und auch von niemanden auf der Welt befreit werden kann:

Ni ddichon pechadur ddadlwytho ei hunan, ac nis gall neb arall, onid Jesu Grist yn vníc, ei ddadlwytho ef oddiwrth Faich ei bechodau. Act. 4. 12. Mat. 11. 28.⁵¹

Ein Sünder kann sich nicht selbst entlasten, und niemand anderes kann es, nur Jesus Christ allein kann ihn von der Last seiner Sünden entlasten.

Das dritte Beispiel schließlich ist insofern ein Sonderfall, als hier eine partielle Parallele zu einem handlungszusammenfassenden Marginalen eintrag Bunyans, dort ohne eine inhaltliche Ausdeutung, vorliegt:⁵²

⁴⁷ Bunyan (1685), S. 8–15.

⁴⁸ Für eine partielle Parallele, die hier als inhaltliche Ausdeutung gezählt wird, s.u.

⁴⁹ Bunyan (1685), S. 10.

⁵⁰ Bunyan (1688), S. 13.

⁵¹ Bunyan (1688), S. 17.

⁵² Der recht lange kymrische Marginalen eintrag läuft in einen eigenen kleinen Absatz aus.

Christian in trouble, seeks still to get farther from his own house⁵³

Y mae 'r Pechadur cystuddiedig am ei bechod (er ei fod ef mewn llawer o Anobeith) etto yn ymdrechu fyth i ymbellhau, oddiwrth ei Dy ei hun, sef, oddiwrth Gyfeillach yr Annuwiolion a 'u drwg harferion: Ac y mae fo 'n ymdynnu nesnes at Grist ac at y Porth or Ail-enedigaeth a sancteiddrwydd, fal y gallo fod yn gadwedig, Psal. 35. 10, 11.⁵⁴

Der wegen seiner Sünden besorgte Sünder (obwohl er in großer Verzweiflung ist) ringt doch darum, sich von seinem eigenen Haus zu entfernen, das heißt, von der Gemeinschaft der Gottlosen und ihren bösen Gebräuchen: Und er müht sich näher und näher an Christus und das Tor der Wiedergeburt und die Heiligung, so dass er erlöst werden möge.

Zwischen den Seiten 111 und 120 finden sich dann insgesamt 31 Marginaleinträge, darunter eine Parallele mit Bunyan⁵⁵ und 24 lexikalischen Varianten und Erklärungen. Lexikalische Varianten und Erklärungen bleiben die häufigste Kategorie. Ähnlich ist das Bild für die Seiten zwischen 211 und 220 und zwischen 311 und 320, nur werden hier jetzt auch Bibelstellen in Marginaleinträgen angegeben. Im ersten Bereich sind 30 Marginaleinträge gebraucht, darunter zwei Parallelen mit Bunyan,⁵⁶ 17 lexikalische Varianten und Erklärungen, zwei sprachliche Ergänzungen für das Verständnis einer Strophe sowie sieben Bibelstellen, im zweiten Bereich mit ebenfalls 30 Marginaleinträgen eine Parallele mit Bunyan,⁵⁷ 14 Bibelstellen und 12 lexikalische Varianten und Erklärungen. Im Vergleich: Der englische Ausgangstext hat auf den mit den kymrischen Seiten 311 bis 320 korrespondierenden Seiten⁵⁸ außer Angaben von Bibelstellen nur zwei handlungszusammenfassende Marginaleinträge sowie die eine in der kymrischen Übersetzung aufgenommene Ausdeutung.

Die Übersichten über Häufigkeit und funktionale Haupttypen der Marginaleinträge bilden nicht den kymrischen Gesamttext ab, denn auch in der zweiten Texthälfte gibt es durchaus längere Marginaleinträge,⁵⁹ veranschaulichen aber exemplarisch Intentionen des Übersetzers. Auffällig im kymrischen Text ist das Fehlen von marginalen Handlungszusammenfassungen, die in der englischen Version sehr häufig sind und die Rezipierenden durch die Handlung und den Text

⁵³ Bunyan (1685), S. 9.

⁵⁴ Bunyan (1688), S. 12.

⁵⁵ Die inhaltliche Ausdeutung der Wunden, die Apollyon Christian an Kopf, Hand und Fuß zufügt, vgl. Bunyan (1685), S. 68, und Bunyan (1688), S. 119.

⁵⁶ Zwei satzartige Kommentare, vgl. Bunyan (1685), S. 134, und Bunyan (1688), S. 219, 220.

⁵⁷ Zwei inhaltliche Ausdeutungen, vgl. Bunyan (1685), S. 192, hier in einem Marginaleintrag, und Bunyan (1688), S. 313, hier zwei verkürzte Marginaleinträge.

⁵⁸ Bunyan (1685), S. 191–198.

⁵⁹ Vgl. insbesondere Bunyan (1685), S. 150, 185, 189, 221, 246, 248, 302, 309.

leiten. Bibelstellen werden im Text oder in Marginaleinträgen angegeben.⁶⁰ Deutlich wird auf jeden Fall die große Bedeutung der Angabe lexikalischer Varianten und Erläuterungen für die Übersetzer, die die Textrezeption auf sprachlicher Ebene auch überregional durch innersprachliche Übersetzung zwischen Varietäten sicherstellen sollen. Dabei werden Angaben zu solchen Varianten an verschiedenen Stellen des Textes auch wiederholt.⁶¹ Diese Sicherstellung der sprachlichen Verständlichkeit war ein Anliegen von Hughes auch bei seiner Publikation der Werke von Rees Prichard, wie es Lloyd beschreibt:

Hughes complained that the language [of Prichard] contained too many English words as well as too many southern dialect forms. He went as far as to employ a Caernarfonshire man, Henry Maurice, to gloss the text for the benefit of ‚our dear neighbours in Gwynedd‘ so they ‚can participate more fully of the beneficial knowledge which is to be had in this booklet‘.⁶²

Zum Abschluss der Präsentation der marginalen Paratexte sei noch auf zwei Einträge auch wegen ihres inhaltlichen Interesses eingegangen, in denen Hughes mit Bunyans Ausgangstext und durch einen Rückverweis auch mit sich selbst in Diskussion tritt. In einem langen Marginaleintrag setzt er sich mit der Feststellung des Mannes im eisernen Käfig „God has denied me repentance“⁶³ auseinander.⁶⁴

Nid wyfi yn deall wrth y scrythrau, y dylai vn dyn anobeithio yn y môdd hyn am drugaredd; oddieithr ei fod ef gwedi pechu yn erbyn yr yspryd glân; am yr hwn y crybwyllais i o'r blaen yn y llyfr hwn: A'r pechod hwnnw y dybygwn i yr ydys yma yn ei feddwl. Gwir ydyw, oni bydd edifeirwch, a ffydd, a sancteiddrwydd buchedd ynom, ni ellwn gasglu oddiwrth hynny, ein bod ni yn bresennol heb Grist; a thrwy ganlyniaeth ein bod ni mewn stât o golledigaeth. Eithr er gwneuthur o honom lawer yn erbyn Duw, cyn, a chwedi 'n galw, etto ni gawn faddeuant am y cwbl, os dewn ni at Dduw yn ei ffordd ei hun, hynny yw, trwy ffydd yn Grist, â chalon edifeiriol am ein pechodau, ac a gwir wrpas i droi oddiwrthynt yr amser fydd i ddyfod, Act. 13. 38. Act. 3. 19. Esay 55. 7.⁶⁵

⁶⁰Für eine Angabe von Bibelstellen im Text im der zweiten Texthälfte vgl. z. B. Bunyan (1688), S. 258, 259, 263, 268, 284, 287, 297, 310.

⁶¹Vgl. z. B. die Paare *i maes*: *allan* Bunyan (1688), S. 13, 16, 121, 306, *anturio*: *mentro* Bunyan (1688), S. 15, 19, 91, 113, 201, *taw*: *mai* Bunyan (1688), S. 55, 62, 67, 111, 153, 157, 168, 214, 285, *rhagddo*: *ym mlaen* Bunyan (1688), S. 60, 81, 85, 110, 112, 124, 129, 133, 294.

⁶²Lloyd (1997), S. 118; Caernarfonshire ist eine Grafschaft in Nordwales; Gwynedd umfasst einen größeren Teil von Nordwales.

⁶³Bunyan (1685), S. 36.

⁶⁴Im englischen Text wird bei der Ersteinführung der Käfig marginal mit „Despair like an Iron Cage“ erklärt Bunyan (1685), S. 34. Diese Erklärung wird in der kymrischen Übersetzung nicht gegeben, vgl. Bunyan (1688), S. 72, dafür ist hier die Beschreibung der Situation dieses Mannes durch den Vergleich mit einem eingesperrten Vogel weiter ausgebaut: „Gwr yn eistedd mewn gyffion [*Stocks] o haiarn, wedi ei gau i fynu megis Aderyn mewn cawell [*Cage]“ (‚ein Mann, der zwischen Stöcken aus Eisen sitzt, nachdem er wie ein Vogel in einem Korb eingesperrt wurde‘); hier werden kymrische Wörter mit englischen Entsprechungen erklärt. Für das Paar *cyffion*: *stocks* vgl. noch Bunyan (1688), S. 183, und für andere englische Glossierungen Bunyan (1688), S. 182, 184, 192, 198.

⁶⁵Bunyan (1688), S. 75.

Aus der Heiligen Schrift kann ich nicht verstehen, dass ein Mensch in dieser Weise an der Gnade verzweifeln muss, außer wenn er gegen den Heiligen Geist gesündigt hat; darüber habe ich früher in diesem Buch gehandelt: Und diese Sünde, glaube ich, ist hier im Sinn. Es ist wahr, wenn keine Reue, kein Glauben und keine Heiligung in uns sind, können wir daraus schließen, dass wir gegenwärtig ohne Christus sind, und folglich sind wir in einem Zustand der Verdammnis. Obwohl wir aber auch viel gegen Gott getan haben, bevor und nachdem wir gerufen wurden, können wir doch Vergebung vollständig erlangen, wenn wir auf seinem eigenen Weg zu Gott kommen, das heißt, durch Glauben an Christus, mit einem reinen Herzen wegen unserer Sünden und mit einer wahren Absicht, uns von ihnen in der Zeit, die kommt, abzuwenden.

Der Rückverweis hier zielt auf die Feststellung von Evangelist im Gespräch mit Christian nach seiner Begegnung mit Wordly Wiseman: „All manner of Sin and Blasphemies shall be forgiven unto men“.⁶⁶ Hughes vervollständigt nicht nur die Bibelstelle im Text selbst durch „onid y cabledd yn erbyn yr yspryd glân“ (Bunyan 1688, S. 18, ‚außer der Lästerung gegen den Heiligen Geist‘) und den Verweis auf Matthäus 12, 31, sondern fügt auch noch einen langen Marginaleintrag hinzu, in dem er ausführlich die Sünde wider den Heiligen Geist, die eben nicht vergeben werden kann, unter Bezug auf die einschlägigen Stellen aus dem Evangelium erklärt:⁶⁷

Fe faddeuir pob pechod i Ddynion, os edifarháant, Act. 3. 19. A thyna vn rheswm pa ham na faddeuir ir sawl sy 'n cablu yn erbyn yr yspryd glân, sef, oblegit mai amhossibl ydyw, ir cyfryw rai ymadnewyd du drachefyn i edifeirwch, Heb. 6. 4, 6. Y mae Dynion yn pechu yn erbyn yr ysbryd glân, pan y bont, nid trwy wendid ac ofn, megis Petr, neu trwy anwybodaeth megis Paul, yn gwadu ac yn gwrthwynebu Crist Iesu a gwirionedd yr efengyl; ond pan y bont hwy o wir gasineb a chyndynrwydd, yn erbyn argyoeddiadau ac eglurháad yr Yspryd glân, yn gwrthwynebu, yn cablu, ac yn erlid Crist a'i Efengyl, megis y gwnaeth y Pharisæaid, y rhai oeddynt yn barnu, mai trwy Beelzebub yr oedd Crist yn bwrw allan Gythreuliaid, pan y gallasant yn hawdd ddeall mai trwy allu Duw yr oedd efe yn gwneuthur hynny; canys pe bwriasai Satan gythreuliaid eraill allan o Ddynion mewn amcan da, sef, i ogoneddu Duw, ac i wneuthur y cyfryw, neu neb rhyw Ddynion eraill yn dduwiol (trwy weled y fath wrthiau) yr hyn beth yr oedd Crist yn ei amcanu yn ei holl wrthiau) yna fe a fyddai wedi ei ymrannu yn ei erbyn ei hun, ac ni safai moi Deyrnas ef, Mat. 12. 24. &c.⁶⁸

Jede Sünde wird Menschen vergeben, wenn sie bereuen, Ap. 3, 19. Und hier der einzige Grund, warum denen nicht vergeben wird, die den Heiligen Geist schmähen, denn es ist unmöglich, dass diese zur Reue zurückkehren, Heb. 6, 4, 6. Menschen sündigen wider den Heiligen Geist, wenn sie, nicht aus Schwäche oder Angst wie Peter oder aus Unwissen wie Paul, Jesus Christus und die Wahrheit des Evangeliums leugnen und bestreiten, sondern wenn sie aus wahrer Feindschaft und Sturheit, gegen die Rüge und die Erklärung des Heiligen Geistes, Christus und sein Evangelium bestreiten, lästern und verfolgen, wie es die Pharisäer taten, die urteilten, dass Christus durch Beelzebub den Teufel

⁶⁶ Bunyan (1685), S. 18.

⁶⁷ Für den theologischen Hintergrund und die zeitgenössische Beschäftigung mit der Sünde wider den Heiligen Geist im englischen Protestantismus und Calvinismus vgl. Tipson (1984).

⁶⁸ Bunyan (1688), S. 48.

austrieb, wenn sie hätten leicht verstehen können, dass er dieses durch die Macht Gottes tat; denn wenn Satan die anderen Teufel den Menschen mit guter Absicht ausgetrieben hätte, das heißt, um Gott zu preisen und um ähnliches oder um andere Menschen gläubig zu machen (weil sie solche Wunder sehen, was Christus mit allen seinen Wundern beabsichtigte), hätte er sich selbst zerteilt und sein Königreich würde nicht andauern. Mat. 12, 24 etc.

Diese marginalen Paratexte sind im Sinn von Davies (2002) anti-narrativ, motivieren sie doch in der Rezeption, sich mit den Inhalten des Textes jenseits der Handlung auseinanderzusetzen. Auch die regelmäßigen Angaben von Bibelstellen in Bunyans Text und in der kymrischen Übersetzung haben eine zumindest teilweise vergleichbare Funktion.⁶⁹

many of the biblical references also work quite functionally to identify the scriptural texts and the sources of the doctrinal ‚truths‘ that Bunyan’s narrative often illustrates. These can become long lists of references at times serving to affirm the biblical authority of Bunyan’s fiction while simultaneous encouraging the more zealous reader (in a way that would most definitely interrupt any conventional reading method) to turn away from the text and to consult the Word of Scripture itself.⁷⁰

Die in der Übersetzung von 1688 so häufigen marginalen Angaben von lexikalischen Varianten haben (verständlicherweise) kein Vorbild in der englischen Vorlage und sollen Lesenden den Text der Übersetzung einfacher zugänglich machen.

5.6 Die Verse der kymrischen Übersetzung

Bunyans *Pilgrim's Progress* enthält eine größere Anzahl von Versen, zumeist zum Ausdruck intensiver Gefühle. Bis auf drei Ausnahmen sind sie alle in der kymrischen Übersetzung enthalten.⁷¹

Zur Qualität der kymrischen Versionen sagt Jenkins,⁷² dass Hughes die Verse Bunyans mit ‚bewundernswerter Flexibilität‘ übersetzte.⁷³ Eine kurze Veranschaulichung der in den kymrischen Übertragungen verwendeten metrischen Schemata

⁶⁹In der Übersetzung von 1699 sind die Angaben der Bibelstellen alle in den Text integriert, und sie unterbrechen so auch den Lesefluss.

⁷⁰Davies (2002), S. 272.

⁷¹Zwei Strophen der kymrischen Übersetzung bei Bunyan (1688), S. 193, entsprechen einem Vers in der englischen Ausgabe unter der Illustration zu Faithfuls Hinrichtung und Aufnahme in den Himmel vgl. Bunyan (1685), S. 116.

⁷²Jenkins (1989), S. 18.

⁷³Jenkins (1989), S. 18: „[...] a chyfieithodd benillion Bunyan yn *Taith y Pererin* yn rhyfeddol o ystwyth“ (‚und übersetzte die Verse Bunyans in *Taith y Pererin* mit bewundernswerter Flexibilität‘).

kann von dem englischen ‚Song that Christian made of Faithful after his death‘,⁷⁴ mit seinem einfachen Reimschema aa bb⁷⁵ cc, ausgehen:

Well Faithful, thou hast faithfully profest
 Unto thy Lord; with whom thou shalt be blest;
 When faithless ones, with all their vain delight
 Are crying out under their Hellish plights;
 Sing Faithful, sing; and let thy name survive;
 For though they kill'd thee, thou art yet alive.⁷⁶

In der kymrischen Übertragung wird eine strophische Form mit 4 Zeilen gebraucht, mit einem Endreim zwischen der zweiten und vierten Zeile und einem Reim oder zwei Reimen zwischen dem letzten Wort einer Zeile und einem Wort in der folgenden Zeile. Dies ist eines der beiden gebräuchlichen Reimschemata in den Übertragungen der englischen Verse ins Kymrische.⁷⁷ Inhaltlich entsprechen in etwa zwei Zeilen im englischen Text einer kymrischen Strophe. Die reimenden Wortteile werden hier zur Verdeutlichung fett gesetzt, die Marginalglossierungen zu einzelnen Wörtern sind ausgelassen.

----a Ffyddlon, cywir a fuost **ti**,
 --a--b I'th vníc **Ri** rhagor**ol**;
 ----b- Gyda 'r hwn cai ar **ol** hyn,
 ----b Fawr wynfyd yn dragwydd**ol**:

 ----- *Pan fyddo 'r Anffydaloníaid,*
 ----a *A'u holl ddirgryfwch ofer,*
 ----b *Yn vffern boeth yn vdo 'n rhôst,*
 --b--a *Yn ddirgon tôst eu pínér,*

 ----a Cân Ffyddlon: Bid ith enw **mâd**,
 --a--b Barch a Phar**hâd** tragwydd**ol**:
 ----c *Er cael dy lâdd, gwíronedd yw,*
 --c--b *Dy fod yn fyw 'n wastadol.*⁷⁸

Gläubiger, du warst treu/ deinem einzigen mächtigen König./ von dem du späterhin erhalten wirst/ großen Segen ewiglich:// wenn die Treulosen/ mit allen ihren eitlen Vergnügen/ in der feurigen Hölle sein werden, schreiend, gebraten./ sehr schmerzlich ihre

⁷⁴ Bunyan (1685), S. 117.

⁷⁵ So wahrscheinlich intendiert und auch in den anderen Versen des Textes durchgeführt.

⁷⁶ Bunyan (1685), S. 117.

⁷⁷ Vgl. Bunyan (1688), S. 54, 121–122, 218, 259–260, 264, 294. Ein weiteres strophisches Reimschema wird nur einmal eingesetzt bei Bunyan (1688), S. 268–269, nämlich: -----a/ -----a/ ----b/ ---b--a.

⁷⁸ Bunyan (1688), S. 194.

Lage:// singe, Gläubiger: dein tugendhaftes Ansehen soll/ Anerkennung und ewige Dauer haben:/ obwohl du stirbst, ist es wahr,/ du wirst ewig leben.//

Die folgenden Verse begleiten im englischen Text die Illustration von Faithfuls Hinrichtung und Aufnahme in den Himmel:

Brave Faithful, Bravely done in word and deed,
Judge, Witnesses and Jury have instead
Of overcoming thee, but shewn their rage,
When they are dead thou'lt live from age to age.⁷⁹

In der kymrischen Übertragung wird hier die zweite in der Übertragung gebräuchliche metrische Form verwendet, ein Zweizeiler mit Endreim.⁸⁰ Eine Zeile des englischen Texts entspricht inhaltlich ungefähr einem kymrischen Zweizeiler. Auch hier sind die reimenden Wortteile zur Verdeutlichung fett gesetzt und die Marginalerklärungen ausgelassen.

Ffyddlon, enwog am dduwiol-**fryd**,
Da mewn Gair, a Gweithred hefyd,
N'allai Barnwr, Cwest, na Thystion
Wneuthur it ti ddim niweid**ion**.
Ond yn lle d'orchfygu 'n hyr**wydd**,
Dangosasant gynddeiriogr**wydd**:
Pan bont hwy âu henwau 'n feir**won**,
Byddi byth ym-mlith y bywion⁸¹.

Gläubiger, hervorragend in Frömmigkeit,/ gut in Wort und auch in Tat,/ weder Richter noch Untersuchung noch Zeugen/ können dir irgendwelche Schäden tun./ Aber statt dich schnell zu besiegen,/ zeigten sie Grausamkeit:/ wenn sie mit ihrem Ansehen tot sind,/ wirst du immer inmitten der Lebenden sein.//

Die beiden in den kymrischen Übertragungen der englischen Verse Bunyans gebräuchlichen Reimschemata sind auch die, die in der zeitgenössischen sogenannten ‚free metre poetry‘ häufig verwendet werden.⁸²

5.7 Sprechende Namen

Für Bunyans Allegorie spielen sprechende Namen, die die Personen der Handlung und ihre Verhältnisse zueinander deutlich charakterisieren, eine wichtige Rolle. Dieses narrative Mittel wird auch in der kymrischen Übersetzung notwendigerweise

⁷⁹Bunyan (1685), S. 116.

⁸⁰Vgl. Bunyan (1688), S. 79, 88, 107, 132–133, 147–148, 171, 234.

⁸¹Bunyan (1688), S. 193.

⁸²Vgl. Conran (1992), S. 333–334, und die Beispiele in Davies (1997) und Lloyd (1997).

eingesetzt. In diesem Abschnitt werden deshalb kurz einige dieser Namen, ihre Bildung und ihre semantische Transparenz vorgestellt.

Die kymrischen Übersetzer verwenden substantivierte Adjektive, z. B. *Christian: Cristion* ‚christlich‘, *Obstinate: Cyndyn* ‚starrsinnig‘, *Faithful: Ffyddlon* ‚gläubig‘, und *Hopeful: Gobeithiol* ‚hoffnungsvoll‘, auch in Form zusammengesetzter Adjektive, *Talkative: Chwedleu-gar* ‚redselig‘ und *Vain-confidence: Gwâg-hyderus* ‚ungerechtfertigt-zuversichtlich‘ (letzteres Erstbeleg nach dem historischen Wörterbuch des Kymrischen). Im englischen Text als Namen gebrauchte Substantive können mit kymrischen Adjektiven wiedergegeben werden (*Envy: Cynfigennus* ‚neidisch‘, *Formalist: Ffurfiol* ‚formal‘, *Superstition: Coelgreffyddol* ‚abergläubisch‘) oder mit kymrischen Substantiven (z. B. *Helper: Helpwr* ‚Helfer‘, *Hypocrisy: Rhagrithiwr* ‚Heuchler‘, *Prudence: Doethineb* ‚Klugheit‘). Die beiden englischen Namen *Legality* und *Civility* werden im kymrischen Text als Fremdwörter übernommen und in Klammer mit einer kymrischen Entsprechung erklärt: *Legality (neu Ddeddfoldeb)* ‚(Rechtmäßigkeit)‘ und *Sifility (neu Gwedoldeb)* ‚(Höflichkeit)‘ – im Fall von *Sifility* ist die Orthographie assimiliert. Der Name *Cam-ddibenion* ‚falsche Motive‘ folgt mit der Pluralform eines zusammengesetzten Substantivs seinem englischen Vorbild *Mr. By-Ends*. *Mr. Worldly Wiseman* wird im Kymrischen zu *Meistr Bydol-Ddoethyn* ‚Meister Welt-Weiser‘, einer Zusammensetzung von *bydol* ‚weltlich‘ und *doethyn*, einer substantivischen Ableitung von *doeth* ‚weise‘ mit pejorativer Bedeutung, die bei Hughes zum ersten Mal belegt ist. Statt dem als Namen verwendeten englischen Abstraktum *Good-Will* bildet der kymrische Übersetzer ein *nomen agentis* mit dem Suffix *-wr*, *Ewyllysiwr-Da* ‚Wohl-Wünschender/-Wollender‘,⁸³ ähnlich auch für *Turnback, Gwrthgiliwr* ‚Rückfälliger‘ (hier erstmals belegt, mit zusätzlicher englischer Marginalglosse *Turnback*) und für *Lord Hate-Good, Casáwr pob Daioni* ‚Hasser alles Guten‘ (mit einer nominale Phrase). Die kymrische Version des Namens *Saveself* ist *Hunan-Gadw* ‚Selbst-Erhalten‘ (ein zusammengesetztes Verbalnomen), im historischen Wörterbuch nicht verzeichnet. Ein Sonderfall ist schließlich die Wiedergabe des englischen Namens *Pickthank*, der eine Person, die einen Vorteil durch Schmeichelei sucht, meint; im Kymrischen wird dafür *Efan Llygad* eingesetzt, eine verkürzte Variante einer traditionellen Bezeichnung *Ifan l(l)ygad y bwyd* (wörtlich ‚Ifan, Betrachter des Essens‘), die bereits in einem Wörterbuch Anfang des 17. Jahrhunderts mit der Bedeutung ‚cœnipeta, parasitus‘ belegt ist. Entsprechend wird das Wort auch in einer Marginalglosse erklärt:

Pickthank, sef, Truthiwr neu Wenhieithiwr, a wirio ‘r hyn a ddywetto arall, bid gwir, bid gelwydd, mewn gobeith i gael groeso, a bwyd, a chwrrw, ac arian, oddiwrth y sawl y mae ‘n tyngu trosto.⁸⁴

⁸³ Dieses Wort, zu *ewyllys da* ‚guter Wille, Wohlwollen‘, ist erstmalig belegt in einem 1672 von Hughes publizierten Werk, dem *Catechism Mr. Perkins*.

⁸⁴ Bunyan (1688), S. 185.

Pickthank, das heißt, ein Schmeichler oder Schönredner, der das bestätigt, was ein anderer sagt, sei es wahr, sei es falsch, in der Hoffnung, Willkommen, Essen, Bier und Geld zu erlangen von dem, für den er schwört.

Damit die Personen der Allegorie auch in der Übersetzung angemessen charakterisiert sind, bleiben die Äquivalenz zwischen den englischen und kymrischen Namensformen notwendig erhalten und die kymrischen sprechenden Namen semantisch transparent.

5.8 Einige ungewöhnliche Begriffe und Ausdrücke

Bunyan verwendet in *Pilgrim's Progress* an verschiedenen Stellen spezialisierte Begriffe und Ausdrücke, die einem Übersetzer und seinem Publikum möglicherweise Probleme bereiten könnten. So gibt er einem Charakter, der nur über die Form der Religion verfügt, den Namen Formalist (Bunyan 1685, S. 41). Der kymrische Übersetzer gebraucht hierfür *Ffurfiol*,⁸⁵ ein Adjektiv mit dem Suffix *-(i)ol* auf der Basis des alten Lehnwort *ffurf* (< *forma*), hier in substantivierter Verwendung. Das Adjektiv ist nach dem historischen Wörterbuch des Kymrischen seit 1637 belegt, zunächst in einem Wörterbucheintrag mit der Bedeutung ‚formable‘. Für die Klärung der kontextuell passenden Bedeutung gibt der kymrische Übersetzer eine Marginalglosse: „Un â ffurf duwioledeb gantho oddi allan, etto heb rym duwioledeb yn ei galon“ (‚Einer, der die Form der Religiosität äußerlich hat, aber ohne die Kraft der Religiosität in seinem Herzen‘).⁸⁶ Die kymrische Übersetzung von 1699, die keine Marginalglossierungen gibt, führt *Ffurfiol* ohne weitere Erklärung seines Namens ein.⁸⁷

In einer anderen Passage erklärt Faithful, wie das Wirken der Gnade in einem Menschen für andere sichtbar wird, und nennt dabei an erster Stelle: „By an experimental confession of his faith in Christ“,⁸⁸ wobei *experimental* hier die Bedeutung ‚auf Erfahrung begründet‘ hat. Der kymrische Übersetzer gibt „Trwy Gyfaddefiad † prudd difrifol o'i ffydd yng-Hrist“ (‚durch ein ernsthaftes, echtes Bekenntnis von seinem Glauben an Christus‘)⁸⁹ und verweist durch „†“ auf die ergänzende zweisprachige Marginalglossierung, „† Serious, pryssur“ (‚ernsthaft/ aktiv‘). Die Bedeutung von Bunyans *experimental* hat dem kymrischen Übersetzer offensichtlich Probleme bereitet. Das Wirken der Gnade in einem Menschen wird für andere zweitens sichtbar

⁸⁵ Bunyan (1688), S. 83.

⁸⁶ Bunyan (1688), S. 93.

⁸⁷ Bunyan (1699), S. 42.

⁸⁸ Bunyan (1685), S. 98.

⁸⁹ Bunyan (1688), S. 166.

By a life answerable to that confession [of his faith in Christ], to wit, a life of holiness; heart-holiness, family-holiness, (if he hath a family) and by Conversation-holiness [...]⁹⁰

Die Wiedergabe der englischen Zusammensetzungen zur Beschreibung der drei Arten der Heiligkeit war für den kymrischen Übersetzer ebenfalls schwierig, zumindest nimmt er die Kategorie der *Conversation-holiness* nicht auf und überträgt insgesamt relativ frei.⁹¹

Trwy fuchedd gyfattedbol ir gyffes honno, gan fod yn sanctaidd yn ei ymarweddiad, ac yn ei Galon, gan ymdrechu hefyd i wneuthur ei Deulu ‘n Sanctaidd (os bydd gantho Deulu) [...] ⁹²

Durch ein diesem Bekenntnis entsprechendes Leben, indem er in seinem Verhalten geheiligt ist und in seinem Herzen, indem er auch versucht, seine Familie zu heiligen (wenn er eine Familie hat) [...]

An späterer Stelle sagt Faithful zu Talkative „that your conversation gives your Mouth-profession the lie“.⁹³ Auch hier paraphrasiert – und generalisiert – der kymrische Übersetzer und versucht keine Übersetzung der spezifischen Nuance von *mouth-profession* (etwa ‚mündliches Bekenntnis‘): „a bod eich ymarweddiad yn anghyfattedbol i'ch proffes“ („und euer Verhalten entspricht nicht eurem Bekenntnis“).⁹⁴

Details der Praxis der Übersetzung inhaltlich schwierigerer Stellen wie den hier erwähnten verdienen weitere Aufmerksamkeit.

5.9 Einschätzung und Rezeption

Die Übersetzungen von 1688 und 1699 sind literaturwissenschaftlich bisher wenig gewürdigt. Jenkins bescheinigt Hughes ein Gespür für die Sprache von Südwales, einen flüssigen und einfachen Stil und die Fähigkeit zu dichten.⁹⁵ Auch Lewis spricht von der Flüssigkeit der Übersetzung von Hughes, wenn sie

⁹⁰ Bunyan (1685), S. 98–99.

⁹¹ Die Version von 1699 entspricht hier der Version von 1688, vgl. Bunyan (1699), S. 99.

⁹² Bunyan (1688), S. 166.

⁹³ Bunyan (1685), S. 100.

⁹⁴ Bunyan (1688), S. 168; Die Version von 1699 entspricht hier der Version von 1688, vgl. Bunyan (1699), S. 100.

⁹⁵ Vgl. Jenkins (1989), S. 18: „yr oedd ganddo afael ar iaith y Deheubarth, arddull rwydd a diorchest, a'r gallu i farddoni“. Die Formulierung „arddull rwydd, ddiorchest“ findet sich so auch bei Hughes (1953), S. 122.

auch meint, dass ihm die natürliche Lebendigkeit Bunyans fehlt.⁹⁶ Etwas ausführlicher würdigte Emrys ap Iwan (Ambrose Robert Jones) im Jahr 1894 den Stil von Hughes als Übersetzer.⁹⁷ Er meint, seine Übersetzung von *Pilgrim's Progress* sei angemessener als Paraphrase („amgeneiriad“) zu bezeichnen und sei lesbarer als irgendeine der späteren kymrischen Übersetzungen. Das Kymrische des Ausdrucks sei unverfälscht, während das Lexikon ziemlich umgangssprachlich sei, denn Hughes glaube, die Sprache eines Buches solle der gesprochenen Sprache ähnlich sein. Seine Sprache sei jedoch nicht regional, sondern überregional verständlich, weil er Varianten des jeweils anderen großen Dialektraums von Wales am Seitenrand angibt.⁹⁸ Hughes scheint somit Emrys ap Iwans Ideal von „simplicity and purity“⁹⁹ in der Sprache der kymrischen Prosa sehr nahe zu kommen.

Nach den Angaben bei Rees¹⁰⁰ und in dem Katalog der National Library of Wales, Aberystwyth, wurde die Übersetzung von 1688 im 18. Jahrhundert viermal gedruckt (1713, c. 1744, 1770, c. 1790), die Übersetzung von 1699 einmal (1771). Lewis identifizierte für die Zeit zwischen 1688 und 1934 41 Ausgaben der kymrischen Übersetzungen von *Pilgrim's Progress*.¹⁰¹

Thomas Lewis stellt im Vorwort seiner kymrischen Übersetzung (1731) von Bunyans *Life and Death of Mr Badman* die herzliche Aufnahme von *Taith y Pererin* durch die walisischen Leser heraus.¹⁰² Auch im 19. Jahrhundert bleibt die kymrische Übersetzung höchst präsent. Nach der Einschätzung von Robert

⁹⁶Lewis (1957), S. 99, 101; Vgl. Lewis (1957), S. 99: „Oherwydd wrth gymharu dau ddarn, un o'r Saesneg a'r llall o'r Gymraeg, sylweddolir fod rhywbeth yn eisieu o'r olaf. Y mae 'r ystyr yno 'n glir, mae 'n wir, a'r rhwyddineb, ond yr hyn sydd ar goll yw 'r bywiogrwydd naturiol sy 'n gynhenid i Bunyan“ („Denn beim Vergleich von zwei Stellen, eine aus dem Englischen und eine aus dem Kymrischen, sieht man, dass dem Zweiten etwas fehlt. Es ist wahr, die Bedeutung ist klar und die Flüssigkeit, aber das, was verloren ist, ist die natürliche Lebendigkeit, die Bunyan zu eigen ist“), sowie, nach der Gegenüberstellung der beiden Textausschnitte, Lewis (1957), S. 101: „Ond rhaid canmol Stephen Hughes am gadw 'r rhwyddineb hwnnw sydd ar goll yn y rhan fwyaf o 'r cyfieithiadau Cymraeg o waith Bunyan“ („Aber man muss Stephen Hughes loben, dass er diese Flüssigkeit erhalten hat, die in den meisten kymrischen Übersetzungen von Bunyans Werken verloren ist“).

⁹⁷Zu ap Iwan vgl. Lloyd (1959), der hervorhebt: „As a literary critic, his chief work was to trace the main stream of Welsh classical prose tradition, and he strove to restore simplicity and purity in prose, in accordance with the standards which he found exemplified in the Welsh prose classics.“

⁹⁸Vgl. Emrys ap Iwan (1894), S. 12.

⁹⁹Lloyd (1959).

¹⁰⁰Rees (1987), S. 97–98.

¹⁰¹Lewis (1957), S. 98.

¹⁰²Jenkins (1978), S. 129; Für die beeindruckende Anzahl der Subskribenten und der von ihnen bestellten Exemplare der Übersetzung von Bunyans *The Doctrine of the Law and Grace Unfolded* von 1767 vgl. Kaufman (1968).

Roberts (1834–1885) gehörte die kymrische Übersetzung von *Pilgrim's Progress* zu den wenigen Büchern, die sich normalerweise in jedem walisischen Bauernhaus finden.¹⁰³ In diesem Zusammenhang ist dann auch eine Anekdote aus dem Leben des Historikers und Autors Owen Morgan Edwards (1858–1920), Sohn ‚of a poor but cultured Merionethshire smallholder‘,¹⁰⁴ aufschlussreich: Er berichtete später einem Freund, dass er Englisch zunächst durch einen Vergleich der kymrischen Version mit dem englischen Original gelernt habe.¹⁰⁵

Die kymrische Übersetzung von Bunyans *Pilgrim's Progress* gehört somit ohne Zweifel zu dem durch Religiosität und Erbaulichkeit geprägten literarischen Kanon von Wales im 18. und 19. Jahrhundert.¹⁰⁶

Literatur

- Bunyan, John. 1685. *The Pilgrim's Progress from this World, to That which is to come*. Tenth Edition. London: Nathaniel Ponder. [digitales Exemplar verfügbar über Early English Books Online auf ProQuest, <https://www.proquest.com/>].
- Bunyan, John. 1688. *Taith neu Siwrnai y Pererin, tan Rith neu Gyffelybiaeth Breuddwyd*. London: J. Richardson. <http://hdl.handle.net/10107/4787163>. [digitales Exemplar auch verfügbar über Early English Books Online auf ProQuest, <https://www.proquest.com/>].
- Bunyan, John. 1699. *Taith y Pererin: Neu Siwrneu Dyn o'r Byd hwn ir Byd a ddaw*. Shrewsbury: Thomas Jones. [digitales Exemplar verfügbar über Early English Books Online auf ProQuest, <https://www.proquest.com/>].
- Conran, Tony. 1992. *Welsh Verse*. Bridgend: Seren Books.
- Davies, Cennar. 1997. Early Free-Metre Poetry. In *A Guide to Welsh Literature c. 1530–1700*, Hrsg. R. Geraint Gruffydd, 75–99. Cardiff: University of Wales Press.
- Davies, Hazel Walford. 2020. *Cofiant Syr Owen Morgan Edwards*. Llandysul: Gomer.
- Davies, Michael. 2002. *Graceful Reading. Theology and Narrative in the Works of John Bunyan*. Oxford: Oxford University Press.
- Davies, William Llewelyn. 1959. Jones, Thomas (1648?–1713), of London and Shrewsbury, almanack maker, bookseller, printer, and publisher. In *Dictionary of Welsh Biography*. <https://biography.wales/article/s-JONE-THO-1648>.

¹⁰³ Vgl. Jenkins (1978), S. 133, die anderen Werke, die Roberts nennt, sind die Bibel, *Canwyll y Cymry* von Rees Prichard (vgl. Jenkins 1978, S. 150–154), Charles Edward's *Y Ffydd Ddiffuant* sowie die kymrische Übersetzung von Richard Allestree's *Whole Duty of Man*, ‚an indispensable guide to moral conduct and family worship‘ Jenkins (1978), S. 114.

¹⁰⁴ Johnston (1998), S. 5.

¹⁰⁵ Vgl. Davies (2020), S. 25: ‚mai drwy gymharu Taith y Pererin â Pilgrim's Progress y dysgodd Saesneg yn y lle cyntaf‘. Ich danke Ceridwen Lloyd-Morgan für den Hinweis auf diese Stelle.

¹⁰⁶ Vgl. z. B. Miguélez-Carballeira, Price und Kaufmann (2016), S. 128.

Der Beitrag entstand aus dem an der Philipps-Universität Marburg angesiedelten Projekt ‚Der walisische Beitrag zu den Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit: Strategien des Übersetzens ins Kymrische im 16. Jahrhundert‘, eines Teilprojekts des Schwerpunktprogramms ‚Übersetzungskulturen der frühen Neuzeit‘ (SPP 2130) der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Ich danke Herrn Heinz Eickmans für seine anregenden Hinweise zu einer früheren Fassung.

- Emrys ap Iwan. 1894. Y classuron Cymreig. *Y Geninen* 12(1): 1–12. <http://hdl.handle.net/10107/2355058>.
- Hughes, Garfield H. 1953. *Iaco ab Dewi 1648–1722*. Cardiff: Gwasg Prifysgol Cymru.
- Hughes, Garfield H. 1959. Davies, James (Iaco ap Dewi; 1648–1722), translator, copyist and collector of manuscripts. In *Dictionary of Welsh Biography*. <https://biography.wales/article/s-DAVI-JAM-1648>.
- Jenkins, Geraint H. 1978. *Literature, Religion and Society in Wales, 1660–1730*. Cardiff: University of Wales Press.
- Jenkins, Geraint H. 1989. Apostol Sir Gaerfyrddin: Stephen Hughes c. 1622–1688. *Y Cofiadur* 54: 3–23. <http://hdl.handle.net/10107/1088516>.
- Jenkins, Geraint H., Richard Suggett, and Eryn M. White. 1997. The Welsh Language in Early Modern Wales. In *The Welsh Language before the Industrial Revolution*, Hrsg. Geraint H. Jenkins, 45–122. Cardiff: University of Wales Press.
- Johnston, Dafydd. 1998. The Literary Revival. In *A Guide to Welsh Literature c. 1900–1996*, Hrsg. Dafydd Johnston, 1–21. Cardiff: University of Wales Press.
- Kaufman, Paul. 1968. Revelation by subscribers. John Bunyan among the Welsh. *Library Review* 21(5): 227–229.
- Lewis, Mairwen. 1957. *Astudiaeth gymharol o'r cyfieithiadau Cymraeg o rai o weithiau John Bunyan, eu lle a'u dylanwad yn llên Cymru*. Unveröff. MA thesis. Prifysgol Cymru.
- Lloyd, D. M. 1959. Jones, Robert Ambrose (Emrys ap Iwan; 1848–1906), Calvinistic Methodist minister, man of letters, and publicist. *Dictionary of Welsh Biography*. <https://biography.wales/article/s-JONE-AMB-1848>.
- Lloyd, Nesta. 1997. Late Free-Metre Poetry. In *A Guide to Welsh Literature c. 1530–1700*, Hrsg. R. Geraint Gruffydd, 100–127. Cardiff: University of Wales Press.
- Miguélez-Carballeira, Helena, Angharad Price, and Judith Kaufmann. 2016. Introduction: Translation in Wales: History, theory and approaches. *Translation Studies* 9(2): 125–136. <https://doi.org/10.1080/14781700.2015.1135075>.
- Morgan, D. Densil. 2018. *Theologia Cambrensis. Protestant Religion and Theology in Wales, Volume 1: From Reformation to Revival 1588–1760*. Cardiff: University of Wales Press.
- Parry, Thomas. 1979. *Hanes Llenyddiaeth Gymraeg hyd 1900*. Cardiff: Gwasg Prifysgol Cymru.
- Rees, Eiluned. 1987. *Libri Walliae. A Catalogue of Welsh Books and Books Printed in Wales 1546–1820*. Aberystwyth: The National Library of Wales.
- Runyan, David. 2012. Introduction. In *John Bunyan. The Holy War. Annotated Companion to The Pilgrim's Progress*, Hrsg. David Runyan, xi–xxviii. Eugene OR: Pickwick Publications.
- Slights, William W. E. 1989. The Edifying Margins of Renaissance English Books. *Renaissance Quarterly* 42(4): 682–716. <https://www.jstor.org/stable/2862277>.
- Thomas, M. Wynn. 1997. Seventeenth-century Puritan Writers. Morgan Llwyd and Charles Edwards. In *A Guide to Welsh Literature c. 1530–1700*, Hrsg. R. Geraint Gruffydd, 190–209. Cardiff: University of Wales Press.
- Tipson, Baird. 1984. A dark side of seventeenth-century English Protestantism. The Sin Against the Holy Spirit. *Harvard Theological Review* 77: 301–330.
- White, Eryn M. 1997. Popular Schooling and the Welsh Language 1650–1800. In *The Welsh Language before the Industrial Revolution*, Hrsg. Geraint H. Jenkins, 317–341. Cardiff: University of Wales Press.
- Williams, Griffith John. 1926. Stephen Hughes a'i gyfnod. *Y Cofiadur* 4: 5–44. <http://hdl.handle.net/10107/1085701>.
- Williams, Griffith John. 1959. Hughes, Stephen (1622–1688), early Nonconformist. In *Dictionary of Welsh Biography*. <https://biography.wales/article/s-HUGH-STE-1622>.
- Williams, Griffith John. 1959a. Edwards, Charles (1628 – after 1691), Puritan man of letters. In *Dictionary of Welsh Biography*. <https://biography.wales/article/s-EDWA-CHA-1628>.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 6

John Bunyans *Pilgerreise* von London über Amsterdam nach Hamburg: Niederländisch als Intermediärsprache für Übersetzungen aus dem Englischen in der Frühen Neuzeit



Heinz Eickmans

6.1 Eine *Pilgerreise* auf Umwegen

John Bunyans *The pilgrim's progress from this world to that which is to come* ist das wohl erfolgreichste Werk der frühneuzeitlichen englischen Erbauungsliteratur, ein die Jahrhunderte bis heute überdauernder Longseller mit weltweiter Verbreitung und Übersetzungen in mehr als 200 Sprachen.¹

Das englische Original von Bunyans *Pilgrim's Progress* datiert aus dem Jahr 1678, das Frontispiz erschien erstmals in der dritten Auflage von 1679.² Die deutsche Übersetzung kam mit einem zeitlichen Abstand von sieben Jahren 1685 unter dem Titel *Eines Christen Reise nach der Seeligen Ewigkeit* (Bunyan 1685) heraus. Ein vergleichender Blick auf Frontispiz und Titelseiten der beiden Ausgaben (Abb. 6.1 und 6.2) macht deutlich, dass es keine Übereinstimmungen gibt, weder hinsichtlich des Bildes noch bezüglich der Formulierung des Titels. Die Erklärung hierfür liefert die deutsche Titelseite mit dem Hinweis: „In Englischer Sprache beschrieben [...] Hernach in Niederlandische/ und nun umb seiner Fürtrefflichkeit willen in die Hochteutsche Sprache übersetzet.“ Die Abfolge der genannten Sprachen – Englisch, Niederländisch, Deutsch – bezeichnet nicht nur die zeitliche Folge des Erscheinens, sondern auch die translatorische

¹ Owens (2003), S. XIII.

² Für den Text wurde in diesem Beitrag auf die vierte englische Auflage von 1680 (Bunyan 1680) zurückgegriffen, da diese nach Alblas (1979) der ersten niederländischen Übersetzung zugrunde lag.

H. Eickmans (✉)

Fakultät für Geisteswissenschaften, Universität Essen, Essen, Deutschland

E-Mail: Heinz.eickmans@uni-due.de

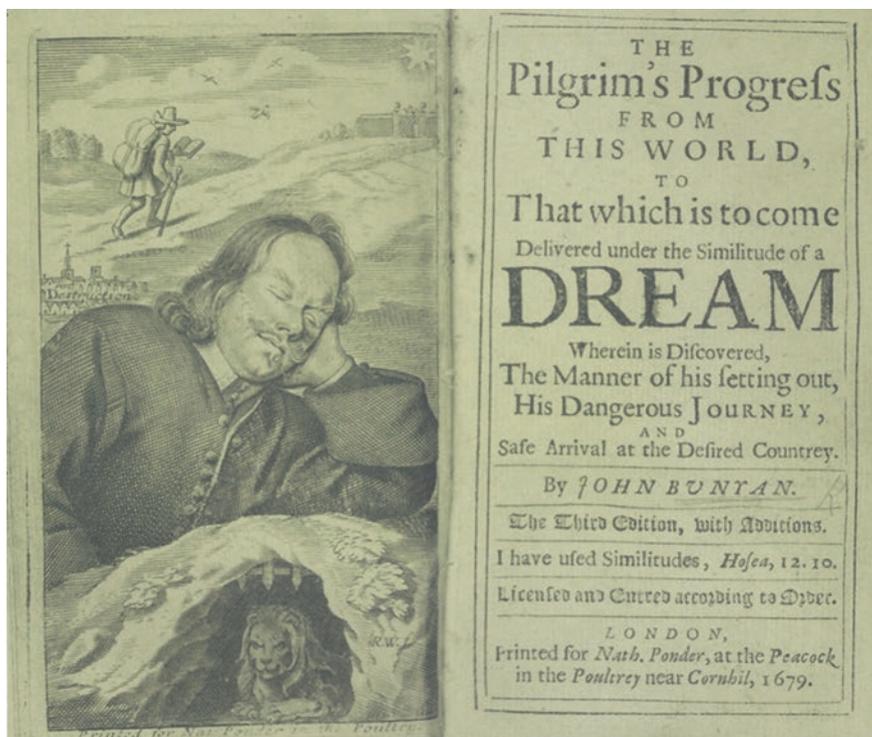


Abb. 6.1 Frontispiz und Titelseite der dritten englischen Ausgabe von 1679

Abhängigkeit. Die deutsche Übersetzung basiert nicht auf der englischen Originalausgabe, ihre Vorlage ist die bereits 1682 in Amsterdam unter dem Titel *Eens christens reyse na de eeuwigheyt* erschienene niederländische Übersetzung (Bunyan 1682) (Abb. 6.3).

Der Vergleich der niederländischen und deutschen Ausgaben (Abb. 6.2 und 6.3) zeigt die unmittelbare Abhängigkeit. Die deutsche Ausgabe übernimmt nicht nur das niederländische Frontispiz, sondern bietet auch eine getreue Übersetzung des vom englischen Original deutlich abweichenden niederländischen Titels, lediglich erweitert um das Adjektiv „selig“:

The pilgrim's progress from this world to that which is to come.

Eens christens reyse na de eeuwigheyt.

Eines Christen Reise nach der Seligen Ewigkeit.

Auch der Hinweis auf die beteiligten Sprachen und die „Fürtrefflichkeit“ des Buches erweist sich bei genauer Betrachtung nicht als Formulierung des deutschen Verlegers, sondern als Übersetzung der wortgleichen Formulierung auf dem



Abb. 6.2 Frontispiz und Titelseite der deutschen Übersetzung von 1685

niederländischen Titelblatt, die lediglich um die Nennung des Niederländischen als Mittlersprache erweitert wurde:

In 't Engels beschreven door Mr. Joannes Bunjan [...]
En nu om des selfs voortreffelijkheydt in 't Nederlants vertaalt.

In Englischer Sprache beschrieben Durch Mr. Johannem Bunian [...]
Hernach in Niederländische,
und nun umb seiner Fürtrefflichkeit willen in die Hochteutsche Sprache übersetzt durch
J.L.M.C.

Anders als der niederländische Titel nennt der deutsche einen Übersetzer in Form der Initialen J.L.M.C., aufzulösen als: Johann Lange, Medicinae Candidatus. Der Hamburger Wundarzt Johann Lange (†~1696) gehörte zu den produktivsten Übersetzern der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Viele seiner Übersetzungen sind indirekte. Neben zahlreichen englischen finden sich auch italienische und

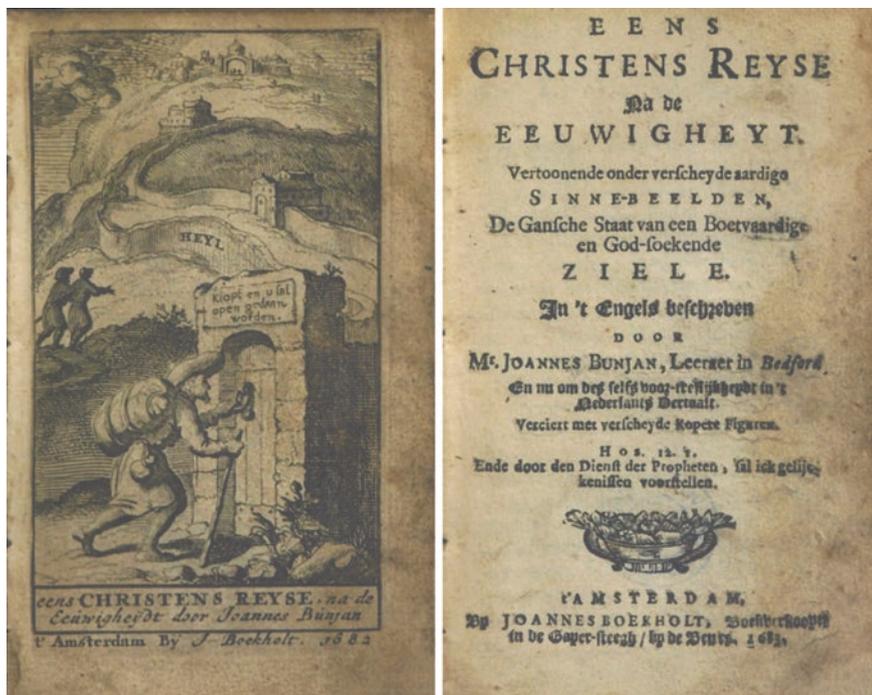


Abb. 6.3 Frontispiz und Titelseite der zweiten niederländischen Auflage von 1683

französische Werke, die er auf dem Umweg über das Niederländische übersetzt hat.³ Von Bunyan übersetzte Lange zwischen 1685 und 1694 die drei Hauptwerke *Eines Christen Reise nach der Seeligen Ewigkeit* (*The Pilgrim's Progress*), *Mr. Quaats Leben und Sterben* (*The Life and Death of Mr. Badman*) und *Der Heilige Krieg* (*The Holy War*), allesamt aus dem Niederländischen.

Bei einem näheren Vergleich der englischen, niederländischen und deutschen Ausgabe des *Pilgrim's Progress* wird schnell deutlich, dass Lange bei seiner Übersetzung keinerlei Gebrauch vom englischen Original gemacht hat. Das zeigen neben dem Haupttext auch alle paratextuellen Elemente. Die „Vorrede an den Leser“ etwa gibt es im englischen Original nicht, es ist die Übersetzung der Vorrede des niederländischen Verlegers Johannes Boekholt. Auch die zahlreichen,

³Das VD17 weist 73 Drucke unter seinem Namen als Übersetzer aus. Das *Lexikon der hamburgischen Schriftsteller*, vgl. Schröder (1866), Bd. IV, S. 308–315, nennt 60 von Lange übersetzte Titel. Nur eine genauere Untersuchung könnte Aufschluss darüber geben, ob wir es im Einzelfall mit einer direkten oder indirekten Übersetzung zu tun haben. Auf die Angaben der Titelblätter ist in der Regel kein Verlass, da das Faktum der Umwegübersetzung in der Mehrheit der Fälle nicht als solches ausgewiesen wird.

über den gesamten Text verstreut eingefügten Lieder und Gedichte zeigen in der deutschen Ausgabe wenig Ähnlichkeit mit den englischen Vorlagen, sie sind – auf eine z. T. sehr unbeholfene Weise – nach der niederländischen Fassung ins Deutsche übertragen worden, wie das hier stellvertretend zitierte Beispiel deutlich werden lässt.

Come in, Come in;
Eternal glory thou shalt win. (47)

Kom dog, ey! kom dog in:	Ey kommet, kommet doch herein
En 's Hemels Heerlikhey,	Hier in des Himmels Herrlichkeit,
Wert tot in Eeuwighey,	Die biß in alle Ewigkeit,
Voorseker u gewin. (53)	Nun eu'r Gewinn und Lohn wird seyn! (63)

Auch anhand des Haupttextes lässt sich der Abhängigkeitsnachweis leicht führen. Die größte Überzeugungskraft kommt auffälligen Fehlern und textlichen Abweichungen zu, die ihren Ursprung nicht im Englischen haben können. Hier sei nur ein Beispiel gegeben, das freilich so prägnant ist, dass es als Beweis für das Fortleben dieser indirekt auf dem Niederländischen basierenden Übersetzung bis ins 19. Jh. gelten kann. In der betreffenden Szene begegnet der Pilger auf seinem Weg einem heuchlerischen Mitpilger, der sich als Anhänger einer ‚commoden‘ Religion, als Schönwetter-Christ entpuppt: „[...] we are always most zealous when religion goes in his silver slippers; we love much to walk with him in the street, if the sun shines and the people applaud him“ (168–169). Das in diesem Zusammenhang mehrfach gebrauchte Bild der Religion „in his silver slippers“ liefert ein aufschlussreiches Merkmal für die Abhängigkeit der Übersetzungen untereinander. Dabei ergibt sich eine Art *Stille Post*-Effekt vom englischen Original über die niederländische und deutsche Übersetzung bis hin zu der auf dem Deutschen basierenden schwedischen Übersetzung aus dritter Hand (Bunyan 1717):

Englisch	... when <u>in his Silver Slippers</u> . (170)
Niederländisch	... wanneer se in <u>silvere mulyen</u> wandelt. (189)
Deutsch	... wenn sie <u>auff silbernen MaulEseln</u> wandelt. (231)
Schwedisch	... när hon rider på <u>Sölfwer Mulasnor</u> . (149)
	(... wenn sie reitet auf <u>silbernen Mauleseln</u> .)

Wie lässt es sich erklären, dass aus den *silver slippers* im Deutschen *silberne Maulesel* werden? Die Antwort liefert der niederländische Text, der *slippers* mit *moulen* übersetzt, ein polysemes Wort, das dem deutschen Übersetzer in der hier allein passenden Bedeutung offensichtlich unbekannt war. Sein Zeitgenosse Matthias Kramer, der bedeutendste deutsche ‚Sprachmeister‘ des Barock, unterscheidet in seinem niederländisch-deutschen Wörterbuch von 1719 drei Bedeutungen für *muil*: (1) Maul eines Thiers [...], (2) Maul-esel, Maul-thier [...] und (3) *Moulen plur.* Pantoffeln [...], wobei er als Erklärung ergänzt: „Pantöffel

Tab. 6.1 Sprechende Namen in Bunyans *Pilgrim's Progress*

Englisch 1678	Niederländisch 1682	Deutsch 1685	Deutsch 1833
<i>Hopeful</i>	<i>Hopende</i>	<i>Hoffende</i>	<i>Hoffnungsreich</i>
<i>Obstinate</i>	<i>Halsstarrig</i>	<i>Halßstarrig</i>	<i>Störrig</i>
<i>Help</i>	<i>Bystandt</i>	<i>Beystand</i>	<i>Hülfe</i>
<i>Goodwill</i>	<i>Goede Wille</i>	<i>Guter Wille</i>	<i>Gutwille</i>
<i>Discretion</i>	<i>Bescheydenheid</i>	<i>Bescheidenheit</i>	<i>Achtsamkeit</i>
<i>Prudence</i>	<i>Voorsichtigheid</i>	<i>Vorsichtigkeit</i>	<i>Klugheit</i>
<i>Piety</i>	<i>Godvruchtigheid</i>	<i>Gottesfurcht</i>	<i>Frömmigkeit</i>
<i>Talkative</i>	<i>Mont-Christen</i>	<i>Maul-Christ</i>	<i>Redselig</i>
<i>Judge</i> <i>hate-good</i>	<i>Rechter</i> <i>Deugd-hater</i>	<i>Richter</i> <i>Tugendhasser</i>	<i>Richter</i> <i>Hassegut</i>

seynd Schuhe ohne Fersen- oder Hinter-stücke“,⁴ also eben die *slippers*, von denen bei Bunyan die Rede ist. Ungeachtet seiner offensichtlichen Unsinnigkeit wird der deutsche Text mit dem Bild der „auf silbernen Mauleseln wandelnden“ Religion bis in die 1830er Jahre immer wieder unverändert gedruckt und liefert damit den Beweis für die Langlebigkeit dieser ersten, über das Niederländische zustande gekommenen Umwegübersetzung von Bunyans *Pilgrim's Progress*.⁵

Vergleichbare Beispiele für die Abhängigkeit der deutschen Übersetzung von der niederländischen finden sich in großer Zahl. Hier sei nur noch kurz auf die sprechenden allegorischen Namen hingewiesen, die einen besonders anschaulichen Bereich für die Vorlagenabhängigkeit der deutschen Übersetzung bilden. Die obige Tabelle (Tab. 6.1) zeigt anhand weniger Beispiele, dass die Namen der deutschen Erstausgabe bis auf wenige Ausnahmen lexikalisch und morphologisch absolut getreue Lehnbildungen der niederländischen Namen sind. Zum Vergleich sind in der vierten Spalte die Namen der ersten direkt auf das englische Original zurückgehenden deutschen Übersetzung aus dem 19. Jahrhundert genannt.

Die Tatsache, dass wir es bei der ersten deutschen Ausgabe von Bunyans *Pilgrim's Progress* mit einer indirekten Übersetzung aus dem Niederländischen zu

⁴Kramer (1719), S. 207.

⁵Auf die fehlerhafte Übersetzung bin ich durch eine handschriftliche Korrektur im einzig erhaltenen Exemplar der deutschen Erstauflage aus der Bibliothek der Francke'schen Stiftungen in Halle gestoßen. Diese Bibliothek verfügt im Übrigen über eine der bedeutendsten historischen Bunyan-Sammlungen, wozu auch zahlreiche niederländische Ausgaben des 17. und 18. Jahrhunderts zählen. Zu den insgesamt bedeutenden niederländischen Buchbeständen in der Bibliothek der Francke'schen Stiftungen vgl. Klosterberg (2014) und Klosterberg et al. (2012).

tun haben, sollte in der Forschung spätestens seit dem Erscheinen der Gießener Dissertation von Auguste Sann (1951) allgemein bekannt sein. Dennoch gerät dieses für die Beurteilung und Interpretation einer Übersetzung wesentliche Faktum des Umwegs über eine andere Sprache immer wieder aus dem Blick, wenn Germanisten und Anglisten sich mit der Bunyan-Rezeption in Deutschland beschäftigen.⁶

6.2 Zur Editions-geschichte der frühen deutschen Bunyan-Ausgaben

Nicht nur der *Pilgrim* macht auf seiner Reise nach Deutschland den Umweg über die Niederlande, sondern auch alle anderen vor dem 18. Jahrhundert erschienenen deutschen Übersetzungen von Bunyan-Werken, auch wenn dies nicht immer – und mit zunehmendem zeitlichen Abstand immer weniger – auf den Titelblättern Erwähnung findet.⁷ Vergleicht man die frühen niederländischen und deutschen Ausgaben, dann sieht man mit einer gewissen Zeitverzögerung eine absolute Parallelität in der Auswahl der Werke, der Reihenfolge ihres Erscheinens, der Ausführung der Frontispize und der Formulierung der Titel (vgl. Tab. 6.2).

Die deutschen Übersetzungen und Bearbeitungen von Bunyans *Pilgrim's Progress* sind seit dem Erscheinen der ersten deutschen Ausgabe von 1685 bis heute auf den deutschsprachigen Buchmärkten ununterbrochen präsent gewesen. Im 18. und 19. Jh. erschienen zudem verschiedene deutschsprachige Ausgaben des *Pilgrim's Progress* in England, speziell in London, und vor allem in den deutschen Pietistenkreisen in den USA. Die bibliografische Erfassung der sehr zahlreichen Ausgaben und Auflagen ist auch im digitalen Zeitalter nicht einfach, nicht zuletzt wegen der mehr als 15 verschiedenen Titelvarianten, in denen Bunyans *Pilgerreise* erschienen ist. Bemerkenswert ist in jedem Fall die erwähnte Langlebigkeit der ersten Übersetzung. Der Titel – *Eines Christen Reise nach der seligen Ewigkeit* – galt, wie auch die zugrundeliegende Übersetzung aus zweiter Hand, konkurrenzlos für anderthalb Jahrhunderte bis zum Beginn der 1830er Jahre. Die letzte mir

⁶Ein jüngeres Beispiel ist die Arbeit von Peter Damrau (2006), der sich mit dem Einfluss der englischen Erbauungsliteratur, speziell auch Bunyans auf den zeitgenössischen deutschen Wortschatz beschäftigt und weitreichende Folgerungen zum Verhältnis der deutschen und englischen Begrifflichkeit zieht, ohne der Tatsache Rechnung zu tragen, dass es im Fall der von ihm behandelten Bunyan-Bücher *Grace abounding to the chief of sinners* und *The Pilgrim's Progress* keine direkte textliche Beziehung zwischen dem deutschen und dem englischen Text gibt. Die lediglich in einer Fußnote mit Blick auf Sträter (1984) und Sann (1951) erwähnte Abhängigkeit vom Niederländischen (Damrau 2006, S. 187, Anm. 13) wird in ihrer Bedeutung nicht weiter reflektiert.

⁷Auch bei den bibliografischen Titelaufnahmen gerät diese Tatsache sehr schnell aus dem Blick, da die explizite Nennung des Niederländischen als Intermediärsprache nur in den ersten Auflagen erfolgt und ab ca. 1710 gänzlich unterbleibt.

Tab. 6.2 Vergleich der vor 1700 erschienenen niederländischen und deutschen Bunyan-Ausgaben mit den englischen Originaltiteln

The pilgrim's progress from this world to that which is to come: delivered under the similitude of a dream, wherein is discovered the manner of his setting out, his dangerous journey, and safe arrival at the desired country (1678)	
Eens christens reyse na de eeuwigheyt: vertoonende onder verscheyde aardige sinne-beelden, de gansche staat van een boetvaardige en God-soekende ziele (1682)	Eines Christen Reise Nach der Seeligen Ewigkeit: Welche in unterschiedlichen artigen Sinnen-Bildern Den gantzen Zustand einer Bußfertigen und Gott-suchenden Seelen vorstellet (1685)
The life and death of Mr. Badman (1680)	
Het Leven en Sterven van Mr. Quaadt: ofte Eens Godloosens Reyse na het Eeuwige Verderf. Vertoonende de gansche staat van een onherbooren ziel. (1683)	Mr. Quaats Leben und Sterben: oder Eines Gottlosen Reise/ nach dem ewigen Verderben. Vorstellend den gantzen Zustand einer unwiedergeborenen Seele. (1885)
The holy war, made by Shaddai upon Diabolus (1682)	
Den heyligen oorlogh (1685)	Der Heilige Krieg Wie derselbe geführt wird von Christo Jesu/ Dem Ewigen und Allmäch-tige[n] König/ Wider Den Teuffel (1694)
<i>Die beiden folgenden Schriften erschienen 1689 in einem Band unter dem übergreifenden Titel</i> De tedere Ingewanden van Christi Liefde aan den Zondaar open gelegd en vertoont	<i>Die beiden folgenden Schriften erschienen 1698 in einem Band unter dem übergreifenden Titel</i> Das zarteste Hertz Der Liebe Christi Allen Sündern eröffnet und gezeigt
Come & welcome, to Jesus Christ (1678)	
Komst en Welkomst tot Jesus Christus	Kommen und Willkommen bey Jesu Christo
Grace abounding to the chief of sinners (1666)	
De Genade Uytgebreyt tot de grootste der Zondaren. Inhoudende Een Verhaal van des Autheurs Eerste treckinge, en zijn Voortgang in de Genade.	Die Gnade Gottes Welche sich erstrecket Auff die Grössesten Sünder das ist: Eine außführ-liche Erzehlung von dem ersten Zug des Autoris, und seinem fernern Fortgang in der Gnade.

bekannte Ausgabe auf Basis der aus dem Niederländischen erfolgten Übersetzung, in der die Religion noch „auf silbernen Mausekeln wandelt“, erschien 1831 in Harrisburgh in den USA.

Zwei Jahre später, 1833, erscheint im Hamburger Verlag F. H. Nestler und Melle unter dem neuen Titel *Die Pilgerreise* die erste direkt aus dem Englischen vorgenommene Übersetzung. Damit beginnt eine neue Rezeptionsphase von Bunyans *Pilgrim's Progress* in Deutschland als massenhaft verbreitete Schrift

im Rahmen der volksmissionarischen Tätigkeit der Neupietisten. Die neuen Ausgaben erscheinen in den so genannten Traktatgesellschaften und in einschlägigen Verlagen wie etwa dem 1828 in Hamburg gegründeten ersten deutschen Baptistenverlag Oncken und sie leben weiter in Ausgaben evangelikaler Verlage, wo sie auch nach dem zweiten Weltkrieg wieder aufgenommen werden und bis heute in aktualisierten Textfassungen lieferbar sind. Die jüngste Auflage datiert aus dem laufenden Jahr 2021, erschienen im SCM R. Brockhaus Verlag in Holzgerlingen, der Teil der im Jahr 2000 gegründeten Stiftung Christliche Medien (SCM) ist.

Wenden wir uns aber wieder den frühen deutschen Ausgaben zu. Die Übersicht in Tab. 6.3 enthält nach Jahrzehnten gegliedert die Jahreszahlen aller bibliografisch nachweisbaren Drucke für die darin erfassten Hauptwerke Bunyans. Die Tabelle zeigt, dass es von diesen Werken bis in die 1830er Jahre keine anderen als indirekte Übersetzungen aus dem Niederländischen gibt.⁸ Mit Blick auf dieses Faktum wäre es nicht nur interessant, sondern eigentlich geboten, die deutschen Fassungen mit den niederländischen und englischen nun in Form eines makro- und mikrostrukturellen Textvergleichs sprachlich und inhaltlich zu analysieren. Stellt sich doch die Frage, inwieweit der übersetzerische Umweg über eine andere Sprache etwa zu semantischen und begrifflichen Verschiebungen führt. Diese komplexe Fragestellung, deren Behandlung den Rahmen dieses Beitrags sprengen würde, muss einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben.

Im Folgenden wollen wir der übergreifenden Frage nachgehen, welche Bedeutung den Umwegübersetzungen in der frühen Neuzeit allgemein zukommt. Es handelt sich dabei insbesondere für das 17. Jh. um ein weitgehend unbestelltes Feld.

6.3 Die Bedeutung von Übersetzungen aus zweiter Hand in der Frühen Neuzeit

Indirekte Übersetzungen sind für die frühe Neuzeit ein bisher von der Forschung vernachlässigtes, in seiner Bedeutung und Häufigkeit stark unterschätztes Phänomen. Nicht zuletzt in der historischen Übersetzungswissenschaft ist das Bewusstsein dafür, dass wir es mit einer massenhaft auftretenden Erscheinung zu tun haben, kaum vorhanden. Terminologisch finden sich als synonyme Bezeichnungen neben der *indirekten Übersetzung* Begriffe wie *Weiterübersetzung*,

⁸Als früheste direkte Übersetzung aus dem Englischen erschien 1709 die Fortsetzung *Eines Christen Reise Nach der Seeligen Ewigkeit, anderer Theil. Worinnen ... fortgesetzt wird, wie deß Christen Weib und Kinder die gefährliche Reise auch angetreten, und das erwünschte Land vernügt erreicht haben*. Übersetzer ist der pietistische Theologe Christoph Matthaeus Seidel, der in vielen jüngeren bibliografischen Verzeichnissen fälschlicherweise auch als Übersetzer des ersten Teils genannt wird, so etwa bei Noack (2001), S. 447, 449–450.

Tab. 6.3 Chronologie des Erscheinens der erstmals vor 1700 ins Deutsche übersetzten Werke Bunyans

17. Jh.	The Pilgrim's Progress (1678)	The Life and Death of Mr. Badman (1680)	The Holy War (1682)	Come & welcome(1678) Grace abounding (1666)	
1685–1690	1685	1685			
1691–1700	1694 1696 1699	1693 1694 1696 1698	1694 1700	1698 CW	GA
18. Jh.					
1701–1710	1702 1704 1707 1709	1704		1701 CW	1702 GA
1711–1720	1711 1716 1718 1720	1711 [2] 1716 1717 1720	1715	1713 CW	GA
1721–1730	1722 1723 1728	1722 1727	1729	1729 CW	GA
1731–1740	1732 1733 1734 [3] 1737 1738	1734 1739 1739			
1741–1750	1742 1745 1748	1745	1742	1746 CW	GA
1751–1760	1751 1752 1754	1751 1753	1755	1754 CW	1753 GA
1761–1770	1766 1769	1767			
1771–1780	1776				
1781–1790	1785	1782			
1791–1800	1796		1795		
19. Jh.					
1801–1810	1802				
1811–1820					
1821–1830	1828				
1831–1840	1831				
	1833 1836 1837 1840		1838		
1841–1850	1842 1845 1850		1848		
1851–1860	1851 1852 1853 1856		1851		
	1858 1860				
1861–1870	1865 1866 1868 1870		1864		1864 GA
1871–1880	1875 1879		1872		
1881–1890	1888 1889 1890		1887		
1891–1900	1893 1896 1897 1900		1895		
	indirekte Übersetzungen aus dem Niederländischen				
	direkte Übersetzungen aus dem Englischen				

Umwegübersetzung, Relaisübersetzung, Intermediärübersetzung, vermittelnde/vermittelte Übersetzung oder *Übersetzung aus zweiter Hand*. Letztere Form der Bezeichnung bietet die Möglichkeit, weiter zu differenzieren, da man damit auch von *Übersetzungen aus dritter Hand* etc. sprechen kann, die es ebenfalls in nennenswerter Anzahl gibt.

Die Frage nach der Bedeutung von indirekten Übersetzungen in der Frühen Neuzeit ist aus übersetzungswissenschaftlicher Perspektive bisher hauptsächlich mit Blick auf das Französische als Intermediärsprache untersucht worden. Die am Beginn der Forschung stehende Leipziger Dissertation von Marce Blassneck über *Frankreich als Vermittler englisch-deutscher Einflüsse im 17. und 18. Jahrhundert*⁹ fand zunächst keine Nachfolger. Erst in den 1980er Jahren ging ein neuer Impuls von Jürgen von Stackelberg aus, insbesondere von seiner Monografie *Übersetzungen aus zweiter Hand. Rezeptionsvorgänge in der europäischen Literatur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert*.¹⁰ Umfangreichere Aufmerksamkeit wurde dem Thema dann ab 1985 im Rahmen des Göttinger Sonderforschungsbereichs „Die literarische Übersetzung“ zuteil. In diesem Kontext entstanden die Arbeiten von Wilhelm Graeber und Geneviève Roche, die vor allem mit ihrer Bibliografie *Englische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts in französischer Übersetzung und deutscher Weiterübersetzung*¹¹ den Blick auf die Bedeutung des Phänomens gelenkt haben. Jüngste grundlegende Studie zum Französischen als Intermediärsprache ist die Habilitationsschrift von Iris Plack, *Indirekte Übersetzungen. Frankreich als Vermittler deutscher Literatur nach Italien*, die ein Modell für eine allgemeine Typologie indirekter Übersetzungen entwickelt.¹² Der zeitliche Schwerpunkt der zuletzt genannten Arbeiten liegt nach dem 17. Jahrhundert. Bei Graeber und Roche (1988) ist es das 18. Jh., Plack (2015) richtet sich auf neuzeitliche deutsche Texte aus dem 18. und 19. Jh. (Schiller, E.T.A. Hoffmann, Kant, Nietzsche) und deren französische und italienische Übersetzungen bzw. Weiterübersetzungen aus dem 19. und 20. Jh.

Zur quantitativen und qualitativen Bedeutung der indirekten Übersetzungen für das 17. Jahrhundert fehlen bis heute ausführlichere Detailstudien oder Überblicksdarstellungen. Dies gilt insbesondere für die Frage, welche anderen Sprachen außer dem Französischen als Intermediärsprachen fungierten. Die bisher zu konstatierende einseitige Ausrichtung auf die Rolle des Französischen verdeckt die Tatsache, dass das Französische als Intermediärsprache lediglich ca. 30 % der indirekt ins Deutsche übersetzen Werke abdeckt, während mehr als zwei Drittel der indirekten Übersetzungen den Weg über andere Sprachen nehmen, wie im Folgenden gezeigt werden wird.

Im Phänomen der indirekten Übersetzungen spiegelt sich auch das kulturell und politisch höchst relevante Thema sprachen- und länderübergreifender Kommunikation im Rahmen der frühneuzeitlichen europäischen Mehrsprachigkeit. Mit Blick auf diese Fragestellung hat die historische Übersetzungsforschung gegenüber anderen Disziplinen Nachholbedarf, etwa gegenüber den Historikern, die in den zurückliegenden Jahren gründliche Studien zur Mehrsprachigkeit in der Diplomatie, etwa bei den großen Friedenskongressen des 17. und 18. Jahrhunderts vorgelegt haben.¹³

⁹Blassneck (1934).

¹⁰Von Stackelberg (1984).

¹¹Graeber und Roche (1988).

¹²Plack (2015); vgl. auch das diesbezügliche Kapitel in Albrecht und Plack (2018).

¹³Braun (2007; 2011).

Wie aus den zuvor genannten Titeln von Blassneck (1934) und Graeber und Roche (1988) hervorgeht, spielen indirekte Übersetzungen eine besonders wichtige Rolle beim Transfer englischer Literatur nach Deutschland.¹⁴ Eine wesentliche Ursache für die Vielzahl indirekter Übersetzungen aus dem Englischen ist die geringe Verbreitung englischer Sprachkenntnisse auf dem Kontinent bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Als Beispiel kann hier Andreas Gryphius genannt werden, der nach Hans Kuhn zwar „vieler Sprachen mächtig“ war, aber „wohl nicht des Englischen“,¹⁵ und der seine Übertragungen der Erbauungsschriften Richard Bakers nach dem von ihm gut beherrschten Niederländischen anfertigte.¹⁶

Der Blick auf die englische Literatur des 17. Jahrhunderts rückt insbesondere das Genre der Erbauungsliteratur in den Mittelpunkt. Der Rezeption und Übersetzung englischer Erbauungsliteratur in Deutschland im 17. Jh. sind bisher drei Monographien gewidmet.¹⁷ Erschlossen werden die Übersetzungen durch Edgar C. McKenzies Bibliografie *A catalog of British devotional and religious books in German translation*.¹⁸ Vor allem die protestantischen Theologen Sträter und van de Kamp haben in ihren Arbeiten nachdrücklich auf die besondere Bedeutung des Niederländischen als Intermediärsprache für die Übersetzung der englischen Erbauungsliteratur hingewiesen. Sträter kommt bei seiner Untersuchung zu dem Ergebnis, „daß mehr als die Hälfte der ins Deutsche übersetzten englischen Erbauungsschriften auf niederländischen Vorlagen beruht.“¹⁹

Ungeachtet dieser Erkenntnis ist die Bedeutung der niederländischen Sprache als Mittlersprache bisher kaum Gegenstand tiefergehender Forschung gewesen. Demgegenüber hat die Bedeutung der Niederlande als einer der wichtigsten kulturellen Transferräume des 17. Jh. sehr viel mehr Aufmerksamkeit gefunden. Speziell zu den deutsch-niederländischen Literaturbeziehungen bleibt Bornemann (1976) von Bedeutung, zur allgemeinen kulturellen und machtpolitischen Bedeutung der niederländischen Republik im europäischen Staatengefüge des 17. Jahrhunderts kann summarisch auf Horst Lademachers große Synthese *Phönix aus der Asche? Politik und Kultur der niederländischen Republik im Europa des 17. Jahrhunderts*²⁰ hingewiesen werden. Im vorliegenden Kontext geht es vor allem auch um die Niederlande und insbesondere Amsterdam als *magasin de l'univers*, wie Voltaire die Stadt genannt hat, bzw. als *Bookshop of the World*, so der Titel der jüngsten Monographie zum Thema.²¹ Speziell für die Bedeutung der Niederlande

¹⁴Vgl. hierzu auch Fabian (1992) und Willenberg (2008).

¹⁵Kuhn (2016), S. 594.

¹⁶Sträter (1984); Kuhn (2000; 2016).

¹⁷Sträter (1987), Damrau (2006) und van de Kamp (2020).

¹⁸McKenzie (1996).

¹⁹Sträter (1987), S. 31.

²⁰Lademacher (2007).

²¹Pettegree (2019), vgl. auch Hellinga (2001) und Furstner (1985).

als Transferraum für Bücher von England nach Deutschland finden sich wichtige Beobachtungen auch in den Studien von Fabian (1992) und Willenberg (2008).

6.4 Welche Sprachen fungierten im 17. Jahrhundert als Intermediärsprachen?

In ihrer Habilitationsschrift hat Iris Plack eine differenzierte Typologie verschiedener Formen indirekter Übersetzungen vorgeschlagen, die zwischen *Aneignung* und *Kontamination* unterscheidet, d. h. Übersetzungen aus zweiter Hand, die ohne bzw. mit Konsultation des Originals zustande gekommen sind.²² In beiden Fällen lassen sich sodann *eingestandene* von *uneingestanden*en Fällen unterscheiden, die als *transparente* bzw. *opake* Formen der Aneignung und Kontamination bezeichnet werden. Bei den Bunyan-Übertragungen und beim größten Teil der indirekten Übersetzungen von englischen Erbauungsschriften überhaupt handelt es sich um Übersetzungen ohne Konsultation des Originals, d. h. um eine – sei es transparente, sei es opake – Aneignung. Placks Feststellung: „In ‚Reinform‘, i. e. als Übersetzung auf der Grundlage einer bereits vorhandenen Übertragung ohne Konsultation des Originals, begegnet das Phänomen vergleichsweise selten“, mag für ihr Corpus mit literarischen Werken des 18.–20. Jh. zutreffen, für die Erbauungsliteratur und für die genreübergreifende Gesamtheit der indirekten Übersetzungen bis zur Mitte des 18. Jh. gilt sie wohl eher nicht.

Am Beispiel von Bunyans *Pilgrim's Progress* kann man die Komplexität des Phänomens der indirekten Übersetzungen gut verdeutlichen. Die folgende Übersicht umfasst alle im ersten Jahrhundert nach Erscheinen des englischen Originals auf dem Kontinent²³ erschienenen Übersetzungen in chronologischer Folge.

Englisch:	The pilgrim's progress from this world to that which is to come (London, 1678)
Niederländisch:	Eens christens reyse na de eeuwigheyt (Amsterdam, 1682)
Französisch/1:	Voyage d'un Chrestien vers l'éternité (Amsterdam, 1685)
Deutsch:	Eines Christen Reise Nach der Seeligen Ewigkeit (Hamburg, 1685)
Französisch/2:	Le voyage d'un chrétien vers l'éternité bienheureuse (Basel, 1711)
Schwedisch:	En christens resa til den saliga ewigheten (Stockholm, 1727)
Polnisch:	Droga pielgrzymującego chrześcija-nina do wieczności błogosławionej (Königsberg, 1764)
Ungarisch:	Keresztjén utazás a' bóldog örökké-valóságra (Budapest, 1777)

²²Plack (2015), S. 121.

²³Die Einschränkung „auf dem Kontinent“ ist notwendig, da es auf den britischen Inseln selbst noch im 17. Jh. zwei Übersetzungen ins Walisische gegeben hat. Vgl. hierzu den Beitrag von Erich Poppe im vorliegenden Band: John Bunyans *Pilgrim's Progress* in Wales: *Taiħ neu Siwrmay y Pererin* (1688) und *Taiħ y Pererin* (1699).

Tab. 6.4 Original und Übersetzungen von *Pilgrim's Progress* 1678–1777

Übersetzung a. d. Original	Übersetzungen aus 2. Hand	Übersetzungen aus 3. Hand	Übersetzung aus 4. Hand
Englisch ▶ Niederländ.	Niederländisch ▶ Französisch/1		
	Niederländisch ▶ Deutsch	Deutsch ▶ Französisch/2	Französisch/2 ▶ Polnisch
		Deutsch ▶ Schwedisch	
		Deutsch ▶ Ungarisch	

Von den insgesamt sieben Übersetzungen basiert einzig die niederländische auf dem englischen Original, die übrigen sechs sind Übersetzungen zweiter, dritter oder sogar vierter Hand, wie Tab. 6.4 verdeutlicht. Als Intermediärsprachen (in der Tabelle rot) fungieren dabei Niederländisch, Deutsch und Französisch, als Zielsprachen (blau) Niederländisch, Französisch, Deutsch, Schwedisch, Ungarisch und Polnisch.

Dieser komplexe Befund bezüglich der Übersetzungsrelationen führt zu der grundsätzlichen Frage, welche Sprachentableaus aus Quell-, Intermediär- und Zielsprachen sich in der Übersetzungskultur der Frühen Neuzeit ergeben.

Wie bereits erwähnt, zeigt die bisherige Forschung zu den indirekten Übersetzungen einen eindeutigen Schwerpunkt und eine gewisse Einseitigkeit der Orientierung auf das Französische. Eine Gefahr bei der Wahrnehmung historischer Transferprozesse besteht zudem darin, dass von der aktuellen Bedeutung und Verbreitung einer Sprache auf deren frühneuzeitliche Bedeutung bzw. Bedeutungslosigkeit geschlossen wird. Wenn man etwa bei Plack liest: „Insbesondere seit dem 17. Jahrhundert übernimmt das Französische die Führungsrolle als kulturelle Mittlersprache und überflügelt darin das Englische“,²⁴ so erweckt der zweite Teil dieser Aussage den falschen Eindruck, das Englische habe vor dem Französischen eine Führungsrolle als Intermediärsprache in Europa innegehabt. Es ist ja im Gegenteil gerade die weitgehende Bedeutungslosigkeit des Englischen als kultureller Mittlersprache in der frühen Neuzeit, die sich in der Tatsache spiegelt, dass ein Großteil der ins Deutsche übersetzten englischen Literatur vor der Mitte des 18. Jahrhunderts über die Mittlersprachen Französisch und Niederländisch zu uns kommt bzw. auch in Deutschland in französischsprachigen Ausgaben gelesen wird.²⁵

²⁴ Plack (2015), S. 14.

²⁵ Besonders in Adelskreisen wurde im 18. Jh. die englische Literatur fast ausschließlich in französischen Übersetzungen gelesen. Die Bibliothekskataloge adliger Frauen des 18. Jh. ergeben ein deutliches Bild: Unter den 24 Titeln der englischen Literatur im Besitz der Herzogin Caroline von Pfalz-Zweibrücken (1704–1774) finden sich 20 französische und 4 deutsche

Das größte Hindernis für eine möglichst vollständige Erfassung der indirekten Übersetzungen ist die schwierige bibliografische Ermittlung. Nichtsdestoweniger soll im Folgenden anhand von drei bibliografischen Datenbanken versucht werden, verschiedene Aspekte zu quantifizieren. Dies geschieht zunächst auf der Basis des *Verzeichnisses der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts* (VD 17), das ein eigenes Label „Intermediärsprache“ kennt. Dieses findet sich bei insgesamt 660 Drucken (Stand: 21.09.2020). Eine Zahl, die durchaus geeignet ist, quantitative Tendenzen deutlich zu machen. Allerdings gilt es bei den im Folgenden genannten Zahlen immer zu bedenken, dass die Dunkelziffer der opaken, d. h. nicht als Umwegübersetzung kenntlich gemachten Drucke vermutlich sehr hoch ist.²⁶ Sträter kommt bei seiner Untersuchung zur Rezeption der englischen Erbauungsliteratur zu dem Ergebnis, dass nur ein Drittel der Übersetzungen aus zweiter Hand als solche gekennzeichnet sind.

In Abb. 6.4 sind alle Drucke des VD17 erfasst, bei denen explizit eine Intermediärsprache angegeben ist, wobei die dort genannten fremdsprachigen Drucke mit Deutsch als Mittlersprache bei unseren Überlegungen zu den Übersetzungen *ins* Deutsche logischerweise unberücksichtigt bleiben können. Andere als die in der Abbildung genannten sechs Fremdsprachen Französisch, Latein, Niederländisch, Italienisch, Englisch und Spanisch kommen bei der Suche nach Intermediärsprachen im VD17 nicht vor. Von diesen Sprachen sind Englisch und Spanisch eher selten anzutreffen, während die übrigen vier die ‚Hauptlast‘ der sprachlichen Mittlerätigkeit tragen. An der Spitze Französisch (30 %) und Latein (27 %), gefolgt von Niederländisch (17 %) und Italienisch (15 %).

6.5 Originalsprachen der indirekten Übersetzungen über das Französische und Niederländische

An die Ermittlung der Intermediärsprachen schließt sich nun die Frage an, welches die jeweils zugrundeliegenden Originalsprachen der indirekt übersetzten Texte sind. Dies wurde in einem weiteren Schritt für das Französische und das Niederländische ausgezählt (Abb. 6.5 und 6.6). Wichtigste Gemeinsam-

Übersetzungen und kein englisches Original, vgl. Bräuning-Oktavio (1970) S. 757–758. Auch in der Bibliothek ihrer Tochter, der großen Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt (1721–74) befanden sich nach Bräuning-Oktavio (1966), Sp. 817–820, 60 z. T. mehrbändige Werke der englischen Literatur in französischen Übersetzungen. Zur Verbreitung der englischen Literatur in französischen Übersetzungen vgl. auch Willenberg (2008), S. 161–164, und Fabian (1991), S. 42–45.

²⁶Sträter (1984), S. 31. Die Angaben im VD17 zu den Intermediärsprachen sind nützlich, aber keineswegs systematisch und zuverlässig, selbst bei Titeln, die explizit eine Intermediärsprache nennen, ist diese in der systematischen Titelaufnahme oft nicht erwähnt. Hinzu kommt die große Menge an opaken indirekten Übersetzungen.

Intermediärsprachen im 17. Jahrhundert

Anzahl der übersetzten Drucke mit expliziter Nennung einer Intermediärsprache (nach VD 17; Gesamtzahl 660)

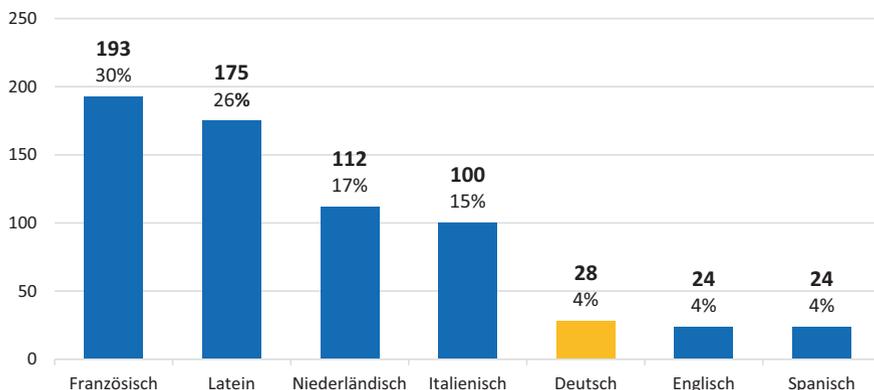


Abb. 6.4 Intermediärsprachen im 17. Jahrhundert. (Nach VD 17)

Französisch als explizit genannte Intermediärsprache

für 193 Drucke mit Übersetzungen aus:

(Quelle: VD 17)

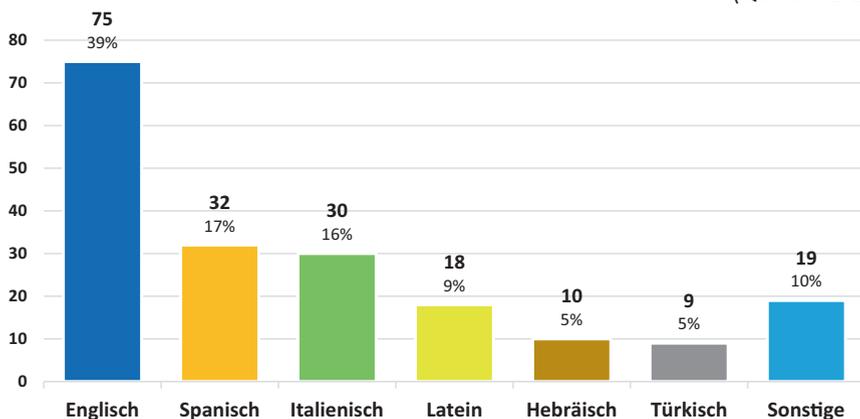


Abb. 6.5 Französisch als explizit genannte Intermediärsprache. (Nach VD 17)

keit beider Abbildungen ist die überragende Bedeutung, die beide Sprachen als Mittlersprache für die Übersetzung englischer Werke ins Deutsche haben. Die fast identische Menge von 75 bzw. 73 Drucken bedeutet für das Französische einen Anteil von knapp 40 %, für das Niederländische mit 65 % einen Anteil von fast

Niederländisch als explizit genannte Intermediärsprache
für 112 Drucke mit Übersetzungen aus:
(Quelle: VD 17)

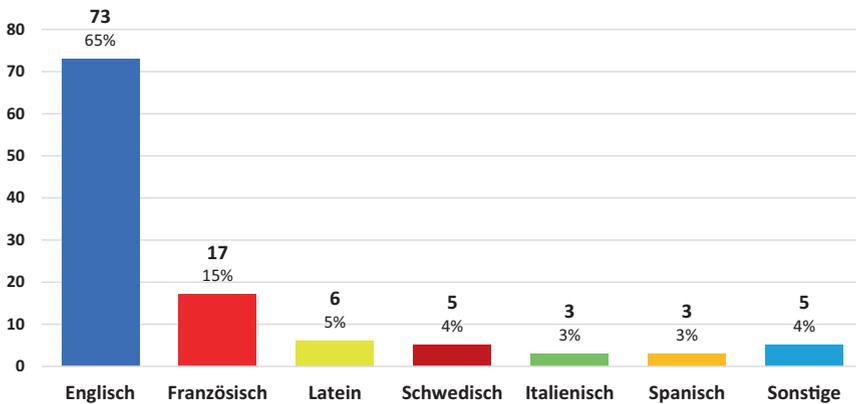


Abb. 6.6 Niederländisch als explizit genannte Intermediärsprache. (Nach VD 17)

zwei Drittel. Darüber hinaus fungiert das Französische als Mittlersprache vor allem auch für seine romanischen Schwestersprachen Spanisch und Italienisch, während das Niederländische auch eine nicht zu vernachlässigende Bedeutung als Mittlersprache für indirekte Übersetzungen aus dem Französischen hat.

Die Befunde des VD17 für das Niederländische werden durch die Auswertung einer anderen bibliografischen Datenbank gestützt, die die direkten und indirekten Übersetzungen im 17. Jh. möglichst vollständig zu erfassen sucht, die *Bibliographie der niederländischen Literatur des 17. Jahrhunderts in deutscher Übersetzung* (Bundschuh-Van Duikeren 2011). Haben wir es im VD17 mit unterschiedlichen Drucken zu tun, so geht es hier um unterschiedliche Texte.²⁷ Im Vergleich zeigen die beiden Abb. 6.6 und 6.7 weitgehende strukturelle Übereinstimmungen, die für die Repräsentativität der Ergebnisse sprechen. Eine differenzierte Analyse der zweiten Datenbank nach Genres zeigt im Übrigen, dass die Bedeutung des Niederländischen als Mittlersprache über die Erbauungsliteratur hinausgeht und dass vor allem auch die politische Pamphletliteratur Englands im 17. Jh. ihren Weg über das Niederländische nach Deutschland findet.

²⁷ Bundschuh-Van Duikeren (2011) berücksichtigt auch das VD 17, wertet aber auch zahlreiche darüberhinausgehende bibliografische Quellen aus.

Niederländisch als Intermediärsprache
für 122 Übersetzungen aus:
(Quelle: Bundschuh-van Duikeren)

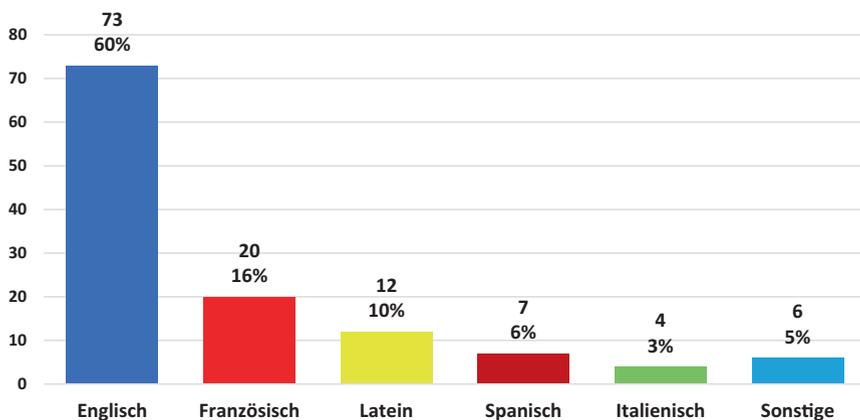


Abb. 6.7 Niederländisch als Intermediärsprache. (Nach Bundschuh-van Duikeren 2011)

Die Zahlen beider Datenbanken machen deutlich, dass das Niederländische im 17. Jh. insbesondere mit Bezug auf Übersetzungen aus dem Englischen eine Bedeutung als Mittlersprache hat, die quantitativ dem Französischen kaum nachsteht. Mit Blick auf die Erbauungsschriften hat es nach Sträter sogar eine deutlich führende Position inne.²⁸ Eine umfassende Untersuchung zur Bedeutung des Niederländischen und der Niederlande für die Vermittlung der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, wie sie Lawrence Marsden Price bereits 1941 gefordert hat, gibt es bis heute nicht. Angeregt durch die Leipziger Dissertation von Marce Blassneck über *Frankreich als Vermittler englisch-deutscher Einflüsse im 17. und 18. Jahrhundert* kam Price zu dem Ergebnis: „What we need is a monograph on ‚Holland als Vermittler englisch-deutscher Einflüsse im 17. und 18. Jahrhundert‘.“²⁹ Dabei ging es ihm neben der Sprache auch um die Bedeutung der niederländischen Republik, die aufgrund der nirgendwo anders in Europa anzutreffenden politischen Freiheiten, die auch die Freiheit der Druckpresse beinhaltete, zum *magasin de l'univers* bzw. zum *bookshop of the world* wurde.

²⁸ „Viel häufiger aber als Übersetzungen aus dem Französischen [...] sind Übernahmen englischer Erbauungsschriften aus dem Niederländischen“ Sträter (1984), S. 29.

²⁹ Price (1941), S. 121.

6.6 Die Niederlande als Druckort französischer Übersetzungen aus dem Englischen

Eine historisch ausgerichtete transferorientierte Übersetzungswissenschaft wird nicht nur den Aspekt der beteiligten Sprachen, sondern auch die anderen Mitspieler im Prozess des Buch- und Übersetzungsmarktes berücksichtigen müssen. Hier kommt den Verlegern und Buchhändlern essentielle Bedeutung zu. Es geht um Transferräume und Vermittlungsnetzwerke. Wo wurden die Bücher von wem aus welchen in welche Sprachen übersetzt und wo wurden sie gedruckt?

In vielen niederländischen Städten, allen voran natürlich in Amsterdam, wurden im 17. und 18. Jh. Bücher in nahezu allen größeren und weniger großen Sprachen Europas gedruckt. Neben der eigenen niederländischen Sprache und dem Lateinischen ist hier wiederum an erster Stelle das Französische zu nennen, wobei wir uns im vorliegenden Zusammenhang auf den Druck französischer Übersetzungen aus dem Englischen konzentrieren wollen. Eine quantitative Analyse hierzu ist auf Basis der kommentierten Bibliographie von Graeber und Roche (1988) zu den indirekt aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten Werken der englischen Literatur des 17. und 18. Jh. möglich. Abb. 6.8 zeigt die Druckorte der 133 dort erfassten Titel.

Wichtigster Druckort der notabene französischsprachigen Bücher ist Amsterdam vor Paris und Den Haag, weitere niederländische Druckorte sind u. a. Utrecht, Rotterdam und Middelburg. Fassen wir die Ergebnisse für die niederländischen

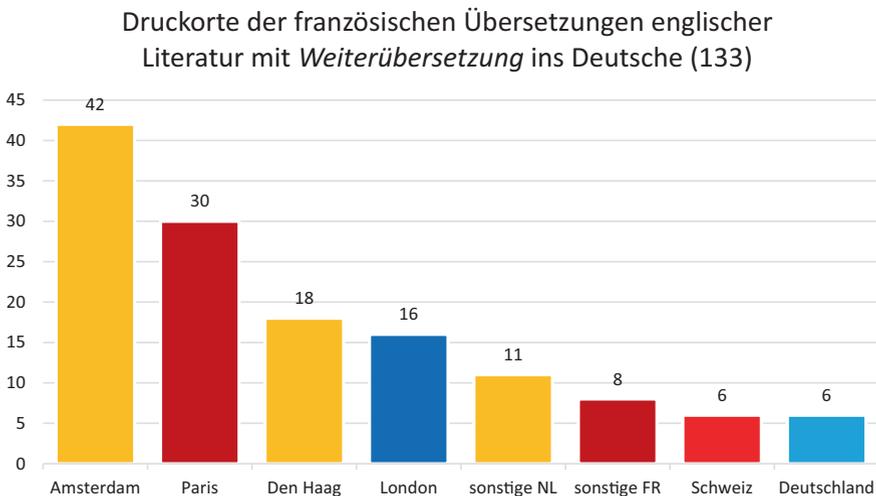


Abb. 6.8 Druckorte der französischen Übersetzungen englischer Literatur mit Weiterübersetzung ins Deutsche. (Nach Graeber und Roch, 1988)

Druckorte der französischen Übersetzungen englischer Literatur mit Weiterübersetzung ins Deutsche (133)

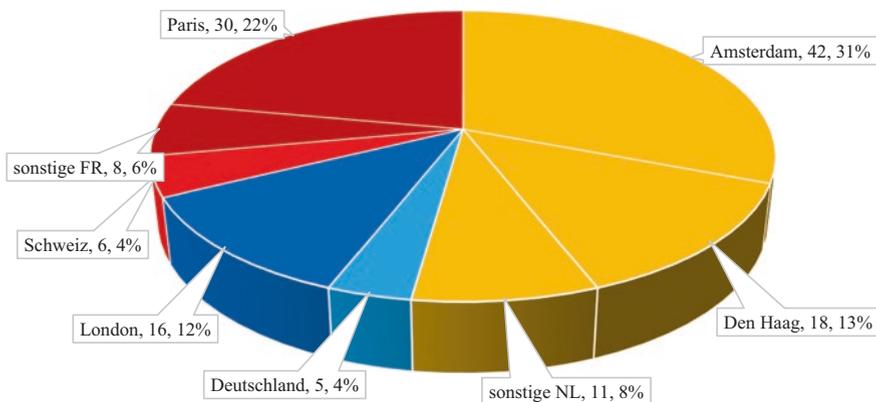


Abb. 6.9 Druckorte der französischen Übersetzungen englischer Literatur mit Weiterübersetzung ins Deutsche nach Ländern gruppiert. (Nach Graeber und Roch 1988)

Druckorte in einem Tortendiagramm zusammen (Abb. 6.9), wird deutlich, dass mit 71 von 133 mehr als die Hälfte der französischen Übersetzungen, die als Grundlage für die Weiterübersetzung ins Deutsche dienten, in den Niederlanden gedruckt wurden. Dieses Faktum, das in der Einleitung zu der genannten Bibliografie keinerlei Erwähnung findet, unterstreicht noch einmal, welche eminent wichtige Rolle die niederländische Republik als kultureller und literarischer Vermittlungs- und Transferraum im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jh. spielt.

6.7 Resümee

Ausgehend von den frühen deutschen Übersetzungen der Werke John Bunyans, die ausnahmslos als indirekte Übersetzungen aus dem Niederländischen zustande kamen, versucht der vorliegende Beitrag, das Phänomen der Übersetzungen aus zweiter Hand im 17. Jh. breiter in den Blick zu nehmen als die bisherige Forschung. Diese wurde hauptsächlich von romanistischer Seite geleistet und hat zu einer einseitigen Wahrnehmung der zweifellos führenden Position des Französischen als Mittlersprache geführt. Hierdurch droht die Bedeutung anderer Sprachen in der frühneuzeitlichen europäischen Übersetzungskultur verkannt zu werden bzw. unerkannt zu bleiben. Es bedarf daher ergänzender Studien zu den indirekten Übersetzungen aus den übrigen Sprachen, die in nennenswertem Maß als Intermediärsprachen fungiert haben: das Lateinische, das Italienische und das Niederländische.

Die im Rahmen dieses Beitrags ermittelten Daten belegen die hervorgehobene Position des Niederländischen als Mittlersprache für indirekte Übersetzungen aus dem Englischen, in welcher Hinsicht es dem Französischen kaum nachsteht.

Literatur

Quellen

- Bunyan, John. 1680. *The pilgrim's progress from this world to that which is to come. Delivered under the similitude of a dream, wherein is discovered the manner of his setting out, his dangerous journey, and safe arrival at the desired country.* By John Bunyan. The fourth edition. London: Nath. Ponder. Digitalisat der Huntington Library über Early English Books Online: <https://www.proquest.com/books/pilgrims-progress-this-world-that-which-is-come/docview/2248550820/se-2?accountid=10597>. Zugriff: 30.06.2021.
- Bunyan, John. 1682. *Eens christens reyse na de eeuwighey. Vertoonende onder verscheyde aardige sinne-beelden, de gansche staat van een boetvaardige en God-soekende ziele. In 't Engels beschreven door Mr. Joannes Bunjan, leeraer in Bedford; en nu om des selfs voor-treflijkheydt in 't Nederlants vertaalt.* Amsterdam: Joannes Boekholt. Digitalisat des Exemplars der Universiteitsbibliotheek Vrije Universiteit (Signatur XH.05797) über die Koninklijke Bibliotheek Den Haag. <https://opc-kb.oclc.org/DB=1/SET=2/TTL=56/SHW?FRST=57>. Zugriff: 30.06.2021.
- Bunyan, John. 1685. *Eines Christen Reise nach der seeligen Ewigkeit, welche in unterschiedlichen artigen Sinnen – Bildern den gantzen Zustand einer bußfertigen und Gott-suchenden Seele vorstellet. In Englischer Sprache beschrieben durch Mr. Johannem Bunian, Predigern in Betford. Hernach in Niederlandische, und nun umb seiner Fürtrefflichkeit willen in die Hochteutsche Sprache übersetzt durch J.L.M.C. Hamburg: Georg Wolff.* Digitalisat des Exemplars der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen Halle, Sign. 12 F 20. urn:nbn:de:gbv:ha33-1-187998. Zugriff: 30.06.2021.
- Bunyan, John. 1727. *En christens resa til den saliga ewigheten, hwilken genom åthskilliga artiga sinne-bilder föreställer en botfärdig gud-sökande siäls hela tilstånd, på engelska språket beskrifwen af m. Johann Bunian, Predikant i Betford, men nu för des förträffelighet skull, efter den tyska öfversättningen, förswänskad af M.L.* Stockholm: Benj. Gottl. Schneider. Digitalisat des Exemplars der Kungliga Biblioteket Stockholm, https://weburn.kb.se/metadata/260/EOD_2438260.htm. Zugriff: 30.06.2021.

Forschungsliteratur

- Alblas, Jacques B. H. 1979. The earliest editions of The pilgrim's progress as source texts for the first Dutch translation of Bunyan's allegory. In *From Caxton to Beckett. Essays presented to W. H. Toppen on the occasion of his seventieth birthday.* Hrsg. Jacques B. H. Alblas and Richard Todd, 60–67. Amsterdam: Rodopi.
- Alblas, Jacques B. H. 1987. *Johannes Boekholt (1656–1693). The first Dutch publisher of John Bunyan and other English authors. With a descriptive bibliography of his publications.* Nieuwkoop: De Graaf.
- Albrecht, Jörn, und Iris Plack. 2018. *Europäische Übersetzungsgeschichte.* Tübingen: Narr Francke Attempto.

- Berkvens-Stevelinck, Christiane (Hrsg.). 1992. *Le Magasin de l'univers, the Dutch republic as the centre of the European book trade*. Leiden: Brill.
- Blassneck, Marce. 1934. *Frankreich als Vermittler englisch-deutscher Einflüsse im 17. und 18. Jahrhundert*. Leipzig: Tauchnitz.
- Bornemann, Ulrich. 1976. *Anlehnung und Abgrenzung. Untersuchungen zur Rezeption der niederländischen Literatur in der deutschen Dichtungsreform des siebzehnten Jahrhunderts*. Assen, Amsterdam: Van Gorcum.
- Braun, Guido. 2007. Fremdsprachen als Fremderfahrung. Das Beispiel des Westfälischen Friedenskongresses. In *Wahrnehmung des Fremden. Differenzenerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert*. Hrsg. Michael Rohrschneider und Arno Strohmeyer, 203–244. Münster: Aschendorff.
- Braun, Guido. 2011. Verhandlungs- und Vertragssprachen in der „niederländischen Epoche“ des europäischen Kongresswesens (1678/79–1713/14). *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 12: 104–130.
- Bräuning-Oktavio, Hermann. 1966. Die Bibliothek der Großen Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 6: 681–875.
- Bräuning-Oktavio, Hermann. 1970. Zwei Privatbibliotheken des 18. Jahrhunderts. *Archiv für Geschichte des Buchwesens* 10: 685–822.
- Bundschuh-van Duikerer, Johanna (Hrsg.). 2011. *Bibliographie der niederländischen Literatur in deutscher Übersetzung. Bd. 2: Niederländische Literatur des 17. Jahrhunderts*. Berlin: De Gruyter.
- Damrau, Peter. 2006. *The reception of English Puritan literature in Germany*. London: Maney Publ.
- Fabian, Bernhard. 1992. *The English book in eighteenth century Germany (The Panizzi lectures)*. London: British Library.
- Furstner, Hans. 1985. *Geschichte des niederländischen Buchhandels*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Graeber, Wilhelm. 2004. „Englische Übersetzer aus dem Französischen“. Eine Forschungsbilanz der Übersetzungen aus zweiter Hand. In *Die literarische Übersetzung in Deutschland. Studien zu ihrer Kulturgeschichte in der Neuzeit*. Hrsg. Armin Paul Frank und Horst Turk, 93–107. Berlin: Erich Schmidt.
- Graeber, Wilhelm, und Geneviève Roch. 1988. *Englische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts in französischer Übersetzung und deutscher Weiterübersetzung. Eine kommentierte Bibliographie*. Hrsg. und eingeleitet von Jürgen von Stackelbeg. Tübingen: Max Niemeyer.
- Hellinga, Lotte. 2001. *The bookshop of the world. The role of the Low Countries in the book trade 1473–1941*. 't Goy-Houten: HES & De Graaf.
- Kamp, Jan van de. 2020. *Übersetzungen von Erbauungsliteratur und die Rolle von Netzwerken am Ende des 17. Jahrhunderts*. Tübingen: Mohr Siebeck 2020.
- Klosterberg, Brigitte. 2014. Bibliotheken in der Bibliothek. Wissenstransfer durch pietistische Privatbibliotheken in der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen. In *Frühneuzeitliche Bibliotheken als Zentren des europäischen Kulturtransfers*. Hrsg. Claudia Brinker-von der Heyde, Annekatriin Inder, Marie Isabelle Vogel und Jürgen Wolf, 199–214. Stuttgart: Hirzel.
- Klosterberg, Brigitte, Mirjam-Juliane Pohl und Ole Fischer. 2012. Niederländische Buchbestände in der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen. In *Goldenes Zeitalter und Jahrhundert der Aufklärung. Kulturtransfer zwischen den Niederlanden und dem mitteleuropäischen Raum im 17. und 18. Jahrhundert*. Hrsg. Erdmut Jost und Holger Zaunstöck, 79–93. Halle a. d. Saale: Mitteldeutscher Verlag.
- Kramer, Matthias. 1719. *Das Königliche Nider-Hoch-Teutsch und Hoch-Nider-Teutsch Dictionarium, oder beider Haupt- und Grund-Sprachen Wörter-Buch*. Nürnberg: Bey dem Autore.
- Kuhn, Hans. 2016. Gryphius als Übersetzer und Bearbeiter. In *Gryphius-Handbuch*. Hrsg. von Nicola Kaminski und Robert Schütze, 594–603. Berlin: De Gruyter.
- Kuhn, Hans. 2000. Gryphius als Übersetzer aus dem Niederländischen. *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 28(3): 346–376.

- Lademacher, Horst. 2007. *Phönix aus der Asche? Politik und Kultur der niederländischen Republik im Europa des 17. Jahrhunderts*. Münster et al.: Waxmann.
- McKenzie, Edgar C. 1996. *A catalog of British devotional and religious books in German translation from the Reformation to 1750 (Bibliographie zur Geschichte des Pietismus 2)*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Noack, Lothar. 2001. Seidel, Christoph Matthaëus. In *Bio-Bibliographien. Brandenburgische Gelehrte der Frühen Neuzeit. Mark Brandenburg 1640–1713*. Lothar Noack und Jürgen Splett, 443–454. Berlin: de Gruyter.
- Owens, W. R. 2003. *John Bunyan, The Pilgrim's Progress*. Edited with an Introduction and Notes by W. R. Owens. Oxford: Oxford University Press.
- Pettegree, Andrew. 2019. *The Bookshop of the World. Making and Trading Books in the Dutch Golden Age*. New Haven und London: Yale University Press.
- Plack, Iris. 2015. *Indirekte Übersetzungen. Frankreich als Vermittler deutscher Literatur in Italien*. Tübingen: Francke.
- Price, Lawrence Marsden. 1941. Holland as a Mediator of English-German Literary Influences in the 17th and 18th Centuries. *Modern Language Quarterly* 11: 115–122.
- Sann, Auguste. 1951. *Bunyan in Deutschland. Studien zur literarischen Wechselbeziehung zwischen England und dem deutschen Pietismus*. Gießen: Schmitz.
- Schröder, Hans. 1866. Artikel 2143. Lange (Johann) II. In *Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart*. Im Auftrage des Vereins für hamburgische Geschichte ausgearbeitet von Hans Schröder. Fortges. von C. R. W. Klose, Bd. 4, 308–315. Hamburg: Perthes-Besser und Mauke.
- Stackelberg, Jürgen von. 1984. *Übersetzungen aus zweiter Hand. Rezeptionsvorgänge in der europäischen Literatur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert*. Berlin und Boston: De Gruyter.
- Sträter, Udo. 1984. Sir Richard Baker und Andreas Gryphius, oder: Zweimal London-Breslau via Amsterdam. *Wolfenbütteler Barocknachrichten* 11(2): 87–89.
- Sträter, Udo. 1987. *Sonthom, Bayly, Dyke und Hall. Studien zur Rezeption der englischen Erbauungsliteratur in Deutschland im 17. Jahrhundert*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Willenberg, Jennifer. 2008. *Distribution und Übersetzung englischen Schrifttums im Deutschland des 18. Jahrhunderts*. München: Saur.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 7

Frömmigkeitsbewegung und Selbstinszenierung: Die Rezeption englischer Erbauungsliteratur in der Straßburger Reformorthodoxie zwischen 1630 und 1655



Sofia Derer

Als im Anschluss an die Reformation die Erbauungsliteratur¹ mehr und mehr an Relevanz gewinnt,² nimmt insbesondere im 17. Jahrhundert auch der Einfluss von Übersetzungen englischer Erbauungsbücher auf die lutherischen deutschsprachigen Regionen zu.³ Edgar McKenzies Aufstellung englischer *devotional books* in deutscher Übersetzung zählt nicht weniger als 1800 Drucke für den Zeitraum zwischen 1531 und 1750.⁴ Die ersten dieser Bücher waren die teils auf Latein, teils auf Englisch verfassten Texte des Theologen Robert Barnes, die ab 1531 zunächst in Nürnberg, und später auch in anderen Städten in deutscher Übersetzung gedruckt wurden, nicht selten mit Vorreden Martin Luthers, der zuweilen auch als ihr Übersetzer gilt.⁵ Zwischen 1630 und 1660 finden jedoch maßgebliche Veränderungen in der Rezeption der englischen Erbauungsliteratur statt, für die Udo Sträter zwei Faktoren nennt: Zum einen beginne in dieser Zeit die Rezeption

¹ Der Begriff ‚Erbauungsliteratur‘ bezeichnet im engeren Sinne solche religiöse Gebrauchsliteratur, die auf wiederholte Lektüre angelegt ist und das Ziel verfolgt, Gläubige im Alltag seelsorgerisch zu unterstützen und ihren Zugang zu Gott zu verbessern, vgl. Schedl und Moser (2007), S. 484. Martin Luther fasste neben seiner Bibelübersetzung etwa Gebetsauslegungen, Gebetbücher und Trostbücher als Erbauungsbücher auf, die für ihn und seine Nachfolger die Aufgabe hatten, „innerhalb der privaten Hausandacht seelsorgerische und pädagogische Aufgaben [zu] übernehmen“, Schedl und Moser (2007), S. 486.

² Vgl. Mohr (1982), S. 51.

³ Vgl. Mohr (1982), S. 57; Sträter (1987), S. 1.

⁴ Vgl. McKenzie (1997).

⁵ Vgl. McKenzie (1997), S. 45.

S. Derer (✉)

Germanistisches Seminar, Universität Heidelberg, Heidelberg, Deutschland

E-Mail: sofia.derer@gs.uni-heidelberg.de

der „in Deutschland wohl bedeutendsten englischen Erbauungsbücher“ von Lewis Bayly, Joseph Hall, Daniel Dyke und Robert Parsons.⁶ Zum anderen werden die Texte nun entsprechend lutherischer Vorstellungen überarbeitet und offiziell in den Gebrauch der Kirche eingeführt.⁷

Als wohl erster Theologe der lutherischen Orthodoxie, der dem englischen Erbauungsschrifttum Eingang in den offiziellen Gebrauch der Kirche verschafft hat,⁸ gilt der Straßburger Johannes Schmidt (1594–1658). Neben einer Professur für Theologie hatte Schmidt zwischen 1629 und 1658 als Präses des lutherischen Kirchenkonvents die Aufsicht über Kirchen und Schulen in der Stadt Straßburg und ihren ländlichen Gebieten.⁹ England hatte er 1617 bereist, der Besuch „dürfte [...] nicht ohne stärkere Eindrücke verlaufen sein“.¹⁰ Durch Schmidt wirkte sich die englische Erbauungsliteratur auf den lutherischen Pietismus aus: Philipp Jakob Spener rezipierte in seiner Straßburger Studienzeit einige dieser Bücher mit großem Eifer, seine Programmschrift *Pia Desideria* steht wohl unter ihrem Einfluss.¹¹

Jedoch war die Rezeption der englischen Bücher im lutherischen deutschsprachigen Raum nicht ohne weiteres möglich: Neben der geringen Verbreitung von Englischkenntnissen im 17. Jahrhundert¹² war insbesondere die konfessionelle Spaltung, die sich nach anfänglichen Kontakten zwischen Wittenberg und den englischen Reformhumanisten vollzog,¹³ ein Problem: „[F]ür die deutschen Lutheraner stand spätestens seit dem Elizabethan Settlement fest, England sei nunmehr calvinistisch“.¹⁴ So geht der offiziellen Rezeption der englischen Erbauungsbücher im deutschen Luthertum in den meisten Fällen eine Intermediärübersetzung in das Niederländische oder Französische voran,¹⁵ die hierdurch ermöglichten deutschen Übersetzungen bedurften jedoch noch einer dogmatischen Anpassung an die lutherischen Lehren.¹⁶

Es soll daher im Folgenden die Rezeption der englischen Erbauungsliteratur in Straßburg in zwei Schritten untersucht werden. Zunächst soll nachvollzogen

⁶ Sträter (1987), S. 8.

⁷ Vgl. Sträter (1987), S. 8. Daneben wurden die englischen Bücher auch ‚inoffiziell‘ rezipiert: Weder „darf man die lutherische Leserschaft so einschätzen, daß sie sich in ihrer Lektüre ausschließlich auf ‚gereinigte‘, approbierte oder zumindest an lutherischen Orten gedruckte Fassungen eingelassen hätte“ Sträter (1987), S. 44, noch kann die Verbreitung der englischen Bücher – zumindest unter fremdsprachlich gebildeten Theologen und Gelehrten – allein aus der Anzahl der deutschen Übersetzungen erschlossen werden vgl. Sträter (1987), S. 46.

⁸ Vgl. Wallmann (1970), S. 21.

⁹ Vgl. Wallmann (1970), S. 5.

¹⁰ Wallmann (1970), S. 4.

¹¹ Vgl. Kamp (2011), S. 17.

¹² Vgl. Sträter (1987), S. 25; Blassneck (1966), S. 22–24.

¹³ Vgl. Sträter (1987), S. 38–39.

¹⁴ Sträter (1987), S. 39.

¹⁵ Vgl. Sträter (1987), S. 28–31.

¹⁶ Vgl. Sträter (1987), S. 50.

werden, wie drei der wichtigsten dieser Bücher – Baylys *Practice of Piety*, Halls *Art of devine Meditation* und Parsons *Booke of Christian Excercise* – von England nach Straßburg gelangten. Dabei ist vor allem ein Zusammenspiel der Straßburger Frömmigkeitsbewegung um Johann Schmidt mit personellen Konstellationen in der zeitgenössischen Buchhandelslandschaft von Bedeutung. In einem zweiten Schritt soll es um die literarisch produktive Rezeption dieser Erbauungsbücher gehen. Es wird untersucht, wie Johann Michael Moscherosch in seinem Erbauungsbuch *Insomnis Cura Parentum* (1643/1653), das in enger Anbindung an Johann Schmidt entsteht, die Auseinandersetzung mit englischer Erbauungsliteratur im Rahmen einer umfassenden Selbstinszenierungsstrategie verwendet.

Für eine Untersuchung, die sich mit der Einführung und Aneignung von Texten vor dem Hintergrund spezifischer Wertesysteme wie der Konfession befasst, stellt die polysystemische Übersetzungstheorie des Kulturwissenschaftlers Itamar Even-Zohar einen geeigneten Bezugspunkt dar. Even-Zohar befasst sich mit der Übersetzungsliteratur und versteht dabei Nationalliteraturen als (Poly-)System innerhalb eines soziokulturellen Systemkomplexes, das im ständigen Austausch mit Co-Poly-Systemen, etwa gesellschaftlichen Normvorstellungen, Politik oder Ideologie, steht.¹⁷ Das Polysystem ‚Literatur‘ – das sich wiederum aus einer Reihe von Systemen zusammensetzt – könne maßgeblich von übersetzter Literatur beeinflusst werden, der dann ein innovatorisches Potential zugeschrieben wird: „Through the foreign works, features (both principles and elements) are introduced to the home literature that did not exist before“.¹⁸ Insbesondere sei dies der Fall, wenn ein literarisches Polysystem jung sei, als peripher oder ‚schwach‘ wahrgenommen werde, oder wenn es sich in einer Krise befinde.¹⁹ Die Innovation sei dabei jedoch maßgeblich durch die Co-Systeme der (übersetzenden) Ziel-literatur geprägt, die sowohl auf die Auswahl der zu übersetzenden Texte als auch auf die Ausgestaltung der Übersetzungen einwirken.²⁰

Die englischen Erbauungsbücher liegen nun bei ihrer Einführung in Straßburg bereits in deutscher Übersetzung und lutherischer Bearbeitung vor. Jedoch sind Parallelen zwischen den Zusammenhängen, die Even-Zohar an den Dynamiken zwischen peripher und dominant wahrgenommenen Nationalliteraturen beschreibt, und der Position der Erbauungsliteratur in Straßburg zur Zeit Johann Schmidts zu erkennen. Um zu erhellen, inwiefern das System ‚Erbauungsliteratur‘ (innerhalb des Polysystems ‚Literatur‘) in Straßburg unter Schmidt peripher erscheint, ist es notwendig, zunächst Schmidts Frömmigkeitskonzeption – ein wichtiger Faktor für das Co-Poly-System ‚Luthertum‘ – vorzustellen.

¹⁷Vgl. Even-Zohar (1990a), S. 22–23.

¹⁸Even-Zohar (1990b), S. 47.

¹⁹Vgl. Even-Zohar (1990b), S. 47.

²⁰Vgl. Even-Zohar (1990b), S. 46.

7.1 Johann Schmidt und die Reformorthodoxie

Die theologischen Ansichten Schmidts, die als ‚Reformorthodoxie‘ beschrieben werden,²¹ müssen grundsätzlich im Kontext des Generationenerlebnisses des Dreißigjährigen Krieges vorgestellt und verstanden werden.²² Die Stadt Straßburg selbst war dabei nur für den vergleichsweise kurzen Zeitraum zwischen 1631 und 1634 direkt vom Krieg betroffen, in dem Jahrzehnt zuvor hatte sie gar als neutrale Stadt indirekt von dem sich andernorts abspielenden Kriegsgeschehen profitieren können.²³ Zwar wurde das Elsass mit dem Kriegseintritt Frankreichs 1635 mehr und mehr zu einem militärischen Aufmarschgebiet, die kriegstreibenden Zentren lagen jedoch nicht in Straßburg oder seinem Umland, sodass die Reichsstadt eher einen ‚Ruhepol‘ in den Kriegswirren darstellte.²⁴ Die Kriegsleiden, die man in Straßburg in den frühen 1630er Jahren unmittelbar und später vor allem durch einen Zuwachs an Geflüchteten aus benachbarten Gebieten erlebte,²⁵ wurde wohl von allen im Elsass vertretenen christlichen Konfessionen entsprechend der biblischen Tradition als Strafgericht Gottes gedeutet.²⁶

Das gilt auch für Johann Schmidt, der den Krieg als Strafe für die „in allen Ständen herrschende[] Weltliebe und veräußerlichte[] Frömmigkeit“ deutet,²⁷ was etwa deutlich wird, wenn er in einer Reihe von Predigten die Gegenwart mit der biblischen Stadt Sodom vergleicht:

Damit wir aber den vorgesetzten Zweck [der Besserung der Sitten – S.D.] desto bequemer erreichen/ wollen wir von zweyen Hauptpuncten miteinander handeln: Erstlich zwar zwischen dem alten Sodom zu Loths Zeiten/ vnd dieser heutigen Welt eine kurtze collation vnd Vergleichung anstellen/ damit wir verstehen/ daß/ wie die Sodomiten/ als ihre Sünde jimmer je grösser vnd schwerer worden/ der Vntergang vnd das Verderben sehr nahe gewesen: also auch der heutigen Welt/ ihres schändlichen Wandels halben/ das endliche Verderben vnd der garauß für der Thursey. Darnach/ wann dem ohnfehlbar also/ wie alle Christen/ denen ihre Seeligkeit angelegen/ sich verhalten sollen/ damit sie dem schrecklichen Zorn Gottes vnd allem Vnglück entfliehen/ der Gefahr entgehen/ vnd zur ewigen Seligkeit bewahret werden mögen.²⁸

²¹ Die Reformorthodoxie kann im Verhältnis zur lutherischen Orthodoxie beschrieben werden als eine innerkirchliche Reaktion auf Herausforderungen der Zeit, die sich dadurch manifestiert, dass lutherisch-orthodoxen Leitvorstellungen eine veränderte Frömmigkeitskonzeption sowie Reformbestrebungen hinzugefügt werden. Gleichzeitig ist dieses Verhältnis jedoch von der gegenseitigen Durchdringung beider Bewegungen bestimmt und kann so nur schwer festgelegt werden. Vgl. Brecht (1993), S. 166–167.

²² Vgl. Wallmann (1970), S. 1.

²³ Vgl. Schindling (2018), S. 15–16.

²⁴ Vgl. Schindling (2016), S. 163–165.

²⁵ Vgl. Vogler (2012), S. 1836; Wallmann (1970), S. 1.

²⁶ Vgl. Schindling (2016), S. 165.

²⁷ Vgl. Brecht (1993), S. 180.

²⁸ Schmidt (1642), S. 5–6.

Um dem „schrecklichen Zorn Gottes vnd allem Vnglück“ zu entfliehen, sieht Schmidt eine Reform der Frömmigkeit als notwendig an, die insbesondere auf eine aktive, handelnde Frömmigkeit zielt, die sich in der steten Erbauung des Nächsten zeigt: „[W]enn wir an vnserm Nechsten geistlicher weise bawen/ vnd jhn/ neben vns/ zurübung wahrer Gottseeligkeit anführen/ thun wir das allerhöchste Werck der Liebe gegen jhme [...]“.²⁹ Diese Frömmigkeitskonzeption, die „das Gewicht [der Frömmigkeit – S.D.] [...] von der Lehre aufs Leben verschiebt“ und damit im Vergleich zur Theologie Martin Luthers eine Schwerpunktverlagerung darstellt,³⁰ kann jedoch nur umgesetzt werden, wenn sich jeder Einzelne intensiv mit der Bibel, dem Katechismus und den gehörten Predigten befasst.³¹ Ziel der Auseinandersetzung mit den Glaubensgegenständen ist unter anderem die Erweckung des christlichen Eifers, der einer konstanten Pflege und Neuerung bedarf.³²

Zu diesem Zweck befürwortet Schmidt die Meditation, die er als Mittel zur Erkenntnis des in einem jeden Menschen wirkenden göttlichen Willens und zur Realisation der Gottesebenbildlichkeit sieht.³³ Dies führe zu einem Verlangen, dem Gottesdienst nachzugehen,³⁴ der für Schmidt seinen Ausdruck vor allem in aktiver Nächstenliebe findet.³⁵ Anders als das orthodoxe Luthertum, das der Meditation ablehnend gegenübersteht,³⁶ versteht Schmidt sie nicht allein als nützlich, sondern gar als notwendig:

[D]iese jetzbeschriebene meditation vnd Betrachtung deß gehörten oder gelesenen Worts Gottes [ist] ein sehr notwendiges Stück deß rechten Gottesdiensts: [...] notwendig auch/ weil ohne dieses Stück kein Mensch [...] zu wahrer Erkenntnuß Gottes vnd seines Willens gelangen [...] kan.³⁷

Zentral für Schmidts Frömmigkeitsauffassung ist dabei die Verantwortung der Einzelnen für das Wohl aller;³⁸ das göttliche Strafgericht könne nur durch eine die ganze Gemeinde umfassende Heilung abgewandt werden.³⁹ In diesem Rahmen sind mehrere wichtige Aspekte von Schmidts Reformvorstellungen zu ver-

²⁹ Schmidt (1640), S. 145. Zitiert nach Bopp (1998), S. 77.

³⁰ Vgl. Wallmann (1970), S. 11.

³¹ Vgl. Bopp (1998), S. 76.

³² Vgl. Sträter (1995), S. 62.

³³ Sträter (1995), S. 65. Schmidts Argumente für die Meditation sind dabei stark von Johann Arndt beeinflusst, vgl. Sträter (1995), S. 65.

³⁴ Vgl. Sträter (1995), S. 65.

³⁵ Sträter (1995), S. 61.

³⁶ Die Meditation wird im Luthertum mit der Schwärmerei und dem Enthusiasmus sowie mit der Gefahr der Verinnerlichung heterodoxer Lehren in Verbindung gebracht, vgl. Sträter (1995), S. 64.

³⁷ Schmidt 1640, S. 55. Zitiert nach Sträter (1995), S. 65.

³⁸ Vgl. Bopp (1998), S. 74.

³⁹ Vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 142.

stehen, insbesondere die christliche Unterweisung der Jugend,⁴⁰ die Kontrolle der religiösen Praxis in den einzelnen Familien sowie die Belebung der häuslichen Frömmigkeit.⁴¹ Es ergab sich so eine „Praxis des gelebten Glaubens, [die sich] zwar [...] in die alltäglichen Situationen der häuslichen Gemeinschaft erstrecken sollte, weit über die kirchlichen Veranstaltungen hinaus, [die] aber [...] der Anleitung und des Rückhalts durch die Geistlichen bedurfte“.⁴²

Wie wichtig Jugenderziehung und häusliche Frömmigkeit für Schmidt sind, lässt sich auch daran ablesen, dass er, der neben den berufsbedingten Predigten⁴³ und Disputationsschriften keine theologischen Abhandlungen verfasste, 1638 dem Katechismusunterricht einen Traktat widmete mit dem Titel *Sendbrieff an die Herren Pastores auff dem landt Straßburgischer jurisdiction, welcher gestalt hinfüro die kinderlehr anzustellen Und erkantniß christlicher lehr beides im Alten Und Jungen bequemlich Zupflantzen, anzufangen*.⁴⁴ Der *Sendbrieff* blieb ungedruckt und wurde in den jüngeren kirchengeschichtlichen Darstellungen Schmidts nicht berücksichtigt, das Manuskript kann jedoch als Reinschrift erkannt werden. Warum es nicht zur Drucklegung kam, ist unklar.

Das Anliegen des *Sendbrieffs*, die christliche Kindererziehung zu verbessern, ist bereits im Titel evident. Innerhalb des Textes verbindet Schmidt dabei Vorschläge zur Verbesserung der Kinderlehre mit Anleitungen zur Vorbereitung einer Predigt. So schreibt er etwa, dass man die Kinder durch hervorgehobenes Lob Einzelner zum eifrigen Lernen des Katechismus anregen könne⁴⁵ und dass es die Aufgabe des Predigers sei, die Predigt nachvollziehbar zu gestalten, etwa indem er sie nicht zu lang halte und auf Fremdwörter verzichte.⁴⁶ Die Pflicht der Eltern zur christlichen Erziehung des gesamten Hausstands wird dabei mehrfach betont, etwa wenn Schmidt den Pfarrern empfiehlt, unangekündigte Hausbesuche durchzuführen, bei denen man „die Kinder vnd gesind examinire, wie sie in gebett vnd catechismo bestehen“.⁴⁷ Bereits vor der Eheschließung sollen junge Menschen auf diese Pflichten hingewiesen werden:

<Vnd fünfft> ist auch ein alleweg nutz vnd nothwendig, dz junge leuth, wan sie sich in den heyligen ehestand begeben vnd öffentlich außrufen lassen wollen, zuvor von dem Pfarrer erforschet vnd nicht allein ihres christlichen glaubens in gemein, sondern auch

⁴⁰Vgl. Adam (1922), S. 385.

⁴¹Vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 143.

⁴²Kühlmann und Schäfer (1983), S. 151.

⁴³Die Statuten der Straßburger Theologischen Fakultät sahen ab 1604 vor, dass die Professoren für Theologie so stark wie möglich als Prediger im Kirchenkonvent aktiv sein sollten. Vgl. Adam (1922), S. 384.

⁴⁴Das Manuskript befindet sich im Archiv der Kirche St. Thomas in Strasbourg unter der Signatur 1 AST 81/71. Es umfasst 18 beidseitig beschriebene Blätter. Unklar ist, ob es sich bei dem *Sendbrieff* um Schmidts einzigen derartigen Text handelt.

⁴⁵Vgl. Schmidt (1638), Bl. [10^v].

⁴⁶Vgl. Schmidt (1638), Bl. [12^v–13^v].

⁴⁷Schmidt (1638), Bl. [16^r].

† des ehestands halben, was er sey, [...] wol vnd vmbständig examiniret vnd gefragt, <vnd> ermahnet werden, dz hinfüro, wan sie in eigener haußhaltungen kinder vnd <ge>sind haben, sie auch dieselbe mit allem fleiß, zu solcher lehr vnd glauben, die sie ge= † vnd gelernet [...] anhalten, vnd mit ihnen stes üben sollen, als in welcher gottseliger übung ihre wolfahrt, vnd haußseggen, dan sie von gott ge<warten>, besteht.⁴⁸

Die Forderung, dass die Eltern, und insbesondere der Hausvater,⁴⁹ auch über den Predigtbesuch hinaus regelmäßig Andachtsübungen und religiösen Unterricht mit den Kindern durchführen, ist jedoch mit einem Problem verbunden: Um einen solchen Unterricht durchführen zu können, ist erforderlich, dass der Hausvater selbst die grundlegenden lutherischen Lehren verinnerlicht hat. Über ein solches Wissen verfügten aber wohl nur wenige.⁵⁰ Um diesen Missstand zu beheben und die private Frömmigkeit in Straßburg zu befördern, wurde nun die Erbauungsliteratur wichtig.

In der Terminologie Even-Zohars könnte man es folgendermaßen beschreiben: Durch eine Werteverchiebung innerhalb des Co-Poly-Systems ‚Luthertum‘ wird die private Frömmigkeitsübung wichtiger, als sie es zuvor war. Das System ‚Erbauungsliteratur‘ gewinnt damit an Relevanz, erscheint jedoch gerade deswegen als peripher, denn es kann die spezifischen Anforderungen des Co-Poly-Systems ‚Luthertum‘ nicht erfüllen. Bedeutsam wird nun der Import von Erbauungsbüchern aus anderen Regionen, die diese Anforderungen erfüllen können, was wohl besonders auf deutsche Übersetzungen englischer Erbauungsbücher zutrifft.

7.2 Die Reformorthodoxie und die englische Erbauungsliteratur

In der ersten Hälfte der 1630er Jahre werden drei ursprünglich englische Erbauungsbücher in Straßburg nachgedruckt, die zuvor bereits eine Übersetzung in das Deutsche sowie erste lutherische Überarbeitungen erfahren hatten. Des Überblicks halber seien sie kurz vorgestellt:

⁴⁸Schmidt (1638), Bl. [17^r]. Die letzten Seiten des Manuskripts sind, insbesondere am linken Rand, beschädigt, vorsichtige Konjekturen sind durch spitze Klammern gekennzeichnet, Unleserliches durch *Cruces*.

⁴⁹Vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 155.

⁵⁰Vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 156.

1. Die *Praxis Pietatis* (dt. ab 1628), eine Übersetzung von Lewis Baylys *Practice of Piety* (1613).⁵¹
2. *Von der Wahren Christlichen Andacht*, eine Übersetzung von Joseph Halls *The Art of Devine Meditation* (1606), die ab 1631 als zweiter Teil der *Praxis Pietatis* gedruckt wurde.⁵²
3. *Das Gulden Kleinodt der Kinder Gottes* (dt. ab 1612), eine Übersetzung des *Booke of Christian exercise, Appertaining to Resolution, That is Shewing How that We should Resolve our Selves to Become Christians on Deed* (1584) von dem Jesuiten Robert Parsons.⁵³ Der Übersetzer Emanuel Thomson tritt hier unter dem Pseudonym ‚Emanuel Sonthomb‘ auf.

Diese Texte gehören zu den im deutschsprachigen Raum bedeutendsten⁵⁴ und am breitesten rezipierten englischen Erbauungsbüchern.⁵⁵ Das vierte der Bücher, die laut Sträter für die Zeit zwischen 1630 und 1660 prägend für die Rezeption der englischen Erbauungsliteratur sind,⁵⁶ ist Daniel Dykes *The Mystery of Self-Deceiving* (1614), das wohl etwas später als die anderen drei Bücher, ab 1636, in deutscher Übersetzung unter dem Titel *Nosce te ipsum, das grosse Geheimnuß deß Selb-Betrug* erschien.⁵⁷ Dieses wurde zwar nicht in Straßburg nachgedruckt, Johann Michael Moscherosch verweist jedoch in seiner *Insomnis Cura Parentum* auf es,⁵⁸ was auf eine Rezeption in Straßburg hindeutet.

Fragt man nach der ‚Reiseroute‘ der englischen Bücher nach Straßburg, wird deutlich, dass nicht allein die inhaltliche Nähe zu den Reformvorstellungen Schmidts von Bedeutung war, sondern auch ein komplexes Netzwerk von Bearbeitern und Buchdruckern im deutschsprachigen Raum: *Praxis Pietatis*, *Wahre Christliche Andacht* und *Guldenes Kleinodt* gelangten alle auf unterschiedliche Weise nach Straßburg; diese ‚Routen‘ nachzuvollziehen, ermöglicht es, die Bedeutung sowohl der konfessionellen Begebenheiten als auch der personellen Netzwerke um lokale Buchdrucker für die Verbreitung von (Erbauungs-)Büchern aufzuzeigen.⁵⁹

⁵¹Die *Practice of Piety* selbst ist bereits eine Zusammenstellung und Bearbeitung mehrerer jesuitischer Quellen. vgl. Kamp (2011), S. 13.

⁵²Vgl. McKenzie (1997), S. 213–214.

⁵³Zur protestantischen Rezeption des jesuitischen Vorlagentextes, auf die im Rahmen dieses Beitrags nicht näher eingegangen werden kann, vgl. Sträter (1987), S. 67–70.

⁵⁴Vgl. Sträter (1987), S. 8.

⁵⁵McKenzie zählt im Zeitraum bis 1750 69 Ausgaben der *Praxis Pietatis*, vgl. McKenzie (1997), S. 71–82, davon 62 mit der *Wahren Christlichen Andacht* als zweitem Teil (vgl. S. 213–224), und 36 Ausgaben des *Kleinodts* (vgl. S. 304–312).

⁵⁶Vgl. Sträter (1987), S. 8.

⁵⁷Vgl. McKenzie (1997), S. 168; Laut McKenzie entstanden insgesamt 19 Drucke des *Nosce te ipsum* vgl. ebd., S. 168–173). Dieser Text wurde von Theodor Haak direkt aus dem Englischen übersetzt vgl. Sträter (1987), S. 35).

⁵⁸Zu Moscheroschs Rezeption s.u.

⁵⁹Das *Guldene Kleinodt* und die *Praxis Pietatis* werden im Folgenden unter Angabe des Druckorts und des Erscheinungsjahres zitiert, um die Unterscheidung zwischen den einzelnen Drucken zu ermöglichen.

Die ‚Reiseroute‘ der *Praxis Pietatis* entspricht dem gängigen Verbreitungsprozess englischsprachiger Erbauungsliteratur im deutschsprachigen Raum.⁶⁰ Zunächst wurde eine französischsprachige Übersetzung in der reformierten Schweiz angefertigt, wo der konfessionelle ‚Widerstand‘ gegen englische Erbauungsbücher geringer war.⁶¹ Die französische Übersetzung wurde von Jean Verniullh angefertigt; gedruckt wurde sie wohl ab 1625 bei Chouët in Genf.⁶² Aus dem Französischen konnte dann die Übersetzung ins Deutsche erfolgen, wobei Basel bereits im späten 16. Jahrhundert einer der wichtigsten Druckorte war,⁶³ so auch für die *Praxis Pietatis*, die dort 1628 in der Offizin Samuel Königs gedruckt wurde.⁶⁴ Der Weg der *Praxis Pietatis* führte dann wohl zunächst in die reformierten Gebiete Deutschlands: 1630 wurde sie in Bremen⁶⁵ bei Berthold de Villiers gedruckt.⁶⁶ Von dort aus scheint der Sprung ins lutherische Umland nicht mehr weit zu sein, im Folgejahr erscheint eine lutherisch überarbeitete Fassung⁶⁷ in der Offizin der Brüder Johann und Heinrich Stern in Lüneburg.⁶⁸

Der Weg des *Gülden Kleinodts* scheint dagegen den seltenen Fall einer Direktübersetzung darzustellen.⁶⁹ Es lässt sich keine französische Übersetzung finden, die niederländische Übersetzung wurde erst 1655 gedruckt und nutzte die deutsche Fassung als Vorlage.⁷⁰ Die erste deutschsprachige Ausgabe, die 1612 in Frankfurt am Main bei Zacharias Paltherius gedruckt wurde,⁷¹ gibt Hinweise auf den Entstehungskontext der deutschen Übersetzung. Der Widmungsträger „Herr[] Hans Lierenberg/ Schöffenherr[] der weltberühmten Kauffstatt Dantzig“,⁷²

⁶⁰Vgl. Sträter (1987), S. 5; Mohr (1982), S. 57.

⁶¹Vgl. Sträter (1987), S. 5.

⁶²Vgl. Sträter (1987), S. 28, Anm. 26.

⁶³Vgl. Sträter (1987), S. 5.

⁶⁴Vgl. Sträter (1987), S. 28; McKenzie (1997), S. 71.

⁶⁵Die Bremer Kirche war ab 1595 reformiert und bildete damit eine „Insel inmitten eines lutherischen Umfelds“ Elsmann (1998), S. 215. Insbesondere zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges erlebten das dortige *Gymnasium illustre* und damit verbunden der Bremer Buchdruck eine Blütephase, vgl. Elsmann (1998), S. 219–222.

⁶⁶Vgl. McKenzie (1997), S. 72.

⁶⁷Vgl. Sträter (1987), S. 50; Wallmann (1970), S. 17.

⁶⁸Das älteste zugängliche Exemplar einer bei den Brüdern Stern erschienen Ausgabe der *Praxis Pietatis* stammt aus dem Jahr 1635 und befindet sich in der Hamburger Universitätsbibliothek (Signatur A/41385:1/2).

⁶⁹Sträter nimmt an, dass im 17. Jahrhundert etwa ein Drittel der Erbauungsbücher direkt aus dem Englischen übertragen wurde; ein Zusammenhang zwischen dem Voranschreiten der Zeit und dem Verhältnis von direkten und indirekten Übersetzungen sei jedoch nicht festzustellen, vgl. Sträter (1987), S. 35.

⁷⁰Dort heißt es auf dem Titelblatt: „Het Gulden Kleynood der Kinderen Gotes [...] Vt het Engels in Hooghduyts obergeset door Ermanuel Sonthomb. En nu uyt tot dit Boek, in't Nederlandts getrouwelijck vertaelt door D. P. Pers.“

⁷¹Vgl. McKenzie (1997), S. 304.

⁷²*Kleinodt* Frankfurt (1612), Bl. (:) ijʳ.

kann als „Angehörige[r] der Danziger Patrizierfamilie Zierenberg“ identifiziert werden,⁷³ denkbar erscheint sogar, dass es sich um Johann Zierenberg handelt, der ab 1603 Schöffe in Danzig und ein aktiver Vertreter des Calvinismus war. Dem entspricht auch die inhaltliche Gestaltung der Übersetzung: Sträter schätzt sie als einen für ein calvinistisches Publikum konzipierten Text ein, für dieses hätte es bei der Rezeption „keine dogmatischen Klippen“ gegeben.⁷⁴

Thomson schreibt nun, er habe während eines Aufenthalts in Danzig nach einer Möglichkeit gesucht, seinen Müßiggang produktiv zu nutzen.

Die kleine Gelegenheit aber/ die mir fürkomen/ ist diese/ daß mir diß Büchlein in englischer Sprach zu handen kommen: Welchs/ nach dem es etliche mahl von mir ist durchlesen worden/ so hat es mich gedeycht/ der Mühe gar wol werth zu sein/ daß es möchte verdeutschet werden.⁷⁵

Die Übersetzung scheint hier direkt aus dem Englischen stattgefunden zu haben. Thomson verweist auch auf den Ursprung des *Kleinodts*:

Wer der erste Author dieses Buchs ist gewesen/ ist vngewiß/ allein es ist mit dem Namen Fürsatz intitulirt gewesen/ deß Authors Nam war gezeichnet R.P. vnnd ist anfänglich heimblicher weise in Engeland außgesprengt worden: Wie es aber etlichen Theologis alda fürkommen/ die es durchlesen/ so haben sie für gewiß gehalten/ daß der erste Author ein Papist gewesen sey [...].⁷⁶

Die ‚papistische‘ Textfassung habe man nun an einigen Stellen verändert, „auff daß der einfeltige Leser/ solche gefehrliche Jrrthumb/ zugleich mit den gefundenen Vermahnungen nicht eintrüncke/ vnd also derselben theilhaftig werde“.⁷⁷ Hier bezieht sich Thomson wohl auf die Bearbeitung des *Booke of Christian Exercise* durch den anglikanischen Theologen Edmund Bunny, dessen Textfassung er wohl übersetzt hat.⁷⁸

Wie sich das *Kleinodt* in den folgenden Jahren weiter im deutschen Sprachraum verbreitete, ist nicht klar. 1630 wird es dann – wie auch die *Praxis Pietatis* – bei den Brüdern Stern in Lüneburg gedruckt,⁷⁹ hier wurde auch die lutherische Bearbeitung vorgenommen, wie bereits auf dem Titelblatt hervorgehoben wird:

⁷³ Sträter (1987), S. 62.

⁷⁴ Sträter (1987), S. 70.

⁷⁵ *Kleinodt* Frankfurt (1612), Bl. (:) ij^v–ij^f.

⁷⁶ *Kleinodt* Frankfurt (1612), Bl. (:) ij^v.

⁷⁷ *Kleinodt* Frankfurt (1612), Bl. (:) ij^v–iii^f.

⁷⁸ Vgl. Sträter (1987), S. 62.

⁷⁹ Vgl. McKenzie (1997), S. 304. McKenzie (1997), S. 304, verzeichnet auch einen Druck des *Kleinodts* aus der Offizin Stern aus dem Jahr 1620. Dieser Verweis geht zurück auf Hermann Beck: *Die religiöse Volksliteratur der evangelischen Kirche* (1891), S. 180–181; die Existenz eines entsprechenden Drucks ist nicht belegbar und erscheint mit Blick auf die Geschichte der Offizin Stern unwahrscheinlich: Die Brüder Stern hatten erst 1623 die Erlaubnis erhalten, eine eigene Druckerei einzurichten, nachdem sie zuvor als reine Verleger und Buchhändler tätig gewesen waren vgl. Reske (1985), S. 619.

Jetzo aber auff's newe in etlichen vndeutschen/ vnd der Lehre halber verdächtigen Reden/ [...] an vielen Orten geändert/ vnd mit einem nützlichem vnd nötigen Zusatz gemehret vnd gebessert/ Durch einen Liebhaber deß wahren vnnnd reinen Evangelischen Christentums.⁸⁰

Die lutherische Bearbeitung von *Kleinodt* und *Praxis Pietatis* wird von den Brüdern Stern ausführlicher in ihrer Widmungsvorrede zur *Praxis Pietatis* behandelt.⁸¹ Dort gehen sie auf die Publikationsgeschichte und die mit der konfessionellen Anpassung verbundenen Personalprobleme ein:

[Die *Praxis Pietatis* – S.D.] ist [ihrer] Würden halb in Frantzösischer vnd Englischer Sprach nicht allein/ sondern droben im Reich vielmal gedrucket worden/ wie es denn dadurch hieuten bey vns bekannt wordē/ vnd oft von vielen gewünschet/ daß durch einen *modernum pium Theologum*, nach Form der Augspurgischen Confession, wo noch etwas rauches dran hiengē/ es möchte beschnitten/ vnd bey vns gedruckt werden. Weil man aber vor der Hand hie keine Gelegenheit dazu gefundē/ biß zu Leipzig [d. h. dortige Buchmesse – S.D.] durch einen vornehmen von Adel diß Buch nicht allein hoch comēdiret/ sondern auch berichtet/ daß in einer vornehmen Evangelischen Stadt/ ein Gelehrter der Ehrächtigtē Welt abgestandener Prediger/ dieses/ vñ Emanuelis Sonthombs Güldenes Kleinod/ fleissig vbersehen hätte/ da es nur nach einem Verläger wartete.⁸²

Als Gründe für die Anonymität des Bearbeiters wird in der Widmungsvorrede der Wunsch angegeben, nicht ehrsüchtig erscheinen oder sich finanziell bereichern zu wollen.⁸³ Aus kirchenhistorischer Perspektive ist anzunehmen, dass es sich bei dem Bearbeiter um den Braunschweiger Pfarrer Justus Gesenius (1601–1673) handelt, dessen *Kleine Katechismusschule* 1631, also nahezu zeitgleich mit den beiden englischen Erbauungsbüchern, bei den Brüdern Stern gedruckt worden war. Die *Kleine Katechismusschule* sei in einigen inhaltlichen Aspekten von der *Praxis Pietatis* angeregt,⁸⁴ *Katechismusschule* und *Praxis Pietatis* wurden zudem mehrfach zusammen gedruckt.⁸⁵ Auch habe Gesenius mehrere seiner Bücher zunächst anonym publiziert.⁸⁶

⁸⁰ *Kleinodt* Lüneburg (1630).

⁸¹ Die Vorrede der Verleger ist auf das Jahr 1632 datiert, vgl. *Praxis Pietatis* Lüneburg (1635), Bl. A iij^v und wird anscheinend in der Ausgabe von 1635 wiederabgedruckt.

⁸² *Praxis Pietatis* Lüneburg (1635), Bl. A ij^f.

⁸³ *Praxis Pietatis* Lüneburg (1635), Bl. A ij^v.

⁸⁴ Vgl. Leube (1924), S. 170.

⁸⁵ Vgl. Kamp (2011), S. 15. Auch die Paratexte der Stern-Ausgabe der *Praxis Pietatis* aus dem Jahr 1635 erwähnen als zweite Beigabe neben der *Wahren Christlichen Andacht* „[e]ine Kleine Catechismus Schule/ das ist/ Ein kurtzer Vnterricht/ auff was Art vñ Weise man den Einfältigen den *Catechimum* also beybringen möge/ daß sie jñ gründlich verstehen vnd practiciren lernen“ *Praxis Pietatis* Lüneburg (1635), Bl. A iiii^f. Das vorliegende Exemplar der *Praxis Pietatis* enthält diesen Teil des Drucks jedoch nicht.

⁸⁶ Vgl. Leube 1924, S. 170. Auch die *Katechismusschule* erschien zunächst ohne Nennung des Verfassers, vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 157. Bereits 1633 war Gesenius als Verfasser identifiziert worden; dass er in Helmstedt bei Georg Calixt studiert hatte und wohl dessen Liberalität gegenüber der reformierten Konfession übernommen hatte, führte zu Spannungen zwischen Johannes Schmidt und dem Theologieprofessor Konrad Dannhauer, der der Einführung der *Katechismusschule* nunmehr ablehnend gegenüberstand (vgl. ebd., S. 158.).

Über Gesenius' *Katechismusschule* und die Offizin Stern kann nun eine direkte Verbindung nach Straßburg zu Johann Schmidt nachgewiesen werden: 1632 wurde die *Katechismusschule* in Straßburg bei Caspar Dietzel nachgedruckt.⁸⁷ In der Vorrede, die Schmidt zur Straßburger Ausgabe verfasst, beschreibt er, wie er zunächst einige Exemplare aus Lüneburg habe beschaffen wollen; als diese jedoch ausverkauft waren, habe er sich bemüht, „ohnverzüglich zuverschaffen/ daß es allhier nachgedruckt/ vnd dem christlichen Verlangen frömer Hertzen zu ihrer vnd der jhrigen Besserung mit ehestem genug gethan würde“.⁸⁸ Das Buch diene nämlich dem Zweck,

auff welchen auch [Schmidt] an [s]einem Ort neben [s]einen geliebten Herren vnd Brüdern in Christo/ die bey hiesiger Straßburgischen Kirchen am Wort arbeiten/ bißher gezeilet/ bequemlich zu erreichen/ vnd die herwachsende Jugend sampt dem einfältigen Volck/ Knechten vnd Mägden/ zum gründlichen Verstand Christlicher Lehr etwas besser anzuführen/ herrlich vnd fürtrefflich.⁸⁹

Schmidt erkannte also die Eignung der *Katechismusschule* zur Umsetzung einer seiner wichtigsten Reformideen – der christlichen Jugenderziehung – an. Am Ende seiner Vorrede verweist Schmidt zudem auf die *Praxis Pietatis*, die eine lutherische Überarbeitung erfahren habe:

Dieweil der *Author* gegenwärtiger Catechismus=Schul gleich anfangs in seiner *prafation* oder Vorrede deß Büchleins/ so *praxis pietatis* oder Vbung der Gottseligkeit heisset/ meldung thut/⁹⁰ ist zu wissen/ daß er auff die *Edition*, so im verschieen Jahr zu Lüneburg außgangen/ sihet/ auß welcher an gewissen Orten die jenigen *phrases* vnd arten zu reden/ so etlicher massen vnsrer Augspurgischen *Confession* zu wider/ vnd in andern *editionibus* sich befinden/ entweder gar außgelassen/ oder *corrigirt* vnd verbessert worden.⁹¹

Schmidt wusste folglich von der Existenz einer lutherisch bearbeiteten Ausgabe der *Praxis Pietatis*; ihre spätere Drucklegung in Straßburg macht wahrscheinlich, dass er als Kirchenpräses, ohne dessen Zustimmung diese Bücher wohl nicht hätten reproduziert werden dürfen,⁹² mit dem Text vertraut war. Denkbar erscheint

⁸⁷ Zum wohl regen Austausch, der sich über die *Katechismusschule* zwischen Straßburg und Lüneburg entspann, vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 157–159.

⁸⁸ *Katechismusschule* Straßburg (1643), Bl. B iijj^r. Für diesen Beitrag war nur die Ausgabe Straßburg 1643 zugänglich, daher wird die *Katechismusschule* nach ihr zitiert. Die dort abgedruckte Vorrede Schmidts scheint jedoch mit der des Straßburger Erstdrucks von 1632 übereinzustimmen; in ihr wird die Erstausgabe explizit in das „nächst vergangene Jahr“ datiert (*Katechismusschule* Straßburg 1643, Bl. B iij^v).

⁸⁹ *Katechismusschule* Straßburg (1643), Bl. B iij^v.

⁹⁰ Schmidt scheint sich hier auf eine ältere Vorrede Gesenius' zu beziehen; in der vorliegenden Ausgabe von 1643 wurde diese durch eine andere Vorrede, datiert vom November 1634, ersetzt, die unter Gesenius' Namen veröffentlicht wurde und die *Praxis Pietatis* nicht erwähnt, vgl. *Katechismusschule* Straßburg (1643), Bl. a ijr–[xiijr].

⁹¹ *Katechismusschule* Straßburg (1643), Bl. B [viij^r] – [viij^v].

⁹² Vgl. Wallmann (1970), S. 21.

somit, dass Schmidt zunächst auf Gesenius' *Katechismusschule* aufmerksam wurde⁹³ und über das Interesse an diesem Text auch mit den beiden englischen Erbauungsbüchern in Berührung kam – sei es, weil sie von Gesenius selbst bearbeitet wurden, sei es, weil sie in derselben Offizin gedruckt wurden.

Bei einer Lektüre der Lüneburger Ausgabe der *Praxis Pietatis* dürfte Schmidt nun bereits in der Widmungsvorrede auf eine ihm vertraute Problemlage gestoßen sein:

Es seuffzet auch mānich gottseliger Haußvater/ daß er nit weis/ wie ers mit seinen lieben Kindern wolle treffen/ daß sie wol erzogen/ vnd zur warer Gottesfurcht instruiert/ vñ den edlen zartē Pflāntzlein des Hīmēlreichs die Jahre nit gleichsam abgestohlen werden. [...] Vnd zumal/ weiln leider vnter diesen bluttrieffenden grimmigen Kriegen/ wegen Betrüb- nis/ Sorge vnd plötzlichen Vberfall mancher guter Freund/ durch die lange Nacht des Todes täglich fast vnvermuthlich hingenommen wird/ ist die Vbung der Gottseligkeit hochnöthig.⁹⁴

Auch der Haupttext entsprach wohl Schmidts Frömmigkeitskonzeption:⁹⁵ In der *Praxis Pietatis* findet sich eine der ersten Beschreibungen des christlichen Alltags, die Schmidts Vorstellung vom christlichen Eifer und stetem Gottesdienst entsprochen haben dürfte; er selbst war wohl stark von der englischen Erbauungsliteratur beeinflusst.⁹⁶ Die Straßburger Ausgabe erscheint mit einer Vorrede, die Johannes Wallmann Schmidt zuschreibt.⁹⁷ Auch die als zweiter Teil der *Praxis Pietatis* gedruckte *Wahre Christliche Andacht* greift mit der Meditation ein frömmigkeitspraktisches Interesse Schmidts auf; Kühlmann und Schäfer weisen darauf hin, dass die Vorrede zur Straßburger Ausgabe von 1634 den Mangel an deutschen Anleitungen zur Meditation thematisiere.⁹⁸

⁹³ Vgl. Wallmann (1970), S. 20–21.

⁹⁴ *Praxis Pietatis* Lüneburg (1635), Bl. A ij^v–ijj^r.

⁹⁵ Zu bemerken ist auch, dass bereits der Titel der *Praxis Pietatis* eine gewisse Nähe zu Schmidts Frömmigkeitskonzeption herstellt.

⁹⁶ Vgl. Wallmann (1970), S. 21–22.

⁹⁷ Vgl. Wallmann (1970), S. 21. Wallmann stützt diese Annahme auf stilistische Ähnlichkeiten zwischen der Vorrede zur Straßburger Ausgabe der *Praxis Pietatis* und derjenigen, die Schmidt für die Straßburger Ausgabe von Gesenius' *Katechismusschule* verfasste (vgl. ebd., S. 21). Unklar bleibt, warum Schmidt die Vorrede zur *Praxis Pietatis* anonym verfasst haben sollte; eine mögliche Erklärung könnte in den über Gesenius entstandenen Spannungen zwischen Schmidt und Dannhauer gesehen werden, vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 158. Ein Druck der Straßburger Ausgabe der *Praxis Pietatis* konnte für diesen Beitrag leider nicht eingesehen werden.

⁹⁸ Vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 161. Nichtzutreffend scheint jedoch die Annahme Kühlmanns und Schäfers zu sein, Schmidt habe die Drucklegung der *Wahren Christlichen Andacht* als zweiten Teil der *Praxis Pietatis* angeregt (vgl. ebd., S. 161). Dem widerspricht die Aufstellung McKenzies, der zufolge die *Andacht* bereits in der Bremer Ausgabe von 1630 und in der ersten Lüneburger Ausgabe von 1631 als zweiter Teil der *Praxis Pietatis* abgedruckt wurde (vgl. McKenzie (1997), S. 72).

Das *Güldene Kleinodt* enthält in der Lüneburger Ausgabe zwar keine ausführliche Widmungsvorrede, die vorhandene, etwa dreiseitige, anonyme Leservorrede ist jedoch ebenfalls aufschlussreich. Da hier vor allem die Verwendung von Fremdwörtern und die Textgestalt thematisiert werden, scheint sie vom Drucker oder Übersetzer zu stammen. Der Verfasser betont zudem, dass das Buch – seinem enormen Umfang zum Trotz – überaus nützlich sei:

Mir zweiffelt aber nit/ wo du es einmal mit Andacht durchliesest/ du werdest es offte wider zur Hand nehmen/ vnd dich *in praxi* vnd Vollziehung dessen/ was drinne vorgestellt wird/ fleissig vnd embsig üben.⁹⁹

Hier wird indirekt auch die richtige Gebrauchsweise des Buches beschrieben: Man soll es konzentriert lesen, es zu Rate ziehen und sich in seinen Handlungen mit Eifer an ihm orientieren. Auch dies scheint bei Schmidt Anklang gefunden zu haben; in der Straßburger Ausgabe des *Kleinodts* wird sie reproduziert.¹⁰⁰

*Guldenes Kleinodt*¹⁰¹ und *Praxis Pietatis* (samt *Wahrer Christlichen Andacht*) erscheinen in den Jahren 1633 und 1634 in Straßburg – wie zuvor die *Katechismusschule* – bei Caspar Dietzel. Die *Praxis Pietatis* hat dabei vor ihrer Drucklegung wohl eine weitere Überarbeitung nach den reformorthodoxen Vorstellungen erfahren,¹⁰² was eine mögliche Erklärung dafür darstellt, dass sie ein Jahr nach dem *Kleinodt* gedruckt wurde.

Die englischen Erbauungsbücher entsprechen den Wertevorstellungen, die im Straßburger Co-System ‚Luthertum‘ unter Schmidt zentral geworden waren: Ihre Lektüre sollte – wie die Lüneburger Paratexte betonen – die Fähigkeit der Eltern zur christlichen Unterweisung des Haushalts verbessern und zu einer praktischen Umsetzung des Gelesenen führen. Ein christlich disziplinierter Tagesablauf, wie ihn die *Praxis Pietatis* beschreibt, und die Unterweisung zur Meditation waren in der Erbauungsliteratur bis dahin weniger verbreitet, Schmidts Reformbestrebungen machten sie jedoch relevant. Nichtsdestoweniger sind konfessionelle Anpassungen an das lutherische Zielpublikum erforderlich, die jedoch zu großen Teilen bereits zuvor, vor der Drucklegung in Lüneburg, stattgefunden hatten. Die Verbindung zu der Lüneburger Offizin Stern – und damit zum Herzogtum Braunschweig-Lüneburg – kann als Austausch mit einer Nachbarregion verstanden werden, in der das System ‚Erbauungsliteratur‘ weiter entwickelt ist als in Straßburg. Schmidts Anregung und Genehmigung der jeweiligen Nachdrucke der in Lüneburg gedruckten Bücher stellen einen aktiven Selektionsprozess dar, der über die Werte der Zielkultur bestimmt ist.

Anzumerken ist auch, dass die Drucklegung der englischen Erbauungsbücher in Straßburg in die frühen 1630er Jahre fällt, also in die Zeit, in der die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges in der Reichsstadt ihren Höhepunkt

⁹⁹ *Kleinodt* Lüneburg (1630), Bl. A ij^r.

¹⁰⁰ Vgl. *Kleinodt* Straßburg (1643), Bl.): (ij^r–ijj^r).

¹⁰¹ Der Titel der Straßburger Ausgabe verzichtet auf den Umlaut in ‚Gülden‘.

¹⁰² Vgl. Sträter (1987), S. 50.

erreichen. Dies stärkte vielleicht auch den Wunsch, durch Besserung der Frömmigkeit das ‚Strafgericht‘ abzuwenden.¹⁰³

7.3 Die englische Erbauungsliteratur und ihre Funktionalisierung bei Moscherosch

Schmidts Bemühungen um die Verbreitung von Erbauungstexten beschränken sich nicht auf die Veranlassung von Nachdrucken bereits vorliegender Texte. In der Zeit um 1640 erscheinen in Straßburg zwei weitere Erbauungsbücher, die in einem Zusammenhang mit dem Theologen stehen: 1640 beauftragte er den Pfarrer Friedrich Heuppel damit, einen vereinfachten Katechismus für den Gebrauch in Straßburg zu verfassen. Das Ergebnis ist die 1641 bei Johann Philip Mülbe gedruckte *Christliche Hauß-Schul*. Schmidt verfasste zu diesem Text eine Vorrede, in der nochmals deutlich wird, wie wichtig Katechismusunterricht und Jugend-erziehung in der Reformorthodoxie sind:

Solches [der Unterricht der Pfarrkinder – S.D.] kan nun auff keine bessere weise geschehen/ alß wañ wir den lieben *Catechismum*/ vnd die Hauptstück Christlicher Lehr/ mit allem ernst in sie pflanzen/ stets mit jhnen treiben/ nothwendige Frag vñnd Antwort jhnen vortragen/ nachmal wider von jhnen begeren vnd anhören; fleissig forschen/ ob sie auch/ was sie sagen/ verstehen/ waß dunckel ist/ jhnen erklären [...] auch/ wenn sie nun die erkädtnuß vnd wissenschaft deß Glaubens haben/ [...] bei jhnen auf die *praxin* vñnd übung eyferig gringen/ mit beweglicher erinnerung/ daß nicht die gutes nur wissen/ sondern die es auch thun/ vnder die Kinder Gottes vnd die Zahl der seeligen gehören *Matth. 7. Joh. 13.*¹⁰⁴

Dass Schmidt die *Hauß-Schul* in Auftrag gibt, kann sowohl als Hinweis darauf verstanden werden, dass die importierten Erbauungsbücher in den frühen 1640er Jahren nicht mehr als ausreichend für die Anforderungen der Reformbestrebungen angesehen wurden, als auch darauf, dass der ‚Rückstand‘ der Erbauungsliteratur aufgeholt war, sodass nun die ‚Eigenproduktion‘ beginnen konnte.

Ebenso in der Reformorthodoxie verwurzelt, jedoch im Hinblick auf die englische Erbauungsliteratur interessanter ist Johann Michael Moscheroschs Erbauungsbuch *Insomnis Cura Parentum*. Dieses wurde 1643 von Mülbe und 1653 in einer erweiterten und überarbeiteten Fassung von dessen Nachfolger Josias Städel gedruckt.¹⁰⁵ Der Umgang Moscheroschs mit der englischen

¹⁰³Zumindest Schmidts Einfluss war wohl auf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges beschränkt, in den darauffolgenden Jahren nahm der Widerstand gegen ihn zu, vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 149–1150.

¹⁰⁴Heuppel (1641), Bl.):():(ij^v.

¹⁰⁵Die *Cura* wird, sofern nicht anders angegeben, nach der Ausgabe B von 1653 zitiert. Blattzahlen für im Druck nicht paginierten Blätter stehen in eckigen Klammern. Die gelegentlich notwendigen Verweise auf die anderen Ausgaben werden mit den Siglen P für die Edition der Ausgabe von 1643 und A₁ für den unautorisierten Nachdruck von 1647 gekennzeichnet.

Erbauungsliteratur changiert in der *Cura* zwischen Autoritätsbezug und Konkurrenzgefüge und steht dabei im Zusammenhang mit der Selbstinszenierung des Autors.¹⁰⁶

Die *Insomnis Cura Parentum* stellt an mehreren Stellen Bezüge zu Johannes Schmidt und dessen Reformbestrebungen her. So ist das Buch Schmidt gewidmet,¹⁰⁷ was deswegen bemerkenswert erscheint, weil Moscherosch in seiner Studienzeit wohl kaum mit Schmidt im Kontakt stand.¹⁰⁸ In der von Bescheidenheitstopoi durchzogenen Vorrede¹⁰⁹ begründet Moscherosch die Widmung an Schmidt auf zweifache Weise: Zum einen wolle er seiner Erleichterung Ausdruck verleihen, dass Schmidt – entgegen jüngsten Meldungen – nicht verstorben sei.¹¹⁰ Zum anderen habe Schmidt einen großen Einfluss auf Moscheroschs Lebenswandel gehabt:

Dieweil E.H. ich/ von meinen mindern Jahren an/ in der Schule vnd der Kirche gehöret/ vnd deßwegen nächst Gott mir eine grosse Glückseligkeit zuschreibe. Hernach/ als mich Gott zu einer Amtsmannstelle erfordert/ die auch/ auff E.H. gönstiges geheiß vnd Väterliches beyrathen ich angenommen/ vnd diß biß zu meines frommen Herren Todt [...] versehen: Solche zeit vber/ in der Fremde daselbst dero gewesener *Discipulen*, Herrn Friderich Wolfframs/ vnd Herrn M. *Sebastian Königs/* Predigten *successive* beständig besucht; damit gleichwol E.H. meines Christentumbs Rechnung anhören/ vnd sehen mögen/ was deren Lehre vnd Arbeyt bey mir gewürcket vnd gefruchtet habe.¹¹¹

Moscheroschs Beziehung zu Schmidt hat bis zur Veröffentlichung der *Cura* wohl vor allem indirekt über die Pfarrer Friedrich Wolfram und Sebastian König bestanden, mit denen Moscherosch private Freundschaften pflegte.¹¹² Deutlich wird an dieser Stelle das Anliegen, das Moscherosch mit der Publikation der *Cura* verfolgt: Es geht ihm darum zu zeigen, dass Schmidts Lehren – wenn auch indirekt vermittelt – bei ihm „gewürcket vnd gefruchtet“ haben, dass Moscherosch also ein Lutheraner nach der Vorstellung Schmidts ist. Und in der Tat setzt die *Insomnis Cura Parentum* die Reformvorstellungen Schmidts in mehrfacher Hinsicht um. So verbindet Moscherosch bereits zum Beginn der Widmungsvorrede eine Rechtfertigung seines Schreibunterfangens mit der Betonung von Nächstenliebe:

¹⁰⁶ Wenn im Folgenden von ‚Selbstinszenierung‘ und ‚Inszenierungsstrategien‘ gesprochen wird, soll damit nicht impliziert werden, dass die *Cura* nicht gleichzeitig ein Ausdruck von Moscheroschs eigener Frömmigkeitskonzeption sein kann; Überzeugung und Inszenierung werden keineswegs in einem Ausschlussverhältnis zueinander betrachtet.

¹⁰⁷ Vgl. *Cura* P 3–10; B (s. Anm. 105) []**(xj^v)–***(vij^v).

¹⁰⁸ Vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 135.

¹⁰⁹ Vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 135.

¹¹⁰ Vgl. *Cura*, Bl. []**(xij^r)–***(j^r).

¹¹¹ *Cura*, Bl. []***(ij^v)–iij^r .

¹¹² Vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 135.

Dieses arme geringe Büchlein/ so ich vor drey viertel Jahren auß ängstlicher Vatters=sorge/ vnd mit betrübttem Hertzen/ meinen armen Kindern zur Nachricht/ vnd fast in Eyle geschrieben; wird begehrt/ daß es in Truck komme: welches doch meine gedanken zur selben Zeit/ als ich in der Noth sasse/ nicht gewesen. Doch/ so es meinem Mit=Christen auch nutzen kan/ vnd er es begehrt/ will ichs nicht hinderhalten.¹¹³

Die Möglichkeit, mit der Drucklegung der *Cura* anderen Christen bei der Kindererziehung zu helfen, wird hier als ausschlaggebendes Argument für die Entscheidung angeführt, die vorgeblich nur für den privaten Gebrauch festgehaltenen Gedanken öffentlich zu machen. Der Legitimationsversuch ist wohl auch im Kontext der theologischen Laienhaftigkeit Moscheroschs zu verstehen.¹¹⁴ Innerhalb der aktiven Frömmigkeitskonzeption Schmidts gewinnt das Argument, es handle sich bei der Publikation des Erbauungsbuchs um einen Akt der Nächstenliebe, jedoch zusätzliche Geltung.

Das Ideal der aktiven Frömmigkeit wird auch im Haupttext immer wieder betont und zu einem Leitprinzip der dort vorgestellten Erziehung gemacht. Das auf die Praxis bezogene Frömmigkeitsideal Moscheroschs wird im gesamten Text immer wieder erkennbar.¹¹⁵ Seine deutlichste Ausprägung findet es dabei wohl im 8. Kapitel der *Cura*, das nahezu vollständig auf Latein verfasst ist.¹¹⁶ Dort schreibt Moscherosch:

Quicquid discitis, quicquid agitis, hoc agite, VIRTUTEM. Non illam Tertiæ Declinationis Nominum. VIRTUS non est Nomen quod declinari debet; sed Verbum quod Conjugari debet, & quidem regulariter, ut Activum & Passivum, non ut Deponens vel Neutrum. Hanc observationem novam habete ex Grammatica Parentis vestri.¹¹⁷

Die Zuweisung der *virtus* zur Wortart der Verben stellt Moscheroschs Lehren metaphorisch in einen Zusammenhang mit den Leitvorstellungen Schmidts: Christliche Tugend ist für ihn nicht etwas, das man besitzt; sie besteht einzig und allein im Handeln. Man kann sie entweder aktiv ausführen oder passiv erfahren, eine Mischform wie bei den lateinischen Deponentia ist ausgeschlossen. Die Darstellung der Verhaltenslehre als Grammatik weist zudem auf den grundlegenden Stellenwert für die Lebensführung hin. Dadurch, dass diese Erläuterung in lateinischer Sprache gehalten ist, richtet sie sich nachdrücklich nur an die Söhne Moscheroschs (bzw. an die männlichen Leser), die einen bestimmten Bildungsstand erreicht haben. Dies ist wohl durch die hervorgehobene Bedeutung des

¹¹³ *Cura*, Bl. D]**(xj^v).

¹¹⁴ Vgl. Knight (2000), S. 157–158.

¹¹⁵ Vgl. Knight (2000), S. 152.

¹¹⁶ Vgl. *Cura*, S. 110–124.

¹¹⁷ *Cura*, S. 116 f. „Was auch immer ihr lernt, was auch immer ihr tut, tut dies: TUGEND. Nicht die TUGEND der dritten Nominaldeklinaton. TUGEND ist kein Nomen, das man deklinieren muss, sondern ein Verb, das man konjugiert, und das in der regelmäßigen Form, als aktives oder passives Verb, nicht als Deponens oder neutral. Nehmt diese neue Regel aus der Grammatik eures Vaters.“

Hausvaters innerhalb der lutherischen Orthodoxie, die in der Reformorthodoxie nochmals verstärkt wird, zu erklären.¹¹⁸

Noch ein anderer Reformgedanke Schmidts, der sich in der *Insomnis Cura Parentum* wiederfindet, verdient Aufmerksamkeit. Nachdem Moscherosch sich in den ersten 19 Kapiteln des Erbauungsbuchs mit Themen wie der Berufswahl und den Pflichten eines Ehemanns oder einer Ehefrau auseinandersetzt, vollzieht sich nach etwa der Hälfte ein subtiler, aber bedeutender Adressatenwechsel. Das 20. Kapitel beginnt mit den Worten:

Wann jhr nun zum Haußwesen von Gott beruffen/ vnd mit Leibes=früchten vnnnd Kindern
gesegnet werdet; so stellet es also an/ dz jhr ewere Kinder nach aller dieser Lehre zur Ehre
Gottes fleissig auffziehen möget.¹¹⁹

Die darauffolgenden Kapitel, die etwa die Hälfte des Erbauungsbuchs ausmachen, befassen sich dann mit der Kindererziehung. Auf diese Weise adressiert Moscherosch seine Kinder von nun an nicht mehr nur als Kinder, sondern zugleich auch als zukünftige Eltern. Schmidt hatte betont, dass eine gute christliche Kindererziehung vor allem innerhalb der Familie durch die Eltern geschehen müsse, dies aber zuerst die christliche Erziehung der Eltern selbst erfordere. Durch den verdoppelten Adressatenbezug wird diese Anforderung in der *Insomnis Cura Parentum* umgesetzt.

Diese erkennbare Annäherung an die Reformideen Johann Schmidts kann im Rahmen einer Inszenierungsstrategie verstanden werden. Simon Zeisberg weist darauf hin, dass Moscherosch eine solche mit den in der *Cura* wiederholt vorkommenden Behauptungen von Dringlichkeit verfolgt: Moscherosch inszeniere die Spontaneität und Authentizität seiner Schreibsituation durch die Verwendung verschiedener Topoi, die von Moscherosch betonte Kunstlosigkeit des Textes trage so zu ihrem hohen Wirkungsgrad bei.¹²⁰ Insbesondere in den Paratexten mache Moscherosch sein rhetorisches Können bemerkbar, sodass die beiden Rollenprofile ‚besorgter Hausvater‘ und ‚weltgewandter Gelehrter‘ beide intakt bleiben können.¹²¹ Die Inszenierung der Schreibsituation tritt dabei noch deutlicher hervor, führt man sich vor Augen, dass die Ausgabe B der *Cura* aus dem Jahr 1653 mehr als 400 Bearbeitungen aufweist,¹²² die Dringlichkeit des Gesagten aber weiterhin behauptet wird.¹²³

Anschließend an die Beobachtung Zeisbergs stellt sich die Frage, ob Moscherosch sein Schreiben nicht auch in anderer Hinsicht inszeniert hat; die

¹¹⁸ Vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 154.

¹¹⁹ *Cura*, S. 210.

¹²⁰ Vgl. Zeisberg (2023). Simon Zeisberg hat mir seinen Aufsatz für diesen Beitrag freundlicherweise vorab zur Verfügung gestellt.

¹²¹ Vgl. Zeisberg (2023).

¹²² Diese Bearbeitungen bewegen sich dabei zwischen dem Austausch einzelner Wörter und der Hinzufügung eines ganzen Kapitels in der Ausgabe B (s. Anm. 105) (vgl. *Cura*, S. 97–109/ *Cura* P, S. 47).

¹²³ Zu den Funktionen der Veränderungen in der Ausgabe B s. auch Zeisberg (2023).

erkennbare Annäherung an Johann Schmidt und seine Reformbestrebungen scheint beabsichtigt zu sein, zumal Moscherosch betont, er wolle Schmidt zeigen, dass dessen Lehren von ihm aufgenommen werden. Anzunehmen ist, dass eine ihm selbst gewidmete Schrift von Schmidt nicht unbemerkt blieb, insbesondere wenn sie seine Frömmigkeitsideale aufgreift und ausführt. Ein ähnlich kalkuliertes Vorgehen nimmt Walter Ernst Schäfer für die Entstehung von Moscheroschs deutsch-französischem Wörterbuch *Technologie Allemande & Française* (1656) an, das er als Bewerbungsschrift für eine Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft wertet.¹²⁴ Im Fall der *Insomnis Cura Parentum* ist das Verständnis als ‚Bewerbung‘ – diesmal um die Gunst des einflussreichen Theologen Schmidt – noch um zwei weitere Faktoren zu ergänzen. Zum einen schreibt Moscherosch als theologischer Laie ein Erbauungsbuch; die Bezugnahme auf einen wichtigen Theologen kann damit auch Teil einer Legitimationsstrategie sein. Zum anderen kann angenommen werden, dass Moscherosch die *Cura* auf Anregung seiner Verlegers Mülbe hin verfasste.¹²⁵ Dieser hatte 1641 bereits Heuppels *Hauß-Schule* gedruckt und wusste demnach um Schmidts Interesse an Erbauungsliteratur, die der reformorthodoxen Frömmigkeitskonzeption entsprach. Die Inszenierung als reformorthodoxer Lutheraner war im Übrigen wohl erfolgreich: 1645, zwei Jahre nach der Erstpublikation der *Cura*, wurde Moscherosch zum Fiskal am Straßburger Policey-Gericht ernannt, was ohne die Unterstützung einer einflussreichen Person wie Schmidt nicht möglich gewesen wäre.¹²⁶

Moscheroschs Selbstdarstellung als Lutheraner nach Schmidts Vorstellungen geht dabei über die Betonung gemeinsamer Frömmigkeitsideale hinaus. Immer wieder – und besonders deutlich in der Ausgabe B von 1653 – nimmt Moscherosch Bezug auf die englische Erbauungsliteratur in Gestalt von *Guldenem Kleinodt*, *Praxis Pietatis* und *Nosce te ipsum* – also auf Texte, deren Rezeption in Straßburg Schmidt befürwortet hatte. In der Erstausgabe der *Cura* finden sich immerhin vier Verweise auf diese Texte,¹²⁷ in der überarbeiteten Ausgabe B sind es 25. Es handelt sich bei diesen Verweisen vor allem um Empfehlungen zur (weiterführenden) Lektüre.

Das wichtigste der englischen Erbauungsbücher scheint für Moscherosch die *Praxis Pietatis* zu sein. Der einmaligen Erwähnung dieses Textes in der Ausgabe von 1643¹²⁸ stehen neun in der Ausgabe B entgegen.¹²⁹ Die hervorgehobene Bedeutung der *Praxis Pietatis* scheint in ihrer lutherischen Bearbeitung begründet zu sein. So empfiehlt Moscherosch auch die Lektüre von Dykes *Nosce te ipsum*, allerdings „dergestalt/ das jhr eüch an etlichen reden/ so wider die Reinigkeit des

¹²⁴ Vgl. Schäfer (2005), S. 152–153.

¹²⁵ Vgl. Jalabert (2016), S. 120.

¹²⁶ Vgl. Kühlmann und Schäfer (1983), S. 189.

¹²⁷ Vgl. *Cura* P, S. 32, 57, 63.

¹²⁸ Vgl. *Cura* P, S. 32.

¹²⁹ Vgl. *Cura*, S. 54, 64, 137, 296, 311, 333, 338, 347.

Evangelij gehen/ nicht ärgert: biß es/ wie mit der *Praxi Pietatis* löblich geschehen/ geläutert werde“.¹³⁰ In der Ausgabe B empfiehlt Moscherosch das Buch dann mehrfach als weiterführende Lektüre, etwa zum Thema des Umgangs mit dem Nächsten: „Zu diesem Capitel wollet jhr in sonderheit lesen/ die vortreffliche vnderweisung/ so in der *Praxi Pietatis* zu finden ist Cap. 17. Blat. 203. 204. 210. 213. 221“.¹³¹ Auch die Ermahnung zu christlichen Pflichten wie dem Gebet (vgl. *Cura*, S. 296) und der Gabe von Almosen¹³² werden in den Marginalien über Verweise auf die *Praxis Pietatis* ergänzt. Der Stellenwert der *Praxis Pietatis* innerhalb der *Cura* geht dabei über den eines empfehlenswerten Textes hinaus: Indem Moscherosch auf sie verweist, wird auch deutlich, dass seine eigenen Lehren in vielen Punkten denen der *Praxis Pietatis* entsprechen. Insbesondere in der Ausgabe B wird der Text damit zu einer Autorität, mit der Moscherosch seine Unterweisung zusätzlich absichert.

Diese Verweispraktik stellt die *Praxis Pietatis* in die Nähe anderer theologischerbaulicher Texte, auf die Moscherosch Bezug nimmt, etwa die Werke Martin Luthers, Johann Michael Dillherrs, Bartholomäus Ringwaldts und Johannes Schmidts selbst. Über den Einzug von Autoritäten hinaus tragen diese Verweise – verstärkt in der Ausgabe B – auch zur Inszenierung Moscheroschs als Leser bestimmter Bücher bei. Die oft sogar mit Angaben des Kapitels oder der Seitenzahl verbundenen Bezugnahmen machen deutlich, dass Moscherosch selbst diese Texte gründlich gelesen haben muss. Die Zitate und Verweise können im Kontext der Legitimation des eigenen Schreibens gesehen werden: Durch die Bezugnahmen auf theologische Autoritäten sichert Moscherosch sein Erbauungsbuch vor Angriffen ab. Eng damit verbunden ist aber auch, dass das Anführen bestimmter Referenzgrößen die Selbstdarstellung Moscheroschs als gelehrter Laie und guter (reformorthodoxer) Lutheraner unterstützt. Bemerkenswert ist nun, dass zu dieser Art der Selbstinszenierung Verweise auf die *Praxis Pietatis* ebenso dazugehören wie solche auf Martin Luther oder Bartholomäus Ringwaldt. Indem Moscherosch die *Praxis Pietatis* zur Lektüre empfiehlt, verdeutlicht er dabei nicht nur, dass seine Lehren denen der (Straßburger) Bearbeitung des englischen Erbauungsbuchs entsprechen. Er macht zugleich deutlich, dass er sie – genau wie Schmidt – als einen lesenswerten Text versteht.

Während die Verwendung der englischen Erbauungsliteratur im Rahmen einer Selbstinszenierung bereits darauf hindeutet, dass diese Texte auch in den Jahrzehnten nach ihrer Einführung in den Gebrauch der Straßburger Kirche einen hohen Stellenwert innehaben, gewinnt Moscheroschs Vorgehen weitere Komplexität, vergleicht man es mit seinem Umgang mit demjenigen englischen Erbauungsbuch, das für die Produktion der *Cura* am wichtigsten gewesen sein dürfte.

¹³⁰ *Cura*, S. 50/ P, S. 32.

¹³¹ *Cura*, S. 54.

¹³² Vgl. *Cura*, S. 338.

Moscherosch beruft sich in der Vorrede an seine Ehefrau Anna Maria explizit auf ein englisches Erbauungsbuch, das für seine Entscheidung, ein eigenes Erbauungsbuch zu schreiben, ausschlaggebend gewesen sei:

Hierzu [zum Schreiben – S.D.] aber hat mich auch desto mehr auff's neue angemahnet, ein kleines Engelländisches Büchlein, genant: Testament, so ein Mutter jhrem vngebornen Kindt gemacht hat, welches mir vor etlich wochen durch meiner geehrten Herren vnnd Freunde Joh. Philips Müllben in Straßburg, zugeschickt worden.¹³³

Bei dem „engeländischen Büchlein“ handelt es sich um Elizabeth Jocelyns 1624 veröffentlichtes Erbauungsbuch *The Mothers Legacy to her Vnborne Childe*. Zwar wird eine deutsche Übersetzung von *The Mothers Legacy* 1647 als Anhang einer Ausgabe der *Cura* abgedruckt,¹³⁴ diese Ausgabe ist jedoch nicht autorisiert und gibt Hinweise darauf, dass Moscherosch Jocelyns Traktat bereits in deutscher Übersetzung – unter dem Titel *Testament/ so eine Mutter jhrem noch vngebornen Kind gemacht hat* – gelesen hat.¹³⁵ Interessanter jedoch als die Sprache, in der Moscherosch den Traktat rezipiert haben mag, erscheint hier die Frage, welchen Einfluss *The Mothers Legacy* auf die *Cura* hat und inwiefern dieser explizit gemacht wird.

Moscherosch übernimmt mehrere strukturelle Eigenschaften aus Jocelyns Text, insbesondere die anfängliche Adressierung der Ehefrau, den Briefaufbau der Einzelkapitel und das abschließende Gebet.¹³⁶ Auch auf inhaltlicher Ebene finden sich Parallelen, was etwa die Ermahnungen zum Einhalten des Sonntags und die Kritik an extravaganter Kleidung betrifft.¹³⁷ Neben diesen Gemeinsamkeiten finden sich in der *Cura* mehrere Textpassagen, die nahezu wörtlich aus Joceylns Traktat übernommen sind, wie die folgende Gegenüberstellung der deutschen Übersetzung von *The Mothers Legacy* mit der Erstfassung der *Cura* zeigt, die Parallelen im Fettdruck hervorhebt:

¹³³Vgl. *Cura*, S. 5.

¹³⁴Vgl. *Cura* A₁, S. 283–366. Die deutsche Übersetzung von *The Mothers Legacy* ist nur hier überliefert und wird daher im Folgenden aus *Cura* A₁ zitiert.

¹³⁵Die Genese der *Insomnis Cura Parentum* wird ausführlich dargestellt bei Derer (2021).

¹³⁶Vgl. Knight (2000), S. 135; Jalabert (2016), S. 109–113.

¹³⁷Vgl. Knight 2000, S. 134–135.

Alles was du wilt, das dir die Leute thun sollen/ daß thue jhnen auch/ vnd hergegen alles was du wilt, das dir die Leute nicht thun sollen/ das thue jhnen auch nicht/ das ist der Befehl/ den vns vnser Seligmacher gegeben/ [...]. Ein jeder liebt sich selbst und ist gleichwol auff seinen Nechsten neidisch/ oder aber veracht jhn. **Vber das/ ist der Teuffel so arg/ weil er weiß/ daß jhm nicht jn seinem Kram dienet/ wann die Menschen sich untereinander herzlich lieben/ daß er sich allerley Räncken/ die ihm möglich seynd gebraucht/ vneinigkeit zwischen ihnen anzuzünden/** oder jn jhrer Liebe Heucheley einzumengen.¹³⁹

Alles was jhr wolt, das euch die Leutte thun sollen, daß thut jhnen auch. Vnd: was jhr wollet, das euch die Leutte nicht thun sollen, das thut jhnen auch nicht. Hierin bestehet das gantze Geschriebene Geistliche und Weltliche Recht: Ja, daß Recht der Natur selbst. **Es ist aber der Teuffel so arg, weil er weiß daß es jhm in seinem Kram nicht dienet, wann die Menschen einander lieben, daß er allerley räncke vnd liste brauchet, Vneinigkeit,** auch zwischen nahen und Bluts-freunden, offft vmb geringer ursachen, vnd vmb zeitlichen Guts willen, auch offft vmb nichts, oder wegen blosser Einbildung **anzuzünden.**¹³⁸

Während die Parallele am Anfang beider Textstellen auch über die verbreitete Verhaltensmaxime erklärt werden kann, ähneln sich diejenigen Sätze, in denen beide Autoren die ‚Ränke des Teufels‘ beschreiben, einander wohl zu sehr, als dass ihre Verwendung in beiden Texten zufällig zustande gekommen sein könnte. Insgesamt finden sich in der *Cura* mindestens 16 Textpassagen, die den Wortlaut des *Testaments* übernehmen oder ihm stark ähneln.¹⁴⁰

Dieses Vorgehen erscheint insofern bemerkenswert, als es im Kontrast zum oben skizzierten Umgang mit der *Praxis Pietatis* steht. Mit 16 Zitaten wäre *The Mothers Legacy* für die Erstausgabe der *Cura* der am zweithäufigsten zitierte Text nach der Bibel, und auch in der überarbeiteten Ausgabe von 1653, in der sich die Zahl der zitierten Texte und der markierten Zitate und Verweise stark erhöht, wäre *The Mothers Legacy* das am häufigsten zitierte Erbauungsbuch. Die *Insomnis Cura Parentum* ist damit durch die Übernahme von strukturellen Eigenschaften und mehreren Textpassagen stärker von Jocelyns Traktat abhängig, als die einmalige Erwähnung im Text es ahnen ließe.

Ein Hinweis darauf, warum Moscherosch dieses Abhängigkeitsverhältnis verschleierte, liefert wiederum die Vorrede an seine Ehefrau. Er schreibt dort über das *Testament*:

Auß welchem Büchlein/ nach überlesung desselben/ ich [...] bey mir also gesagt: Thut dis ein Weib? vnd zwar gegen jhrem vngebornen Kind? vnd in einer sichern wolverwahreten Statt? in gutem Frieden? Was soll dan ich? ein Mann? gegen meinen lieben Kindern? in diesem vnsicheren vnd gefährlichen Orth nicht thun wollen vnd sollen? Der ich allem äusserlichen ansehen nach/ wo Gott mir nicht genädigste Rettung thut [...] in dieser

¹³⁸ *Cura* P, 30–31.

¹³⁹ *Cura* A₁, S. 365–366.

¹⁴⁰ Vgl. beispielsweise *Cura* A₁, S. 334/ *Cura* P, S. 58; A₁, S. 310/ P, S. 78; A₁, S. 341/ P, S. 82.

unvermeidlichen Gefahr des Lebens/ meine Kinder endlich als arme Waisen nach mir werde verlassen müssen.¹⁴¹

Moscherosch sieht seine eigene Situation als dringlicher an als die Jocelyns, er beschreibt sich nahezu in einem Konkurrenzverhältnis zu der englischen Autorin, deren Situation – laut Moscherosch – einen ‚christlichen Nachlass‘ bei weitem weniger dringlich erfordert als seine eigene. Dass die Abhängigkeit der *Cura* von Jocelyns Traktat von Moscherosch auf ein Anregungsverhältnis reduziert wird, erscheint im Kontext dieser Konkurrenz verständlich, hätte eine erkennbare Abhängigkeit von diesem Text doch die Bedeutung seines eigenen Erbauungsbuchs als Ausdruck väterlicher Fürsorge geringer erscheinen lassen. Ohne die Kenntnis des englischen Traktats sind die Ähnlichkeiten der Textstruktur jedoch nicht zu erkennen; die Übernahme von Textpassagen wird erst durch einen genauen Vergleich beider Texte erkennbar. Durch die aktive Verschleierung der Übernahmen aus *The Mothers Legacy* gelingt es Moscherosch, die *Insomnis Cura Parentum* als vollkommen eigenständig verfassten Text darzustellen, er kann aber gleichzeitig seine Selbstinszenierung als Leser englischer Erbauungstexte beibehalten.

Dass Moscherosch Verweise auf die englische Erbauungsliteratur im Rahmen seiner Selbstinszenierung nutzen kann, weist auf ihren hohen Stellenwert innerhalb der Straßburger Kirche hin. In diesem Zusammenhang ist auch der widersprüchliche Umgang Moscheroschs mit seiner englischen Vorlage zu erklären: Indem er deutlich macht, dass er selbstständig Erbauungsliteratur englischen Ursprungs liest, verstärkt er auch die Nähe zu Schmidts Frömmigkeitsideal bereits in der Erstausgabe der *Cura*, in der die anderen englischen Bücher weniger präsent sind als in der überarbeiteten Textfassung. Dass Moscherosch gleichzeitig das volle Maß der Abhängigkeit seiner *Cura* von der Vorlage verbirgt, ist wohl im Zusammenhang mit der in der frühen Neuzeit problembehafteten weiblichen Autorschaft zu verstehen,¹⁴² wobei sich Moscheroschs Konkurrenzverhältnis zu Jocelyn durch Selbstverständnis und Inszenierung als reformorthodoxer Hausvater womöglich nochmals zuspitzt. Wenn Moscherosch in der überarbeiteten Ausgabe B der *Cura* die Bezugnahme auf die englischen Erbauungsbücher verstärkt, deutet das darauf hin, dass die englischen Erbauungsbücher auch 20 Jahre nach ihrer Einführung in den Straßburger Kirchenkonvent ihren Stellenwert nicht eingebüßt haben.

¹⁴¹ *Cura*, S. 6.

¹⁴² Siehe dazu Beilin (1987), S. 266–267: Die Publikation religiös-erbaulicher Texte lasse den Konflikt zwischen öffentlicher und privater Rolle der Frau in der frühen Neuzeit verstärkt hervortreten, da ein öffentliches Auftreten ‚weibliche Tugenden‘ wie die Mäßigung gefährde.

7.4 Fazit

Die oben beschriebenen Übersetzungs- und Rezeptionsprozesse lassen sich mit Hilfe der polysystemischen Übersetzungstheorie Itamar Even-Zohars beschreiben: Der Akzent, den Schmidt auf die private Hausandacht legt, trägt dazu bei, dass das System ‚Erbauungsliteratur‘ in Straßburg unterentwickelt wirkt; es entsteht damit ein Bedarf, der über die bereits kursierende englische Erbauungsliteratur gestillt wird (ökonomisch gesehen könnte man von einer Marktlücke sprechen).

Für die Verbreitung der Bücher selbst sind jedoch auch Entwicklungen des Buchhandels von Bedeutung: So scheint die Beziehung, die sich wohl über Gesenius' *Katechismusschule* zwischen Schmidt und der Offizin Stern entwickelt, auch für den Nachdruck der *Praxis Pietatis* und des *Gülden Kleinodts* in Straßburg von großer Bedeutung zu sein. Ebenso sind die finanziellen Interessen der Offizin Mülbe ausschlaggebend für Moscheroschs Erbauungsbuch *Insomnis Cura Parentum*. Denkbar ist hier, dass Mülbe nach der Drucklegung von Heuppels *Hauß-Schule* die Marktlücke der reformorthodox geprägten Erbauungsliteratur bewusst wurde und er Moscherosch zum Schreiben eines solchen Buchs anregte, indem er ihm Jocelyns Traktat zukommen ließ.

Moscherosch scheint nun die englische Erbauungsliteratur im Rahmen einer komplexen Selbstinszenierung nutzen zu können: Nicht nur macht er in der *Insomnis Cura Parentum* deutlich, dass er mit Johann Schmidt eine aktive Frömmigkeitskonzeption und die Bemühung um die Verbesserung der privaten Frömmigkeit teilt. Er verdeutlicht, dass er englische Erbauungsliteratur – und insbesondere die von Schmidt eingeführten Bücher – rezipiert hat und dass seine Ratschläge mit diesen konform sind. Auch der exponierte Verweis auf eine englische Vorlage ist in diesem Zusammenhang zu verstehen; zugleich werden die Berührungspunkte zwischen der *Cura* und Jocelyns Traktat von Moscherosch verborgen. Dieses Vorgehen steht der Verwendung der *Praxis Pietatis* gegenüber und kann zum einen dadurch erklärt werden, dass der *Praxis Pietatis*, deren Drucklegung in Straßburg wohl von Schmidt selbst initiiert wurde, eine Autorität zukommt, die Jocelyns Text fehlt. Zum anderen muss es aber im Kontext weiblicher Autorschaft und dem von Moscherosch selbst hergestellten Konkurrenzverhältnis gesehen werden.

Es scheint sinnvoll, die Rezeption von fremdsprachigen und konfessionell andersartigen Texten im Hinblick auf regionsspezifische Besonderheiten im Kontext der Konfessions- und Geistesgeschichte zu untersuchen, da sich so systemische Schwächen und Rückstände besser identifizieren lassen. Ein wichtiger Faktor ist dabei im Buchhandel und in personellen Netzwerken zu sehen, die die Verbreitung von Texten ermöglichen oder beschleunigen können. Auf den ersten Blick ‚einfache‘ Texte wie Moscheroschs *Insomnis Cura Parentum* können in diesem Rahmen an komplexen Dynamiken teilhaben und diese sogar aufgreifen, um sie sich zu Nutze zu machen, etwa durch die Inszenierungen von gemeinsamen Werten und Konkurrenzgefügen.

Literatur

Quellen

- Bayly, Lewis. 1635. *Praxis Pietatis. Das ist: Vbung der Gottseligkeit* [...]. Lüneburg/ Gedruckt vnd verlegt bey Johann vnd Heinrich Sternens/ Buchf. daselbst.
- Gesenius, Justus. 1643. *Kleine Catechismus=Schule*. [...]. Straßburg/ Verlegt vnd gedruckt bey Caspar Dietzeln.
- Heuppel, Friedrich. 1641. *Christliche Hauß=Schul* [...] Gedruckt vnd Verlegt bey Johann Philipp Mülbens [Straßburg].
- Moscherosch, Johann Michael. 1647. *Omnis Cura Parentum* [...]. Straszburg [o.O.].
- Moscherosch, Johann Michael. 1653. *Insomnis Cura Parentum* [...]. Straßburg bey Josia Städeln.
- Moscherosch, Johann Michael. 1893. *Insomnis Cura Parentum. Abdruck der ersten Ausgabe (1643)*. Hrsg. Ludwig Pariser. Halle a.d.S.: Max Niemeyer.
- Parsons, Robert. 1612. *G öldenes Kleinot der Kinder Gottes* [...]. In D. Paltherij Buchladen in Frankfurt zu finden.
- Parsons, Robert. 1632. *G ölden Kleinodt der Kinder Gottes* [...]. Lüneburg/ Gedruckt vnd verlegt bey Johann vnd Heinrich Sternens Buchf.
- Parsons, Robert. 1633. *Gulden Kleinodt der Kinder Gottes* [...]. Straßburg/ Gedruckt bey Caspar Dietzeln.
- Parsons, Robert. 1655. *Het Gulden Kleynood Der Kinderen Godes* [...]. t'Amsterdam by Johannes van Ravesteyn [...].
- Schmidt, Johann. 1638. Sendbrief an die Herren Pastores auff dem landt Straßburgischer jurisdiction, wecher gestalt hinfüro die kinderlehr anzustellen [...]. [unveröffentlichtes Manuskript].
- Schmidt, Johann. 1642. *Ausgang aus Sodom/ Oder Christlicher/ einf ältiger Vnterricht* [...]. Straßburg/ In Verlegung Eberhard Zetzners/ Buchhändler.

Forschungsliteratur

- Adam, Johann. 1922. *Evangelische Kirchengeschichte der Stadt Strassburg bis zur franzæsischen Revolution*. Strassburg: Heitz.
- Blassneck, Marce. 1966. *Frankreich als Vermittler englisch-deutscher Einflüsse im 17. und 18. Jahrhundert*. Reprint der Ausgabe Leipzig: Tauchnitz, 1934. New York: Johnson.
- Beilin, Elaine V. 1987. *Redeeming Eve. Women Writers of the English Renaissance*. Princeton: Princeton University Press.
- Brecht, Martin. 1993. *Geschichte des Pietismus, Bd. 1: Der Pietismus von siebzehnten bis zum frühen 18. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Derer, Sofia. 2021. Die Entstehung von Johann Michael Moscheroschs ‚Insomnis Cura Parentum‘ (1643). Eine konfessions- und medienhistorische Fallstudie zum Übersetzen im 17. Jahrhundert. In *Übersetzen in der Frühen Neuzeit – Konzepte und Methoden*, Hrsg. Regina Toepfer, Peter Burschel und Jörg Wesche, 312–336. Berlin und Heidelberg: J.B. Metzler.
- Elsmann, Thomas. 1998. Humanismus, Schule, Buchdruck und Antikenrezeption. Anmerkungen zur Bremer Entwicklung bis 1648. In *Stadt und Literatur im deutschen Sprachraum der Frühen Neuzeit*, Bd. 1, Hrsg. Klaus Garber, 203–236. Tübingen: Niemeyer.
- Even-Zohar, Itamar. 1990a. Polysystem Theory. *Poetics Today* 11(1): 9–26.

- Even-Zohar, Itamar. 1990b. The Position of Translated Literature within the Literary Polysystem. *Poetics Today* 11(1): 45–52.
- Jalabert, Laurent 2016. *Dire et transmettre la foi dans le monde luthérien. 'Insomnis cura parentum' de Johann Michael Moscherosch (1643)*. Paris: Honoré Champion.
- Kamp, Jan van de. 2011. Die Einführung der christlichen Disziplinierung des Alltags in die deutsche evangelische Erbauungsliteratur durch Lewis Baylys ‚Praxis Pietatis‘ (1628). *Pietismus und Neuzeit* 37: 11–19.
- Knight, Kenneth Graham. 2000. *Johann Michael Moscherosch*. Satiriker und Moralist des 17. Jahrhunderts. Stuttgart: Heinz.
- Kühlmann, Wilhelm, und Walter Ernst. 1983. *Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein*. Studien zum literarischen Werdegang J.M. Moscheroschs. Berlin: Erich Schmidt.
- Leube, Hans. 1924. *Die Reformideen in der deutschen lutherischen Kirche zur Zeit der Orthodoxie*. Leipzig: Dörfling & Franke.
- McKenzie, Edgar C. 1997. *A Catalog of British Devotional Books in German Translation from the Reformation to 1750*. Berlin und New York: De Gruyter.
- Mohr, Rudolf. 1982. Erbauungsliteratur III. Reformations- und Neuzeit. In *Theologische Realenzyklopädie*, Bd. 10, Hrsg. Gerhard Müller et al., 51–80. Berlin: De Gruyter.
- Reske, Christoph. 2015. *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet*. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Schäfer, Walter Ernst. 2005. Eine Freundschaft im Zeichen ‚Deutscher Spracharbeit‘. Moscherosch und Harsdörffer. *Daphnis* 34: 137–183.
- Schedl, Susanne, und Dietz-Rüdiger Moser 2007: Erbauungsliteratur. In *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1, Hrsg. Klaus Weimar et al., 484–488. Berlin und New York: De Gruyter.
- Schindling, Anton. 2016. Humanismus oder Konfessionsfundamentalismus in Straßburg? Fürstbistum und freie Reichsstadt. In *Konfessioneller Fundamentalismus. Religion als politischer Faktor im europäischen Mächtesystem um 1600*, Hrsg. Elisabeth Müller-Luckner und Heinz Schilling, 149–165. Berlin und Boston: De Gruyter.
- Schindling, Anton 2018. „Auf der Schanz“. Starkes Bildungszentrum zwischen Soldaten und Kanonen. Die Straßburger Universitäten vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Revolutionskrieg 1621 bis 1792. In *Die Universität Straßburg zwischen Späthumanismus und Französischer Revolution*, Hrsg. Hanspeter Marti und Robert Seidel, 13–29. Köln: Böhlau.
- Sträter, Udo. 1987. *Sonthom, Bayly, Dyke und Hall. Studien zur Rezeption der englischen Erbauungsliteratur in Deutschland im 17. Jahrhundert*. Tübingen: Mohr.
- Sträter, Udo. 1995. *Meditation und Kirchenreform in der lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts*. Tübingen: Mohr.
- Wallmann, Johannes. 1970. *Philipp Jakob Spener und die Anfänge des Pietismus*. Tübingen: Mohr.
- Zeisberg, Simon. 2023. *Einfalt und Geschicklichkeit*. Zur gelehrten Selbstrepräsentation in Moscheroschs ‚Insomnis Cura Parentum‘ (1643). In *Johann Michael Moscheroschs Textwelten*, Hrsg. Sylvia Brockstieger und Dirk Werle [in Vorbereitung].

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 8 (Fehl-)Übersetzung, (Miß-)Deutung? Was die *Vernünftigen Tadlerinnen* mit *The Tatler* anstellen



Nicola Kaminski

1853 erscheint in Neuburg an der Donau im Verlag von Johann Prechter unter dem Titel *Sammlung aller gleich- und ähnlich lautenden Wörter der deutschen Sprache* ein kurios anmutendes Nachschlagewerk. Das Bändchen, das dem Titelblatt zufolge „Zum Schul- und Hausgebrauch“ gut sein will, stellt zusammen, um auseinanderzuhalten: all jene orthographisch oder klanglich zu „unzähligen Mißverständnissen, Zweideutigkeiten und Verwechslungen“ einladenden deutschen Wörter nämlich.¹ Jedes Lemma stellt dem Benutzer eigene Fallen, denn die „gleich- und ähnlich lautenden Wörter“ werden innerhalb eines Lemmas, ohne übergreifendes Regulativ, schlicht gereiht, gleichförmig getrennt wie auch verbunden durch Kommata. „[W]eniger bekannte[]“ Wörter,² auf deren (eindeutiges)

¹Anonym (1853), fol. 1*^r.

²Anonym (1853), fol. 1*v.

Auf Wunsch der Autorin erscheint der Beitrag in der alten Rechtschreibung. Zur Zitation: 1. Kursivierung bei Titeln für (selbständige) buchförmige Einheiten, d. h. Bücher bzw. gebundene Journalbände. 2. Für die Titelauszeichnung von (unselbständigen) Texten innerhalb solcher gebundenen Einheiten verwendet die Autorin doppelte Anführungszeichen. 3. Jenseits der Titelauszeichnung gilt, daß alle Zitate in doppelten Anführungszeichen stehen, Zitat im Zitat sowie ungefähre Zitate in einfachen Anführungszeichen. 4. Lemmata werden in einfache Anführungszeichen gesetzt. 5. Innerhalb eines Zitats wird die originale Auszeichnung, soweit möglich, nachgebildet, d. h. Kursives wird kursiv wiedergegeben, Fettes fett usw.; da im Antiquasatz Schwabacher zur Hervorhebung in der Fraktur nicht nachgebildet werden kann, verwendet die Autorin dem optischen Eindruck nach hier ebenfalls Fettdruck und weist in der Fußnote darauf hin.

N. Kaminski (✉)
Neuermanistik III, Ruhr-Universität Bochum, Bochum, Deutschland
E-Mail: Nicola.kaminski@rub.de

Verständnis nicht sicher gerechnet werden kann, sind in nachgestellter Klammer paraphrasiert. Diesen Eindruck kann man jedenfalls beim Blättern gewinnen, denn laut Vorwort ist „[d]urch die in Klammern stehenden Wörter [...] die weniger richtige Schreibart bezeichnet“.³

Auf Seite 116 finden sich unter andern folgende drei Einträge:

Tadel der, tadeln, tateln (schnattern, schwatzen), tatteln (kindisch benehmen, ungeschickt handeln), Dattel die (Frucht).

Tädel (Tadel der), täteln (tateln), tedeln (tändeln).

Tadler der, Tatler der (Schwätzer).⁴

Dabei ist interessant, daß es keine spiegelbildlichen Gegeneinträge gibt: die Lemmata ‚tateln‘, ‚tatteln‘, ‚täteln‘, ‚tedeln‘, ‚Tatler der‘ sind als solche nicht angesetzt, auch zur ‚Dattel‘ ist in diesem Wörterbuch nicht anders zu gelangen als über den ‚Tadel‘. Man mag das als eine Art Erziehungsmaßnahme verstehen: auf die Nachfrage nach all den unvernünftigen und leckerhaften Wörtern fürs Schnattern, Schwatzen, kindische Benehmen und Tändeln bis hin zur exotischen Dattel reagiert das Nachschlagewerk spröde reziprok – nur über den Tadel führt der Weg, allein der ‚Tadel‘ ist es wert, im Wortschatz für den ‚Schul- und Hausgebrauch‘ lemmatisiert zu werden.

Eine gedruckt sich manifestierende Begegnung der (je nach Aussprache) gleich- oder ähnlichlautenden Wörter ‚Tadler‘ und ‚Tatler‘ ist, mit überregionaler Resonanz, in der frühen Moralischen Wochenschrift *Die Vernünftigen Tadlerinnen* 1725/26 zu greifen, über deren Titel Helga Brandes im Nachwort zu ihrem Reprint so beiläufig wie vage schreibt: „Im Titel der Wochenschrift mag eine Anspielung an [sic] den englischen ‚Tatler‘ (dt. Plauderer) zu sehen sein.“⁵ Dieser Andeutung will ich nachgehen und sehen, wohin das (vielleicht) führt. Zu erwarten ist demnach ein wort-, sprach- und bedeutungsgeschichtlicher Spaziergang, geleitet von der Beobachtung einer Reihe von Merkwürdigkeiten und der Vermutung, daß die *Vernünftigen Tadlerinnen* in dieser Geschichte, in diesen Geschichten womöglich an einer Bedeutungsverschiebung teilhaben – oder auch: ihr unterworfen werden.

Als sicher gelten kann zunächst, daß in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum die seit dem 12. April 1709 dienstags, donnerstags und samstags (dreimal die Woche) erscheinenden *papers* unter dem Titel *The Tatler* der journalinteressierten Leserschaft ein Begriff waren, ebenso wie die Anschlußjournale *The Spectator* und *The Guardian* (wenn eines genannt wird, dann oft auch ein weiteres oder gleich alle drei, und zwar in der Regel ohne konkreten Bezug, vielmehr wie ein Topos für einen bestimmten Gestus öffentlicher Kommunikation). Dabei kommt dem *Tatler* nicht nur insofern ein besonderer Status zu, als er das Pionierblatt ist, sondern auch hinsicht-

³ Anonym (1853), fol. 1*^v.

⁴ Anonym (1853), S. 116.

⁵ Brandes (1993), S. 3*.

lich einer bemerkenswerten Varianz bei der Übersetzung seines Titels. Die frühe journalistische oder journalnahe Rezeption im publizistischen Zentrum Leipzig 1716/17 – dort also, wo neun Jahre später *Die Vernünftigen Tadlerinnen* sich ihr Publikum suchen – gibt zwei divergente Verdeutschungen: In der von der Rengerischen Buchhandlung verlegten *Neuen Bibliothec Oder Nachricht und Urtheile von neuen Büchern und allerhand zur Gelehrsamkeit dienenden Sachen* ist im vierundsechzigsten Stück vom Frühjahr 1717, im Kontext eines durchaus anglophilen Vergleichs zwischen französischem und englischem Stil, nach dem „*Spectator*“ (dem „die nachdrücklichsten Reflexionen/de[r] netteste[] Stylu[s], und die feurigste Imagination“ attestiert werden) auch vom „nicht geringer zu achten[den]“ „*Tatler*“ die Rede, und übersetzt wird der Titel als „Der [...] Plauderer“.⁶ *Herrn Joh. Burckhardt Menckens Zwey Reden von der Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten*, gedruckt bei Gleditsch 1716, und zwar die „Andre Rede“, führt hingegen „ein Werckchen The Tatler [...] genannt“ an und übersetzt den Titel in nachgestellter Klammer durch „der Tadler“.⁷ Nun mag man versucht sein, Zensuren zu vergeben und die Übersetzung von 1717 („der Plauderer“) als korrekt zu bewerten, die von 1716 („der Tadler“) als falsch oder jedenfalls als Produkt der Täuschung durch einen ‚falschen Freund‘. Doch macht man es sich damit vermutlich zu leicht. Nicht nur, weil Johann Burkhard Mencke, Professor für Geschichte an der Universität Leipzig und seit 1707 Herausgeber der *Acta Eruditorum*, auf seiner *peregrinatio academica*, von der er 1699 nach Leipzig zurückkehrt, auch nach England gelangt war und als Mitglied der Royal Society in London weiter nach England Kontakt hält,⁸ sondern auch, weil bereits 1706 in Leipzig beim Verleger Thomas Fritsch (Mencke stammt aus der Leipziger Verlegerfamilie Gleditsch) ein Werk herausgekommen war mit dem Titel *A Dictionary English, German and French, Containing not only the English words in their Alphabetical Order; together with their several significations; but also their proper Accent, Phrases, Figurative Speeches, Idioms, & Proverbs; Taken from the best new English Dictionaries*. Darin wird unter dem Lemma „To tattle“ unzweideutig angegeben: „schwätzen, plaudern, waschen, *babiller, causer*“, von „Tättler“ wird man auf „Tattle-basket“ verwiesen, wofür wiederum die Übersetzung „ein schwätzer, plauderer, in, *un babillard, e*“ gegeben wird.⁹ (*Le Babillard* ist dann auch 1724 der Titel der französischen Übersetzung des *Tatler*.¹⁰) Entsprechend führen im zehn Jahre später, 1716, ebenfalls bei Fritsch erschienenen Gegenstück unter dem Titel *Teutsch-Englisches Lexicon* die einschlägigen Lemmata (‚Tadel‘, ‚Tadeler‘, ‚Tadeln‘) auch nicht zum ‚Tattler‘ oder

⁶ Anonym (1717), S. 580–581.

⁷ Mencke (1716), S. 111.

⁸ Vgl. Hammerstein (1994) und Flathe (1885).

⁹ Ludwig (1706), S. 686.

¹⁰ Vgl. LE BABILLARD, OU LE NOUVELLISTE PHILOSOPHE. TRADUIT DE L'ANGLAIS Par A. D. L. C. TOME PREMIER. A AMSTERDAM, Chez FRANÇOIS CHANGUION. M. DCC. XXIV. Exemplar der Columbia University New York (Signatur: 843LII3 05).

zum Verb ‚to tattle‘. Allerdings kann in der Wortfamilie des Tadelns hier ein gewisser Hang zum Exzeß auffallen, der in zweifacher Hinsicht als *verbaler* Exzeß zu bestimmen ist: Der „Tadeler“ wird alternativ nicht nur als „tadler“, sondern auch als „tadelgern“ bezeichnet, und weiter heißt es dann: „a fault-finder, caviler, critick or carper; a censorious fellow. Ein ertz-tadeler, an arch-critick.“¹¹ Noch exzessiver entwickelt sich das Lemma „Tadeln“: nach nicht weniger als siebzehn englischen Synonymen zielen die idiomatischen Wendungen semantisch in der Mehrzahl erneut auf Exzeß – „An allen dingen hat er was zu tadeln, he has a quarrel to every thing; he will find fault with any thing; he is an arch-fault-finder; he will fault any thing“, und noch einmal „Er tadelt alle leute, er läst niemand ungetadelt, he carps at every body; he passes his censure upon any man“.¹² In der Performanz der Übersetzung, Kerngeschäft eines Wörterbuchs, ist das Tadeln, der Tadler durch eine bemerkenswerte Geschwätzigkeit charakterisiert, die das eigentlich vernunftgeleitete Tun konterkariert: das Tadeln zum maßlosen, unverhältnismäßigen Selbstzweck, zur Marotte werden läßt und somit seinerseits zu einem ‚Laster‘, das Tadel verdient. ‚Der Ertz-Tadeler‘, so ließe sich unschwer ein frühaufklärerischer Komödientitel denken.

Den zeitgenössischen Maßstab für die Grenze zwischen rechtem Maß und Zuviel gibt Johann Georg Walchs *Philosophisches Lexicon*, erschienen 1726 in Leipzig bei Gleditsch, in den unmittelbar aufeinander folgenden Lemmata ‚Tadel‘ und ‚Tadelsucht‘. Nach der Definition von ‚Tadel‘ als „Rede, dadurch ein Mensch sowohl sein Urtheil von der Nichtswürdigkeit einer Sache und deren Grade, als auch sein Mißfallen, so er darüber heget, an Tag giebet“, schließt sich als bedingende Fundierung an:

Mit Grund etwas zu tadeln, ist demnach eine Sache, dazu ein guter Verstand und ein feiner Geschmack erfordert wird: iener, um die Güte einer Sache zu begreifen; dieser, um darüber sein Mißfallen, welches man durch das Tadeln zu erkennen giebet, nicht ohne Grund zu haben. Ein ungereimter Tadel ist entweder daher ungereimt, weil daraus ein Mangel des Verstands dessen, der etwas tadelt, sonder den wahren Werth desselben gnugsam zu erkennen, hervor leuchtet; oder weil er seinen durch unordentliche Affecten verderbten Geschmack darinnen kund giebt, welches man insonderheit einen paßionirten Tadel nennet; oder welches das schlimmste, weil man in demselben die Kennzeichen beydes eines schlechten Verstands und schlechten Geschmacks wahrnimmt [...].¹³

Daran knüpft das folgende Lemma direkt an, wenn es „Tadelsucht“ als „ein solches Laster“ bestimmt, „da man geneigt ist, alles an andern, auch was gut und vollkommen ist, zu tadeln“. Als Ursache dafür werden „entweder [...] wiederige[] und unordentliche[] Affecte[]“ genannt „oder [...] ein[] mit Unverstand und Ungeschicklichkeit verbundene[r] Hochmuth“.¹⁴ Unterscheidungslos generalisierendes ‚Ertz-Tadeln‘, für das das *Teutsch-Englische Lexicon* 1716

¹¹ Anonym (1716), Sp. 1913.

¹² Anonym (1716), Sp. 1913.

¹³ Walch (1726), Sp. 2511.

¹⁴ Walch (1726), Sp. 2511–2512.

wortreich idiomatische Wendungen bereitstellt, gehört in die zweite, als „Laster“ klassifizierte Kategorie. Als eine seiner Motivationen benennt Walchs *Lexicon* das Tadeln um seiner selbst willen (des Tadelns wie des Tadlers): wenn „ein Mensch [...] alles tadelt, in der Meynung, dadurch den Ruhm eines Menschen von delicaten Geschmack zu erlangen“.¹⁵

Der unverhoffte Kurzschluß der beiden frühen deutschen Übersetzungen von *The Tatler* – ‚der Plauderer‘ und ‚der Tadler‘ – in der Engführung von Aussagegehalt (‚Tadler‘) und Performanz des übersetzerischen Aussagens (‚auf plaudernde, geschwätzig Weise‘) ist nicht nur im *Teutsch-Englischen Lexicon* von 1716 zu beobachten. Auch in Menckes zweiter *Rede von der Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten* aus demselben Jahr ist er strukturgebend, und zwar, sowohl semantisch als auch performativ, gleich doppelt. Zunächst in jener Fußnote selbst, die *The Tatler* durch ‚der Tadler‘ übersetzt: Erläutert wird dort der im Haupttext genannte ‚Js. Bickerstaff‘, und zwar als

ein angenommener Nahme, dessen Besitzer sonderlich durch ein Werckchen The Tatler (der Tadler) genannt, berühmt worden, worinnen er die Sitten der Engelländer aufschärfste durchgezogen, daher er auch in der an ihn gerichteten Zuschrift der Episteln der *obscuro Viror*: so zu Londen 1710. in 12 herauskommen, mit dem Lob-Spruche eines allgemeinen Zuchtmeisters von Groß-Britannien beehret worden [...].¹⁶

Schon die adverbiale Spezifizierung, daß er „die Sitten der Engelländer *aufschärfste* durchgezogen“ habe, verleiht dem pseudonym operierenden Jsaac Bickerstaff jenen Zug des Exzessiven, der einen ‚ertz-tadeler‘ auszeichnet, erst recht aber der superlativische „Lob-Spruch[] eines *allgemeinen* Zuchtmeisters von Groß-Britannien“.¹⁷ Differenzierungsvermögen, wie es nach Walch einen mit Grund urteilenden Tadler kennzeichnen muß, ist von einem „*allgemeinen* Zuchtmeister[]“ gerade nicht zu erwarten. Sollte der „Lob-Spruch[]“ am Ende ironisch gemeint und in Wahrheit ein Tadel sein? Der Ort dieses Kompliments, die *Epistola dedicatoria* zu den im Frühjahr 1710 in einer neuen Ausgabe herausgebrachten, für ihre sprachlichen Exzesse in barbarischem Küchenlatein berüchtigten *Epistolae obscurorum virorum*, ist jedenfalls geeignet, die Ambiguität der Zuschrift zu unterstreichen. Das weiß die Widmungsepistel (die anders als die anschließenden Dunkelmännerbriefe Latein *kann*) auch und versucht dem Problem zu entgehen, indem sie es ausbreitet (was natürlich nicht gutgehen kann), unter Berufung auf das Beispiel einer andern berühmten unpassenden Widmungszuschrift vor einem andern zutiefst ambigen, jeder Vereindeutigung sich entziehenden berühmten Text (Erasmus’ *Lob der Torheit*, griechisch *Moría*, an Thomas *Morus*):

¹⁵ Walch (1726), Sp. 2512.

¹⁶ Mencke (1716), S. 111.

¹⁷ Meine Hervorhebungen.

Isaaco Bickerstaff
ARMIGERO,
Magnæ Britanniaë
CENSORI, S.

MORIE Encomium Thomæ Moro, cui nil erat magis alienum quàm *Mori* nomen, Erasmus inscripsit: Nec ergo quis miretur has *Obscurorum* Virorum Epistolas Viro *Clarissimo*, hos Morologos Moriâ ipsâ stultiores Tibi mitti, ISAACE GRAVISSIME; qui unus, inter tot nugivendos potiùs quàm scriptores ubique nunc temporis ad nauseam obvios, nosti non ineptire: qui scis *ex fumo* (ut ait Flaccus) *dare lucem*; in gracili materiâ sterilique argumento copiosè juxtâ atque sapienter disserere, inter ludicra serius, inter jocos philosophus; qui ridiculum acri, dulci utile miscendo, junctis ingenii simul & argumentorum viribus, Britannos potes tam fœliciter à vitiis detertere, ad virtutem hortari.¹⁸

Solch ein performativer Widerspruch zwischen sittenstrengem Tadeln und wortreicher Plauderei entfaltet sich aber nicht nur *in* der Fußnote von Menckes *Rede*, sondern auch *zwischen* Fußnote und Haupttext, dessen Thema – „Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten“ – ja genau dies ist: quantitativ und qualitativ unverhältnismäßiger Einsatz von Rede. Während Isaac Bickerstaff in der Fußnote nämlich als „Tadler“ in Szene gesetzt (und zum „allgemeinen Zuchtmeister[]“ überzeichnet) wird, firmiert er überm Strich der *Rede* paradigmatisch unter den zu tadelnden marktschreierischen gelehrten Charlatanen. Aufgespießt wird zu Beginn der zweiten *Rede*, daß man „dasjenige, so leicht zu verstehen ist, zu verachten [pflege], und [...] nur von Wunderwercken hören [wolle]“:

Der kan sich am sichersten eines allgemeinen Beyfalls versehen, welcher wie Amphion, Perlen und Edel-Gesteine, hervor zu bringen, und wie Gyges sich unsichtbar zu machen gelernt hat; der, wie der zweyköpfigte Janus, das zukünftige so leicht als das vergangene einsehen, und wie Dädalus durch die Lüffte fliegen kan; oder der von nichts als goldenen Bergen, schwimmenden Insuln, Mißgeburthen, Meer-Wundern, Kobolten, und dergleichen Melusinen-Geschichten aufzuschneiden weis.¹⁹

Es folgt über vier Seiten eine umfangreiche *praeteritio* einschlägiger *exempla* aus der Historie, dann heißt es weiter:

¹⁸Anonym (1710), fol. A2^r–A2^v. „Isaak Bickerstaff, Wappenträger, dem Zensor von Groß-Britannien, zum Gruß. Das Lob der Torheit hat Erasmus dem Thomas Morus zugeeignet, dem nichts fremder war als der Name eines Toren: niemand also wundere sich, wenn diese Dunkel-männerbriefe dem am hellsten leuchtenden Mann, wenn diese Dummschwätzer, die noch dümmter sind als die Torheit selbst, Dir zugestellt werden, ehrwürdigster Isaak; der Du unter so vielen Tandhändlern eher als Schriftstellern, denen man überall heutzutage bis zum Erbrechen über den Weg läuft, als einziger verstehst nicht albern zu sein; der Du aus dem Rauch (wie Horaz sagt) Licht zu geben weiß; der Du bei zierlicher Materie und nüchternem Argument wortreich gleichzeitig und weise nachzudenken, unter Schlüpfrigem ernsthaft, unter Scherzen Philosoph zu sein, der Du, indem Du Lächerliches mit Scharfsinn, Süßes mit Nützlichem mischst, Geistesblitze und die Kraft der Argumente verbindend die Briten so glücklich von den Lastern abzuschrecken, zur Tugend zu ermuntern vermagst.“ Meine Übersetzung.

¹⁹Mencke (1716), S. 107.

Sondern stelle vielmehr einen ganz neuen Scribenten auf den Schauplatz; Nämlich den bekandten Engelländer Jsaac Bickerstaff; der entweder im Ernste, oder den unbesonnenen Vorwitz einiger Leute zubestraffen, so viel wunderbahre Todes-Fälle der höchsten Fürsten in Europa in einem eintzigen Jahre prophezeyete, daß nebst seinem Vaterlande Britannien, bey nahe die übrige gantze Welt auf derselben Erfüllung mit Schmetzen gewartet hat. Welches alles, wenn wir es recht genau betrachten, mir nicht anders vorkommt, als die Betrügereyen der Marcktschreyer und Land-Streicher, die ebenfalls, damit sie den Pöbel an sich locken und hintergehen mögen, allerhand Gauckler und Possenreisser, ja Affen und Meer-Katzen mit sich herumb zu führen, und bey Vorstellung derselben, zugleich durch Herausstreichung ihrer Artzneyen, Panaceen und Pflaster die Beutel der Zuschauer wichtig zu schneutzen wissen.²⁰

Mit dem Bild der Fußnote vom sittenstrengen Generalzensor läßt sich dies Portrait nicht in Einklang bringen; der die Fußnote beschließende Verweis auf die „Masque eines Calender-machers“, deren er sich „nur“ bedient habe, „umb die Eitelkeit dieser Leute zu verspotten, denen sonst die Engelländer begierig nach zu lauffen pflegen“,²¹ treibt das Problem erst vollends hervor: das Problem des *maskierten* Tadlers, der als Plauderer, Schwätzer, Marktschreier selbst betreibt, was er kritisiert. Berührt ist damit ein intertextueller Sachverhalt, denn der Isaac Bickerstaff der Fußnote und der des Haupttexts sind zwar dem Namen nach ein und dieselbe Figur oder (was noch mehr heißt) derselbe fiktive Autor. Doch ist der Kalendermacher, der in seinen *Predictions for the Year 1708* freigebig aus den Sternen bevorstehende Tode realer Zeitgenossen prophezeit, die Figur des (realen) Autors Jonathan Swift,²² die Richard Steele in *The TATLER. By Isaac Bickerstaff Esq;* (so steht es vom 12. April 1709 an jeweils im Kopf der Nummer) aufgreift und ihre publizistische Karriere fortsetzen läßt.²³ Ich komme darauf zurück, zunächst aber gilt es dem Wort ‚tadeln‘ auf den Grund zu gehen.

Daß das Problem an der wortgeschichtlichen Wurzel zu suchen ist, deutet sich an, wenn man etymologisch interessierte Wörterbücher zu Rate zieht. Und zwar um so mehr, je weiter man zurückgeht. Der elfte Band des Grimmschen Wörterbuchs, dessen erste drei Lieferungen 1890/91 noch von Matthias Lexer, Verfasser des nach wie vor einschlägigen *Mittelhochdeutschen Handwörterbuchs*, stammen, stellt zur Wortgeschichte in geradezu schroffer Kürze fest, das Wort ‚Tadel‘, mittelhochdeutsch *tadel*, finde sich „zuerst in WOLFRAMS *Parzival* 228,7 mit der variante *zadel* (*mangel, gebrechen, besonders an lebensmitteln*)“, Schmeller und vor ihm schon Haltaus hätten „vermutet, dasz das dunkle wort *tadel* eine aus der ältesten sprache erhaltene nebenform von *zadel* sei“.²⁴ ‚Das dunkle Wort‘: mehr explizite Problemanzeige ist bei Grimm nicht zu haben. Implizit macht es (das Problem) sich freilich in der Ansetzung zweier Bedeutungen bemerkbar, deren Zusammenhang sich nicht von selbst versteht: erstens nämlich bedeute

²⁰ Mencke (1716), S. 111–112.

²¹ Mencke (1716), S. 111.

²² Vgl. [Swift] (1708).

²³ Vgl. [Steele] (April 12. 1709), unpag.

²⁴ Grimm (1935), Sp. 8.

‚TADEL‘ „körperliche oder geistige fehlerhaftigkeit, makel, gebrechen, mangel“, zweitens „erst nhd. (aber nicht in den mundarten) als gegensatz von lob, das aufdecken eines fehlers, ein misbilligendes, fehlerhaftigkeit oder ungenügendes aussprechendes urtheil“. ²⁵ ‚Tadel‘ meint also den Fehler und das im Dienst der Fehlerbekämpfung stehende Benennen des Fehlers, von einer Sprechposition aus, die von diesem Fehler frei ist. Das *via* ‚tadeln‘ von der zweiten Bedeutung abgeleitete *nomen agentis* ‚Tadler‘ impliziert also (zugespitzt) *Tadellosigkeit* des Tadelnden.

Für ‚Tadel‘ in dieser zweiten, nicht die fehlerhafte Sache, sondern das Benennen des Fehlers bezeichnenden Bedeutungsdimension gibt das Grimmsche Wörterbuch als früheste Referenz Kaspar Stielers *Teutschen Sprachschatz* von 1691 an. Stielers nach Wortstämmen geordnetes Wörterbuch bringt diese Bedeutung nun aber nicht nur, sondern setzt sie mit dem (laut Grimm sekundären) Verb ‚Tadeln/ getadelt‘ als Ausgangspunkt für dazu gebildete Ableitungen an, darunter an letzter Stelle (vor dem davon wiederum abgeleiteten ‚Tadelich/ & Tadelhaft‘) auch der ‚Tadel‘, als dessen Bedeutungen (in gegenüber Grimm umgekehrter Reihenfolge) notiert werden „*correptio, vituperium, & ipsum peccatum, erratum, defectus, vitium*“. ²⁶ Anders als das Grimmsche Wörterbuch (und nach ihm die etymologischen Wörterbücher von Kluge und Pfeiffer) erklärt der *Teutsche Sprachschatz* die Herkunft des Verbums ‚Tadeln‘ (das durchaus nicht erst für neu-hochdeutsch gehalten wird) aber nicht für dunkel, sondern für offensichtlich – und eröffnet dem Wort damit den denkbar weitesten semantischen Spielraum. Der Eintrag lautet (bevor Beispiele und Komposita folgen) so:

Tadeln/ getadelt/ *carpere, taxare, reprehendere, culpare, aliud nihil est, nisi verbum à Talen/ inquirere in mores alicujus. Tadeln enim propr. est verbis in aliquid invehi, qvomodo Dradeln à Drat/ & Drehen dicitur, & Stadel à Staht/ de qvo supr. in voc. Stehen. Sic Adel venit ab Alt/ senex, sive Ad/ pater. Wadeln à Wehen etc.* ²⁷

Wenn ‚Tadeln‘ von ‚Talen‘ abstammt, ein intensiviertes ‚Talen‘ ist, dann steht das Wortemachen am Anfang des Tadelns: „*Tadeln enim propr[ie] est verbis in aliquid invehi*“ (Tadeln meint nämlich *eigentlich* ‚mit Worten auf etwas losgehen‘). Das Stammwort ‚**Tal/ & Tale/ die**‘ wiederum wird als „*antiquissima vox Germanica*“ notiert mit der Bedeutung „*Lingva, loqvela, sermo, idioma*“, und was sich anschließt, läßt die 1716/17 beobachtete Übersetzungsalternative für den *Tatler* – ‚Plauderer‘ oder ‚Tadler‘ – unerwartet nah unter dem Dach *einer* Wortfamilie zusammenrücken, unter Einschluß sogar noch der Übersetzungsfrage selbst. Weiter heißt es nämlich im Anschluß an das niederländische „*Ons Moeders Tale/ lingva vernacula*“:

atqve ab hinc est Talk/ sive Tolk/ der/ interpres, qvem nos appellamus Dolmetsch/ qvi meliùs diceretur Talmensch/ i. e. Homo lingvæ peritus [...]. A Tal porrò est

²⁵ Grimm (1935), Sp. 8–9.

²⁶ [Stieler] (1691), Sp. 2253.

²⁷ [Stieler] (1691), Sp. 2252.

Talen/inqvirere, sciscitari, & *aliâ dialectô* Dallen/garrire, à *quô* ein alter Daller/senex loqvax, & *secundum aliquos Dale/ sive Dole/ die/* monedula, garrit enim. Talerey/ **die/** loqvacitas, nugæ, spermologia.²⁸

,Tadeln‘, ,Dolmetschen‘, ,Schwätzen‘ erscheinen so als Varianten intensiven und/ oder wortreichen Gebrauchs von Sprache, der durchaus als semantische Gratwanderung begriffen ist: vom Menschen zur Dohle ist es nicht weit. Und nicht nur das womöglich lautmalende ,Plappern‘ (*garrire*) sitzt mit am Familientisch, sondern – über das bei Stieler von ,Tale‘ abgeleitete ,**Zehlen/ gezehlet**‘ – auch das fabulierende ,Erzählen‘ (*narrare*).²⁹

Fast will es scheinen, als ließe sich aus der Familie des Stammworts ,Tal/ & Tale‘ eine Poetik der Moralischen Wochenschrift extrapolieren,³⁰ deren archetypische Titel und federführende Verfasser dann *The Tatler* und *Die Vernünftigen Tadlerinnen* hießen. Gesetzt den Fall, die Ambiguität des Worts ,Tadeln‘ zwischen „carpere, taxare, reprehendere“ auf der einen Seite und „garrire“ sowie „narrare“ auf der andern wäre 1725 bei der Titelwahl für die *Vernünftigen Tadlerinnen* im Blick gewesen, dann wäre es gerade die resonierende Wechselwirkung mit dem *Tatler*, die im Titel *Die Vernünftigen Tadlerinnen* mitzudenken ist. Ich will unter der Voraussetzung einer solchen Resonanz – die *Tadlerinnen* rechnen bei ihrer Titelwahl auf die assoziative Nähe zum englischen *Tatler*, kommentieren ihn dadurch implizit und ziehen sich zugleich selbst dessen Konnotationen zu – abschließend einige Bemerkungen zum publizistischen Auftritt der *Tadlerinnen* und zu dessen Rezeption machen. Bevor ich das aber tue, rufe ich Johann Christoph Adelungs *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* noch in den Zeugenstand, um die Annahme, die apodiktische Rede des Grimmschen Wörterbuchs vom „*dunkle[n] wort tadel*“³¹ bringe disziplinierend ein früheres, schwer kontrollierbares Sprachwissen zum Schweigen, nicht allein Stielers *Teutschem Sprachschatz* aufzulasten. Adelungs strikt alphabetisch verfahrenes Wörterbuch verteilt die etymologischen Überlegungen zu diesem Wortstamm auf zwei Anmerkungen. Die erste (zum Lemma ,Der Tadel‘) verfolgt eine Linie, die semantisch ganz der auch hier als erste angesetzten Bedeutung „Eine

²⁸ [Stieler] (1691), Sp. 2249.

²⁹ Vgl. [Stieler] (1691), Sp. 2249–2250. In diesem Zusammenhang ist, zwar nicht lexikographiegeschichtlich, denn Stieler versteht ,Erzählen‘ als sekundäre, d.i. metaphorische, Bedeutung von ,Zählen‘, wohl aber wortgeschichtlich interessant die 2011 erschienene Arbeit von Moritz Wedell: *Zählen. Semantische und praxeologische Studien zum numerischen Wissen im Mittelalter* (Wedell [2011]), die ausgehend von der Handhabung und Versprachlichung des Kerbholzes erstens zeigt, daß die primäre Bedeutung von ,Zählen‘ nicht die numerische ist, sondern eine diskursive, die die Kerben des Kerbholzes situativ kontextualisierend deiktisch ,zum Sprechen bringt‘, und zweitens, daß diese Diskursivierung verbunden ist mit einem Bewertungs- und Autorisierungsdiskurs, der für die normative Dimension von Tadeln nicht unerheblich ist (wiewohl Wedell dieser Spur nicht folgt).

³⁰ Zum generischen Format Moralische Wochenschrift nach wie vor grundlegend Martens (1968).

³¹ Grimm (1935), Sp. 8.

körperliche und in weitem Verstande, eine jede Unvollkommenheit, ein Fehler“ verpflichtet ist:

Im Dänischen Dadel, in einigen Oberdeutschen Gegenden Zadel. Die Niedersachsen kennen dieses Wort nicht, und auch bey den ältesten Oberdeutschen Schriftstellern hat es sich bisher noch nicht finden lassen. Indessen scheint es doch ein altes Wort zu seyn. Die Endsylbe bezeichnet ein Ding, ein Subject, daher es nur auf die Sylbe Tad ankommt. Es scheint, daß dieses körperliche Verunstaltung, Verstümmelung, oder auch Befleckung bedeutet habe, da es denn entweder zu dem Holländ. Todde, Fetzen, Lumpen, Engl. Tatter, Nieders. Talter, oder auch zu dem Jßländ. Tad, Koth, und vielleicht auch zu unserm Sudel gehören würde. Mit einem andern Endlaute ist im Schwed. tälja, sowohl schneiden, theilen, als auch tadeln.

Am Ende steht, adversativ, der Hinweis „S. indessen auch Tadeln“.³² Die Anmerkung zu ‚Tadeln‘ teilt mit:

Im Niedersächsischen und bey den ältern Oberdeutschen Schriftstellern kommt es so wenig vor, als das Hauptwort Tadel. Indessen zeigt sich ein doppelter Weg, die Abstammung dieses Wortes anzugeben. 1. Von einem veralteten Tad, Verstümmelung, oder auch Schmutzflecken, so daß das Zeitwort tadeln, eigentlich von dem Hauptworte Tadel abstammen würde, S. das letztere. 2. Von dem noch in den gemeinen Sprecharten mancher Gegenden üblichen taddeln, Nieders. tateln, plaudern, schnattern, als eine Onomatopöie, und welches in engerer Bedeutung auch schelten, Mängel und Fehler ungestüm durch Worte entdecken, bedeutet hat. Bey den Krainerischen Wenden ist tadlam noch jetzt, ich schelte.³³

Hier sind wir offenkundig bei Stielers „verbis [...] inveni“, das im *Teutschen Sprachschatz* auf das Stammwort ‚Tal/ & Tale‘ zurückgeführt wird. Bei Adelung geht es aber so weiter:

Allein, da das Deutsche tadeln weder den Begriff des Ungestümes, noch der Schwatzhaftigkeit bey sich hat, so scheint die erste Ableitung die wahrscheinlichste zu seyn, und da würden unser tadeln, und das gemeine taddeln, schwatzen, eben so zufällige Onomatopöien seyn, als das Angels. taellan, Engl. tell, erzählen, und unser theilen; und das Schwed. tälja, tadeln, und tälja, schneiden, theilen.³⁴

Allein, wie überzeugend ist die Feststellung, das deutsche ‚tadeln‘ habe „weder den Begriff des Ungestümes, noch der Schwatzhaftigkeit bey sich“, so möchte man replizieren, wenn das im Alphabet unmittelbar folgende Lemma, ‚Die Tadelsucht‘, so paraphrasiert wird: „die Sucht, d. i. ungeordnete anhaltende heftige Neigung oder Fertigkeit zu tadeln“?³⁵

Nehmen wir also an, die Tadlerinnen operieren Ende 1724, Anfang 1725 bei der Titelfindung für ihre Wochenschrift vor dem bedeutungs- und sprachgeschicht-

³² Adelung (1801), Sp. 513.

³³ Adelung (1801), Sp. 513–514.

³⁴ Adelung (1801), Sp. 514.

³⁵ Adelung (1801), Sp. 514.

lich weiten Horizont, den Stielers *Teutscher Sprachschatz* eröffnet, sowie vor dem gattungsgeschichtlich aufgerufenen intertextuellen Anspielungshorizont von Isaac Bickerstaffs *The Tatler*. Und nehmen wir an, daß sich das intertextuelle Anspielungspotential nicht auf die Titelgebung beschränkt, sondern auch die spezifische Konstruktion dieser fiktiven Verfasserschaft mitumfaßt. Dann liest sich das Erste Stück vom 3. Jenner 1725, das die fiktiven Verfasserinnen und das neue Blatt exponiert, regelrecht wie eine Antwort auf diesen Erwartungshorizont.

In der Geschichte der noch jungen, im expliziten Rückbezug auf die englischen Vorbilder im deutschen Sprachraum sich erst konstituierenden Gattung *neu* ist die Entscheidung, Federführung und Publikationsverantwortung in weibliche Hände zu legen. Gerade diese Entscheidung aber bleibt für die Titelwahl im Resonanzraum des englischen *Tatler* nicht folgenlos, ist doch das Schwatzen vorzugsweise dem weiblichen Geschlecht zugeordnet: Tadlerinnen sind nachgerade prädestiniert, ‚Tatlerinnen‘ zu werden. Wo die *Lucubrations of Isaac Bickerstaff* (so der spätere Titel auf dem Titelblatt des gebundenen Bands)³⁶ durch den identischen Namen (einen sprechenden Namen übrigens: ‚Zankapfel‘) den gegen die Astrologie zu Felde ziehenden Astrologen Swifts und den geschwätzigem Verfasser des *Tatler* zu *einer* ambigen Figur überblenden, werden Tadlerinnen und ‚Tatlerinnen‘ im Echoraum etymologischen Gleichklangs nicht minder ambig *ins*. Der erste Absatz setzt das in Szene (und zwar buchstäblich, im Modus quasi-dramatischer Rede):

WAS ist das wieder vor eine neue Hirn-Geburt? Es wird ietzo Mode, daß man gern einen Sitten-Lehrer abgeben will. Haben wir aber nicht von Manns-Personen moralische Schriften genug; und muß sich das weibliche Geschlechte auch ins Spiel mischen? Es wird gewiß ein erbares Caffee-Cränzchen seyn, welches bey dem Überflusse müßiger Stunden gewohnt ist, alles zu beurtheilen und durchzuhecheln. Die guten Kinder müssen wohl dem Sirach zeitig aus der Schule gelauffen seyn; sonst würden sie seine Lehre besser gefasset haben: **Laß dich nicht zu klug düncken iedermann zu tadeln**. Wenn doch die lieben Momus-Schwestern sich wieder in die Aufsicht dieses klugen Hauß-Lehrers begeben wollten: so würde ihnen ihr unzeitiger Kützel, vielleicht zu ihrem eigenen Vortheile, vergehen.³⁷

Wer hier, in vorgestellt wörtlicher Rede, spricht, sind die „Manns-Personen“, die angesichts des „in den öffentlichen Zeitungen“ annoncierten Projekts unter dem Titel *Die Vernünftigen Tadlerinnen* ‚Tadeln‘ sofort in der Negativvariante exzessiver Tadelsucht verstehen („alles [...] durch[]hecheln“, „**iedermann** [...] **tadeln**“) und dies, situiert am topischen Ort weiblicher Schwatzhaftigkeit, dem „Caffee-Cränzchen“, mit dem Exzeß des Wortemachens überhaupt engführen.³⁸ Dabei verfahren sie bibelfest, denn das Zitat aus Jesus Sirach („**Laß dich nicht zu klug düncken iedermann zu tadeln**“) eröffnet die erste der „3. Abtheilungen“

³⁶Vgl. [Steele] (1710).

³⁷[Gottsched] (1725), S. 1. Fettdruck im Original Schwabacher (als Auszeichnungsschrift im Fraktursatz).

³⁸[Gottsched] (1725), S. 2 und 1.

des sechsten Kapitels, und die steht (in der Lutherbibel von 1717) unter der Überschrift „Zähmung der Zungen“.³⁹

Allerdings gibt es zu diesem Vers aus dem Buch Sirach auch Kleingedrucktes, in Gestalt einer Anmerkung zum Lemma ‚Tadeln‘: „(Tadeln) Das sind die Splitterrichter/ die ihres Balkens vergessen.“⁴⁰ Damit bekommt die von den Tadlerinnen in ihrer ersten Nummer vorangestellte szenische Rede einen doppelten Boden. Denn die „Manns-Personen“, die sich hier, mit deutlichen Merkmalen mündlicher Rede, die Mäuler zerreißen, sind selbst am Vorverurteilen, Durchhecheln und Tadeln, dem „Caffee-Cränzchen“ tritt sein topisches Komplement zur Seite: männliches Stammtischgeschwätz (die biblische Dialektik von Splitter und Balken). Entsprechend kehren die Tadlerinnen den Spieß (der freilich selbst zum Balken werden kann) sogleich um, belassen es aber, zwischen Überlegenheit und Dünkel balancierend, bei der bloßen Geste: „Und diese“, schreiben sie, bevor sie ihr Schreibprojekt exponieren, „würden gewiß verdienen, ihres unbedacht-samen Ausspruches halber, am ersten von uns getadelt zu werden. Wir vergeben ihnen aber dismahl ihre Ubereilung.“⁴¹ Warum? Weil die Tadlerinnen tatsächlich Unerhörtes vorhaben:

Denn obwohl die lebhaften Engelländerinnen, und so gar die Schweitzerinnen den Ruhm erlanget, daß sie zu einigen bekannten Sitten-Schriften nicht wenig beygetragen haben: so sind doch ihre Arbeiten nicht anders, als durch die Vermittelung gelehrter Manns-Personen, der neugierigen Welt mitgetheilet worden.⁴²

An diesem Punkt sind die Tadlerinnen, jenseits der omnipräsenten Resonanz des gleichlautenden Titels, dem *Tatler* am nächsten. Denn was in der Pluralrede von „Engelländerinnen“ und „Schweitzerinnen“ unspektakulär auf die gattungstypische Praxis des Einrückens von Leserbriefen auch von *Leserinnen* beziehbar ist, hebt im Gattungsvergleich singulär den *Tatler* heraus. Ist dort doch bereits im zehnten Stück „Mrs. Jenny Distaff, *Half Sister to Mr. Bickerstaff*“ bevollmächtigt, „with Liberty to speak it my own Way, not doubting the Allowances which would be given to a Writer of my Sex“.⁴³

Solche „Allowances“ gegenüber schreibenden *Frauen* setzen die Tadlerinnen – die (wie *The Tatler* in bezug auf die bereits veröffentlichten astrologischen Prophezeiungen des Isaac Bickerstaff) kein unbeschriebenes Blatt sein wollen, sondern Palimpsest – voraus, um von diesem Erwartungshorizont weiblicher Plauderei, kein Maß findender Tadelsucht markant (sie nennen das: „vernünftig“) abzuweichen.⁴⁴ Daß das Tadeln – wie zeitgleich im *Philosophischen Lexicon* von

³⁹Luther (1717), S. 1047.

⁴⁰Luther (1717), S. 1047.

⁴¹[Gottsched] (1725), S. 1–2.

⁴²[Gottsched] (1725), S. 2.

⁴³[Steele] (April 30 to May 3. 1709), unpag.

⁴⁴[Gottsched] (1725), S. 6.

Walch festgestellt – leichter „ungereimt[]“ als begründet ausfällt,⁴⁵ bildet den Ausgangspunkt ihrer Titelscheidung, ihr Ziel ist eine Positivierung des erwartbar Negativen, die performativ in jedem Stück neu geleistet werden muß (eine Spannung, die den Reiz des jederzeit möglichen Fehltritts vom Tadeln zum ‚Tatteln‘ produziert):

In unserer ersten Zusammenkunft wurde fest gesetzt, daß unsere wöchentliche Schriften den Namen **der vernünftigen Tadlerinnen** führen solten. Das klingt großsprecherisch und verwegen genug! [erneut vorweggenommene Rezeption in quasi-wörtlicher Rede] so wird mancher denken. Allein gemacht, meine Freunde! höret zuvor unsere Erklärung darüber an. [es folgt eine Art Lexikondefinition:] Tadeln heisset unserer Einsicht nach, die Fehler und Schwachheiten der Menschen beurtheilen, und diese Urtheile durch Worte oder Schriften zuverstehen geben. Wir halten dieses für eine Sache, die nach Beschaffenheit der Umstände gut oder böse, löblich oder sträflich werden kan; obgleich das letzte weit gemeiner ist, als das erste.⁴⁶

Dem Duktus nach müßte jetzt die Begründung dafür kommen, warum die Tadlerinnen *ihr* Tadeln als ‚vernünftig‘ bezeichnen und also Ausnahme von der ‚gemeinen‘ Regel zu sein beanspruchen. Genau dies kommt jedoch – vorerst – nicht, statt dessen wird *erzählt*: Beispielgeschichten, von Simplex und Simplicia (die „[n]ichts als solche Fehler“ tadeln, „die kein Mensch ändern kann“), von Momus (der als „ungereimter Grillenfänger“ ganz nach der Walchschen Definition des Tadelsüchtigen „seine scharffe Beurtheilungs-Kraft [...] sehen lassen“ will) und von dem „Lieblosen **Schadenfroh**“ (der verletzend tadelt statt „wohlgemeynt[] und liebeich[]“).⁴⁷

Auch im Fortgang treten die Tadlerinnen gerade nicht als „Sitten-Lehrer“ auf,⁴⁸ sondern ein ums andre Mal als ‚Tadlerinnen‘: plaudernd „dulci utile miscendo“,⁴⁹ nicht ohne sich von Zeit zu Zeit in performative Widersprüche zu verstricken – beispielsweise wenn im Dritten Stück vom 17. Jenner 1725 die Tadlerin Jris in ihrer Empörung über den Flirt in der „Nachmittags-Predigt“ zwischen Liebknecht und Bellinde sich so ablenken läßt, daß sie im ganzen Stück nur über die Liebelei, nichts über die Predigt zu schreiben weiß.⁵⁰ Einen ersten Höhepunkt (und mit ihm will ich meinen Spaziergang schließen) findet dies spannungsvoll-widersprüchliche Ineins von Tad- und Tatterinnen genau zur Halbzeit des ersten Jahres, im Fünfundzwanzigsten und Sechszwanzigsten Stück vom 20. und 27. Juni. Im Fünfundzwanzigsten Stück, wiewohl es am Ende durch „Die Tadlerinnen“ unterschrieben ist (von allen dreien also),⁵¹ werden die Tadlerinnen nämlich von einer anonymen Instanz performativ entmachtet, die tut, was die Tadlerinnen zu Beginn des Ersten Stücks selbst getan haben: dem Gegner quasidramatisch Stimme leihen, um ihn

⁴⁵ [Gottsched] (1725), S. 5.

⁴⁶ [Gottsched] (1725), S. 4. Fettdruck im Original Schwabacher.

⁴⁷ [Gottsched] (1725), S. 4–6. Fettdruck im Original Schwabacher.

⁴⁸ [Gottsched] (1725), S. 1.

⁴⁹ Anonym (1710), fol. A2^v.

⁵⁰ [Gottsched] (1725), S. 17.

⁵¹ [Gottsched] (1725), S. 200.

gerade nicht zu Wort kommen zu lassen. Der namenlose Kritiker (eine Manns-Person vermutlich) fordert nun also in einer Generalabrechnung die Tadlerinnen ultimativ zum Aufhören auf, um daraufhin ihre zunehmend ungehaltene Reaktion zu imaginieren und dialogisch in Szene zu setzen. Ich zitiere den Anfang:

Jhr unzeitigen Tadlerinnen, wenn werdet ihr endlich eurer Schmähsucht müde werden? Wenn werdet ihr eure Hecheln stumpf und eure Federn unbrauchbar gemacht haben? Man will euch ja nicht hören! Eure ungebetene Moral darf also nur zu Hause bleiben. Höret auf närrische Mägdgen, höret auf so naseweise zu seyn. [...]

Ich höre, daß ihr euch auf die Vernunft beruffet: Wir sind ja **vernünftige Tadlerinnen!** sprecht ihr. Ja, wenn das wahr wäre! Fraget nur die Leute in eurer Stadt, fraget an allen den Orten, wo Spörl [der Verleger] eure Mißgeburten der Welt aufgedrungen hat: so werdet ihr andre Titel hören. Unsinnige Tadlerinnen sind es, wird man sagen. Da habt ihrs; das ist euer Name. Jhr wollt böse darüber werden, wie ich mercke. Wie? fragt ihr, folgen wir nicht den Regeln der Vernunft? tadeln wir nicht das tadelnswürdige?⁵²

Und so weiter, das Stück wird unaufhaltsam zur *self-fulfilling prophecy*, denn der Vorwurf des namenlosen Kritikers zielt gerade auf den *Anspruch* vernünftigen Tadelns, der kein „Vorzug“ sei, sondern „eine gemeine Sache“, die „häuffig im Schwange geh[e]“: „Wo ist ein Hauß ohne eine solche Richterin ihrer Nachbarn, Bekanten und Verwannten? **Sulpitia** spottet und schwatzet ohn Unterlaß, Ihre Tochter **Clelia** sitzt bey der Hechel, und ihre Magd **Verbosa** treibt eben das Handwerk“⁵³ – das Handwerk von ‚Tadlerinnen‘ offenkundig. *Verbositas* allerdings ist ihnen im Stück vom 20. Juni nicht vorzuwerfen: sie sind buchstäblich *nicht* zu Wort gekommen. Vor der Folie dieses Tiefpunkts (den „Vernünftigen Tadlerinnen“ wird das Wort entzogen und der Titel des Blatts streitig gemacht) ist das nächste, von Calliste verantwortete Stück zu lesen: als Zugeständnis an den „Geschmack[] unsrer Zeiten“ wolle man ein Totengespräch schreiben.⁵⁴ Damit nicht genug, wird der männliche Archeget der Gattung (kein Modeautor, sondern der antike Satiriker Lukian) herausgefordert: kommentarlos gegeneinandergeschnitten sind erst „**Lucians 7te Unterredung**“, „**Das 10te Gespräch**“ und „**Das 17. Gespräche Lucians**“ zu lesen, die nach einem Vorgeplänkel mit dem Götterboten Mercurius Gerichtssituationen unter den Totenrichtern Pluto und Minos vollkommen aus dem Ruder laufen lassen,⁵⁵ dann Callistes Gegenwurf eines bestens funktionierenden *weiblichen* Totengerichts unter der *ad hoc* dem überforderten Pluto unter die Arme greifenden Proserpina in zwei Szenen.⁵⁶ „[V]ernünftig“? „[G]roßsprecherisch und verwegen“? Das eine *und* das andere.

Erst indem die Spannung zwischen ‚Tadlerinnen‘ und ‚Tadlerinnen‘ sich auflöst, mit der Offenlegung der wahren Verfasserschaft *eines* Manns anstelle dreier Frauen im letzten Stück vom 27. Dezember 1726 der Titel zum bloßen „Nahmen

⁵² [Gottsched] (1725), S. 193–194. Fettdruck im Original Schwabacher.

⁵³ [Gottsched] (1725), S. 194. Fettdruck im Original Schwabacher.

⁵⁴ [Gottsched] (1725), S. 201.

⁵⁵ [Gottsched] (1725), S. 202–205. Fettdruck im Original Schwabacher.

⁵⁶ Vgl. [Gottsched] (1725), S. 205–208.

der vernünftigen Tadlerinnen“ wird, der im Dienst einer guten Sache gestanden habe,⁵⁷ erst indem das ‚Tadeln‘ semantisch vom ‚Taddeln‘ der „gemeinen Sprecharten“, dem ambigen Schwatzen, getrennt und die Herkunft des Worts kurzerhand für ‚dunkel‘ erklärt wird, werden *Die Vernünftigen Tadlerinnen* zur „wöchentliche[n] moralische[n] Schriff“ des „berühmten Herrn Prof. **Johann Christoph Gottsched**“. „Es stellet diese Schriff“, so heißt es 1744 im einundvierzigsten Band des Zedlerschen *Universal-Lexicons* unter dem Lemma ‚Tadlerin, (die vernünftige)‘ weiter, „Frauenzimmer, so die Fehler beyderley Geschlechts beurtheilen, und dererselben Verbesserungs-Mittel an die Hand geben, vor.“⁵⁸

Bevor ihnen die Maske abgezogen wurde, waren die Tadlerinnen, ausgerechnet im pietistischen Halle, zu einem Gutteil auch Komödiantinnen.

Nachschrift im Februar 2022: Der Zufall will es, daß ich die Korrekturen dieses Beitrags bekomme, während ich als Zweitgutachterin eine Basler Dissertation unter dem Titel *Wildes Übersetzen* lese. Mir scheint, eine Relektüre der hier spaziergängerisch vorgestellten Texte unter der dort eröffneten systematischen Perspektive könnte der Mühe wert sein. Da es aber nicht meines Amtes ist, eine noch unveröffentlichte Dissertation auszuapludern, möge ein Wink in die Zukunft genügen: *Wildes Übersetzen. Zu Theorie und Geschichte eines literarischen Verfahrens bei Johann Fischart und Arno Schmidt. Dissertation zur Erlangung der Würde eines Doktors der Philosophie vorgelegt der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel von Jodok Trösch.*

Literatur

Adelung, Johann Christoph. 1801. Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen, von Johann Christoph Adelung, Churfürstl. Sächs. Hofrathe und Ober-Bibliothekar. Vierter Theil, von Seb – Z. Mit Röm. Kais. auch K. K. u. Erz. Österr. gnädigsten Privilegio über gesammte Erblände. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1801. Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München (Signatur: 4 L.germ. 2-4).

Anonym. 1710. EPISTOLARUM Obscurorum Virorum, ad DM. M. ORTUINUM GRATIUM VOLUMINA II. *Ex tam multis Libris conglutinata, quòd unus pinguis cocus per decem annos, oves, boves, sues, grues, passeres, anseres, &c. coquere, vel aliquis fumosus calefactor centum magna hypocausta per viginti annos ab eis calefacere posset.* Accesserunt huic Editioni, EPISTOLA Magistri Benedicti Passavantii ad D. Petrum Lysetum. ET *La COMPLAINTE de Messire Pierre Lyset sur le Trespas de son Feunez.* LONDINI: Impensis HEN. CLEMENTS, ad insigne *Lunæ falcate*, in Cœmeterio Ædis Divi Pauli. M DCC X. Exemplar der Library of the University of Michigan (Signatur: 270.6 E64 1710).

Anonym. 1716. Teutsch-Englisches LEXICON, Worinnen nicht allein die Wörter, samt den Nenn- Bey- und Sprich-Wörtern, Sondern auch so wol die eigentliche als verblümete

⁵⁷ [Gottsched] (1726), S. 409.

⁵⁸ Anonym (1744), Sp. 1355. Fettdruck im Original Schwabacher.

- Redens-arten verzeichnet sind. Aus den besten Scribenten und vorhandenen DICTIONARIIS mit grossem fleiß zusammen getragen. Das erste so iemahls gemacht worden. Leipzig bey Thomas Fritschen 1716. Exemplar der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (Signatur: Ling.Angl.19-2).
- Anonym. 1717. Der X. Articul. *Dissertation* von der Englischen Poesie. *Neue Bibliothec Oder Nachricht und Urtheile von neuen Büchern Und allerhand zur Gelehrsamkeit dienenden Sachen*. Vier und sechzigstes Stück. Frankf. und Leipzig. A. 1717. Zu finden in der Rengerischen Buchhandl.: 579–590. Exemplar der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (Signatur: 8 Eph Lit 144/5:64).
- Anonym. 1744. Grosses vollständiges *UNIVERSAL-LEXICON* Aller Wissenschaften und Künste, Welche bishero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden. [...] Ein und Vierzigster Band, Suin – Tarn. Leipzig und Halle, Verlegt Johann Heinrich Zedler. 1744. Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München (Signatur: 2 Enc. 23-41).
- Anonym. 1853. Sammlung aller gleich- und ähnlich lautenden Wörter der deutschen Sprache. Zum Schul- und Hausgebrauch. Neuburg ^{a/}_D. Verlag von Johann Prechter. 1853. Exemplar der Bayerischen Staatsbibliothek München (Signatur: L. germ. 228^{lm}).
- Brandes, Helga. 1993. Nachwort der Herausgeberin. In *Die Vernünftigen Tadlerinnen 1725–1726. Herausgegeben von Johann Christoph Gottsched. Im Anhang einige Stücke aus der 2. und 3. Auflage 1738 und 1748*. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort, einer Themenübersicht und einem Inhaltsverzeichnis versehen von Helga Brandes. Zweiter Teil 1726, 1*–47*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms.
- Flathe, Heinrich Theodor. 1885. Mencke, Johann Burchard. In *Allgemeine Deutsche Biographie* 21: 310–311.
- [Gottsched, Johann Christoph]. 1725. Die Vernünftigen Tadlerinnen. Erster Jahr-Theil 1725. HALLE im Magdeburgischen, Verlegt Johann Adam Spörl/ des Königl. Preußl. Reformirten Gymnasii illustris privileg. Buchhändler. Mein Exemplar.
- [Gottsched, Johann Christoph]. 1726. Die Vernünftigen Tadlerinnen. Andrer Jahr-Theil 1726. LEJPZIG/ Bey Johann Friedrich Brauns, sel. Erben. Anno 1727. Mein Exemplar.
- Grimm, Jacob und Wilhelm. 1935. *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*. Elfter Band. I. Abteilung I. Teil: T–treftig. Bearbeitet von Matthias Lexer, Dietrich Kralik, und der Arbeitsstelle des Deutschen Wörterbuchs. Leipzig: Hirzel.
- Hammerstein, Notker. 1994. Mencke, Johann Burchard. In *Neue Deutsche Biographie* 17: 34–35.
- Ludwig, Christian. 1706. A DICTIONARY ENGLISH, GERMAN AND FRENCH, Containing not only the English words in their Alphabetical Order, together with their several significations; but also their proper Accent, Phrases, Figurative Speeches, Idioms, & Proverbs, *Taken from the best new ENGLISH DICTIONARIES*. Englisch-Teutsch-Frantzösisch LEXICON, Worinnen nicht allein die Englischen worte in ihrer gehörigen ordnung, samt ihrer verschiedenen bedeutung, sondern auch der worte eigentlicher accent, und die figürlichen redens-arten, idiotismi und sprichwörter enthalten sind, Aus den besten und neuesten Englischen DICTIONARIIS Verfertigt von M. CHRISTIAN LVDWIG. Leipzig, Bey Thomas Fritschen, 1706. Exemplar der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (Signatur: Ling. Angl.19-1).
- Luther, Martin. 1717. *BIBLIA*, Das ist: Die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, von Herrn D. Martin Luther ins Teutsche übersetzt: Samt denen Apocryphis. Nach den besten Exemplarien aufs neu durchsehen; Mit des seligen Übersetzers Lehrreichen Vorreden und eingeruckten Glossen, auch vielen gleichlautenden Schrift-Stellen/ Deßgleichen mit eines jeden Capitels Abtheilungen und Summarien/ (welche man durchgehends gehöriger Orten einschalt hat) dann mit schönen Kupfern ausgeziert und an das Licht gebracht. Nürnberg/ In Verlegung Johann Andreä Endters seel. Sohn und Erben. 1717. Exemplar der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg (Signatur: 4 H 77).
- Martens, Wolfgang. 1968. *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*. Stuttgart: Metzler.

- Mencke, Burckhardt. 1716. Andre Rede. In *Herrn Joh. Burckhardt Menckens Zwey Reden von der Charlatanerie oder Marcktschreyerey der Gelehrten, Nebst verschiedner Autoren Anmerkungen*. Mit Genehmigung des Hn. Verfassers nach der letzten vollständigsten Auflage übersetzt. Leipzig, Bey Joh. Friedrich Gleditschens seel. Sohn. 1716: 107–234.
- [Steele, Richard]. April 12. 1709. The TATLER. Numb. 1. By *Isaac Bickerstaff* Esq; LONDON: Printed for the Author, 1709. Exemplar der Bodleian Library, University of Oxford (Signatur: Hope fol. 91, item 3).
- [Steele, Richard]. April 30 to May 3. 1709. The TATLER. By *Mrs. Jenny Distaff*, *Half Sister to Mr. Bickerstaff*. From *Saturday April 30*. to *Tuesday May 3*. 1709. Sold by *John Morphew* near *Stationers-Hall*; where *Advertisements* are taken in. Exemplar der Bodleian Library, University of Oxford (Signatur: Hope fol. 91, item 3).
- [Steele, Richard]. 1710. THE LUCUBRATIONS OF *Isaac Bickerstaff* Esq; VOL. I. LONDON, Printed: And sold by *John Morphew*, near *Stationers-Hall*. MDCCX. Eighteenth Century Collections Online (leider ist nicht erkennbar, welches Exemplar digitalisiert wurde).
- [Stieler, Kaspar]. 1691. Der Deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs/ oder Teutscher Sprachschatz/ Worinnen alle und iede teutsche Wurzeln oder Stammwörter/ so viel deren annoch bekant und ietzo im Gebrauch seyn/ nebst ihrer Ankunfft/ abgeleiteten/ duppelungen/ und vornemsten Redarten/ mit guter lateinischen Tolmetschung und kunstgegründeten Anmerkungen befindlich. Samt einer Hochteutschen Letterkunst/ Nachschuß und teutschem Register. So Lehrenden als Lernenden/ zu beider Sprachen Kundigkeit/ nötig und nützlich/ durch unermüdeten Fleiß in vielen Jahren gesamlet von dem Spaten. Nürnberg/ in Verlegung *Johann Hofmanns*/ Buch- und Kunsthändlers daselbst. Gedruckt zu Altdorf/ von *Heinrich Meyern*/ der löbl. Univ. Buchdruckern. Im Jahr des HERRN 1691. Exemplar der Staatlichen Bibliothek Regensburg (Signatur: 999/4Ling.80).
- [Swift, Jonathan]. 1708. Esquire *Bickerstaff's* Most strange and wonderful PREDICTIONS For the YEAR 1708. Wherein the Month and Day of the Month are set down, when several most surprizing Accidents shall certainly come to pass, as particularly that the present *French King* shall Die on the 29th of *July*. The Pope to Die the 11th of *September*. The *Dauphin* the *French King's* Son to Die on the 7th of *May*. That *Partridge* the famous Astrologer is to Die on 29th of *March*. On the 23d of *May* a famous Actor of the Play-house will Die a ridiculous Death suitable to his Vocation. Upon the 26th of *August* will arrive from *Flanders* such a welcome Express of Victory, that a Thousand Bonfires will be made in *London* for Joy of the News, and in the same Month a noble Admiral will gain immortal Honour, by obtaining a signal Victory at Sea. On the 6th of *June* the City of *Paris* will be Burnt down to the Ground. Towards the end of *August* will be great Mischief done in *Bartholomew-Fair*, by the tumbling down of a Booth; with several other strange Things too tedious here to be related. *Licensed according to Order. London*, Printed for *T. Wise*, near *Fleet-street*. Eighteenth Century Collections Online (leider ist nicht erkennbar, welches Exemplar digitalisiert wurde).
- Walch, Johann Georg. 1726. Philosophisches LEXICON, Darinnen Die in allen Theilen der Philosophie, als Logic, Metaphysic, Physic, Pnevumatic, Ethic, natürlichen Theologie und Rechts-Gelehrsamkeit, wie auch Politic fürkommenden Materien und Kunst-Wörter erklärt und aus der Historie erläutert; die Streitigkeiten der ältern und neuern Philosophen erzehlet, die dahin gehörigen Bücher und Schrifften angeführet, und alles nach Alphabetischer Ordnung vorgestellt werden, Mit nöthigen Registern versehen und herausgegeben von *Johann Georg Walch*, der Heil. Schrifft Doctor. und P. P. auf der Universität Jena. Leipzig, Verlegt's *Joh. Friedrich Gleditschens* seel. Sohn. 1726. Exemplar der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg (Signatur: Phil 4061).
- Wedell, Moritz. 2011. *Zählen. Semantische und praxeologische Studien zum numerischen Wissen im Mittelalter*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Teil II
Sektion 2: Gattungen, Medien und Künste

Kapitel 9

Autorschaft und Übersetzen: Gryphius’ *Cardenio und Celinde* im Verhältnis zu einem verlorenen Drama Shakespeares



Romain Jobez

Im dramatischen Werk von Andreas Gryphius nimmt *Cardenio und Celinde* einen besonderen Platz ein. Oft hat die Forschung auf die Sonderstellung des Trauerspiels hingewiesen und dessen experimentellen Charakter anhand seines Vorwortes diskutiert.¹ Dort entschuldigt sich nämlich der Dramatiker bei seinen Leser*innen für die Nichteinhaltung der Ständeklausel:

Die Personen so eingeführet sind fast zu nidrig vor ein Traur-Spiel/ doch haette ich disem Mangel leicht abhelfen koennen/ wenn ich der Historien (die ich sonderlich zu behalten gesonnen) etwas zu nahe treten wollen.²

Neben diesen poetologischen Überlegungen zeichnet sich die Vorrede des Autors durch ihre Aufmachung als Rahmenerzählung aus: Ein angenehmer Abend unter Freunden in Amsterdam habe ihn veranlasst, so Gryphius, „den Verlauf dieser zwey ungluecklich Verlibeten zu erzehlen.“³ Auf den ersten Blick hat das Vorwort die Funktion eines paratextuellen Diskurses, den man mit Gérard Genette als „geeigneten Schauplatz für eine Pragmatik und eine Strategie, ein Einwirken auf die Öffentlichkeit im gut oder schlecht verstandenen oder geleisteten Dienst einer besseren Rezeption des Textes und einer relevanten Lektüre“⁴ definieren kann. Entsprechend dieser Definition wird das Trauerspiel mit einer *captatio benevolentiae* eingeführt, die die bemerkenswerte Diskrepanz zwischen der *elocutio* und der *inventio* entschuldigen soll:

¹ Vgl. summarisch Mahlmann-Bauer (2016).

² Gryphius (1991), S. 230.

³ Gryphius (1991), S. 229.

⁴ Genette (1989), S. 10.

R. Jobez (✉)

Département d’Arts du spectacle, Université de Caen Normandie, Normandie, France

E-Mail: Romain.jobez@rub.de; romain.jobez@unicaen.fr

Die Art zu reden ist gleichfalls nicht vil ueber die gemeine/ ohn daß hin und wider etliche hitzige und stechende Wort mit unterlaufen/ welche aber den Personen/ so hir entweder nicht klug/ oder doch verlibet; zu gut zu halten.⁵

Der Dichter bedauert die stilistische Inkongruenz seines Trauerspiels, verwirft jedoch die erzählerische Form, deren Wahl ihn dazu verleitet hätte, „eine Thorheit zu begehen.“⁶ Entgegen der Annahme, das Vorwort diene der Selbstinszenierung des Autors, ist Gryphius zunächst darauf bedacht, als Privatmann und unterhalt-samer Geschichtenerzähler in Erscheinung zu treten: „Zu foerderst aber wisse der Leser/ daß es Freunden zu gefallen geschriben; welche die Geschichte sonder Poetisch Erfindung begehret!“⁷ Erst die Niederschrift der „begehrten Geschicht-Beschreibung“⁸ stellt Gryphius vor seine eigentliche Aufgabe als Trauerspiel-dichter, der um die Erweiterung des poetologischen Spielraums bemüht ist.⁹

9.1 Das Verschwinden des Übersetzers im Vorwort

Barbara Mahlmann-Bauer deutet hingegen Gryphius' Abwehrhaltung gegen-über der erzählerischen Form positiv, indem sie seine dramaturgische Leistung hervorhebt. In diesem Sinne könne die „Transformation einer Liebesgeschichte in ein Bekehrungs-drama [...] von zeitgenössischen Lesern, die mit protestantischer Erbauungsliteratur und moralischen Anweisungen vertraut sind, als gelungene Übernahme eines fremdländischen Musters geschätzt werden.“¹⁰ Damit ist die Vorlage für *Cardenio und Celine* gemeint, die Erzählung *La fuerça del desengaño* aus der Novellensammlung *Sucesos y prodigios de amor* (1624) von Juan Pérez de Montalbán, dem Dichter des *Siglo de Oro*. Trotz der späteren Quellenidentifizierung sei jedoch rätselhaft, so Mahlmann-Bauer, wieso der Dramatiker seine Vorlage nicht angebe.¹¹ Im Gegenteil verwischt Gryphius m.E. die Spuren geradezu, indem er die Herkunft des Erzählstoffes in die Rahmen-erzählung eines launigen Abends unter Freunden einfügt. In diesem Zusammen-hang erfüllt die Vorrede an den Leser die Funktion einer „Schwelle“, die Gérard Genette in Anlehnung an Antoine Compagnon auch als „unbestimmte Zone“ zwischen innen und außen¹² kennzeichnet. Diese „unbestimmte Zone“ ist nach Genette dadurch charakterisiert, dass sie „selbst wieder keine feste Grenze nach

⁵ Gryphius (1991), S. 230.

⁶ Gryphius (1991), S. 229.

⁷ Gryphius (1991), S. 230.

⁸ Gryphius (1991), S. 229–230.

⁹ Zum Begriff des Spielraums vgl. Wesche (2004).

¹⁰ Mahlmann-Bauer (2016), S. 250.

¹¹ Vgl. Mahlmann-Bauer (2016), S. 249.

¹² Genette (1989), S. 10. Vgl. Compagnon (1979), S. 328.

innen (zum Text) und nach außen (dem Diskurs der Welt über den Text) aufweist.¹³ Es scheint, als würde Gryphius durch die Spurenverwischung den Verdienst seiner Übersetzungsleistung herunterspielen, die jedoch zugleich die Übertragung einer *Novela* in ein Trauerspiel bedeutet. Auf den ersten Blick wertet der anerkannte Dichter seine Rolle als Kulturvermittler ab, indem er sich anscheinend konträr zu seinen möglichen Aufgaben als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft verhält, deren Übersetzungsarbeit Ulrike Gleixner mit folgenden Worten bewertet: „Das Eigene entwickelt sich [...] im Austausch mit dem Fremden und zwar nicht unter dem Vorzeichen einer polarisierten Abgrenzung, sondern in produktivem Austausch und tiefem Respekt.“¹⁴ Stattdessen erwähnt Gryphius in der Vorrede an den Leser das Befremden seiner Freunde gegenüber „des *Cardenio* Begebnueß/ welche man [ihm] in Italien vor eine wahrhaftige Geschichte mitgetheilet [...]“.¹⁵ Die Anspielung auf eine italienische Quelle wird in der Sekundärliteratur so gedeutet, dass Gryphius Montalbáns Erzählung durch die Übersetzung des Geistlichen Biasio Cialdini gekannt hat.¹⁶ Allerdings kann dieser Umweg über Italien auch als Strategie eines Autors bewertet werden, dessen Übersetzungswerk Astrid Dröse durch eine gewisse „Italophilie“ geprägt sieht, „die sich auch in anderen Segmenten des *Œuvres* manifestiert und durch seine Italienreise befördert“¹⁷ worden sei.

Selbst wenn der Trauerspieldichter beiläufig erwähnt, dass er Montalbáns Erzählung durch ihre italienische Übersetzung kennengelernt habe, gibt das Vorwort aufgrund der fehlenden Quellenangabe keine eindeutige Lektüreeinweisung von *Cardenio und Celinde*. Aus diesem Grund besteht meiner Meinung nach eine Spannung zwischen Autorschaft und Übersetzung, die bereits im Aufbau der Rahmenerzählung erkennbar ist. Ein vergleichbares Phänomen lässt sich an den Paratexten von Johann Fischarts *Geschichtsklitterung* beobachten, deren Zusammensetzung Erich Kleinschmidt folgendermaßen analysiert: „Autorschaft manifestiert sich [...] in einem komplizierten Modus von symbolischer Setzung und deren Aufhebung.“¹⁸ Fischarts Spiel mit der Autorenidentität bewege sich, so Kleinschmidt, „zwischen Selbstdarstellung und Selbstmaskierung“¹⁹ und werde somit „in die Nähe des karnevalesken Geschehens“²⁰ gerückt, das bereits in der französischen Übersetzungsvorlage thematisiert werde. Der entscheidende Unterschied zu Gryphius ist aber, dass der Übersetzer Fischart seine Quellen angibt – François Rabelais' *Gargantua und Pantagruel* –, obwohl er erheblich von ihnen

¹³ Genette (1989), S. 10.

¹⁴ Gleixner (2008), S. 8.

¹⁵ Gryphius (1991), S. 229 – Einfügung: R. J.

¹⁶ Vgl. Neubauer (1902).

¹⁷ Dröse (2020), S. 486.

¹⁸ Kleinschmidt (2008), S. 10.

¹⁹ Kleinschmidt (2008), S. 5.

²⁰ Vgl. Kleinschmidt (2008), S. 10.

abweicht. Dennoch stellt *Cardenio und Celinde* in ähnlicher Weise die Frage nach der Selbstinszenierung des Autors, die gerade mit Gryphius' Übersetzungstätigkeit zusammenhängt. In beiden Fällen fungieren die Paratexte als „Reiz- und Wahrnehmungsschwellen“²¹, die im Trauerspiel zur Hinterfragung der tatsächlichen Kulturvermittlung führen. Denn die produktive Aneignung des ursprünglichen *Novela*-Stoffes tritt hinter die Originalität der Handlung von *Cardenio und Celinde* zurück, als wolle sich Gryphius zunächst als weit gereisten Geschichtensammler inszenieren. Ohne mich auf die Quellenforschung zu beschränken, möchte ich im Folgenden diese Fragen behandeln, um eine mögliche Verbindung zwischen Gryphius' Trauerspiel und einem verlorenen Stück Shakespeares herzustellen, das auch die Geschichte von Cardenio behandelt. Dabei geht es mir um die Analyse von kulturellen Austauschprozessen, wie sie von Stephen Greenblatt in *Verhandlungen mit Shakespeare* beschrieben werden. So können „die Spuren der sozialen Zirkulation in den Texten“²² zurückverfolgt werden, welche etwa die Verbreitung eines spanischen Erzählstoffes in unterschiedlichen Übersetzungskulturen erklären. Als exemplarisch für diese Spurensuche gilt Roger Chartiers bisher noch nicht ins Deutsche übersetztes Buch *Cardenio entre Cervantès et Shakespeare. Histoire d'une pièce perdue*.²³ Mein Beitrag versteht sich als Ergänzung zu seiner Studie, die sich hauptsächlich mit dem elisabethanischen Theater beschäftigt und die deutschsprachige Literatur des 17. Jahrhunderts leider nicht berücksichtigt. Doch gerade *Cardenio und Celinde* bietet die Möglichkeit an, Chartiers Analyse der Übersetzungskultur in der Frühen Neuzeit perspektivisch zu erweitern und vielleicht auch Rückschlüsse auf Gryphius' Kenntnisse über die fremdsprachliche Literatur seiner Zeit zu ziehen.

9.2 Mit Don Quijote auf Cardenios Spuren in Spanien

Bekanntlich führt die Suche nach einem Ur-Cardenio zu Miguel de Cervantes' *Don Quijote*: Der Titelheld begegnet in der Sierra Morena einem jungen andalusischen Edelmann, der sich, geplagt von Liebeskummer, aus der Welt zurückgezogen hat. Cardenios Geschichte erstreckt sich über mehrere Kapitel des ersten Romanbuches und fungiert als Binnenerzählung in den Abenteuern des Titelhelden. Alle Variationen des Cardenio-Stoffes teilen, wie Helmut Göbel zu Recht anmerkt, „die Problematik der Eindämmung der Liebesleidenschaft [...] oder, allgemeiner, die Beherrschung der Affekte.“²⁴ Zwar ist Cardenio nicht die erste literarische Figur, an deren Beispiel sich die Folgen der Leidenschaft verdeutlichen lassen, erinnert

²¹ Kleinschmidt (2008), S. 10.

²² Greenblatt (1993), S. 14.

²³ Vgl. Chartier (2011).

²⁴ Göbel (1992), S. 11.

doch seine Ausgangssituation an den *Orlando furioso* des Ariost. Darüber hinaus bieten die unterschiedlichen Paarkonstellationen, mit denen der Cardenio-Stoff weiterentwickelt wurde, den Figuren eine gewisse Handlungsfreiheit. Während Cervantes an einer Paarsymmetrie festhält, die hauptsächlich zur Konfrontation zwischen Cardenio und dem Nebenbuhler Fernando im Ringen um das Herz von Luscinda führt, haben seine Nachfolger*innen mehrheitlich den Fokus auf die Entscheidungsmöglichkeiten der beiden Hauptfiguren verlegt. So wurden die Paare verdoppelt, um die Thematik der Beständigkeit ihrer jeweiligen Beziehung einzuführen.²⁵ Dies ist etwa der Fall bei Gryphius, der in Anlehnung an Montalbáns Novelle *La fuerza del desengaño* an Celindes Seite die Figur ihres verstorbenen Liebhabers Marcellus stellt, der *post mortem* ein Gegenwicht zum Protagonisten bildet. Diese Verdopplung hat dazu geführt, dass bei der Rückverfolgung des Cardenio-Stoffes oft auf eine andere eingeschobene Erzählung des *Don Quijote* hingewiesen wurde: *El Curioso impertinente* behandelt den Versuch eines Ehemanns, die Treue seiner Frau auf die Probe zu stellen, indem er einen Freund dazu animiert, sie zu verführen.²⁶ So hat Chartier festgehalten, dass Cervantes' Roman zunächst als Novellenanthologie rezipiert wurde, die die Möglichkeit einer Dramatisierung der unterschiedlichen Liebeskonflikte anbot.²⁷

Man stößt also schnell auf die Grenzen einer tradierten Stoff- und Motivgeschichte, die sich in der vielschichtigen Rezeption von *Don Quijote* nicht erübrigt. Letztere bleibt zwangsläufig lückenhaft, zum einen weil Cervantes' Roman außerhalb von Spanien lange vor seiner Übersetzung bekannt wurde, zum anderen weil er die Thematik mit anderen literarischen Werken aus seiner Zeit teilt.²⁸ Aus diesen Gründen ist nicht auszuschließen, dass andere Quellen in Betracht gezogen werden müssen, um die Entstehungsgeschichte von *Cardenio und Celinde* zu rekonstruieren. In diesem Sinne plädiert Helmut Göbel für eine erweiterte Kontextualisierung des Trauerspiels, die zum Verständnis seiner „Besonderheiten“ beitragen soll, „wenn gefragt wird im Horizont europäischer Parallelen zu Thema und Gattung.“²⁹ Doch allein die Gattungsfrage erweist sich als problematisch. In seinem Vergleich zwischen Gryphius' Trauerspiel und Shakespeares *Romeo und Julia* hat Thomas Borgstedt zu Recht angemerkt, dass beide Stücke auf einen Novellenstoff zurückgreifen. Dadurch sei „das Modell der hohen Tragödie erheblich strapaziert“, was letztendlich „zum neuartigen Gattungsmodell einer Liebestragödie“³⁰ geführt habe. Allerdings ist die somit konstatierte „Gattungsunsicherheit“ nicht so sehr „ungewöhnlich“³¹, weist sie doch ähnliche

²⁵ Vgl. Chartier (2011), S. 53.

²⁶ Vgl. Chartier (2011), S. 38.

²⁷ Vgl. Chartier (2011), S. 115.

²⁸ Vgl. Chartier (2011), S. 55.

²⁹ Göbel (1992), S. 9.

³⁰ Borgstedt (2003), S. 210.

³¹ Borgstedt (2003), S. 210.

Merkmale wie die französische Tragikomödie auf, die sich wiederum am Modell der spanischen *Comedia de capa y espada* orientiert.³² So hat Pichou 1634 mit *Les folies de Cardenio* ein Stück auf die Bühne gebracht, dessen romanhafte Handlung der Vorlage Cervantes' relativ eng folgt und sie sogar, entgegen den später formulierten Einheitsregeln der *tragédie classique*, räumlich darstellt.³³ Es bleibt dahingestellt, ob Gryphius Kenntnis von der Tragikomödie eines relativ unbekanntem Autors wie Pichou hatte, von dem nicht einmal der Vorname überliefert ist. Fest steht aber, dass neben den möglichen Entwicklungen des Cardenio-Stoffes im Hinblick auf die unterschiedlichen Figurenkonstellationen den Dramatiker*innen auch die Freiheit blieb, den Konflikt zwischen den Liebesaffekten und der Gesellschaftsordnung unterschiedlich zu deuten und zu gestalten. Da Borgstedt die Schlüsselszene von *Cardenio und Celinde* als „eine sakralisierte Umkehrung von Romeo und Julia in der Gruft“³⁴ liest, erweist sich die Suche nach Shakespeares *Cardenio* als sinnvoll. Bekanntlich hat der englische Dramatiker die Motive seiner eigenen Stücke oft variiert, sodass eine zu *Romeo und Julia* entgegengesetzte Konfliktlösung in einer verschollenen Tragödie durchaus möglich wäre.

9.3 Verwegene Wege nach England: Shakespeares verlorenes Cardenio-Stück

Umstritten bleibt die Frage, ob Gryphius unmittelbare Kenntnis von Shakespeares Werk hatte. Als wahrscheinliche Vermittler*innen gelten die Wanderkomödiant*innen, die das elisabethanische Theater für ein deutschsprachiges Publikum adaptiert und vereinfacht haben.³⁵ Ich schließe mich aber Nicola Kaminskis Meinung an, die am Beispiel von *Peter Squenz* andere Rezeptionswege für möglich hält.³⁶ Aufgrund der Geschichte Schlesiens und der Ausbildung Gryphius' ist der Lebensweg des Autors eng mit der kurpfälzischen Familie verbunden, was sich auch in seinem Werk niederschlägt. Über dieses Adelsgeschlecht lässt sich wiederum eine Verbindung zur königlichen Dynastie der Stuarts herstellen, welche bekanntlich für die Entstehung des *Carolus Stuardus* von Bedeutung ist.³⁷ Die Allianz der beiden europäischen Adelsfamilien wurde 1613 durch die Heirat des Kurfürsten von der Pfalz, des späteren Winterkönigs Friedrich V. mit Elisabeth Stuart, der Schwester von Karl I. von England, besiegelt. Im

³²Vgl. Baby (2001).

³³Vgl. Jobez (2012).

³⁴Borgstedt (2003), S. 218.

³⁵Vgl. Haekel (2004).

³⁶Vgl. Kaminski (1998), S. 168–169.

³⁷Vgl. Berghaus (1984), S. 93–94.

Zusammenhang mit dieser Hochzeit ist in einem Rechnungsbuch des königlichen Kämmerers die Aufführung eines Stückes mit dem Titel *Cardenio* durch The King's Men verzeichnet.³⁸ Als prominentes Mitglied dieser Schauspieltruppe war Shakespeare zweifelsohne an der Entstehung dieses Dramas beteiligt. In *Cardenio entre Cervantes et Shakespeare* hat Chartier durch das Zusammentragen weiterer Indizien, insbesondere im Bereich der Buchgeschichte, glaubhaft machen können, dass dieses *Cardenio* identisch mit einer Shakespeare zugeordneten *History of Cardenio* ist, deren Eintrag 1653 im Register des Londoner Verlagsbuchhändlers Humphrey Moseley erscheint.³⁹ Chartier weist auch darauf hin, dass, obwohl Shakespeare durch die Folio-Ausgabe als eigenständiger Theaterautor früh nach seinem Tod anerkannt wurde, nur ein Bruchteil der damaligen Dramenproduktion gedruckt wurde.⁴⁰ Diese Diskrepanz erklärt meiner Meinung nach, warum *Cardenio* unabhängig von seinem Verfasser und trotz lückenhafter Editions-geschichte als Theaterstück verbreitet werden konnte, dessen Inhalt Gryphius vielleicht bekannt war. In dieser Hinsicht spielt die Pfalzgräfin Elisabeth vermutlich eine entscheidende Rolle. Als Tochter des Winterkönigs lebte sie ab 1627 im Exil in Den Haag. Gryphius' Biograph Johann Theodor Leubscher schreibt, dass der schlesische Dichter während seiner Studienzeit in Leiden mit „der sehr gebildeten Prinzessin“⁴¹ in regem Austausch stand. Ob Shakespeares *Cardenio* Gegenstand ihrer Gespräche war, ist nicht bekannt. Gleichwohl durfte dessen Erst-aufführung von besonderer Bedeutung für die kurpfälzische Familie gewesen sein, da sie wahrscheinlich im Zusammenhang mit der Hochzeit zwischen Friedrich V. und Elisabeth Stuart stattfand.⁴²

Ein Gegenstand weiterer Spekulationen ist die Suche nach dem verlorenen Drama Shakespeares, die laut Chartier ab den 1990er Jahren „ein veritables Cardenio-Fieber“⁴³ aufgelöst habe. Mit der Aufnahme von *Double Falsehood, or the Distrest Lovers* in die Werkausgabe von Arden Shakespeare scheint die Suche 2010 beendet worden zu sein. Allerdings ist die Persönlichkeit des Entdeckers und Herausgebers des verlorenen *Cardenio*, Lewis Theobald, nicht unumstritten. Chartier bezeichnet seine editorische Arbeit als typisch für das schizophrene Verhältnis der Verleger und Dramatiker im 18. Jahrhundert zum sogenannten Nationaldichter der englischen Literatur.⁴⁴ Zwar habe Theobald mit seinem *Shakespeare Restor'd* die Autorschaft des englischen Dichters befestigt, zugleich aber sein Werk durch gewisse Bearbeitungen frei rekonstruiert und zum Teil entstellt. Problematisch ist auch die Tatsache, dass *Double Falsehood* ohne

³⁸Vgl. Chartier (2012), S. 62–63.

³⁹Vgl. Chartier (2011), S. 123. Vgl. Chartier (2012), S. 68–69.

⁴⁰Vgl. Chartier (2011), S. 16.

⁴¹Leubscher (1980), S. 18.

⁴²Vgl. Chartier (2011), S. 68.

⁴³Chartier (2012), S. 75.

⁴⁴Vgl. Chartier (2011), S. 157.

direkten Bezug auf ein Originalmanuskript herausgegeben wurde. Theobald hat nämlich seine Quellen nicht preisgegeben.⁴⁵ Indessen ist der Vorwurf, er habe eine Fälschung geschrieben, erst in den letzten Jahren durch philologische Untersuchungen entschärft worden, welche das wiedergefundene *Cardenio* als Zusammenarbeit zwischen John Fletcher und Shakespeare bewertet haben.⁴⁶ Die Frage nach der Einzelautorschaft ist ein immer wiederkehrendes Thema der Shakespeare-Forschung, das auch im Fall von *The Second Maiden's Tragedy* von besonderer Bedeutung ist. Der unabhängige Handschriftenexperte Charles Hamilton, der die Hitler-Tagebücher frühzeitig als Fälschung aufgedeckt hat, behauptet aufgrund einer Manuskriptanalyse in einem 1994 veröffentlichten Buch, dass das von The King's Men 1611 aufgeführte Stück *Cardenio* sei.⁴⁷ Stilistische und paläographische Analysen haben nicht ausgeschlossen, dass Shakespeares Handschrift in *The Second Maiden's Tragedy* erkennbar sei.⁴⁸ Dennoch herrscht in der Forschung der Konsens, dass der Erstautor der Tragödie Thomas Middleton ist, was 2007 zur Veröffentlichung von *The Second Maiden's Tragedy* in der Gesamtausgabe der Werke von Middleton unter dem Titel *The Lady's Tragedy* geführt hat. Die Assoziierung von Middletons Tragödie mit Cervantes' *Ur-Cardenio* beruht auf der Paarsymmetrie, die jedoch nur durch eine relativ lose Verbindung zwischen Haupt- und Nebenhandlung begründet wird. Beide Handlungsebenen eint die Thematik der Liebesaffekte und die Erprobung der Tugend, der die weiblichen Figuren zum Opfer fallen, indem sie Selbstmord begehen.⁴⁹ Indes erinnert die Nebenhandlung eher an die Novelle *El Curioso impertinente* als an *Cardenio*, während in der politischen Haupthandlung am Beispiel der Tyrannenfigur⁵⁰ die fatalen Folgen eines affektgetriebenen Handelns dargestellt werden.

9.4 Autopsie des Textes: Leichen bei Gryphius und Middleton

Middletons *Lady's Tragedy* ist insofern bemerkenswert, als das Stück mit Gryphius' *Cardenio und Celinde* die Thematik der Leichenschändung teilt. In der Schlusszene der Tragödie lässt der Tyrann die Leiche der Lady exhumieren und ihr Gesicht schminken, um sie mit der Kraft seiner sexuellen Lust ins Leben zurückzuholen:

⁴⁵ Vgl. Chartier (2011), S. 167.

⁴⁶ Vgl. Carnegie und Taylor (2017).

⁴⁷ Vgl. Hamilton (1994).

⁴⁸ Vgl. Rasmussen (1989).

⁴⁹ Vgl. Lancashire (1974).

⁵⁰ Im Original bezeichnet als „The Tyrant, a usurper“. Vgl. Middleton (2007), S. 839.

The heat wants cherishing, then. Our arms and lips
 Shall labour life into her. Wake, sweet mistress,
 'Tis I that call thee at the door of life!
 [*He kisses her*]⁵¹

In Gryphius' Trauerspiel ist es Celinde, die in die Gruft ihres verstorbenen Geliebten hinabsteigt. Cardenio beobachtet, so Maximilian Bergengruen, „wie sie im Begriff ist, Marcellus' liebendes bzw. geliebt habendes Herz herauszuschneiden.“⁵² Während in *The Lady's Tragedy* der nekrophile Akt unmittelbar vor den Augen der Zuschauer*innen vollzogen wird, lässt Gryphius zunächst Cardenio über das Handlungsgeschehen berichten:

Was aber find ich hir! wie? Ein entseelte Leich
 Gelehnt an diese Maur! von Fäule blau und bleich
 Verstelltes Todten-Bild! Weit eingekruempfte Lippen!⁵³

Cardenios' tatsächliche Bekehrung findet also unter dem Eindruck der Leichenschändung statt, wie Gudrun Bamberger zu Recht anmerkt: Ziel seines Berichtes sei es, „seine eigene überwundene Situation anhand dessen zu begreifen, was er an Celinde beobachtet.“⁵⁴ Erst in der darauf folgenden Abhandlung werden die Folgen der Leichenschändung für Celinde in deren Erzählung über das Geschehen in der Gruft vorgestellt und bearbeitet. Im Gegensatz zum Tyrannen in Middletons Tragödie agiert die Protagonistin nicht allein, sondern wird von der Zauberin Tyche in Begleitung des Kirchendieners Cleon verführt und teilt dennoch ihre Skepsis mit, als ihr die Leichenschändung als Heilmittel empfohlen wird: „Man kan ja jedes Bild mit schoener Farb anstreichen.“⁵⁵ Dennoch erfüllt meiner Meinung nach in *Cardenio und Celinde* die schwarze Magie die gleiche Funktion wie die Schminke auf dem Gesicht der toten Lady, die ihre Leiche zum Leben wieder erwecken soll. Das von Gryphius entworfene „Horror-Szenario“⁵⁶, das laut Eberhard Mannack vor den Gefahren der schwarzen Magie warnen soll, ist durchaus vergleichbar mit Middletons abschreckender Vorführung eines Leichnams, dessen Verwesung nur mit Mühe kaschiert wird: „The dainty preserv'd flesh, how soon it moulders.“⁵⁷ In beiden Fällen hängt die Leichenschändung mit der Verwechslung zwischen Schein und Sein zusammen, welche die Figuren auf den Irrweg einer verkehrten Welt führt, in der das Seelenheil in der Vergänglichkeit der irdischen Liebe gesucht wird. Die religiöse Dimension wird in beiden Stücken durch den Auftritt von Gespenstern verstärkt, die auf den Dualismus zwischen Körper und Seele

⁵¹ Middleton (2007), V, 2, 118–120, S. 902. Zitiert wird das Stück nach dem Originalmanuskript: Zur Editions-geschichte von *The Lady's Tragedy* vgl. Briggs (2007).

⁵² Bergengruen (2016), S. 383.

⁵³ Gryphius (1991), IV, 331–333, S. 288.

⁵⁴ Bamberger (2020), S. 593.

⁵⁵ Gryphius (1991), IV, 265, S. 286.

⁵⁶ Mannack (1997), S. 44.

⁵⁷ Middleton, V, 2, 17, S. 899.

hinweisen. In Middletons Tragödie tritt in der Schlusszene der Geist der Lady auf, während vor Celinde der Geist von Marcellus als Ritterfigur erscheint, die, so Nicola Kaminski, „den sündigen Menschen [...] zur Umkehr bewegen“⁵⁸ soll:

Deß Höchsten unerforschliches Gerichte;
Schreckt eure Schuld durch dises Traur-Gesichte
Die jhr mehr tod denn ich! O selig ist der Geist
Dem eines Todten Grufft den Weg zum Leben weist.⁵⁹

In von protestantischen Autoren verfassten Dramen stellt sich trotzdem die Frage nach dem Stellenwert der Geistererscheinungen. Deren theatralischen Einsatz verteidigt Gryphius in seiner Vorrede gegen diejenigen, „die alle Gespenster und Erscheinungen als Tand und Mährlin oder traurige Einbildungen verlachen.“⁶⁰ Sarina Tschachtli merkt zu Recht an, dass die Gespenster von Olympia und Marcellus „keine transzendente[n] Eingriffe ins Geschehen“ seien, sondern dass sie „die prekäre Diesseitigkeit der Figuren“⁶¹ spiegelten, die in ihrem Wunschdenken verfangen seien. In *The Lady's Tragedy* ist die dramaturgische Konfiguration anders, da der Geist der Lady aktiv in das Geschehen eingreift. In dem vierten Aufzug besucht der abgesetzte König Govianus das Grab seiner verstorbenen Geliebten, die ihm als Geist erscheint und von dem Leichensraub durch den Tyrannen erzählt. Govianus wird von der Verstorbenen beauftragt, deren Körper und Seele wieder zu vereinen: „My rest is lost. Thou must restor't again.“⁶² Verkleidet als Maler, der ein Porträt der Lady anfertigen soll, rächt sich Govianus, indem er vergiftete Schminke auf das Leichengesicht aufträgt, die dem Tyrannen den sprichwörtlichen *Kiss of Death* gibt. Nach dem Rachevollzug verabschiedet sich der Geist der Lady von Govianus mit folgenden Worten: „My truest love,/ Live ever honoured here and blest above.“⁶³ Govianus' Mitwirkung an der Leichenschändung, die Teil seines Racheplans ist, führt zu einer anderen Bewertung der Geistererscheinung als in *Cardenio und Celinde*. Renate Zimmerman liest das Stück im Kontext der protestantischen Kritik an der Bilderdarstellung und unterscheidet zwischen der politischen Handlung der Rache tragödie und Govianus' problematischem Umgang mit der Leiche seiner Geliebten, welcher ihn als Konkurrent des Tyrannen zeigt: „The play may demonize the Tyrant as monster, but the presumed forces of virtue ultimately prove complicit to his transgression.“⁶⁴ Govianus' zweideutige Haltung stellt Zimmerman die Aussagen der „Spirit of the Lady“ entgegen, die sie wie folgt

⁵⁸ Kaminski (1992), S. 100.

⁵⁹ Gryphius (1991), IV, 381–385, S. 290.

⁶⁰ Gryphius (1991), S. 235.

⁶¹ Tschachtli (2017), S. 130.

⁶² Middleton (2007), IV, 4, 79, S. 891.

⁶³ Middleton, V, 2, 164–165, S. 903.

⁶⁴ Zimmerman (2000), S. 227.

interpretiert: „The Lady's overvaluation of her corpse unavoidably evokes the Catholic fixation with materiality so inimical to reformists [...].“⁶⁵ Die Körperthematik in Middletons Tragödie erweist sich eigentlich als Problematisierung des katholischen Dualismus zwischen Leib und Seele. Bei Gryphius handelt sich um eine andere Perspektive, die, wie Nicola Kaminski gezeigt hat, auch zur Auseinandersetzung mit dem mittelalterlichen Gradualismus führt. So thematisiere das Trauerspiel die Abkehr von „der rein weltlich-körperlichen Haltung Cardenios“⁶⁶ und die Aufforderung zu einem diesseitigen Lebenswandel.

Es wäre müßig, einen direkten Bezug des schlesischen Trauerspiels zu dem englischen Renaissancedrama herzustellen, selbst wenn *Cardenio und Celinde* mit *The Lady's Tragedy* die spektakuläre Zurschaustellung einer Leiche teilt, die Middleton sogar zur Nekrophilie steigert. Dennoch kann die Behandlung von Marcellus' Leiche, die, so Tschachtli, „nonchalant an der Mauer lehnt“⁶⁷ und sich folglich ganz anders als in den anderen Trauerspielen Gryphius' gestaltet, als Indiz dafür bewertet werden, dass der Dichter im Hinblick auf die Körperlichkeit eine andere Position als Middleton vertritt. In *The Lady's Tragedy* findet die Idolisierung des Körpers noch vor dessen Schändung durch den Tyrannen statt. Es gilt, die Schönheit der Verstorbenen mit allen Mitteln zu erhalten, was wiederum zur Verurteilung des Frauenkörpers führt: Nur die Dirne schminkt sich. Anders ließe sich nicht erklären, warum der Tyrann die tote Lady weiter begehre, so Zimmerman: „There is [...] a curious inversion of the homily's exemplum in the play's denouement: the Tyrant purports to transform the Lady's corpse *back* into the living body of the painted strumpet.“⁶⁸ Bei Gryphius hingegen ist der Körper von Anfang an durch den Verfall gekennzeichnet, was sich etwa an der Erscheinung des Geistes von Olympia beobachten lässt: „Der Schau-Platz veraendert sich ploetzlich in eine abscheuliche Einoede/ Olympie selbst in ein Todten-Gerippe/ welches mit Pfeil und Bogen auff den Cardenio zilet.“⁶⁹ Diese Szene deutet Tschachtli als Verortung des Gerippes als „Zeichen der Sterblichkeit nicht in der Welt, sondern im Körper und damit potentiell in jeder und jedem Einzelnen.“⁷⁰ Im Gegensatz zur englischen Tragödie zeigt also das Trauerspiel, dass Körperlichkeit und Vergänglichkeit nicht voneinander zu unterscheiden sind. Obwohl, wie Bergengruen zu Recht anmerkt, „die Überantwortung des göttlichen Wortes an Geister und Gespenster [...] anscheinend nicht ohne Verlust an der Substanz dieses Wortes vonstattengehen“⁷¹ könne, erzielt dennoch etwa Olympias

⁶⁵ Zimmerman (2000), S. 229.

⁶⁶ Kaminski (1992), S. 41.

⁶⁷ Tschachtli (2017), S. 127.

⁶⁸ Zimmerman (2000), S. 233.

⁶⁹ Gryphius (1991), IV, Nebentext nach V. 216, S. 285.

⁷⁰ Tschachtli (2017), S. 126.

⁷¹ Bergengruen (2016), S. 384–385.

Verwandlung in „ein Todten-Gerippe“ eine Schockwirkung, die von größerer Tragweite ist als der Auftritt der verstorbenen Lady in Middletons Stück.⁷²

9.5 Übersetzen als Austauschprozess in den Niederlanden

Wenn mit Borgstedt die These gestellt werden kann, dass *Cardenio und Celinde* Bandellos *La sfortunata morte di due infelicissimi amanti* statt Montalbáns *La fuerça del desengaño* als Quelle zugrunde liegt und Gryphius' Stück somit kontrapunktisch zu Shakespeares *Romeo und Julia* gestaltet wird,⁷³ so ist auch nicht auszuschließen, dass Gryphius' Belesenheit und Literaturkenntnis ihn auch dazu geführt hat, sich mit dem englischen Theater zu beschäftigen. So ist auch anzunehmen, dass der schlesische Trauerspieldichter zumindest in einer Fassung der Wanderbühne von *The Lady's Tragedy* Kenntnis hatte und sich mit dem Stück auseinandergesetzt hat. In diesem Sinne lohnt sich erneut die Lektüre des Vorworts, in dem Gryphius sich als weit gereisten Menschen darstellt, der aufgrund seiner *peregrinatio academica* Freundschaften in unterschiedlichen Teilen Europas pflegt:

Als ich von Straßburg zurueck in Niederland gelanget/ und zu Ambsterdam bequemer Winde nacher Deutschland erwartet; hat eine sehr werthe Gesellschaft etlicher auch hohen Standes Freunde/ mit welchen ich theils vor wenig Jahren zu Leiden/ theils auff unterschiedenen Reisen in Kundschaft gerathen/ mich zu einem Panquet/ welches sie mir zu Ehren angestellet/ gebeten.⁷⁴

Gryphius' Selbstporträt zeigt eher einen Geschichtenerzähler als einen Schriftsteller. Er feiert auf der Durchreise zwischen Straßburg und seiner Heimat die Geselligkeit und den sozialen Austausch zwischen Gelehrten aus unterschiedlichen Horizonten. Diese Selbstinszenierung spiegelt einen kulturellen Austauschprozess, der sich nicht auf die schriftstellerische Arbeit beschränkt, da letztere auch mit der Preisgabe der Quellen von *Cardenio und Celinde* zusammenhängen würde. Um Gryphius' Weigerung zu verstehen, im Vorwort gleichzeitig als Autor und Übersetzer aufzutreten, kann man seine Haltung mit derjenigen eines anderen Dramatikers vergleichen, der in den Niederlanden beheimatet war: Theodore Rodenburgh (1574–1644), der einer produktiven Übersetzertätigkeit nachging. Als Vertreter der Hanse in London lernte er das englische Theater

⁷²Zu berücksichtigen ist allerdings auch der Einsatz von unterschiedlichen Schaulaffekten. So hat Gudrun Bamberger die Geisterauftritte in *Cardenio und Celinde* als *dei ex machina* gedeutet, die mittels der damaligen Theatertechnik inszeniert werden konnten – vgl. Bamberger (2020), S. 579–581.

⁷³Vgl. Borgstedt (2003), S. 210–219.

⁷⁴Gryphius (1991), S. 229.

kennen und übertrug 1618 Thomas Middleton's *The Revenger's Tragedy* unter dem Titel *Wraeck-gierigers treur-spel* ins Niederländische.⁷⁵ Als Diplomat hielt sich Rodenburgh auch einige Jahre in Spanien auf, wo er wahrscheinlich durch die Aufführung von *comedias* mit dem Werk von Lope de Vega vertraut wurde.⁷⁶ Mit *De Jalourse Studentin* veröffentlichte er 1617 eine niederländische Fassung von Lopes *La escolástica celosa* (*Die eifersüchtige Scholastikerin*), das 1604, d. h. ein Jahr vor dem ersten Teil des *Don Quichote*, erschien.⁷⁷ In den letzten Jahren hat sich vor allem Helmut Göbel für diese mögliche Quelle des Gryphschen *Cardenio* interessiert, an der er „Züge eines Trauerspiels der Gelehrsamkeit“⁷⁸ erkennt. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass Gryphius Rodenburghs Werk kannte und, wenn er sich nicht unmittelbar von seinen Dramenübersetzungen inspirieren ließ, sich doch zumindest mit seinen Freunden darüber unterhalten hatte. Denn Rodenburgh schlug mit seinem mehrheitlich von der spanischen *comedia* beeinflussten Werk einen anderen Weg ein als die niederländischen Dramatiker des 17. Jahrhunderts, die die Tragödie erneuerten und von der Forschung mit Gryphius in Verbindung gebracht werden.⁷⁹ So stand Rodenburgh als Mitglied der Rederijkerskamer Eglantier in Konkurrenz etwa mit Samuel Coster und Joost van den Vondel, die anderen Sprachgesellschaften angehörten, so Olga van Marion und Tim Vergeer: „The result was a ‚literary war‘, in which the playwrights opposed each other in their writings, competing for paying audiences.“⁸⁰ Gryphius könnte eine „Thorheit“⁸¹ begangen haben, indem er sich *De Jalourse Studentin* als Vorlage genommen hätte, die er anlässlich einer Stilübung im Sinne seiner Trauerspielpoetik adaptiert hätte. Rodenburghs *Blyeynde-spel* spielt in der Universitätsstadt Leiden, in der Gryphius studierte. Die Studenten Cardenio und Valerio konkurrieren in Rodenburghs Stück um die Hand von Juliana, der Tochter eines angesehenen Bürgers der Stadt, die sich jedoch als „lichte vrouw“⁸² erweisen wird. Eine Nebenhandlung thematisiert ebenfalls die Eifersucht und die Unbeständigkeit der Figuren, bis sich die Paare wiedergefunden haben. Der glückliche Ausgang der eng an Lopes *comedia* angelehnten Handlung zeigt die mögliche Versöhnung der Religion mit der irdischen Liebe, die auch in den Ausführungen des Theologiestudenten Cardenio mitgetragen wird. In diesem Zusammenhang hätte Gryphius *Cardenio und Celinde* durchaus als Gegenentwurf zu Rodenburghs Stück konzipieren können, als er sich in Amsterdam mit Freunden aus Leiden traf.

⁷⁵Vgl. Smith (2018).

⁷⁶Vgl. Vergeer (2017).

⁷⁷Vgl. Abrahamse (1997), S. 97–98.

⁷⁸Göbel (1992), S. 21.

⁷⁹Vgl. summarisch Kuhn (2016).

⁸⁰Marion und Vergeer (2016), S. 43.

⁸¹Gryphius (1991), S. 229.

⁸²Rodenburgh (1617), B3v.

Derartige Spekulationen führen zwangsläufig weg von Shakespeares *Cardenio*, in Richtung des ernüchternden Fazits, das die spanische Komparatistin Lioba Simon Schuhmacher in ihrer Studie über Gryphius und Cervantes' *Don Quichote* wie folgt formuliert: „Resulta imposible fijar el origen de la historia en una sola fuente, una suerte de *Ur-text*.“⁸³ Hinzu kommen Rezeptionsphänomene, die die Wiederverwertung von Cervantes' Roman bedingen, wie Chartier zu Recht anmerkt:

Il s'agit, en effet, de comprendre comment une ‚même‘ œuvre peut être reçue diversement par différents publics dans un même moment. Ou bien comment, dans la longue durée de sa transmission, elle se trouve investie par des significations fort éloignées les unes des autres.⁸⁴

Die Querverbindungen zwischen den verschiedenen Fassungen eines Motivs, das innerhalb eines halben Jahrhunderts in verschiedenen Sprachkulturen aufgenommen und konzeptualisiert wird, zeigen zunächst, dass die Übersetzung nicht als Vermittlung eines klar definierten Werks mit eindeutig identifiziertem Autor aufgefasst werden kann. Vielmehr kann sie im Bereich dessen verortet werden, was Gérard Genette als „Transtextualität“⁸⁵ definiert: „Es gibt kein literarisches Werk, das nicht, in einem bestimmten Maß und je nach Lektüre, an ein anderes erinnert; in diesem Sinne sind alle Werke Hypertexte. Aber [...] manche sind es mehr (oder offensichtlicher, massiver und expliziter) als andere.“⁸⁶ Allerdings geht es mir nicht um eine postmoderne Relativierung des Autorenbegriffs, sondern um einen anderen Zugang zum Werk und dessen Autor durch die Übersetzung, den gerade Gryphius' Fiktionalisierung seiner eigenen Übersetzertätigkeit verdeutlicht. Letztere versteht er im Entstehungskontext von *Cardenio und Celinde* als Vermittlung von Geschichten, die sich durch ihre Originalität auszeichnen und seinen Ruf als weltgewandten Zeitgenossen befestigen sollte. Mit einer ähnlichen Reputation hatte Rodenburgh als „kosmopoliet“ das niederländische Drama erneuert.⁸⁷ In beiden Fällen erweisen sich die poetologischen Innovationen als das Ergebnis von sozialen Austauschprozessen. Wie Stephen Greenblatt gezeigt hat, setzt sich auch Shakespeares Theater „aus vielfachen Tauschverhandlungen“⁸⁸ zusammen, die sich mit der Zeit multiplizieren. Selbst wenn *Cardenio und Celinde* sehr weit von Shakespeares *History of Cardenio* entfernt ist, teilen beide Dramen durch die möglichen Querverweise mit anderen Werken dasselbe Verhandlungspotenzial, das die Übersetzung in unterschiedlichen Zeiten offenbart. Letztendlich bedeutet es für die Gryphius-Forschung, dass der schlesische Dichter durchaus mit

⁸³ Schuhmacher (2019), S. 53.

⁸⁴ Chartier (2011), S. 287.

⁸⁵ Genette (1993), S. 9.

⁸⁶ Genette (1993), S. 20.

⁸⁷ Vgl. Smits-Veldt und Abrahamse (1992).

⁸⁸ Greenblatt (1993), S. 32.

dem englischen Dramatiker vergleichbar ist: Autorschaft und Übersetzen gehören in beiden Fällen zu einem kulturellen Austauschprozess, dessen Analyse die komparatistische Quellenforschung ergänzt und erweitert.

Literatur

- Abrahamse, Wouter. 1997. *Het Toneel van Theodore Rodenburgh (1574–1644)*. Amsterdam: AD&L.
- Baby, Hélène. 2001. *La tragi-comédie de Corneille à Quinault*. Paris: Klincksieck.
- Bamberger, Gudrun. 2020. Geisterexperimente in Andreas Gryphius' *Cardenio und Celinde*. In *Andreas Gryphius (1616–1664): Zwischen Tradition und Aufbruch*, Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 576–600. Berlin, New York: De Gruyter.
- Bergengruen, Maximilian. 2016. Heilung des Wahns durch den Wahn. Psychologie, Theologie und Technik der Geistererscheinungen in Gryphius' *Cardenio und Celinde*. *Daphnis* 44: 374–395.
- Berghaus, Günther. 1984. *Die Quellen zu Andreas Gryphius' „Carolus Stuardus“*. Studien zur Entstehung eines historisch-politischen Märtyrerdramas der Barockzeit. Tübingen: Niemeyer.
- Borgstedt, Thomas. 2003. *Romeo und Julia, Cardenio und Celinde*. Andreas Gryphius' Umkehrung der novellistischen Liebestragödie. In *Memoria Silesiae. Leben und Tod, Kriegeserlebnis und Friedenssehnsucht in der literarischen Kultur des Barocks*, Hrsg. Mirosława Czarnecka, Andreas Solbach, Jolanta Szafarz und Knut Kiesant, 203–219. Breslau: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego.
- Briggs, Julia. 2007. *The Lady's Tragedy*: Parallel Texts. In *Thomas Middleton. The Collected Works*, Hrsg. Gary Taylor und John Lavagnino, Band 1, 833–838. Oxford: Oxford University Press.
- Carnegie, David und Gary Taylor, Hrsg. 2017. *The Quest for Cardenio. Shakespeare, Fletscher, Cervantes, and the Lost Play*. Oxford: Oxford University Press.
- Chartier, Roger. 2011. *Cardenio entre Cervantès et Shakespeare: histoire d'une pièce perdue*. Paris: Gallimard.
- Chartier, Roger. 2012. Das Phantom Cardenio. *Zeitschrift für Ideengeschichte* 4: 62–81.
- Compagnon, Antoine. 1979. *La seconde main ou le travail de la citation*. Paris: Seuil.
- Dröse, Astrid. 2020. Transformationen des Komischen. Gryphius' Übersetzung der italienischen Komödie *La Balia* von Girolamo Razzi. In *Andreas Gryphius (1616–1664): Zwischen Tradition und Aufbruch*, Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 482–506. Berlin, New York: De Gruyter.
- Genette, Gérard. 1989. *Paratexte: das Buch vom Beiwerk des Buches*. Übers. Dieter Hornig. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Genette, Gérard. 1993. *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Übers. Wolfram Bayer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993.
- Gleixner, Ulrike. 2008. Sprachreform durch Übersetzen. Die *Fruchtbringende Gesellschaft* und ihre Verdeutschungsleistungen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. *Werkstatt Geschichte* 48: 7–23.
- Göbel, Helmut. 1992. *Cardenio und Celinde* im Spannungsfeld französischer und deutscher Spanien-Rezeption. In *Konvention und Konventionsbruch. Wechselwirkung deutscher und französischer Dramatik*, Hrsg. Horst Türk und Jean-Marie Valentin, 9–25. Bern: Peter Lang.
- Greenblatt, Stephen. 1993. *Verhandlungen mit Shakespeare: Innenansichten der englischen Renaissance*. Übers. Robin Cackett. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Gryphius, Andreas. 1991. *Cardenio und Celinde*. In *Andreas Gryphius, Dramen*, Hrsg. Eberhard Mannack, 227–306. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag.

- Haekel, Ralf. 2004. *Die Englischen Komödianten in Deutschland: Eine Einführung in die Ursprünge des deutschen Berufsschauspiels*. Heidelberg: Winter.
- Hamilton, Charles. 1994. *Cardenio, or The Second Maiden's Tragedy*. Lakewood: Glenwood Publishing.
- Jobez, Romain. 2012. Szenen der Tragikomödie. Das *Mémoire de Mahelot* und die französische Barockbühne. In *Welt-Bild-Theater*, Band 2, *Bildästhetik im Bühnenraum*, Hrsg. Kati Röttger, 143–152. Tübingen: Narr.
- Kaminski, Nicola. 1992. *Der Liebe Eisen=harte Not: Cardenio und Celine im Kontext von Gryphius' Märtyrerdramen*. Tübingen: Niemeyer.
- Kaminski, Nicola. 1998. *Andreas Gryphius*. Stuttgart: Reclam.
- Kleinschmidt, Erich. 2008. Gradationen der Autorschaft. Zu einer Theorie paratextueller Intensität. In *Die Pluralisierung des Paratextes in der Frühen Neuzeit*, Hrsg. Frieder von Ammon und Herfried Vögel, 1–18. Berlin: LIT Verlag.
- Kuhn, Hans. 2016. Gryphius als Übersetzer und Bearbeiter. In *Gryphius-Handbuch*, Hrsg. Nicola Kaminski und Robert Schütze, 594–603. Berlin, New York: de Gruyter.
- Lancashire, Anne. 1974. *The Second Maiden's Tragedy: A Jacobean Saint's Life*. *The Review of English Studies* 99: 267–279.
- Leubcher, Johann Theodor. 1980. Andreas Gryphius. Übers. Heinz Ludwig Deiters. *Text + Kritik* 7/8: 12–23.
- Mahlmann-Bauer, Barbara. 2016. *Cardenio und Celine*. In *Gryphius-Handbuch*, Hrsg. Nicola Kaminski und Robert Schütze, 233–359. Berlin, New York: de Gruyter.
- Mannack, Eberhard. 1997. Schwarze Magie in Gryphs *Cardenio und Celine*. In *Studien zur Literatur des 17. Jahrhunderts. Gedenkschrift für Gerhard Spellerberg (1937–1996)*, Hrsg. Hans Feger, 35–44. Amsterdam: Rodopi.
- Marion, Olga van, und Tim Vergeer. 2016. Spain's Dramatic Conquest of the Dutch Republic. Rodenburgh as a Literary Mediator of Spanish Theatre. *De Zeventiede Eeuw*, 32: 40–60.
- Middleton, Thomas. 2007. *The Lady's Tragedy*. In *Thomas Middleton. The Collected Works*, Hrsg. Gary Taylor und John Lavagnino, Band 1, 839–906. Oxford: Oxford University Press.
- Neubauer, Karl. 1902. Zur Quellenlage von Andreas Gryphius' *Cardenio und Celine*. *Studien für vergleichende Literaturgeschichte* 2: 433–451.
- Rasmussen, Eric. 1989. Shakespeare's Hand in *The Second Maiden's Tragedy*. *Shakespeare Quarterly* 40: 1–26.
- Rodenburgh, Theodore. 1617. *Jalourse Studentin*. Amsterdam: Willem Jansz Stam.
- Simon Schuhmacher, Lioba. 2019. Andreas Gryphius y el primer *Cardenio* alemán. In *Recreaciones Teatrales del Quijote. Perspectivas teóricas, lingüísticas y culturales*, Hrsg. Emilio Martínez Mata, Maria Fernández Ferreiro und Emmanuel Marigno, 45–62. Madrid: Visor Libros.
- Smith, Nigel. 2018. Polyglot Poetics: Transnational Early Modern Literature, part II. <https://collation.folger.edu/2018/05/polyglot-poetics-part-ii/> Zugriff: 30. März 2020.
- Smits-Veldt, Mieke B., und Wouter Abrahamse. 1992. Een Nederlandse polyglot in het begin van de zeventiende eeuw: Theodore Rodenburgh (1574–1644). *De Zeventiede Eeuw* 8: 232–238.
- Tschachtli, Sarina. 2017. *Körper- und Sinn Grenzen: Zur Sprachbildlichkeit in Dramen von Andreas Gryphius*. München: Fink.
- Vergeer, Tim. 2017. The Personal Tragedy of the Popular Theodore. <https://www.leidenartsinsocietyblog.nl/articles/the-personal-tragedy-of-the-popular-theodore>. Zugriff: 30. März 2020.
- Wesche, Jörg. 2004. *Literarische Diversität. Abweichungen, Lizenzen und Spielräume in der deutschen Poesie und Poetik der Barockzeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Zimmerman, Susan. 2000. Animating Matter: The Corpse as Idol in *The Second Maiden's Tragedy*. *Renaissance Drama* 31: S. 224–236.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 10

Bodmers Miltonübersetzungen*



John Guthrie

Milton war der erste große englische Schriftsteller und Lyriker, der zu Lebzeiten auf dem europäischen Kontinent Bekanntheit erlangte, und *Paradise Lost* das erste englische Versepos, das in die europäischen Sprachen übersetzt wurde. Noch bevor Übersetzungen in andere europäische Volkssprachen erschienen, wurden im Deutschen mehrere Versuche unternommen, metrische Übertragungen von *Paradise Lost* zu verfassen, die aber unvollendet (und, in zwei Fällen, unveröffentlicht)¹ blieben, bis Johann Jakob Bodmer in den frühen 1720ern eine Prosaübersetzung der gesamten Dichtung begann, die er 1732 veröffentlichte und anschließend überarbeitete; in den folgenden 50 Jahren schuf er nicht weniger als sechs verschiedene Fassungen.² Obwohl sie ein Meilenstein der englisch-deutschen Übersetzungskultur bedeutete, war seine Übersetzung Ende des Jahrhunderts bereits vergessen – nicht, weil bessere Übersetzungen erschienen waren, sondern weil das Interesse an Milton gegenüber dem Enthusiasmus für andere Schriftsteller,

¹ Ein Ms. der fragmentarischen Übersetzung in ungereimten Versen von Theodor Haak befindet sich in der Landesbibliothek Kassel; siehe Pamela R. Barnett (1962); Ernst Gottlieb von Berges Übersetzung enthält zahlreiche Anleihen bei Haak (von Berge, 1782); Christoph Wegleiters fragmentarische Übersetzung in Alexandrinern ist in seinem Tagebuch enthalten (Wegleiter). Vgl. dazu auch den Beitrag von Sonja Klimek und Kilian Schindler in diesem Band.

² 1732.1742.1754.1759.1769. Vgl. Schmitter (1913); Viles (1902).

*Der Aufsatz entstand im Zusammenhang mit der Tagung „Deutsch-englische Übersetzungskultur der Frühen Neuzeit in Augsburg“ (24. bis 26. September 2020). Der Verfasser konnte wegen der Corona-Regeln und Einschränkungen nicht anwesend sein. Die deutsche Übersetzung des Aufsatzes besorgte Tom Zille, PhD, Cambridge, in Zusammenarbeit mit dem Autor. Ihm sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

J. Guthrie (✉)
Murray Edwards College, Cambridge, Großbritannien
E-Mail: Jdg1003@cam.ac.uk

allen voran Shakespeare, verblasste. Bodmers Übersetzung ist bis heute die einzige Prosaübertragung von Miltons *Versepos* ins Deutsche. Die Kritik und Verteidigung dieser Übersetzung gehörten zu zentralen Aspekten des literarischen Streits zwischen Bodmer und Breitinger in Zürich und Gottsched in Leipzig. Die Auseinandersetzung drehte sich um wichtige Probleme wie die Rolle der Einbildungskraft oder die Frage, was in der Literatur dargestellt werden durfte und was nicht.³ Bodmers Übersetzung ist zwar gelegentlich untersucht worden, allerdings nicht in jüngerer Zeit und üblicherweise im Schatten dieser größeren Fragen. 1967 untersuchte Wolfgang Bender die ersten drei Fassungen der Übersetzung und beobachtete dabei eine Tendenz zur Straffung des Satzbaus.⁴ Obwohl diese Einschätzung mit Sicherheit korrekt ist, verdeckt sie einige der Gemeinsamkeiten der verschiedenen Fassungen. Benders in der zweiten Hälfte seines Artikels vorgebrachte These, Bodmers Beweggrund zu dieser Übersetzung sei die Erkundung ästhetischer Fragen gewesen, gehorcht dem alten Muster, das die literarische und ästhetische Debatte in den Mittelpunkt stellt. Dies führt, genauso wie die Geringschätzung der Literaturkritik Bodmers, zur Unterwertung der Bodmerschen Übersetzungen.⁵ In den letzten Jahren hat die Übersetzungswissenschaft neue Ansätze zur Erforschung von Übersetzungen aus dem achtzehnten Jahrhundert entwickelt, und im Folgenden werde ich zunächst zu der Frage, was Bodmer zu seiner Milton-Übertragung bewegte, zurückkehren, um anschließend zu versuchen, neues Licht auf die Übersetzungsprozesse und ihr Ergebnis zu werfen.

Bodmer entwickelte frühzeitig ein Interesse an der englischen Literatur und hatte zahlreiche englische Schriftsteller im Original gelesen, bevor er sich mit Milton auseinandersetzte – Locke, Sherlock, Defoe, Addison und Steele.⁶ Noch bevor er Englisch lesen konnte, las er die französische Übersetzung des *Spectators* und entdeckte dort Milton, obwohl Addisons Beiträge zu *Paradise Lost* nicht darin enthalten waren; der französische Übersetzer hatte Miltons Dichtung als zu unkonventionell für den französischen Geschmack betrachtet.⁷ Bodmer übersetzte nun ebenjene Ausgaben des *Spectator* und fügte sie als Anhang seiner „Abhandlung von dem Wunderbaren“ bei.⁸ Sein Freund Laurenz Zellweger machte ihn mit Milton im Original bekannt und schenkte ihm die Tonson-Ausgabe von 1723.

³ Siehe, als jüngsten Beitrag hierzu, Döring (2009); vgl. Horch und Schulz (1988).

⁴ Bender (1967).

⁵ Paulin (2003), S. 37: „Bodmer was not much of a poet, certainly no dramatist (not for lack of trying) and not really an interesting critic.“ Vgl. dagegen den Hinweis im Vorwort zu dem Sammelband Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung, Lütteken und Mahlmann-Bauer (Hrsg.) (2009), S. 19: „Wir bedauern es sehr, dass ein anglistischer Beitrag fehlt, in dem Bodmers eigenwillige, durch die *Spectator*-Kritik Addisons inspirierte Milton-Rezeption eine neue Würdigung erhalte.“

⁶ Siehe Bodmer (1893), S. 180.

⁷ „célèbre Poëme de Milton, intitulé, Le Paradis Perdu parce qu'il n'a pas été, et qu'il ne sera sans doute jamais traduit dans notre langue.“ *Le Spectateur* (1718), S. 4.

⁸ Bodmer (1740).

Bodmer wusste, welchen Rang Miltons Gedicht in England einnahm und dass es „die Lust und das Vergnügen der Engelländischen Nation“ war.⁹ Milton betrachtete er als durch und durch englischen Schriftsteller. Die englische Kultur, die aus seiner Sicht tiefere und ernsthaftere Gedanken zu bieten hatte als die französische, begann letzterer den Rang abzulaufen. Miltons politische Ansichten waren zum Kontinent durchgedrungen, und obwohl sein Ruf als Befürworter des Königsmords viele abstieß, stand ihm Bodmer als Schweizer Republikaner in seiner liberalen Züricher Umwelt wohlwollend gegenüber. Und während Miltons theologische Standpunkte in Frankreich, Italien, Spanien und anderen Ländern scharf kritisiert wurden, betrachtete der Schweizer Protestant Bodmer *Paradise Lost* als erhebendes und erbauliches christliches Gedicht und billigte dessen religiöse Botschaft ausdrücklich. Er setzte sich mit den theologischen Fragen, die das Werk aufwirft, auseinander, insbesondere mit der Frage nach freiem Willen und Gehorsam, zu der er seine eigenen Gedanken entwickelte.¹⁰ Miltons religiöse Vorstellungen ließen sich problemlos in den deutschsprachigen Kontext des frühen 18. Jahrhunderts übertragen. Allerdings war *Paradise Lost* keine Predigt, sondern ein literarisches Werk, das christliche und heidnische Mythologie verband. Auch in Bodmers Augen war es ein Epos, „Ein Helden-Gedicht. In ungebundener Rede übersetzt“, wie es im Untertitel zu seiner Übersetzung heißt.¹¹

Mit hoher Wahrscheinlichkeit (und wie andere Beiträge bereits betont haben) fühlte Bodmer sich insbesondere von der Naturdarstellung in *Paradise Lost* angezogen.¹² Als Schweizer war Bodmer sich des Reizes und der Kraft der Natur bewusst. Ältere Untersuchungen haben zu Recht den Kontext von Bodmers Milton-Lektüre herausgestellt: die Flucht aus den Straßen Zürichs in die Landschaft der Umgebung und dort eine idyllische und erbauliche Naturerfahrung.¹³ Die empirische Naturdarstellung traf also einen Nerv Bodmers und entsprach dem Zeitgeist. Wichtiger noch war, dass diese Naturerfahrung auf einer weiteren Ebene poetisch verarbeitet wurde. Eingebettet in Miltons Dichtung fand sich das Konzept des Erhabenen. Bodmers im Entstehen befindliches Verständnis des Erhabenen gehorchte dem vor-kantianischen Begriff, der seine Wurzeln in der Antike hatte (Pseudo-Longinus). Wie Longinus, der das Erhabene als ein rhetorisches Mittel zur Erzeugung von grenzenlosem Überschwang und gesteigertem Gefühl verstand, war auch Bodmer davon überzeugt, dass eine Möglichkeit, das Erhabene zu erreichen, in der Nachahmung der berühmtesten Autoren der Vergangenheit bestand.¹⁴ Das Übersetzen selbst war eine Form der Nachahmung und des schöpferischen Strebens. Bodmer bewunderte den Geist des Dichters Milton und seinen Versuch, „Things unattempted yet in prose or rhyme“ (*Paradise*

⁹Bodmer (1980), S. 41.

¹⁰Siehe den Brief vom 28. Januar 1724. Zitiert in Bodmer (1893), S. 192–193.

¹¹Bodmer (1732), Titelseite.

¹²Viles (1902), S. XIV–XV.

¹³Bodmer (1893), S. 189, und S. 190–191.

¹⁴Longinus (1988), Kap. 13.

Lost I.16)¹⁵ zu erreichen – im Vorwort zur dritten Übersetzung etwa schrieb er, „[daß] kaum ein höherer Gipfel ist, auf welchen sich das Gemüthe des Menschen erheben kann“.¹⁶ So wichtig ihm der bildhafte und deskriptive Aspekt von Miltons Erzählstil und Locke'schem Empirismus waren, das Entscheidende war Addisons Vorstellung der „secondary pleasures of the imagination“;¹⁷ die Natur wurde vermittlels der Einbildungskraft betrachtet, und der Mensch setzte sich als freier Geist zu ihr in Beziehung. Bodmer sah Milton und andere Geistesgrößen wie Newton als Freigeister. Er bewunderte Milton als einen großen Poeten, der durch seine Dichtung die erhebende Erfahrung des freien menschlichen Geistes in der Natur geschaffen hatte. Die von Milton poetisch gestalteten Figuren waren Beispiele solcher freien Geister. Satan und die Engel treffen selbst die Entscheidung, den Himmel zu verlassen; Adam und Eva beschließen eigenständig, ungehorsam zu sein, und nehmen die Folgen ihres Handelns an. Die Übersetzung selbst ist ein Versuch, diese Freiheit vermittlels der Literatur zu erfahren und die Leserschaft daran teilhaben zu lassen.

Bodmer erkannte die zentrale Bedeutung der Berglandschaften, die in *Paradise Lost* immer wieder heraufbeschworen werden. Das Gedicht beginnt bekanntermaßen mit der Anrufung der „Heavenly Muse, that on the secret top/ Of Oreb didst inspire/ That shepherd“ (I.6–8); im VII. Buch heißt es:

Immediately the mountains huge appear
Emergent, and their broad bare backs upheave
Into the clouds; their tops ascend the sky:
So high as heaved the tumid hills. (I.285–86).

Berge sind Symbole des Erhabenen, sinnbildlich für menschlichen Ehrgeiz und das Streben des Dichters nach Erfolg; sie repräsentieren außerdem die ehrfurchtgebietende Pracht von Gottes Schöpfung. Dass sie, wie Elizabeth Powers betont, in Bodmers sonstigen literarischen Werken nicht vorkommen,¹⁸ überrascht nicht, wenn man bedenkt, dass die deutsche Gebirgsdichtung in ihren Kinderschuhen steckte. Bodmers Milton-Übersetzung gleicht diesen Mangel aus. Hinsichtlich der Gebirgsbeschreibung in der epischen Dichtung unterschied Bodmer sich von Gottsched, der flache Landschaften für geeigneter hielt.¹⁹

Höhen lassen sich nicht ohne Tiefen darstellen. Der oben zitierte Abschnitt geht wie folgt weiter: „so low/ Down sunk a hollow bottom broad and deep“ (VII.288–289). Das zweite Buch von *Paradise Lost* beginnt mit der Betrachtung Satans und der gefallenen Engel in der Hölle: „High on a throne of royal state which far/ Outshone [...]“. Es ist bemerkenswert, dass Bodmer Satan frühzeitig als einen höchst reizvollen Charakter herausstellt; an Adam interessieren ihn vor

¹⁵ Zitiert wird nach Milton (2005). Angaben im Text in Klammern mit Buch und Versnummer.

¹⁶ Bodmer (1754), Vorwort.

¹⁷ Addison (1712).

¹⁸ Powers (2013).

¹⁹ Gottsched (1749), S. 34.

allem die theologischen Fragen,²⁰ an Satan ist es die Natur. In der Forschung ist es längst vergessen, dass Satan die Figur war, mit der Bodmer sich identifizierte. In Greiffensee, wo er mit der Übersetzung begann, fühlte er sich Satan gleich; in einem Brief an Zellweger vom 28. Januar 1724 zitiert Bodmer den Abschnitt, der Satans Eintreffen im Paradies beschreibt (*Paradise Lost* IX.445–453):²¹

Als ich aus der stadt kame auf das freye feld, ware mir zu muthe, wie dem Satan als er aus der helle, die mit flüssigem und gediegenem feuer brennt, wo das gefrorene Eiss die finger versenget, und kalt die Wirkungen des feuer verrichtet, in das *paradijs* kommen, dessen kostbarkeit und die Nakende Eva ihn fast vergessen machten, dass er der Mr. teuffel wäre. Ein jegliches Ding belustigte mich, das zusammengerächte grass, die Sent kühe, das schütteln der Nussbäumen &c. In Greiffensee fieng ich spielend an, die und diese beschreibung aus dem *Milton* zu verdeutschen.

Hans Bodmer, der Literarhistoriker und Herausgeber der Schriften Bodmers vergleicht diese Stelle mit dem Abschnitt von *Paradise Lost* (IX.445–453), in dem Satan Eva bewundert und Milton einen Gegensatz zwischen der Enge einer dichtbevölkerten Stadt und den „pleasant villages and farms of the countryside“ herstellt. Dieser bemerkenswerte pastorale Abschnitt machte einen tiefen Eindruck auf Bodmer. Sein Mitgefühl mit Satan ist für einen deutschsprachigen Schriftsteller im frühen 18. Jahrhundert außergewöhnlich und stellt das erste Auftreten einer solchen Empathie auf dem Kontinent dar – als Vorläufer ähnlicher Fälle im deutschen *Sturm und Drang* und der englischen Romantik, die beide Satan als Miltons Helden betrachteten.

Die Nähe, die Bodmer zu Milton, sogar zu dessen Blindheit und Ruhm empfand,²² sein Mitgefühl mit den Figuren des Gedichts, dessen Naturdarstellung und die geisteserbauende Rolle der Literatur waren die Hauptbeweggründe zu diesem Übersetzungsprojekt. Die Aufgabe, Milton ins Deutsche zu übertragen, erforderte großen Einsatz und große Empathie. Bodmer betrachtete Miltons *Paradise Lost* nicht einfach als christliche Glaubenslehre, sondern als ein durch seine Darstellung der Natur und der Rolle menschlicher Handlungsstragender erhebendes literarisches Werk. Dieser erhabene Aspekt des Gedichts musste eingebürgert und verdeutscht werden, weil er in der deutschen Dichtung vor den 1720er Jahren kaum vorgekommen war. Angesichts der Größe seiner selbst gestellten Aufgabe ist es nicht verwunderlich, dass Bodmer eine Übersetzung in Prosa wählte, statt zu versuchen, eine metrische Fassung zu fabrizieren oder den weit ausgreifenden Stil Miltons in Blankversen nachzuahmen.²³ Obwohl Miltons

²⁰ Siehe den Brief vom 28. Januar 1724. Zitiert in Bodmer (1893), S. 189–194.

²¹ Brief vom 28. Januar 1724. Zitiert in Bodmer (1893), S. 189, 190–191. In einem Brief, den er Ende 1723 an Breitinger schrieb, beschreibt Bodmer auch das Gefühl, eine Figur in dem Epos zu sein, etwa wenn er mit dem Erzfeind in der Sonne schwebt oder den Erzengel Michael oder Uriel in die Irre führt, um das Paradies samt Adam und Eva gezeit zu bekommen.

²² Bodmer (1893), 195–196.

²³ Bodmer (1893), S. 195–196. Zu den Übersetzungsversuchen von Miltons Blankversgebrauch ins Deutsche vgl. den Beitrag von Sonja Klimek und Kilian Schindler in diesem Band.

Dichtung einen ernsthaften und erhabenen Gegenstand behandelt und darin häufig syntaktische Inversionen und Anspielungen auf die Antike vorkommen, bleiben dem Jambus des Blankverses einige Eigenschaften ungebundener Sprache erhalten. Im Vergleich zu den einzelnen metrischen Einheiten der Lyrik war Prosa für eine Übertragung von Miltons Stil – mit seinen langen Sätzen und seinem temporeichen Erzählstil – besser geeignet. Im Hinblick auf das Erhabene in Bodmers Ästhetik stellt Elizabeth Powers erhellend fest, dass die den Gebirgen und anderen Naturphänomenen zugeschriebene atemberaubende Macht sich mit der Unregelmäßigkeit und dem Mangel an Symmetrie der poetischen Sprache deckt.²⁴

Der Fall Satans und seiner Engel in die Hölle, „a place of utter darkness fitliest called chaos“,²⁵ ließe sich sowohl in gebundener Sprache und poetischem, vom Barock beeinflussten Ausdruck darstellen als auch auf schmucklose und realistische Weise in Prosa. Bodmer entschied sich für Letzteres. Darüber hinaus wusste er, dass die deutschen Versübersetzungen von *Paradise Lost* unvollendet geblieben waren und vermutete zu Recht, dass er mit einer Übertragung in Prosa ein breiteres Publikum erreichen würde.

Damit sind wir beim Thema des Skopos der Übersetzung angelangt, der Frage nach dem Zielpublikum von Bodmers Übersetzung.²⁶ Wenn es in *Paradise Lost* von den Lesern des Werkes heißt, „and fit audience find, though few!“ (VII.31), dann ist das insofern irreführend, als Milton, obwohl er in einem schwierigen politischen Umfeld mit der Zensur zu kämpfen hatte, zu Lebzeiten und darüber hinaus ein breites Publikum erreichen konnte. Bodmer war sich dessen bewusst und erklärte im Vorwort zu der Übersetzung von 1732, das Gedicht habe Anklang bei Männern und Frauen aller Stände, jeden Alters, Lebenswandels und Bildungshintergrundes gefunden.²⁷ Die Erwähnung von Leserinnen ist wichtig: Ein Ausdruck der Verbreiterung des angestrebten Zielpublikums ist Bodmer und Breitingers Entscheidung, *Miltons verlohrenes Paradies* zusammen mit anderen englischen Büchern 1746 auf eine Lektüreliste für Frauen zu setzen.²⁸ Mit dem Fortschreiten der Aufklärung im deutschsprachigen Raum gingen zunehmend entschiedene Bemühungen von Schriftstellern und Übersetzern wie Bodmer einher, ein größeres Publikum mit Gedanken aus dem Ausland zu erreichen. Dies musste auf angemessene Weise geschehen. Die Wahl der Prosaform traf den Publikumsgeschmack, der später eine Flut empfindsamer und realistischer Romane nach sich ziehen sollte. In diesem frühen Stadium der Popularisierung und damit auch Demokratisierung der Literatur versuchten Übersetzer wie Bodmer, die Bildung der Bevölkerung zu fördern, indem sie kanonische Werke in Prosa übersetzten. In der Praxis war das Publikum allerdings nicht so groß wie

²⁴ Powers (2013), S. 214.

²⁵ *Paradise Lost* Book I, The Argument (Milton 2005, S. 3).

²⁶ Zum Skopos-Begriff vgl. Vermeer (1978).

²⁷ Bodmer (1980), S. 41.

²⁸ Bodmer und Breitinger (1980).

von Bodmer erhofft und seine Übersetzung wurde innerhalb einer kleinen Gruppe von gebildeten Lesern und unter Dichtern wie etwa Klopstock rezipiert, dessen Freund und Mentor er war.

Bodmer schrieb außerdem für ein Schweizer Publikum, was sich in der ersten Übersetzung niederschlägt, die für ihre Helvetismen gescholten wurde. In den darauffolgenden Übersetzungen entwickelt sich Bodmers Stil weiter und enthält zunehmend Elemente des von Gottsched propagierten obersächsischen Deutsch. Wie Wolfgang Bender feststellt, gehören zu den Veränderungen, die Bodmer in der zweiten Übersetzung vornahm, „oft sehr weitgehende Eingriffe in den Text, in Syntax und Wortwahl“;²⁹ Bodmer passte den Satzbau an, um seine Übersetzung lesbarer und einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Die Übersetzungen von Metaphern (wie auch Wortspielen und Latinismen) blieben weitgehend unverändert. Bodmer schätzte sie als zentrales Element des Milton'schen Stils und des Erhabenen – und indem er sie in Prosa übersetzte, verringerte er die Wahrscheinlichkeit des Vorwurfs, eine blumige, schwülstige poetische Sprache zu benutzen. Auch hierin unterschied er sich von Gottsched, der Miltons „seltsame Metaphoren“ und „verblümete Ausdrückungen“ ablehnte.³⁰ Bodmer erkannte, dass Milton nicht leichtfertig Metaphern gebrauchte, sondern auf gekonnte Weise rhetorische Mittel kombinierte, um zu beschreiben und zu überzeugen. Bodmers Überarbeitungen seiner Übersetzung zeigen, dass er die Entscheidung, in Prosa zu übersetzen und dadurch Miltons Leserschaft zu vergrößern, für die richtige hielt. In Anbetracht der Tatsache, dass *Paradise Lost* nur ein paar Jahre zuvor auf eine Liste vom Papst verbotener Bücher gesetzt worden war, war es durchaus eine gute und fortschrittliche Lösung.

Das herausragende Merkmal der Bodmer'schen Übersetzung ist ihre grammatische Genauigkeit.³¹ Dies ist umso bemerkenswerter, als Bodmer erst anhand von Milton seine Englischkenntnisse vertiefte. Die Gemeinsamkeiten der verschiedenen Fassungen sind auffälliger als die Unterschiede zwischen ihnen. Die vielzitierten schweizerdeutschen Elemente der ersten Fassung, die Gottscheds Verachtung heraufbeschworen, betreffen hauptsächlich Rechtschreibung und Aussprache bzw. gelegentlich das Genus (z. B. ‚Spur‘ maskulin statt feminin, wie es in der Epoche die Norm gewesen wäre), und die wichtigsten Eigenschaften der Übersetzung, wie etwa Satzbau und Wortstellung, sind insgesamt eher gleich als verschieden. Wie wichtig Bodmer Genauigkeit und die Vermittlung des Inhaltes waren, zeigt sich an der Einführung von oft ausführlichen Fußnoten in der Übersetzung von 1742.³² Diese sollen den fremden Text nicht verbessern, sondern erläutern, Klarstellungen vornehmen und Autor und Leser*innen zusammenbringen. Einen

²⁹Bodmer (1965), S. 11.

³⁰Bodmer (1742), S. 104.

³¹Viles führt die Ungenauigkeiten auf (Viles 1902, S. 6–10). Darunter ist die Fehlübersetzung von „fens“ als „Hölen“, ein weiterer Beleg für die o. g. Gebirgsbegeisterung.

³²Die meisten Fußnoten sind der Ausgabe der Werke Miltons von 1720 entnommen und stammen von Addison und Bentley. Vgl. Milton (1720).

Gegensatz hierzu stellt die französische Prosaübersetzung dar, die paraphrasierend zahlreiche Änderungen vornahm.³³

Wörter, die für abstrakte Begriffe oder Vorgänge stehen – Nomen und Verben etwa – werden üblicherweise richtig aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und Bodmer gibt sich alle Mühe, eine deutsche Entsprechung zu finden, ohne die Bedeutung anzupassen oder zu verändern. Das lässt sich daran ablesen, wie er in späteren Fassungen bestimmte Wörter anders überträgt: Beispielsweise wird „Justify [the ways of God to men]“ in der ersten Fassung mit juristischem Anklang als „rechtfertigen“ übersetzt. Die Verwendung von „retten“ in den späteren Fassungen ist nicht nur eine prägnantere, sondern durchaus auch poetischere Wortwahl. Bodmer übersetzt „taste [of that forbidden tree]“ zunächst als „vergiftetes Essen“, spart diese Formulierung in den Fassungen von 1742 und 1769 allerdings aus, sodass Geschmack und Aroma des Apfels verschwinden und das Konzept des Ungehorsams auf abstraktere Weise vermittelt wird – mit seinen biblischen Untertönen ist „Ungehorsam“ allerdings eine gute Übersetzung von „Disobedience“.³⁴ Im Kontrast dazu steht beispielsweise, in einer neueren Übertragung, die abstrakt-legalistische „Widersetzlichkeit“.³⁵

Die Verwandtschaft zwischen dem Deutschen und Englischen ist gelegentlich hilfreich, beispielsweise bei der Übersetzung von Wortspielen. Für das englische „Fall“ etwa, das in seiner spirituellen und physikalischen Doppelbedeutung (als Sündenfall oder Sturz aus der Höhe) auftritt, wählt Bodmer „Fall“ anstelle von „Sturz“:

Him the Amighty Pow'r
Hurled headlong flaming from th'ethereal sky
To bottomless perdition [...] (V. 44–45)

Die allmächtige Kraft warf ihn von der etherischen Bühne mit einem gräßlichen Fall und Brand flammend in das bodenlose Verderben hinunter.³⁶

Solche Metaphern stellen für Bodmer keine Schwierigkeit dar, ebenso wenig wie Miltons Wortspiele. Beispielsweise verwendet er das Wort „Wurzel“ in seiner Doppelbedeutung als Baumwurzel und Wurzel allen Leids. In seiner Studie zu John Miltons Stil weist Christopher Ricks darauf hin, dass Milton Wortspiele und Sprachkomik oft als Fundament eines Witzes einsetzt, der die Strenge seines epischen Stils ausgleicht und sich in einer Prosaübersetzung besser widergeben lässt als in den metrischen Übertragungen, in denen die Lyrik einen

³³Tournu (2017), S. 140. „Dupré’s prose translation broke off sentences, suppressed or changed epithets, softened metaphors, and omitted some peculiarities that squared ill with French literary taste.“

³⁴Schulze (1928), S. 81, weist darauf hin, dass Bodmer als einziger Übersetzer „disobedience“ als „Ungehorsam“ überträgt und dadurch den Gegensatz zwischen „disobedience“ und „obedience“, der sich durch das gesamte Werk zieht, abbildet.

³⁵Meier (1968), S. 6.

³⁶Bodmer (1742), S. 3.

klassizistischen Anstrich bekommt.³⁷ Bodmer schenkt auch der Form einzelner Worte Aufmerksamkeit und findet Entsprechungen für deren klangliches Zusammenspiel, indem er unter Verwendung von Alliteration und Onomatopoesie die Gemeinsamkeiten des Englischen mit dem Deutschen ausnutzt: „So talked the spirited sly snake“, (IX.613): „so sagte die begeisterte schlaue Schlange“; „So glister’d the dire Snake“ (IX.643): „So schimmerte die gräuliche Schlange“.

Diese beispielhaft angeführten Übersetzungen einzelner Wörter und Wendungen zeigen, dass Bodmer meist korrekt übersetzte und seine Prosatragung poetische Eigenschaften besaß. Der Prozess des verdeutschenden Übersetzens (*domestication*)³⁸ erfolgt, ohne dass diesen Eigenschaften des Originals Abbruch getan würde. Tatsächlich gab es zu diesem Zeitpunkt in den beiden Sprachen eine ganze Reihe einander entsprechender Konzepte und verwandter Wörter. Die wenigen Ausnahmen bestätigen die Regel. Das Wort „Limbo“ beispielsweise,³⁹ schon vor Milton in Verwendung, im Deutschen allerdings nicht nachgewiesen, wird als „Limbo“ übersetzt, also als Lehnwort; seine Bedeutung wird durch das Attribut erklärt: „Into a Limbo large and broad, since called The Paradise of Fools“ (III.495); „in einen weiten und breiten Limbo [...] das Paradies der Narren geheissen wird“ (III.474–483).⁴⁰ „Pandämonium“, ein weiteres im Deutschen des frühen 18. Jahrhunderts nicht vorhandenes Wort, dessen Bedeutung aus dem Zusammenhang und seinem griechischen Ursprung zu ersehen war, wurde durch Bodmers Übersetzung im Deutschen bekannter. Eine weitere Form von Fremdwort, die durch Bodmers Übersetzung eingebürgert wurde, stellt „Myriaden“ dar, in diesem Fall ein eingedeutschtes englisches Wort. Peter Ganz weist darauf hin, dass von Berge es 1682 benutzt. In seiner ersten Übersetzung verwendet Bodmer „Millionen“, ändert die Wortwahl 1742 aber zu „Myriaden“.⁴¹

Solche Einzelbeispiele für Schlüsselwörter und -wendungen sind aufschlussreich, mehr Aufmerksamkeit haben allerdings die Stilmerkmale im weiteren Sinne auf sich gezogen. Von ihnen hängen Erzählfluss und Lesbarkeit ab. Ein Vergleich des ersten Abschnittes (d. h. der ersten 26 Verszeilen) in den Fassungen von 1732, 1742 und 1769 ist diesbezüglich sehr aussagekräftig. Die späteren Fassungen sind um ein paar Wörter kürzer, aber der Satzbau bleibt weitgehend der gleiche. Die ersten 26 Verszeilen bestehen aus gerade einmal drei Sätzen. Miltons Sätze sind vergleichsweise lang und fließen majestätisch über die Versgrenzen hinweg. Er verwendet Inversionen – oft mit Partizipien – um das Tempo zu variieren und ein

³⁷ Ricks (2001), S. 75.

³⁸ Die Begriffe ‚domesticating‘ und ‚foreignizing translation‘ wurden von Lawrence Venuti in die Übersetzungstheorie eingeführt. Vgl. Venuti (1995).

³⁹ „A region supposed to exist on the border of Hell as the abode of the just who died before Christ’s coming, and of unbaptized infants“ (Oxford English Dictionary Online).

⁴⁰ Bodmer (1965), S. 130. Milton spielt hier auf die leeren Formen der Hoffnung im Katholizismus an. Dieser Abschnitt ist aufgrund von Zensur nicht in Saint-Maurs Übersetzung enthalten. Vgl. Tourmu (2017), S. 140.

⁴¹ Ganz (1957), S. 148.

retardierendes Moment zu schaffen, beispielsweise „Things unattempted yet in prose or rhyme“ (I, 16). Diese Partizipialkonstruktionen sind von einem zugrundeliegenden Satz abgeleitet. Bodmers erste Übersetzung enthält nur zwei Sätze und in den Fassungen von 1742 und 1769 sind es drei, sodass die Sätze immer noch länger sind als im Original. Er gebraucht häufig Relativsätze, die Erklärungen enthalten oder Ergebnisse darstellen. Während Miltons Stil knapp ist, formuliert Bodmer alles aus und benutzt weniger Partizipien als Attribute. Aufgrund der syntaktischen Unterschiede zwischen dem Deutschen und Englischen kann er nicht das stilistische Mittel der Inversion verwenden, das in Miltons Dichtung Nachdruck und Pathos erzeugt. An einer Stelle im ersten Abschnitt finden wir den vorangestellten Relativsatz, „Was in mir dunckel ist, erleuchte [...]“, für „What in me is dark illumine [...]“; in den späteren Fassungen verwirft Bodmer dies allerdings und vermeidet allgemein diese und andere Arten von Inversion. Dies wirkt sich insofern aus, als den Sätzen, obwohl sie dynamischer fließen, das retardierende Moment und die Erhabenheit des Milton'schen Stils fehlen; die Stilebene ist eine niedrigere. Bodmer schafft es, sprachlichen Fluss und Klarheit zu erzeugen und greift nicht in den Inhalt ein, selbst wenn dadurch der Erzählfluss unterbrochen wird oder gar nicht erst in Gang kommt. Die Stilebene wird dadurch gesenkt, ein Teil der Größe und Erhabenheit des Milton'schen Stils kommt nicht zum Tragen. Doch trotz der längeren Sätze geht in Bodmers Übersetzung der Rhythmus nicht gänzlich verloren, und obwohl er ungleichmäßig ist, bewirkt er doch hier und da ein rhetorisches Pathos nach der Art des Originals. Ein gutes Beispiel hierfür ist der Anfang der Fassung von 1742, der eindringlich und fesselnd wirkt. Es gelingt Bodmer auch, einige von Miltons Alliterationen zu erhalten, wie beispielsweise in den oben zitierten Sätzen („So talked the spirited sly snake“ (IX.61): „So sagte die begeisterte schlaue Schlange“; „So glister'd the dire Snake“ (IX.643): „So schimmerte die gräuliche Schlange“). Dies verbessert den Erzählfluss und reicht ein Stück weit an die stilistische Raffinesse der Beschreibungen bei Milton heran.

Eine kurze rhetorische Frage wie „Who first seduced them to this foul revolt“, wird von Bodmer adäquat übersetzt als „Wer beredete sie zu dem schändlichen Aufstand“;⁴² dass „first“ unübersetzt bleibt, entstellt den Sinn wohl kaum. Die Antwort auf diese Frage, „Th' infernal serpent“, wird ebenso gut und wirksam zu „Der höllische Wurm“. Milton verwendet häufig Elisionen, so auch an dieser Stelle. Im ersten Absatz finden sich in 26 Verszeilen acht Beispiele (siehe Anhang). Diese Elisionen dienen üblicherweise dem Rhythmus; die meisten von ihnen sind einfach gestrickt und tragen zur Gesamtwirkung bei, so beispielsweise „Heav'nly muse“ und „heav'ns and earth“, wo die Auslassung kaum auffällt. Andere lassen sich schwer aussprechen; in diesem Abschnitt etwa „Above th' Aonian mount“, an späteren Stellen dann Namen wie Uriel, die zweisilbig ausgesprochen werden sollen und die Leser*innen ins Straucheln bringen können. Das klingt gekünstelt und altertümlich. Bodmer hat mit dieser Schwierigkeit

⁴²Bodmer (1965), S. 3.

nicht zu kämpfen, weil er in deutsche Prosa übersetzt. So formuliert er „über den Aonischen Berg hinaus“ (zehn Silben anstelle von sieben): Die Wörter werden unabhängig voneinander betont, die Bedeutung ist klar, und es gibt keinen Hang zur Altertümelei. Bodmer hat den Text im Sinn einer zielsprachenorientierten Übersetzung auf sanfte Weise modernisiert und verdeutscht. Der Stil hat sich gewandelt, die Sprachebene ist schlichter. Bodmer unternimmt nirgendwo den Versuch, Miltons altertümliche Stilelemente nachzuahmen oder den Text alt und erhaben wirken zu lassen, obwohl er diese Eigenschaften bewunderte.⁴³ Insgesamt lässt Bodmers Übertragung eine Strategie der Einheitlichkeit erkennen; sie vermeidet zerstückelten Satzbau, Polysemie und plötzliche Veränderungen der Sprachebene und weist damit die von Lawrence Venuti hervorgehobenen Merkmale einer guten Übersetzung auf.⁴⁴

Es ließe sich sagen, dass Bodmer aufgrund der Vereinfachung der Stil- und Sprachebene, die mit dem Prozess des verdeutschenden Übersetzens einhergeht, sein Ziel, seinem Publikum eine erbauliche Leseerfahrung und eine Begegnung mit dem Erhabenen zu bieten, verfehlt hat. Stellenweise liest sich *Das Gedicht[e] von dem Verlorenen Paradiese* eher wie ein Roman als wie eine zum Vortrag bestimmte Dichtung. An Kritikern mangelte es ihm nicht, und es gab viele, die eine poetischere Übersetzung vorzogen; nach 1740 ging die Tendenz dann auch hin zu metrischen Übertragungen von Miltons Gedicht. Gleichwohl dürfte es Leser*innen gegeben haben, die aufgrund der Genauigkeit der Übersetzung in ihrem aufrichtigen und entschiedenen Versuch, Milton einer deutschen Leserschaft nahezubringen, die Bedeutung des ‚Wunderbaren‘ und die Neuartigkeit dieser Erfahrung gespürt haben werden. Das aus England stammende Erhabene war in Deutschland eingebürgert worden, und dieser Prozess war vonstattengegangen, ohne dass der Übersetzer versucht hätte, den fremden Text zu verbessern, unangemessen in ihn einzugreifen oder ihm die kulturellen Normen und Werte seiner Muttersprache aufzuzwingen.

Anhang: Erster Absatz von *Paradise Lost* im Original und in drei der Übersetzungen Bodmers

~BOOK I~

- 1 Of Man's first disobedience and the fruit
 Of that forbidden tree whose mortal taste
 Brought death into the world and all our woe

⁴³Im Kontrast hierzu stehen etwa Francis Newmans stark verfremdende (foreignizing) Übersetzungen aus dem mittleren neunzehnten Jahrhundert, die heftig kritisiert wurden; vgl. Venuti (1995), S. 123.

⁴⁴Venuti (1995), S. 70.

5 With loss of Eden till one greater Man
 Restore us, and regain the blissful seat
 Sing Heav'nly muse, that on the secret top
 Of Oreb, or of Sinai, didst inspire
 That shepherd who first taught the chosen seed,
 In the beginning how the heav'ns and earth
 10 Rose out of chaos: Or if Sion hill
 Delight thee more and Siloa's brook that flowed
 Fast by the oracle of God, I thence
 Invoke thy aid to my advent'rous song
 That with no middle flight intends to soar
 15 Above th'Aonian mount, while it pursues
 Things unattempted yet in prose or rhyme.
 And chiefly thou, O Spirit, that dost prefer
 Before all temples th'upright heart and pure
 Instruct me, for thou know'st, thou from the first
 20 Wast present, and with mighty wings outspread
 Dove-like sat'st brooding on the vast abyss
 And mad'st it pregnant. What in me is dark
 Illumine, what is low raise and support,
 That to the heighth of this great argument
 25 I may assert Eternal Providence
 And justify the ways of God to men.

(1732). Singe von dem ersten Ungehorsam des Menschen, und der Frucht des verbotenen Baumes, deren vergiftetes Essen den Tod und das Elend in die Welt gebracht, so dass wir aus Eden vertrieben worden, bisz dasz ein Grösserer Menschen uns entsetzet, und den lustreichen Sitz wieder gewonnen hat; himmlische Dichterin, welche auf Sinai und auf dem geheimen Gipfel des Berges Horeb den Schäffer unterwies, der zuerst den erwehltten Samen gelehret hat, wie im Anfang die Himmel und die Erde aus dem Chaos aufgesprössen: Komme von dar oder von dem angenehmern Berg Sion, und dem Bache Siloa, der nahe bey dem Orackel Gottes flosse, auf mein Ruffen herunter, und regiere meinen kühnen Gesang, der mit nicht gemeinem Fluge höher, als der Aonische Berge reichet, hinaufwärts steigen, und von Dingen dichten will, von welchen noch niemand weder in gebundener noch in looser Rede zu schreiben unterstanden hat.

„Bevorab du o Geist! Der das aufrichtige und reine Hertz den prächtigsten Tempeln vorziehet, unterrichte mich von diesen Sachen, denn du weissest sie; Du warest von Anbeginn anwesend, und sassest mit ausgebreiteten mächtigen Flügeln gleich einer brütenden Taube auf dem ungemessenen Abgrund, und machtest ihn trüchtig: Was dunckel in mir ist, erleuchte, und was niedrig, richte auf und stütze es empor, auf dasz ich mit einem hohen Schwung der Rede, wie meine grosse Materie erfordert, die ewige Vorsehung verteydigen, und den Menschen die Wege Gottes rechtfertigen möge“.

(1742). Singe, himmlische Muse, von dem ersten Ungehorsam des Menschen, und der verbotenen Frucht, die mit dem Verlust Edens das Elend und den Tod in die Welt gebracht hat, welche allda herrschen sollten, bis dass ein grösserer Mensch uns zu Hülfe käme, und den glückseligen Sitz für uns wieder eroberte. Du, welche auf dem geheimen Gipfel Horebs oder Sinai, den Schäfer unterwies, der den erwehnten Saamen zuerst gelehrt hat, wie der Himmel und die Erde im Anfange aus dem Chaos entsprungen seyn, steige auf mein Bitten von da, oder, wenn dir der Berg Sion und die Bache Siloah, die so nahe an dem göttlichen Orackel floss, angenehmer sind, von demselben herunter, meinen kühnen Gesang anzuleiten, der mit einem mehr als mittelmässigen Fluge über den Aonischen Berg hinaus fliegen will, indem er Sachen auf den Spur gehet, die niemand bis dahin weder in Prosa noch in Reimen unternommen hat zu entdecken. Und du vornehmlich, o Geist, der mehr von einem aufrichtigen und reinen Herten hält, als von allen Tempeln, unterrichte du mich, denn du weisest von diesen Dingen, du wardest zuerst dabey gegenwärtig, und sassdest einer brütenden Taube gleich mit ausgebreiteten Flügeln auf dem ungemessenen Abgrund; und machtest ihn fruchtbar. Erleuchte, was in mir dunkel ist; erhöhe und unterstütze, was niedrig ist, dass ich der Hoheit meines edeln Vorhabens gemäss die ewige Vorsehung verteidigen, und die Wege Gottes unter den Menschen retten möge.

(1769). Singe von dem ersten Ungehorsam des Menschen, und der verbotenen Frucht, durch die Eden verloren ward, und Elend und Tod in die Welt kam, bis ein grösserer Mensch uns zu Hülfe käme, und den Sitz wieder eroberte, himmlische Muse, die auf dem geheimen Gipfel Horebs und des Sinai unterwies, der den erwählten Saamen zuerst lehrte, wie Himmel und Erde am Anfange aus dem Chaos entsprangen; von da, oder wenn dir der Berg Sion und der Bach Siloah, der so nahe an dem göttlichen Orackel floss, angenehmer sind, von denselben ruf ich dich hernieder, meinem kühnen Gesang beyzustehen, der mit mehr als mittlerem Fluge über den aonischen Berg hinausfliegen will, indem er Sachen auf die Spur gehet, die niemand noch weder in Prosa noch in Versen versucht hat. Und du vornehmlich, o Geist, der mehr von einem aufrichtigen und reinen Herzen hält, als von allen Tempeln, unterrichte du mich, denn du weisest von diesen Dingen, du wardest von Anfang gegenwärtig, und sassdest einer brütenden Taube gleich mit ausgebreiteten Flügeln auf dem ungemessenen Abgrund, und machtest ihn fruchtbar. Erleuchte was in mir dunkel; erhöhe und unterstützte, was niedrig ist; dass ich der Hoheit meines edlen Vorhabens gemäss, die ewige Vorsehung vertheidigen, und die Wege Gottes unter den Menschen retten möge.

Literatur

- Addison, Joseph. 1712. The Pleasures of the Imagination. *The Spectator* Nr. 416, Friday 7 June 1712.
- Barnett, Pamela R. 1962. *Theodore Haak, F.R.S. (1605–1690): The First German Translator of Paradise Lost*. Den Haag: Mouton.

- Bender, Wolfgang. 1967. Johann Jacob Bodmer und Johann Miltons *Verlohrnes Paradies*. *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 11: 225–267.
- Bodmer, Hans. 1893. Die Anfänge des zürcherischen Milton. In *Studien zur Literaturgeschichte. Michael Bernays Gewidmet von Schülern und Freunden*, 177–199. Hamburg und Leipzig: Voss.
- Bodmer, Johann Jakob und Johann Jakob Breitinger. 1980. Bibliothek für die Frauenpersonen. Der Mahler Der Sitten 26 (1746). In J. J. Bodmer und J. J. Breitinger, *Schriften zur Literatur*. Hrsg. von Volker Meid, 26–28. Stuttgart: Reclam.
- Bodmer, Johann Jacob. 1980. Einige Nachrichten von John Miltons Verlust des Paradieses (1732). In J. J. Bodmer und J. J. Breitinger, *Schriften zur Literatur*. Hrsg. von Volker Meid, 41–47. Stuttgart: Reclam.
- Bodmer, Johann Jacob. 1732. *Johann Miltons Verlust des Paradieses. Ein Heldengedicht*. In *ungebundener Rede übersetzt*. Zürich: Marcus Rordorf.
- Bodmer, Johann Jacob. 1740. *Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen: In einer Vertheidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlohrenen Paradiese; Der beygefüget ist Joseph Addisons Abhandlung von den Schönheiten in demselben Gedichte*. Zürich: Orell.
- Bodmer, Johann Jacob. 1742. Abhandlung von der Schreibart in Miltons verlohrenen Paradiese. In J. J. Bodmer, *Sammlung Critischer, Poetischer, und anderer geistvollen Schriften, Zur Verbesserung des Urtheiles und des Witzes in den Wercken der Wolredenheit und der Poesie. Drittes Stück*. Zürich: Conrad Orell und Comp.
- Bodmer, Johann Jacob. 1754. *Johann Miltons verlohrenes Paradies/ Ein Episches Gedicht in zwölf Gesängen*. Zürich: Conrad Orell.
- Bodmer, Johann Jacob. 1965. *Johann Miltons Episches Gedichte von dem ‚Verlorenen Paradiese‘ 1742*. Hrsg. Wolfgang Bender. Stuttgart: Metzler.
- Döring, Detlef. 2009. Der Literaturstreit zwischen Leipzig und Zürich in der Mitte des 18. Jahrhunderts: neue Untersuchungen zu einem alten Thema. In *Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, Hrsg. Annett Lütteken und Barbara Mahlmann-Bauer, 60–104. Göttingen: Wallstein.
- Ganz, Peter. 1957. *Der Einfluss des Englischen auf den deutschen Wortschatz, 1640–1815*. Berlin: E. Schmidt.
- Gottsched, Johann Christoph. 1749. *Herrn Prof. Gottscheds Neueste Gedichte auf verschiedene Vorfälle*. Regensburg: Gebrüder Zunkel.
- Horch, Hans Otto und Georg-Michael Schulz. 1988. *Das Wunderbare und die Poetik der Frühaufklärung: Gottsched und die Schweizer*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Le Spectateur*, 1718. *Le Spectateur, ou le Socrate moderne. Tome troisième*. Amsterdam: David Mortier.
- Longinus. 1988. *Vom Erhabenen*. Übers. und hrsg. von Otto Schönberger. Stuttgart: Reclam.
- Lütteken, Annett, und Barbara Mahlmann-Bauer (Hrsg.). 2009. *Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*. Göttingen: Wallstein.
- Meier, Hans Heinrich. 1968. *John Milton. Das Verlorene Paradies*. Stuttgart: Reclam.
- Milton, John. 2005. *Paradise Lost*, Hrsg. Gordon Teskey. New York: Norton.
- Milton, John. 1720. *The poetical works of Mr. John Milton*. London: Tonson.
- Oxford English Dictionary Online. <https://www.oed.com>.
- Paulin, Roger. 2003. *The Critical Reception of Shakespeare in Germany, 1682-1914: Native Literature and Foreign Genius*. Hildesheim: Olms.
- Powers, Elizabeth. 2013. Where Are the Mountains? Johann Jacob Bodmer and the „Pre-Kantian Sublime“. *Goethe Yearbook* (20): 199–222.
- Ricks, Christopher. 2001. *Milton's Grand Style*. Oxford: Clarendon.
- Schmitter, Jacob. 1913. *Bodmers Übersetzungen von J. Miltons Verlorenem Paradies 1732. 1742. 1754. 1759. 1769 sprachlich verglichen*. Zürich: Leemann.
- Schulze, Hans Georg. 1928. *Miltons verlohrenes Paradies im deutschen Gewand*. Bonn: Verein Studentenwohl.

- Tournu, Christophe. 2017. „The French Connection“ among French Translations of Milton and within Du Bocage’s *Paradis Terrestre*. Oxford Scholarship Online. <https://doi.org/10.1093/oso/9780198754824.001.0001>.
- Venuti, Lawrence. 1995. *The Translator’s Invisibility*. London und New York: Routledge.
- Vermeer, Hans J. 1978. Ein Rahmen für eine allgemeine Translationstheorie, *Lebende Sprache* (23): 99–102.
- Viles, George Burrige. 1902. *Comparison of Bodmer’s Translation of Paradise Lost with the Original*. Leipzig: Emil Glausch.
- Von Berge, Ernst Gottlieb. 1782. *Das Verlostigte Paradeis/Auss Johann Miltons Zeit seiner Blindheit In englischer Sprache abgefassten unvergleichlichen Gedicht In Unser gemein Teutsch übergetragen und verlegt durch E. G. V. B.* 1782. Zerbst: Johann Ernst Bezel.
- Wegleiter, Christoph. Unveröffentlicht. *Johann Miltons Verlostigtes Paradies. Erstes Buch*. In: C. W., Reisetagebuch. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg Hs. 40660.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 11

Die „ungebundene Freiheit der Poesie“. Metrik, Reim, Religion und Politik in den frühen deutschen Übersetzungen von Miltons *Paradise Lost*



Sonja Klimek und Kilian Schindler

11.1 Einleitung

Paradise Lost von John Milton (erstmalig gedruckt 1667) ist von unzweifelhaft überragender Bedeutung für die Literaturgeschichte: Im 18. Jahrhundert erlebt das Bibel-Epos in England doppelt so viele Neudrucke wie Shakespeares Dramen. Durch Übersetzungen wird es auch in Deutschland bekannt, wo *Paradise Lost* um die Mitte des 18. Jahrhunderts dann im Literaturstreit zwischen Zürich und Leipzig eine zentrale Rolle spielt.¹ Im Folgenden werden v. a. die Anfänge der deutschsprachigen Rezeption von *Paradise Lost* im 17. Jahrhundert rekonstruiert, und zwar durch einen Vergleich der beiden frühesten deutschen Vers-Übersetzungen mit Johann Jakob Bodmers etwas später entstandener Prosa-Fassung. Milton selbst stellt seinem epischen Gedicht die Notiz „The Verse“ voran, um seinen Verzicht auf den Endreim zu rechtfertigen und die ‚Englishness‘ des Blankverses zu konstruieren. Auch auf diese national-philologische Einordnung wird für die Verortung der drei frühen deutschsprachigen Übersetzungen im inner-europäischen Kulturtransfer einzugehen sein. Abschließend wird in einem kurzen Vergleich von Miltons Metrik mit der seiner beiden deutschen Vers-Übersetzer aufzuzeigen sein, inwiefern Miltons „ungebundene Freiheit der Poesie“ unterschiedlich ausgedeutet werden kann: erstens poetologisch, zweitens politisch oder drittens auch in einem religiösen Sinn.

¹Vgl. Meier (2008).

S. Klimek (✉)

Philosophische Fakultät, Christian-Anders Universität zu Kiel, Kiel, Deutschland
E-Mail: sklimek@ndl-medien-uni-kiel.de

K. Schindler

Departement für Englisch, Universität Fribourg, Fribourg, Schweiz
E-Mail: Kilian.schindler@unifr.ch

11.2 Miltons *Paradise Lost* im Streitschriftenkrieg zwischen Zürich und Leipzig

1740 publiziert der Zürcher Theologe und Philologe Johann Jakob Bodmer seine von Leibniz' Theorie der möglichen Welten geprägte *Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen In einer Vertheidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlohrenen Paradiese*. Dieser Text markiert den ersten Höhepunkt jenes Streitschriftenkrieges zwischen – grob vereinfacht – Johann Christoph Gottsched in Leipzig sowie den Anhängern seiner französisch-klassizistisch geprägten Normpoetik auf der einen und Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger in Zürich sowie den Befürwortern der von englisch-sensualistischen Einflüssen bestimmten „Ästhetik“ auf der anderen Seite. Dabei ist Miltons Epos über die biblische Geschichte von Adam und Eva und über den Kampf zwischen Engeln und Teufeln um die Herrschaft im Weltall, auf der Erde und in der Hölle von Bodmer bereits 1723/24 – angeblich in einem wahren Schaffensrausch binnen weniger Wochen – in Prosa übersetzt worden. Zwischen 1732 und 1769 erscheinen fünf verschiedene Überarbeitungen dieser Übersetzung. Der biblische Stoff bietet den Schweizern Gelegenheit, die ihnen so wichtige, „jenseits der Ratio angesiedelte emotionale Wirkung der Dichtung, [...] die Rolle der Einbildungskraft im Prozess des Dichtens“ zu demonstrieren: Insofern wird Bodmers Milton-Übersetzung zu einem „bedeutenden Meilenstein auf dem Weg von der rationalen Normpoetik“, wie sie der Wolffianer Gottsched in Leipzig vertreten hatte, „hin zu einer affektiven Wirkungsästhetik.“² Gottsched strebt eine vernünftige Religion an, in der alle Glaubenssätze rational gerechtfertigt sind. Auch in der Poesie solle die Vernunft uneingeschränkt herrschen. Bodmer dagegen sieht das Besondere der Poesie gerade in ihrer Möglichkeit, vermittels der „dichterischen Einbildungskraft“ die Phantasie des Menschen anzuregen und Begeisterung auszulösen – vor allem in der religiösen Dichtung. Durch die Darstellung wunderbarer Begebenheiten sollen die Leser zu einem geistigen Höhenflug angeregt werden, in dem dann religiöse Erfahrungen möglich werden, die dem Zugriff der Vernunft letztlich entzogen bleiben.³ Dazu eigne sich Miltons Epos vorzüglich, da er „in der Bibel topographisch nur vage beschrieben[e]“ Orte wie „Himmel, Hölle und Paradies [...] sinnlich fassbar vor Augen“⁴ führt und Wesen wie Engel und Teufel körperlich beschreibt. Dies alles muss Gottsched als „Elemente des Aberglaubens“ erscheinen, „die es zu tilgen gilt“, denn „[e]ine

² Kohler (2007), S. 461.

³ Vgl. Kohler (2007), S. 441–442.

⁴ Kohler (2007), S. 452.

vernünftige Religion und eine vernünftige Dichtkunst bedingen nach seiner Meinung einander“.⁵

Doch nicht nur kritische Rationalisten wie Gottsched lehnen Miltons *Paradise Lost* bzw. Bodmers Übersetzung desselben ab. Der Druck von Bodmers Arbeit verzögert sich zunächst um ganze neun Jahre, da auch den streng zwinglianischen Zensoren in Zürich der poetisch freie, fikionalisierende Umgang mit einem derart heiligen Stoff (immerhin dem Sündenfall des Menschen und somit einem Kern christlicher Dogmatik) doch „allzu Romantisch [...]“⁶ (das heißt romanhaft, phantasievoll, frei über die biblisch-sakrosankte Vorlage hinaus ausgeschmückt) erscheint. Aber gerade diese gezielte Ansprache an „die Seele“ der Rezipienten, die durch die Lektüre in eine „heftige Gemütsbewegung versetzt“ und so „zur Intensivierung religiöser Empfindungen“ angeregt werden soll,⁷ bildet den Kern von Bodmers (und auch von Breitingers) Affektpoetik, deretwegen der Literaturstreit zwischen Leipzig und Zürich letztlich eskaliert. Als Bodmers Prosa-Übersetzung schließlich erscheinen kann, begeistert sie schon bald junge Leser, darunter den Lateinschüler Friedrich Gottlieb Klopstock, der sich – damals noch des Englischen unkundig – von Bodmers Übersetzung des *Paradise Lost* zu den ersten Gesängen seines eigenen Bibel-Epos *Der Messias* anregen lässt.⁸ Die Bedeutung Miltons für die Entwicklung der deutschsprachigen Literatur im 18. Jahrhundert kann also kaum überschätzt werden.

Wie aber beginnt die Milton-Rezeption in Deutschland? Zu Lebzeiten wird Milton in Deutschland vor allem als Publizist wahrgenommen – besonders mit seiner auf dem Kontinent berüchtigten Rechtfertigung des Regizids, der

⁵Döring (2009), S. 91. Vgl. auch Döring (2009), S. 94: „Wunderbares ohne Wahrscheinlichkeit ist Gottsched undenkbar, ‚Miltons Erfindungen‘ sind ihm abgeschmackte Kindermärchen, die in aufgeklärten Zeiten keinen Platz haben. Tod, Hölle, Sünde, Hexen und Teufel sind ihm, dem generell alle widervernünftigen Elemente der Religion Ausgeburten der Dummheit sind, ‚ungeheure Einbildungen‘, für die er nur Verachtung empfinden kann. Ihm erscheinen in der Forderung, dem Wunderbaren in der Dichtung Raum zu gewähren, nur die alten Gegner [nämlich die orthodox-lutherischen Theologen; Anm. v. S.K. und K.S.] in neuer Gewandung.“ – Es wäre also falsch, im Literaturstreit nur „eine Kontroverse um literarische oder poetologische Fragen“ zu sehen: Er wurde vielmehr „angetrieben“ und bestimmt „durch die Auseinandersetzungen der unterschiedlich orientierten Richtungen der Aufklärungsphilosophie“ (Döring 2009, S. 104). Der philosophische Empirismus mit seinen Zweifeln an der verabsolutierten ‚mathematischen Methode‘ (vgl. Döring 2009, S. 92) verbindet sich mit der ‚Forderung nach einer Dichtung, die sich nach ästhetischen Gesichtspunkten orientiert, [...] unter dem Vorzeichen einer gefühlsbetonten Religion gegen einen Rationalismus, der nur ein streng vernunftkontrolliertes Dichten zulässt und die Religion bzw. das Christentum in der Tendenz zu einer marginalen Größe herabdrückt. Die bemerkenswerte Wucht des Literaturstreits wird wenigstens zum Teil aus dieser Einbindung in die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Hauptströmungen der deutschen Aufklärung verständlich“ (Döring 2009, S. 96).

⁶Füssli an Huber 1725, zit. nach Kohler (2007), S. 446.

⁷Kohler (2007), S. 455, 459.

⁸Vgl. Kohler (2007), S. 441, 457–461.

Hinrichtung König Karls I. Erst postum wird Milton vermehrt auch als Dichter rezipiert. Eine frühe Ausnahme bildet hier Daniel Georg Morhof, der auf Reisen in England mit dem in Deutschland noch völlig unbekanntem dichterischen Werk Miltons in Kontakt kommt und es in seinem *Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie* bereits 1682 mehrfach lobend erwähnt. Morhof als Komparatist *avant la lettre* bleibt aber eine Ausnahme. Erst in Joseph Addisons und Richard Steeles *Spectator* (1711/12) wird Milton dann in mehr als 20 Beiträgen für seine „Erfindungs- und Vorstellungskraft und [für] die Schönheiten“ von *Paradise Lost* gerühmt und mit „Vergil und Homer“ verglichen.⁹ Vermittelt über die französische Übersetzung *Le spectateur* werden diese Lobeshymnen auf Miltons Vers-Epos u. a. dem Schweizer Bodmer bekannt, der daraufhin anfängt, mittels eines Englisch-Lateinischen Wörterbuchs Englisch zu lernen, um *Paradise Lost* ins Deutsche übersetzen zu können.¹⁰ Interessanterweise hat Bodmer bis dahin also keinen Bezug zu England, den dortigen Verhältnissen und zur englischen Dichtung. Miltons für die Epik innovativen Blankverses und seine theoretische Rechtfertigung der Reimlosigkeit im Vorwort „The Verse“ übergeht Bodmer daher auch völlig, indem er eine Prosaübersetzung liefert, deren Ziel es ist, möglichst wortgetreu die von Milton entworfenen enthusiastischen Bilder wiederzugeben. Damit ist Bodmer ab 1732 zwar zweifelsohne der in Deutschland wirkmächtigste Übersetzer von *Paradise Lost*, aber bei weitem nicht der früheste und auch nicht der ausgewiesenste.

11.3 Die beiden frühen Übersetzungen von Haak und Berg im Vergleich

Bereits 1682 erscheint die erste deutsche Vers-Übersetzung *Das verlustigte Paradies* – eine Co-Produktion zweier anglophiler Gelehrter, die in England mit Milton persönlich bekannt geworden sind. Dabei geht die im Druck erschienene Fassung, die unter dem Namen des späteren brandenburgischen Beamten Ernst Gottlieb von Berg (1649–1722) erscheint, auf eine ältere, nur privat vorgetragene Teil-Übersetzung eines Pfälzer Exilanten in London namens Theodor Haak (1605–1690) zurück.

Haak, mütterlicherseits aus der bekannten hugenottischen Gelehrten-Familie Toussaint/ Tossanus in Heidelberg stammend und gebürtig aus Worms, studiert seit 1625 in Oxford, später in Cambridge und geht 1633 (ohne akademischen Abschluss) nach Heidelberg, um sich am Wiederaufbau des Landes zu beteiligen.

⁹ Kohler (2007), S. 442.

¹⁰ Kohler (2007), S. 443–445.

Nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen 1634 kehrt er aber bereits nach England zurück und verkehrt fortan in London im Kreis europäischer Intellektueller um den Netzwerker und Reformier Samuel Hartlib, wo er auch ein enger Freund des württembergischen Dichters und englischen Sekretärs Georg Rodolf Weckherlin wird.¹¹ 1638 erscheint in Basel Haaks deutsche Übersetzung von Daniel Dykes Traktat über Sünde und Selbstbetrug, *The Mystery of Self-deceiving* (1615), einem Klassiker puritanischer Spiritualität im 17. Jahrhundert, der in Haaks Übersetzung zu immerhin sechs Auflagen bis 1691 kommt. Während des englischen Bürgerkriegs arbeitet Haak für das Parlament, für das er u. a. auf politische Missionen nach Dänemark und in die Schweiz geschickt wird und in dessen Auftrag er eine kommentierte niederländische Ausgabe der Bibel ins Englische übersetzt. In dieser Zeit lernt Haak auch Milton kennen. „H[aa]k, religiös und politisch liberal,“ kann während der Restauration seine Tätigkeit als Übersetzer naturphilosophischer Schriften vom Kontinent für Hartlibs Kreis fortführen und „seit 1661 an der Gründung der daraus entstehenden Royal Society mitwirken, die 1662/63 von König Karl II. privilegiert“ wird.¹² Er ist vor allem als internationaler Korrespondent gut vernetzt unter europäischen Naturforschern und erarbeitet für sie zahlreiche wissenschaftliche Übersetzungen. Zeitnah zur Erstpublikation von *Paradise Lost* erstellt er die erste (Teil-)Übersetzung dieses Epos in eine andere europäische Landessprache überhaupt,¹³ wofür er mit der ersten Fassung von 1667 arbeitet (die noch keine Vorreden enthält). Das Manuskript bleibt zwar unpubliziert, wird jedoch mehreren mit Haak befreundeten Gelehrten vorgelesen und befindet sich heute in der Landesbibliothek Kassel.¹⁴

Wie die Forschung gezeigt hat, erkennt Haak, als im englischen Kontext der Zeit verankerter Übersetzer, die eminent politische Dimension von *Paradise Lost*, welche später im Zuge romantischer Milton-Rezeption gerne ausgeklammert wird: „Milton’s epic was not concerned with the loss of Eden so much as the loss of the English ‚Paradise‘ at the Restoration.“¹⁵ Die bei Milton an mehreren Stellen intendierte „dual identity of Satan, republican hero and monarchical or imperial pretender“, aber auch „the connection between Satan and Interregnum statesmen, such as Cromwell or Vane“, werden von Haak genauso übersetzt, wie sie in

¹¹ Smith (2016), S. 379–380.

¹² Hentig (1966).

¹³ Vgl. Smith (2016), S. 379.

¹⁴ Vgl. Smith (2016), S. 380.

¹⁵ Smith (2016), S. 381.

Miltons Text zu finden sind.¹⁶ Smith führt dazu den Vergleich der Verse 119–124 des ersten Buchs an, in denen die „anti-tyrannical sentiments of Milton’s Satan“ zum Ausdruck kommen und die mit folgender Beschreibung Gottes enden:

Who now triumphs, and in the excess of joy
Sole reigning holds the tyranny of heaven.¹⁷

Haak übersetzt sie sehr genau als

Wie freudig Er auch triumfierend jetzt
allein im Himmel als Tyrann, regieret.¹⁸

Als 1682 die erste Druckfassung erscheint, in welcher der Übersetzer Berg für die ersten dreieinhalb Gesänge diese Version Haaks überarbeitet, sind interessanterweise gerade diese beiden Verse komplett weggefallen.¹⁹ Und in der späteren Prosa-Fassung Bodmers ist die Passage zwar übersetzt, doch fehlt ihr der Hinweis auf die Rebellion gegen einen Tyrannen:

[...] welcher jezo triumphiert, und voller ungemessenen Freude die Herrschaft in dem Himmel ohne einen Nebenbuhler besitzt.²⁰

¹⁶Smith (2016), S. 383. Satan stellt zweifelsohne keine genuine politische Alternative zur göttlichen Monarchie dar, sondern missbraucht republikanisches Gedankengut für seine eigensüchtigen Zwecke. Blair Worden spekuliert, dass Milton durch seine Desillusionierung über Cromwells Protektorat zu diesem Portrait des schein-republikanischen Satans veranlasst worden sei (Worden 1990, S. 241–242), während David Loewenstein die Darstellung Satans durch Miltons Kritik der Presbyterianer kontextualisiert (Loewenstein 2001, Kap. 7). Haak dürfte durchaus willens gewesen sein, allfällige Kritik an Cromwell wiederzugeben, denn gemäß der erweiterten Ausgabe von Heinrich Ludolf Benthems *Engeländischem Kirch- und Schulen-Staat* von 1732 (Erstausgabe 1694) war das Verhältnis zwischen Haak und Cromwell eher kühl. Das wird etwa deutlich aus der von Benthem berichteten Reaktion Cromwells auf Haaks zwölfjährige Übersetzungsarbeit an den von der Dordrechter Synode veranlassten *Dutch Annotations upon the whole Bible* (1657), die der deutsche Exilant im Auftrag der Westminster Assembly unternehmen hatte: „Über dieser Bemühung wurde er [i.e. Haak] von Oliver Cromwel verspottet; welchen Usurpateur er einen vollkommenen heiligen Atheisten zu nennen pfleg“ (114). Der Vorwurf des ‚heiligen Atheismus‘, also der machiavellistischen Instrumentalisierung vorgespielter Frömmigkeit, wurde bemerkenswerterweise nicht so sehr von Milton, sondern von radikalen „Levellers“ wie John Lilburne häufig gegen Cromwell erhoben (vgl. Loewenstein 2001, Kap. 1). Mögliche spiritualistische Neigungen seitens Haaks (s. u.) schließen solche Sympathien mit radikalen Protestanten sicherlich nicht aus. Zu Benthems Beziehung zu Haak, den er 1686/87 in London kennenlernt, siehe Barnett (1962), S. 155–157.

¹⁷Milton (2013a), Buch 1, V. 123–24; Smith (2016), S. 382–383.

¹⁸Barnett (1962), S. 192. Haaks Übersetzung ist in Anhang 3 zu Pamela Barnetts Biographie *Theodore Haak, F.R. S. (1605–1690)* abgedruckt, aus welcher wir hier und im Folgenden zitieren.

¹⁹Vgl. Berg (Übers.) (1682), S. 7–8.

²⁰Milton (1965), S. 8–9.

Auch eine weitere einschlägige Stelle, deretwegen Miltons *Paradise Lost* fast an der Zensur im England der Restauration unter Karl II. gescheitert wäre, wird von Haak mit der bei Milton enthaltenen politischen Implikation übersetzt:

[...] As when the sun new ris'n
Looks through the horizontal misty Air
Shorn of his beams, or from behind the moon
In dim eclipse disastrous twilight sheds
On half the nations, and with fear of change
Perplexes Monarchs. [...] ²¹

Bei Haak bleibt die mögliche Anspielung auf die Sonnenfinsternis bei der Geburt Karls II. am 29. Mai 1630, von der er in London sicherlich wusste, erhalten:

[...] wie die Son,
Wenn durch den Morgen Nebel ihre Strahlen
verhüllet, oder hinder Newen Mond
verfinstert Sie die halb' Erd bleich anscheindt
[...]
u. macht Monarchen bang für Änderung. (1.592-6) ²²

Bisweilen werden jedoch auch Unterschiede deutlich: Wo Milton ganz „Renaissance visionary“ ist, zeigt sich der Übersetzer Haak als „natural philosopher“, der die oftmals mythologischen Beschreibungen Miltons gelegentlich auf bloße Astronomie bzw. Physik reduziert. ²³

Auch Ernst Gottlieb von Berg kann als einer der gelehrten Akteure im Kulturtransfer des späten 17. Jahrhunderts fasslich gemacht werden, doch scheint er bei Weitem nicht über Haaks Netzwerk und politische Ambitionen zu verfügen. Er stammt aus alteingesessener Adelsfamilie im Fürstentum Anhalt-Zerbst. Nach einer soliden humanistischen Ausbildung am Gymnasium in Zerbst hält er sich als junger Mann acht Jahre lang in Russland auf. Von dort kommt er mit dem englischen Gesandten nach London, wo er sich in jenen literarischen Zirkeln bewegt, in denen auch Theodor Haak „sowie andere Milton-Anhänger und engl[i]sche Intellektuelle“ verkehren. Als Berg London verlässt, hat er das Manuskript von Haaks Anfängen der Übersetzung von *Paradise Lost* bei sich. ²⁴ Seit 1680 ist er in Berlin nachweisbar. 1682 erscheint in Zerbst bei Johann Ernst Betzel, dem Drucker jenes „Gymnasium Illustre“, das Berg besucht hat, ²⁵ die

²¹ Milton (2013a), Buch 1, V. 594–599.

²² Barnett (1962), S. 204–205. Smith fasst folgendermaßen zusammen: „Slowly but surely, incrementally, Haak brings out in German the revolutionary nature of Milton's poem“, z. B. wenn er vom „Parliament in hell“ berichtet (Smith 2016, S. 386).

²³ Smith (2016), S. 388–389.

²⁴ Zumindest finden sich heute nur die Anfänge in Kassel. Da es sich hierbei aber um eine andere Abschrift handelt als die, die Berg mit sich nahm, ist nicht auszuschließen, dass Haak doch das ganze Epos übersetzt hat.

²⁵ Bamberger (2018), S. 555.

erste Druckfassung einer deutschen Übersetzung von *Paradise Lost*, Bergs *Das Verlustigte Paradeis/ Auß Johann Miltons Zeit seiner Blindheit/ In englischer Sprache abgefaßten unvergleichlichen Gedicht/ In Unser gemein Teutsch/ Übertragen* [...]. Das Werk ist Dorothea Sophie von Brandenburg, der zweiten Gemahlin des ‚Großen Kurfürsten‘ Friedrich Wilhelm, gewidmet. Dorothea kann in ihrer glücklichen Ehe mit Friedrich Wilhelm „einen nicht geringen politischen Einfluß“ entfalten.²⁶ Als Lutheranerin ist sie 1668 für die Eheschließung mit dem Kurfürsten zum reformierten Glauben übergetreten. Berg bietet sich Dorothea, die als „böse Stiefmutter“ am Berliner Hof einen schweren Stand gegen den Kurprinzen aus Friedrich Wilhelms erster Ehe hatte, mit diesem Buch offenbar als Unterstützer an. Tatsächlich wird Berg im Herbst 1682, also noch im Jahr der Drucklegung, auf Dorotheas Fürsprache hin, als Dolmetscher und Sekretär eingestellt. Sich ausgerechnet mit einer Übersetzung des „Königsmord“-Verteidigers Milton bei der Kurfürstin zu empfehlen, ist nicht ganz unheikel. So betont Berg auch direkt in der Widmungsadresse, dass es sich bei dem überreichten Geschenk mitnichten um ein revolutionäres Werk handle. Vielmehr lobe *Das Verlustigte Paradeis* die „Heilige [...] Regierung Gottes/ wie selbige [...] ebenfalls heutiges Tages in denen Hohen Häuptern/ zur allgemeinen Wohlfahrt des Menschlichen Geschlechts/ wunderbarlich außgeführt wird“.²⁷ Von etwaigen Zweifeln am Gottesgnadentum der weltlichen Obrigkeit will Berg in dieser Widmung explizit nichts wissen. Vielmehr entpolitisiert Berg in seiner Übersetzung Miltons *Paradise Lost* zugunsten einer primär erbaulichen Lesart.²⁸ Sowie bei Haak, der sich bereits seit jungen Jahren als Übersetzer englischer Erbauungsliteratur betätigt, kann also auch bei Berg von einer religiösen Motivation ausgegangen werden – oder zumindest davon, dass er den substanziellen deutschen Markt für englische Erbauungsliteratur im Sinn hat.²⁹

²⁶Zu Dorothea Kurfürstin von Brandenburg, vgl. <http://www.gerhildkomander.de/biografien/91-frauen-in-berlin-dorothea.html?showall=&start=1> (Zugriff am 17.09.2020).

²⁷Berg (Übers.) (1682), unpaginiert, o(ij).

²⁸Diese Entpolitisierung spiegelt sich auch darin wider, dass Bergs Übersetzung im Katalog zur Leipziger Ostermesse von 1682 unter den „libri theologici“ aufgeführt wird (vgl. Kreuder 1971, S. 82).

²⁹Vgl. Leopold Magon (1956), S. 50–53. Für die Auffassung von *Paradise Lost* als Erbauungsliteratur sprechen bei Haak mitunter seine früheren Übersetzungen von Titeln wie Daniel Dykes *The Mystery of Self-Deceiving* (1615) oder Henry Scudders *The Christian's Daily Walk* (1642). Eine Bibliographie von Haaks Werken und Übersetzungen findet sich in Barnett (1962), S. 187–188.

11.4 Miltons *English heroic verse* und seine nationalliterarischen Konnotationen

Bei der Milton-Übersetzung, die Haak beginnt und Berg schließlich in den Druck bringt, handelt es sich um die erste bekannte veröffentlichte Kostprobe des Blankverses in der deutschen Literatur.³⁰ Berg setzt sich somit über den in der deutschen Epik des 17. Jahrhunderts geläufigen Alexandriner hinweg. Ein dritter Übersetzungsversuch, der die ersten 195 Verse von *Paradise Lost* umfasst, wird zwischen 1685 und 1688 von Christoph Wegleiter in 190 paar-gereimten Alexandrinern abgefasst.³¹ Berg dagegen orientiert sich in seiner Wahl des Metrums offensichtlich an Haak, der in seiner fragmentarischen Übersetzung von *Paradise Lost* sowohl inhaltliche wie auch formelle Treue zu Miltons Original anstrebt und ebenfalls bereits den Blankvers übernimmt.³² Dieser auf Haak gestützten Übersetzung von Berg wird allerdings, nicht zuletzt aufgrund ihrer beschränkten Verbreitung,³³ keine große Bedeutung für die deutsche Literaturgeschichte zugemessen. Zudem wird sie von der Forschung eher als Ausnahmeerscheinung aufgefasst, deren Urheber sich aufgrund ihres bescheidenen literarischen Geltungsanspruchs nicht den vorherrschenden Normen und Konventionen deutscher Barockdichtung verpflichtet gefühlt hätten.³⁴ Wenn auch der religiös-didaktische Aspekt bei Haak wie bei Berg sicherlich eine wichtige Rolle spielt, wie die Forschung immer wieder betont, lässt sich daraus allerdings keineswegs auf ästhetische Naivität oder Indifferenz schließen. Obwohl sowohl Bodmer

³⁰Der Blankvers wurde bereits von Beatus Rhenanus in seinem *Speculum Aestheticum* (1613) verwendet, einer deutschen Übersetzung des allegorischen Dramas *Lingua: or The combat of the tongue, and the five senses for superiority* (1607) von Thomas Tomkins. Anders als *Das verlustigte Paradies* blieb diese Übersetzung jedoch unveröffentlicht. Vgl. Bolte (1892), S. 432. Ein Digitalisat der Handschrift des *Speculum Aestheticum* ist durch die Universitätsbibliothek Kassel zugänglich: <https://orka.bibliothek.uni-kassel.de/viewer/toc/1522149219292/1/> (Zugriff am 28.05.2021).

³¹Wegleiters Übersetzung kam wie schon diejenige von Haak nie in den Druck. Sie wird eingehend besprochen in Magon (1956), S. 71–82. Zur Gattungspoetik des Epos im deutschen Barock siehe weiter Stockhorst (2008), S. 275–285; zum Alexandriner in der Epik siehe auch Opitz (1978), S. 394.

³²Zu Haaks Übersetzungsmethoden, auch über *Paradise Lost* hinaus, siehe Barnett (1962), S. 16–18, 116–119, 168–186.

³³Vgl. Barnett (1962), S. 163–165.

³⁴Kreuder etwa stellt infrage, „ob Berge mit seiner Übertragung die Absicht verfolgte, Miltons Epos als literarisches Kunstwerk zu würdigen“ (Kreuder 1971, S. 86). Magon ist ähnlicher Ansicht: „Haak und von Berge waren Männer ohne literarischen Ehrgeiz, denen Miltons Epos als religiöses Denkmal wichtig war“ (Magon 1956, S. 81). Gemäß Barnett sei Haaks Übersetzung zudem nicht in deutschen nationalliterarischen Diskursen einzuordnen: „Haak thus stood outside the strict confines of the German literary milieu“ (Barnett 1962, S. 170), „and his motive in translating *Paradise Lost* was quite simply to make the great English poem available in German form, not to contribute to the enrichment of his national literature“ (Barnett 1962, S. 169). Vgl. auch Schuppenhauer (1970), S. 91–92, 102–103.

als auch Gottsched schlussendlich zu einem negativen Urteil über *Das verlustigte Paradies* gelangen, wird die Übersetzung auch im 18. Jahrhundert offenbar als ästhetische Provokation aufgefasst, die für literarische Reformprojekte anschlussfähig bleibt. So ist ein erstes Interesse an der Berg-Ausgabe bezeichnenderweise bei Reimskeptikern im frühen 18. Jahrhunderts nachzuweisen.³⁵

Haaks Entscheidung, den Blankvers in seiner Übersetzung von *Paradise Lost* beizubehalten, ist wohl ein bewusster Normbruch und nicht Ausdruck literarischer Unwissenheit. Haak tritt zwar kaum als eigenständiger Dichter in Erscheinung, wird aber in England nebst Milton mit weiteren namhaften Dichtern bekannt und scheint für epische Dichtung auch über *Paradise Lost* hinaus empfänglich zu sein. Zu erwähnen ist in dieser Hinsicht seine Wertschätzung der unvollendeten *Elisaeis* (c. 1590), eines lateinischen Epos über Elisabeth I. aus der Feder seines älteren Freundes William Alabaster, welche er gemäß Benthem „als einen sonderbaren Schatz seines verstorbenen Freundes in Manuscripto bey sich mit grosser Achtung verwahrete“³⁶. Auch befindet sich in Haaks bruchstückhaft erhaltener Bibliothek ein Exemplar von Tobias Hübners Übersetzung von Guillaume du Bartas' *Seconde Semaine* in alexandrinischen Reimpaaren (Köthen 1622), die Haak ein thematisch eng verwandtes und für die deutschsprachige Epik übrigens stilbildendes Beispiel gegeben hätte, dem er offenbar aber bewusst nicht folgt.³⁷ Durch seine

³⁵ Für nie realisierte Publikationen der „Boberfeldischen Gesellschaft“ war eine „Rezension von Miltons übersetztem Paradies in Teütschen Versen ohne Reime, nebst einer ausführlichen Nachricht von dem Übersetzer (Th. Haake)“ von Johann Ulrich von König vorgesehen. Man darf hierbei wohl einen programmatischen Zweck annehmen, denn König hat auch „Ein Gespräch zwischen dem Reim und der Vernunft“ in Aussicht gestellt (zitiert nach Brandl 1878a, S. 157). Bereits in einem Brief an Bodmer vom 28. März 1724 äußert sich König im Kontext seiner Kritik am Endreim, zumindest im Drama und in der Epik, folgendermaßen zur Berg-Ausgabe: „Die Weglassung der Reime ist auch so neu nicht, als Dero Gegner vorgiebt; schon vorher, eh Seckendorf seinen Lucan, hat bereits ein gewisser Ernst Gottlob von Berge Miltons verlustigtes Paradies in reimfreyen Versen sehr nachdrücklich übersetzt, die mir viele Genugthuung geben“ (Bodmer 1781, S. 40). Zur Reimkritik bei Bodmer und zur Boberfeldischen Gesellschaft, einem gegen Barthold Heinrich Brockes gerichteten, aber kurzlebigen Bündnis zwischen Bodmer, König und Johann Gottlieb Krause, siehe Schuppenhauer (1970), S. 105–128; zu Veit Ludwig von Seckendorffs Lucan-Übersetzung (1695) siehe ebenfalls Schuppenhauer (1970), S. 95–98.

³⁶ Benthem (1732), S. 118.

³⁷ Hübners Wahl des Alexandriners für seine Du Bartas-Übersetzung, welche er in seiner Vorrede erläutert (1622, fol. ii^r–iv^v), wird schließlich auch zwei Jahre später von Opitz in seiner Diskussion des Alexandriners im *Buch von der Deutschen Poeterey* aufgegriffen (Opitz 1978, S. 394–395). Im Gegenzug übernimmt Hübner von Opitz das Alternationsprinzip in seiner darauffolgenden Übersetzung der *Première Semaine* (1631). Vgl. Stockhorst (2008), S. 310–311. Zu Haaks Bibliothek siehe Poole (2007), hier Nr. 23. Bei dem in der Bodleian Library erhaltenen Bestand von 95 Titeln handelt es sich um eine Schenkung des Büchersammlers Hans Sloane, der Haaks Bibliothek nach dessen Tod wohl von Frederick Slare, Sohn von Haaks Cousin Christopher Schloer, erwirbt. 1703 überlässt er einen Teil der Sammlung, offenbar „an unwanted corner of an otherwise desirable collection“ (Poole 2007, S. 7), der Bodleian Library. Der hohe Anteil an naturwissenschaftlichen Titeln und religiösen Werken, teils von radikalen Protestanten wie Kaspar Schwenckfeld und Paul Felgenhauer, ist also nicht unbedingt repräsentativ für den Charakter von Haaks Bibliothek *in toto*.

Freundschaft mit Weckherlin wird er sich zudem der poetologischen Spannungen zwischen der Opitz'schen *Poeterey* und der freieren Versifikation seiner eigenen Übersetzung (auf welche wir noch zurückkommen) wohl bewusst sein. In diesem Zusammenhang gilt es auch hervorzuheben, dass Haak offenbar den Druck von Weckherlins *Gaistlichen und Weltlichen Gedichten* (Amsterdam 1641) wie auch deren Neuauflage (Amsterdam 1648) arrangiert und zu letzterer übrigens auch drei eigene Lobgedichte beisteuert.³⁸ Benthem schreibt Haak zudem eine englische Übersetzung der Paraphrase des 104. Psalms von Weckherlin zu.³⁹

Von Haak sind keine eigenen poetologischen Reflexionen überliefert, geschweige denn eine Rechtfertigung seiner Abweichung von deutschsprachigen literarischen Normen und Konventionen in seiner Übersetzung. Bergs Ausgabe allerdings ist reich an Paratexten, von denen einige aus Bergs eigener Feder stammen und andere aus den englischen Ausgaben übernommen sind, in denen formelle Aspekte von *Paradise Lost* bzw. von Bergs Übersetzung angesprochen und gerechtfertigt werden. Es handelt sich hierbei also um ein gutes Beispiel für den Paratext als Locus alternativer poetologischer Theoriebildung.⁴⁰ Darüber hinaus kündigt Berg Ambitionen an, auch Miltons *Paradise Regained* zu übersetzen und *Das Verlustigte Paradeis* in einer illustrierten und mit Anmerkungen versehenen Ausgabe neu aufzulegen.⁴¹ Wenn aus diesen Plänen auch nichts werden sollte, lässt Bergs Ausgabe dennoch einen gewissen literarischen Geltungsanspruch erkennen sowie ein Bedürfnis, die eigene Übersetzung im Rahmen deutschsprachiger literarischer Normen zu rechtfertigen.

Bevor Bergs Ausgabe jedoch eingehender besprochen wird, muss zunächst auf Miltons Rechtfertigung des Gebrauchs des Blankverses in der Epik eingegangen werden, die ebenfalls bereits als literarischer Übersetzungsakt aufzufassen ist. Anschließend soll aufgezeigt werden, wie Berg in seiner Übersetzung der Notiz „The Verse“ Miltons nationalliterarische Einordnung des Blankverses mit deutschsprachigen poetologischen Normen in Einklang zu bringen versucht. Über Haaks und Bergs Behandlung von Miltons Metrik werden schließlich ausgewählte Beispiele aus Haaks Übersetzung und Bergs Bearbeitung derselben weiter Aufschluss geben.

³⁸Zu Haaks Tätigkeit in Holland siehe Barnett (1962), S. 32. Zur Neuauflage von 1648 siehe ebenfalls Barnett (1962), S. 83–86. Weckherlins Wertschätzung seines Freundes in literarisch-publizistischen Angelegenheiten lässt sich zudem daraus erkennen, dass er Haak auch in editorischen Fragen konsultiert und sich auf dessen Ratschlag offenbar dazu entscheidet, einige anti-katholisch gefärbte Gedichte nicht in die Ausgabe von 1641 aufzunehmen (vgl. Barnett 1962, S. 32). Von Haaks eigenen Gedichten in der Ausgabe von 1648 ist eines in gereimten jambischen Pentametern (*vers commun*) abgehalten, zwei in gereimten Alexandrinern. Bei einem der letzteren handelt es sich zudem um ein „Ein Rundumb“ (i.e. Rondeau), eine von Weckherlin ebenfalls verwendete Form. Die Gedichte sind abgedruckt in Weckherlin (1648), S. 874–76.

³⁹Diese soll 1679 in London erschienen sein, ist aber nicht erhalten und nur durch Benthem (1732), S. 116, belegt.

⁴⁰Zu den poetologischen Funktionen von Paratexten in der deutschen Barockliteratur siehe Stockhorst (2008).

⁴¹Berg (Übers.) (1682), fol. iii^v.

Bereits Milton ist bahnbrechend in seiner Entscheidung, *Paradise Lost* in ungereimten jambischen Pentametern abzufassen. In der englischen epischen Dichtung, auch in Übersetzungen antiker Epen, war der Reim die Regel.⁴² Im vierten Druck der ersten Ausgabe (1667) erscheint *Paradise Lost* mit einer kurzen Erläuterung zur Versifikation des Gedichts. Obwohl Milton das Versmaß seines Gedichts hier als „English heroic verse without rhyme“ bezeichnet, ist diese Charakterisierung irreführend:⁴³ Miltons Metrik ist besser in einer kontinentalen (und vor allem romanischen) literarischen Tradition zu verstehen und kann als Polemik gegen zeitgenössische englische literarische Normen aufgefasst werden. „The measure is English heroic verse without rhyme, as that of Homer in Greek and of Virgil in Latin“⁴⁴ – bereits zu Beginn von Miltons Erläuterungen wird damit die fundamentale Spannung zwischen klassisch-romanischen Vorbildern und einem Anspruch auf *Englishness* deutlich. Diese Spannung ist auch evident, wenn Milton in der Folge die Polemik der Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts gegen den Reim wiederaufleben lässt:⁴⁵ Der Reim sei, so Milton, „the invention of a barbarous age“.⁴⁶ In den Augen seiner Renaissancekritiker war der Reim in der Tat eine gotische Verfallserscheinung. In seinem *Scholemaster* von 1570 etwa beklagt Roger Ascham „our rude beggerly ryming, brought first into Italie by *Gothes* and *Hunnes*, whan all good verses and all good learning to, were destroyed by them“.⁴⁷ Die poetischen Reformbemühungen von Ascham und anderen Humanisten blieben jedoch fruchtlos und konnten den Reim in der englischen Literatur, auch in der epischen Dichtung, nicht zurückdrängen.

Miltons „English heroic verse without rhyme“ ist also eigentlich ein Oxymoron und paradoxerweise mit der Ablehnung des in der englischen Literatur weitestgehend unangefochtenen Reims verbunden. Stattdessen knüpft Milton nebst Homer und Vergil an romanische Vorbilder an: „[S]ome both Italian and Spanish poets of prime note have rejected rhyme both in longer and shorter works“.⁴⁸ Womöglich hat Milton hierbei Autoren wie Trissino, Alamanni oder Tasso im Sinn, die epische Dichtung und Drama in ungereimten Versen verfassten.⁴⁹ Es bleibt also rätselhaft, wie Milton von einem „English heroic verse without

⁴²Vgl. Corns (1991), S. 559; Clark (1946), S. 125.

⁴³Milton (2013a), S. 54.

⁴⁴Milton (2013a), S. 54.

⁴⁵Für einen Überblick der Renaissancedebatte zum Reim siehe Clark (1946), oder Schuppenhauer (1970).

⁴⁶Milton (2013a), S. 54.

⁴⁷Ascham (1570), fol. 60^r.

⁴⁸Milton (2013a), S. 54–55.

⁴⁹Vgl. Fowler (Hrsg.), in Milton (2013a), S. 23–24. Zu den wesentlich schwieriger zu identifizierenden „Spanish poets of prime note“, bei denen es sich wohl nicht um Autoren originaler Werke, sondern um Übersetzer antiker und italienischer Epen handelt, siehe Campbell (1996), S. 128–130.

rhyme“ sprechen kann, als ob es sich dabei um ein geläufiges englisches Versmaß handele. Milton zitiert als Autorität für den Blankvers zwar auch „our best English tragedies“.⁵⁰ Allerdings bestehen durchaus metrische Unterschiede zwischen Miltons Blankvers und dem Blankvers des frühneuzeitlichen Dramas. Bereits Marlowe, aber vor allem der späte Shakespeare und nachfolgende Dramatiker wie John Webster behandeln den Blankvers mit beträchtlicher Freiheit in der Variation der Versfüße, wie auch der absoluten Silbenzahl pro Vers, die etwa durch den Gebrauch der *epic caesura* (eine Zäsur zwischen zwei unbetonten Silben innerhalb eines jambischen Verses) oder den gelegentlichen Wechsel zwischen jambischen und trisyllabischen Füßen durchaus variieren kann. Der Blankvers des frühneuzeitlichen Dramas ist also nur begrenzt an ein strikt silbenzählendes Versifikationsprinzip gebunden.⁵¹ Auch Milton variiert die Abfolge betonter und unbetonter Silben, vermeidet aber trisyllabische Füße und ist bemerkenswert regelmäßig in der absoluten Silbenzahl seiner Verse. Miltons Verse sind in der Regel zehnsilbig oder, im seltenen und meist bedeutungstragenden Fall weiblicher Kadenz, elfsilbig.⁵² Zudem ist Miltons Verweis auf „our best English tragedies“ nicht frei von Polemik, denn das Drama der Restaurationszeit war, anders als im elisabethanischen oder jakobinischen Zeitalter, durch das *heroic couplet*, also durch einen strikten Paarreim, geprägt. Gerade zur Zeit der Veröffentlichung von *Paradise Lost* fand der Reim, nicht nur in der Epik, sondern auch im *heroic drama*, seinen eloquentesten Verteidiger in John Dryden, dessen *Essay of Dramatick Poesy* (1668) kurz nach *Paradise Lost* erschien.⁵³ Miltons Verweis auf „our best English tragedies“ als Vorbild für den Blankvers dient also wohl nicht zuletzt dazu, die Differenz zwischen seinem Ideal der reimlosen Dichtung und zeitgleichen Tendenzen in der englischen Literatur aufzuzeigen.

Die Differenz zwischen „our best English tragedies“ und *Paradise Lost* besteht schließlich vor allem in der Gattungsfrage, die auch für Miltons Metrik relevant ist. So vermeidet Milton den im Drama bereits seit dem 16. Jahrhundert geläufigen Begriff *blank verse* und spricht stattdessen von *heroic verse*, womit er suggeriert, dass es sich bei seinem Versmaß um ein in der Epik gebräuchliches, wenn nicht gar spezifisch episches Versmaß handelt. Diese gattungspoetische Differenz spielt in der Frühen Neuzeit eine wichtige Rolle, wie sich etwa am Beispiel Trissinos zeigt, der seinen metrisch identischen *versi sciolti* in der Epik und Dramatik jeweils unterschiedliche (deskriptive bzw. expressive) prosodische Funktionen

⁵⁰ Milton (2013a), S. 55.

⁵¹ Siehe hierzu Jackson (2012), S. 252–254; Duffell (2008), S. 142–146; Brogan et al. (1993), S. 139. Zu Shakespeares metrischen Variationen siehe insbesondere Pangallo (2012).

⁵² Siehe hierzu Jackson (2012), S. 254; Creaser (2010); Creaser (2012).

⁵³ „The Verse“ ist als direkte Antwort auf Drydens *Essay* lesbar (vgl. Festa 2006, S. 93), aber auch allgemeiner als Kommentar zur Debatte über den Reim zwischen Dryden und dessen Schwager Robert Howard (vgl. Freedman 1961).

zuweist.⁵⁴ Gerade in der epischen Gattung aber sieht sich Milton in einer Pionierrolle, bezeichnet er *Paradise Lost* doch als „an example set, the first in English, of ancient liberty recovered to heroic poem from the troublesome and modern bondage of rhyming“.⁵⁵ Miltons Anspruch, als Innovator metrischer Formen aufzutreten, wird auch dadurch deutlich, dass er englische Beispiele für den Blankvers außerhalb des Dramas, wenn ihm diese denn bekannt waren, stillschweigend übergeht.⁵⁶ Hätte sich Milton tatsächlich in eine englische Tradition des epischen Blankverses einordnen wollen, so hätte er sich etwa auf die Vergil-Übersetzungen des Earl of Surrey berufen können, die in den 1550er Jahren veröffentlicht wurden (Buch 2 und 4), bei denen es sich übrigens um die ersten in Blankversen verfassten literarischen Werke in englischer Sprache überhaupt handelt. Weiter hätte Milton auch Christopher Marlowes Übersetzung des ersten Buchs von Lucans *Pharsalia* (postum veröffentlicht im Jahr 1600) erwähnen können, die ebenfalls in Blankversen abgefasst ist. Es lässt sich also festhalten, dass Milton die *Englishness* des Blankverses in der epischen Dichtung nicht im Sinne einer nationalliterarischen Kontinuität versteht. Wenn Milton von der Existenz eines „English heroic verse without rhyme“ ausgeht, dann nur insofern er sich selbst zum *Begründer* eben dieses Versmaßes stilisiert.⁵⁷ Englisch ist Miltons Blankvers dementsprechend nur insofern, als Milton seine Einführung in die englische Epik als Willensakt eines einzelnen Individuums – also seiner selbst – und als literaturhistorischen Übersetzungsakt aus klassischen und romanischen Traditionen darstellt.

11.5 Miltons Versmaß in den Paratexten der Berg-Ausgabe (1682)

Wie geht nun Berg mit Miltons Übersetzungsanspruch um, und wie vereint er Miltons metrische Erläuterungen mit deutschsprachigen poetologischen Diskursen? Bergs zentrale Legitimationsstrategie ist Originaltreue. Wie er in der Vorrede „an den wohlgeneygten Leser“ betont, habe er sich eng an den englischen Text gehalten, sodass Original und Übersetzung geradezu synoptisch les-

⁵⁴Für die funktionalen Differenzen zwischen epischem und dramatischem Blankvers, bei Trissino wie auch in der frühneuzeitlichen englischen Literatur, siehe Hardison (1984).

⁵⁵Milton (2013a), S. 55.

⁵⁶Für eine Übersicht zum nicht-dramatischen Blankvers in der englischen Literatur des 16. Jahrhunderts, siehe Smart (1937).

⁵⁷Ob dieser Anspruch auch so von Haak und Berg anerkannt worden wäre, ist eine offene Frage. Morhof etwa spricht von englischen epischen Dichtungen ohne Reim im Plural, auch wenn er nur *Paradise Lost* als Beispiel nennt: „In der Englischen Sprache hat man nicht allein Comoedienschreiber/ wie den Johnston [sic] und andre gehabt/ sondern auch einige/ die in Heroico poemate die ungereimte art beliebet“ (Morhof 1682, S. 568).

bar seien. Dass es hierbei nicht zuletzt darum geht, Milton quasi als Schutzschirm zu benutzen, lässt sich daraus erahnen, dass Berg es in der Praxis mit der Originaltreue dann doch nicht so ernst nimmt.⁵⁸ In den Paratexten hält sich Berg allerdings tatsächlich eng an die englische Vorlage. So übernimmt er, nebst seiner eigenen Vorrede und seiner Widmung an Dorothea von Brandenburg, notabene alle Paratexte, die seit der zweiten Ausgabe von *Paradise Lost* von 1674 Miltons Gedicht beigefügt sind: zwei Gedichte von Samuel Barrow und Andrew Marvell, die *arguments*, die jedem der zwölf Bücher vorangestellt sind, und schließlich auch Miltons Notiz „The Verse“. Auffallend ist aber, dass Berg, anders als in den englischen Ausgaben, „The Verse“ vor die Gedichte stellt, in seiner amplifizierenden Übersetzung auf gut zweieinhalb Oktavo-Seiten erweitert und Miltons eher provisorisch wirkender Verteidigung des Blankverses dadurch einen programmatischen Anstrich verleiht.⁵⁹ Während Milton in den englischen Ausgaben nicht explizit als Verfasser von „The Verse“ genannt wird, macht Berg zudem in der Überschrift des kurzen Texts deutlich, dass Milton, nicht er selbst, der Urheber dieser Verteidigung des Blankverses ist: „Folget des Poeten Grund die Art und Maass Seiner Versen betreffend.“ Berg nimmt Miltons Autorität somit für seine eigene reimlose Übersetzung in Anspruch.

Allerdings setzt Berg in seiner Übersetzung von Miltons Rechtfertigung in „The Verse“ auch eigene Akzente, indem er die nationalliterarischen Aspekte, die bei Milton so zentral sind, herunterspielt. Den „English heroic verse without rhyme“ etwa lässt Berg unübersetzt. Stattdessen definiert er Miltons Versmaß *ex negativo*: „Ich enthalte mich allerdings des gemeinen End-reimens in meinen Versen.“⁶⁰ Ebenso übergeht Berg Miltons expliziten Anspruch, eine antike Freiheit für die englische Literatur wiederentdeckt zu haben, wenn er *Paradise Lost* als „an example set, the first in English, of ancient liberty recovered to heroic poem from the troublesome and modern bondage of rhyming“ charakterisiert.⁶¹ Stattdessen heißt es bei Berg wesentlich neutraler, wie „die Unterlassung des Reimens“ die

⁵⁸In seiner Vorrede an den Leser schreibt Berg, dass er eine ausgangssprachenorientierte Übersetzung angestrebt habe, sodass „einem Phil-Anglo beydes mit einander zuvergleichen desto leichter fallen möchte“ (Berg [Übers.] 1682, fol. iii^v). Aber auch wenn er Miltons, bzw. Haaks, Metrum in Grundzügen beibehält, geht er in seiner Übersetzung doch wesentlich freier und ziel-sprachenorientierter vor als Haak (vgl. Kreuder 1971, S. 100–106). Es ist bisweilen geradezu von einer kulturellen Adaption zu sprechen, z. B. wenn Miltons toskanisches Vallombrosa zum Rheingau wird: „Thick as autumnal leaves that strew the brooks/ In Vallombrosa, where the Etrurian shades/ High overarched embower; or scattered sedge/ afloat [...]“ (Milton 2013a, Buch 1, V. 302–305). Vgl. dazu Berg: „so aber allzumahl verstrewt da lagen/ wie Weinlaub nach dem Herbst im Rheingaw/ odr/ unweit davon/ in Bachus Reichen Thälern/ da man des Rebensafts so viel Ihm fewert“ (Berg [Übers.] 1682, S. 13). Haak dagegen behält Miltons ursprüngliches Simile bei: „Alss Blätter umb den Herbst in Valombrosâ [...]“ (Barnett 1962, S. 197).

⁵⁹Siehe dazu Schuppenhauer (1970), S. 93.

⁶⁰Berg (Übers.) (1682), fol. iii^f. Der Begriff „Blankvers“ war im 17. Jahrhundert noch nicht geläufig und wird auch in Gottscheds *Handlexicon* (1760) immer noch als Fremdwort aufgeführt. Zur Wort- und Begriffsgeschichte des Blankverses siehe Küper (2007).

⁶¹Milton (2013a), S. 55.

„heroisch-Poetischen Gemüether endlich einmal von der so liederlichen und fast Slavischen Gewohnheit des Reimen-gekläppers wieder befreyet“ habe.⁶² Diese „heroisch-Poetischen Gemüether“ wollen bei Berg nicht als spezifisch englisch (oder deutsch) verstanden werden. Ebenso fehlt der explizite Antikeverweis von Miltons „ancient liberty“.

Anders als für Milton ist für Berg die reimlose Dichtung nicht an einen bestimmten historischen Moment oder eine kulturelle Eigenheit gebunden. Das wird auch deutlich in seiner Übersetzung von Miltons Charakterisierung des Reims als „a fault avoided by the learned ancients both in poetry and all good oratory“.⁶³ Im Gegensatz zu Milton suggeriert Berg, dass es sich bei der Einsicht in die Mangelhaftigkeit des Reims nicht um ein Spezifikum der Antike, sondern um ein universelles Phänomen handle: „Dahero [haben] auch die gelehrten jederzeit“ – also eben nicht nur die „ancients“ wie bei Milton – „sowohl Redner als Poeten solchen gleich-endenden Laut/ als ein verkleinerlich und Ihrem fürbringen übel-anständig Ding“ vermieden.⁶⁴ Bei Berg zeichnet sich die Reimskepsis somit zumindest in der Theorie, wenn auch nicht unbedingt in der Praxis, durch eine Kontinuität von der Antike bis zur Gegenwart aus, die nicht zwangsläufig auf die Vermittlungsleistung romanischer oder englischer Pioniere angewiesen ist. Miltons Anspruch, aus dem Fundus klassischer Vorbilder eine spezifisch englische, reimlose Epik zu begründen, findet bei Berg mithin kein deutsches Äquivalent.

Es lässt sich konstatieren, dass Berg den Weg für die Einführung des Blankverses in die deutsche Literatur ebnet, indem er die Frage des Reims gerade *nicht* als differenzierendes Merkmal verschiedener Nationalliteraturen darstellt. Damit steht Berg im Gegensatz zu jener anderen Tendenz in den frühen 1680er Jahren, die zunehmend die ‚Deutschheit‘ des Reims betont.⁶⁵ Zwei Jahre vor Berg etwa erklärt Johann Ludwig Prasch in seiner *Gründlichen Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbesserung Teutscher Poesie* (1680), dass der Reim deutschen Ursprungs sei, dass „die Teutsche Sprache im reimen einen sonderbaren Vorzug/ Reichthum/ Wolstand/ Lieblichkeit/ und Regelmässige Geschicklichkeit erlanget“ habe und dass man in deutscher Sprache überhaupt „ohne Reim kein Gedicht erkennen/ schreiben oder loben“ könne.⁶⁶ Durch seine Denationalisierung der Reimfrage greift Berg dagegen dem potentiellen Vorwurf der Kultur- oder Sprachfremdheit des Blankverses vor.

Bergs Bemühungen, Miltons reimloses Vers-Epos einem deutschen Publikum schmackhaft zu machen, äußern sich auch in seiner Entschärfung der politischen

⁶² Berg (Übers.) (1682), fol. v^r.

⁶³ Milton (2013a), S. 55.

⁶⁴ Berg (Übers.) (1682) fol. iiiiv^r; zu dieser Verallgemeinerung vgl. auch Schuppenhauer (1970), S. 94.

⁶⁵ Vgl. Schuppenhauer (1970), S. 82–86.

⁶⁶ Prasch (1680), S. 6.

Implikationen von „ancient liberty“ und „bondage of rhyming“.⁶⁷ Der Begriff „ancient liberty“ hat in der Frühen Neuzeit republikanische Konnotationen und wird in diesem Sinne von Milton auch in seinen politischen Schriften verwendet. In *Eikonoklastes* (1649) zum Beispiel spricht Milton davon, „how great a loss we fell into of our ancient liberty“.⁶⁸ Wie bereits erwähnt, scheut sich Berg allerdings, die republikanischen Züge von *Paradise Lost*, die Haak aufgreift und die in der deutschen Rezeption des Gedichts bis ins 18. Jahrhundert fortwirken, so deutlich wie sein Vorgänger Haak wiederzugeben.⁶⁹ Bei Berg ist dementsprechend keine Rede von einer politisch aufzufassenden „ancient liberty“. Gemäß Berg ist die Unterlassung des Reimens nicht als Ausdruck einer republikanisch-freiheitlichen Poetik zu verstehen, sondern ermuntert, im Sinne eines ausladenden epischen Stils, „zu weit höhern und herrlichern Erfindungen/ und lebhafteren Sinn-gefälligern Fürbildungen“. Schließlich betont Berg zusätzlich, dass es sich hierbei um „der Poeten einigen Zweck und werthesten Ruhm“ handle.⁷⁰ Die Reimlosigkeit wird von Berg also lediglich als ästhetische und nicht als politische Freiheit verstanden.

Zweifelsohne ist diese Entschärfung von Miltons politisch-poetologischen Paradigma der „ancient liberty“ vor dem Hintergrund der frühen Milton-Rezeption in Deutschland zu sehen. Milton wird dort seit der Veröffentlichung seiner *Defensio pro populo anglicano* 1651 in erster Linie als Apologet des englischen Königsmordes wahrgenommen und deswegen mehrheitlich verurteilt. Auf dem Regensburger Reichstag von 1653/54 ist gar von einem Verbot von Miltons Schriften

⁶⁷Zur politischen Bedeutung von Miltons metrischer Freiheit siehe Festa (2006), S. 92–98; Creaser (2000).

⁶⁸Milton (2013b), S. 310.

⁶⁹Aufschlussreich zur deutschen Wahrnehmung des Verhältnisses zwischen Miltons *Verlorenem Paradies* und dem Interregnum ist der Bericht zu Haaks Übersetzung in Benthems *Engeländischer Kirch- und Schulen-Staat*: „Als nun dasselbe [i.e. *Paradise Lost*], sogleich nach des Königs Caroli II. Wiedereinrufung, seinen Freunden zu Gesichte kam, wurden sie darüber bestürzet, aus Furcht, Milton möchte in demselben beklaget haben, dass mit Endigung der von Cromwel eingeführten Regierungs-Art, auch Englands Wohlfarth geendiget und verlohren sey. Nachdem sie aber aus Durchlesung dieses Buches gesehen, dass gedachter Milton von dem Fall Adams und dem daraus entstandenen Elend handele, haben sie sich wieder zufrieden gegeben, und solche Schrifft auch in anderer Leute Hände kommen lassen. Allein, so viel ich aus dem, was der Herr Haak vertiret hatte, und selbst mir vorlass, abnehmen konnte, so wird zwar dem ersten Ansehen nach, der Sünden-Fall unserer Eltern darinn vorgestellt, doch aber also, dass dieser schlaue Politicus hinter solcher Decke dasjenige beklaget, was seine Freunde Anfangs vermuthen gewesen“ (Benthem 1732, S. 115). Ähnlich urteilt der Rezensent der *Poetical Works of Mr John Milton* (1695) in den *Acta Eruditorum* (Mai 1696), wenn er *Paradise Lost* als eine poetische Repräsentation der politisch-historischen Umstände der Entstehung des Gedichts begreift: „Id tamen praetereundum non esse existimavimus, censere plerosque, in quorum memoria adhuc viget temporum quibus floruit Miltonus conditio, eam poeice quidem, vivide tamen ab eo in hoc opere repraesentari“ (Mencke [Hrsg.] 1696, S. 227). Noch 1731 heißt es in der dritten Auflage des *Allgemeinen Historischen Lexicons*, „dass, nach einiger meynung, Miltons zweck gewesen sey, unter dem Sinnbild des verlohrenen paradises, den für die Engelländer verlohrenen glückseligen zustand, seit dem sie sich von neuem der Königlichen herrschaft unterworfen, vorzustellen“ (Buddeus [Hrsg.] 1731, S. 570).

⁷⁰Berg (Übers.) (1682), fol. v^r.

die Rede.⁷¹ Es wird also kaum in Bergs Interesse liegen, seine Widmungsträgerin, Dorothea von Brandenburg, an die radikalen politischen Ansichten von Cromwells *secretary of foreign tongues* zu erinnern. Berg unterdrückt somit nicht nur Miltons Anspruch, den Blankvers als spezifisch englisches Versmaß in der Epik zu kanonisieren, sondern neutralisiert zugleich auch die republikanischen Implikationen, welche dem Blankvers, gerade vor dem Hintergrund des englischen Interregnums, bei Milton zukommen.

Wie nun behandelt Berg die Reimfrage in seinen eigenen Paratexten? Trotz des beträchtlichen Reibungspotentials, das seiner reimlosen Milton-Übersetzung in dieser Hinsicht innewohnt, spricht er in seinen selbst verfassten Paratexten die Reimfrage erstaunlicherweise überhaupt nicht an. In seiner Vorrede „an den wohlgeneygten Leser“ warnt Berg, dass Miltons „Art zu schreiben in Deutschland fast nicht gebräuchlich/ oder doch ungemeyn“ sei.⁷² Damit meint Berg allerdings nicht die Reimlosigkeit von *Paradise Lost*, sondern Miltons oft jeglichen Rahmen sprengende Enjambements. „[D]ie ungebundene Freyheit der Poesie“ lokalisiert Berg nicht in der Reimlosigkeit von Miltons Versen, sondern in deren expansiver Syntax, „woraus der Sinn mehrern theils von einem in den andern Vers geleitet“ und über die Versgrenzen hinaus „als ein ungebundener Spruch fortgelesen sein will“.⁷³

Damit ergibt sich der überraschende Befund, dass Berg den primären literarischen Kulturschock für Miltons deutsche Leser nicht in der Reimlosigkeit, sondern in Miltons liberalem Gebrauch des Enjambements antizipiert. Dies mutet umso merkwürdiger an, wenn man bedenkt, dass das Enjambement bereits von Opitz unter gewissen Bedingungen gutgeheißen wird und in der Praxis längst gebräuchlich ist.⁷⁴ Allerdings lässt sich dieser Befund möglicherweise dadurch erklären, dass bereits für Milton ein enger Zusammenhang zwischen Reimlosigkeit und Enjambement zu bestehen scheint. In „The Verse“ sieht Milton das Enjambement geradezu als einen Gegensatz zum Endreim: „True musical delight [...] consists only in apt numbers, fit quantity of syllables, and the sense various drawn out from one verse into another, not in the jingling sound of like endings.“⁷⁵ Dieser Zusammenhang zwischen Enjambement und Reimlosigkeit wird in den früheren 1680er Jahren, allerdings unter umgekehrten Vorzeichen, auch von deutschsprachigen Verteidigern des Reims aufgegriffen. Morhof und Prasch etwa nehmen eine Unverträglichkeit von Endreim und

⁷¹ Vgl. Kreuder (1971), S. 11–77.

⁷² Berg (Übers.) (1682), fol. iii^r.

⁷³ Berg (Übers.) (1682), fol. iii^r.

⁷⁴ „So ist es auch nicht von nöthen/ das der periodus oder sententz allzeit mit dem verse oder der strophe sich ende: ja es stehet zierlich/ wann er zum wenigsten bis zue des andern/dritten/ vierdten verses/ auch des ersten in der folgenden strophe caesur behalten wird“ (Opitz 1978, S. 395). Ähnlich urteilt auch noch Schottel: „Es ist aber dieses nicht von nöhten/ dass allezeit mit dem Reimschlusse auch die ganze Meinung und Spruchrede vollendet werde/ sonderen dieselbe kan gar wol bis in den folgenden Reimschluss zuweilen erstreckt werden: Machet derohalben ein jeder Reimschluss/ auch nicht den Schluss in jeder meinung/ wie davon die *exempla* hin und wieder zu finden seyn“ (Schottel 1656, S. 70).

⁷⁵ Milton (2013a), S. 55.

Enjambement wahr, da sie den Reim nicht nur als klingliches, sondern auch als auf den Inhalt wirkendes Strukturelement begreifen. Gemäß Prasch etwa „Sollen demnach die Reime/ so viel müglich/ dergestalt ausgesucht werden/ dass sie nicht allein die Verse zierlich binden/ sondern auch der Sache einen Nachdruck und Ausschlag geben. [...] Darum sind auch die besten Reime/ so den sensum gantz oder halb endigen.“⁷⁶ Bergs Verteidigung des Milton'schen Enjambements, welches sich so offensichtlich über den Vers als semantische Einheit hinwegsetzt, lässt sich also auch im Kontext der Reimfrage um 1680 verstehen. Aber anstatt in eigenen Worten die Vorherrschaft des Reims anzugreifen – wozu er gewissermaßen Milton vorschickt –, geht Berg die „ungebundene Freiheit der Poesie“ aus der Perspektive der weniger kontroversen, aber als komplementär zu begreifenden Frage des Enjambements an.

Wie nun aber versteht Berg die metrische Gesetzmäßigkeit des Milton'schen Blankverses, insbesondere vor dem Hintergrund der Opitz'schen Versreform? Dass Berg überhaupt ein Bewusstsein für den Blankvers als eigenständigen Verstypus hat, kann nicht unbedingt vorausgesetzt werden. Falls Berg das grundsätzlich jambische Metrum in Miltons Gedicht erkannt bzw. aus Haaks Fassung erschlossen hat, hätte für ihn etwa der fünfhebige und jambische *vers commun* (allerdings mit Zäsur nach der vierten Silbe) einen Bezugspunkt darstellen können.⁷⁷ Aber ohne genauere Kenntnisse der englischen Literatur, über deren Stand sich bei Berg keine eindeutigen Aussagen treffen lassen, wäre Miltons Versmaß auch als eine Spielart der in der italienischen Renaissance-Epik geläufigen hendekasyllabischen und ungereimten *versi sciolti* aufzufassen, auf welche Milton in seiner Notiz anzuspielen scheint. Dies scheint Bodmer in der Vorrede seiner Prosaübersetzung fünfzig Jahre später immer noch zu tun:

Das Metrum ist ein reimfreyer zehensyllbigter Vers; Shakespear, der Engelländische Sophocles, hat diese Gattung zuerst in Engelland eingeführet, und sie von Trissino dem Italienischen Poeten abgesehen. Der Unterscheid ist allein, dass die Engelländer mit einem männlichen, wie die Italiener mit einem weiblichen Fusse den Vers endigen.⁷⁸

⁷⁶Prasch (1685), fol. B2^r. Vgl. Morhof: „In Teutscher Sprache haben sie [Enjambements] gar keine art/ wiewoll ich einen sonst berühmten Poeten kenne/ der sie in dem Alexandrinischen genere sehr häufig gebraucht“ (Morhof 1682, S. 614–615). Dagegen wird der Endreim wegen seiner semantisch komprimierenden Wirkung, die ja Milton gerade zu überwinden gedachte, gelobt: „Es veruhrsachet auch dieser Reimzwang nicht/ dass man weitläufftiger sein müsste/ als die Sache erfordert: Dann dieses ist viel ehe bey den ungereimten Versen zu befürchten; worinn die Phantasia die Wörter und sententias weiter ziehen kann/ als wan die Reime denselben Maass und Ziel setzen“ (Morhof 1682, S. 577).

⁷⁷Wie Opitz referiert, hätte Ronsard etwa den *vers commun* in der Epik dem Alexandriner vorgezogen: „Obleich Ronsardt die *vers communs* oder gemeinen *verse*/ von denen wir stracks sagen werden/ hierzue tüchtiger zue sein vermeinet; weil die Alexandrinischen wegen Jhrer weitleufftigkeit der ungebundenen vnnnd freyen rede zue sehr ähnlich sindt/ wann sie nicht jhren mann finden/ der sie mit lebendigen farben heraus zue streichen weiss“ (Opitz 1978, S. 394). Wie jedoch bereits Johann Ulrich von König feststellt, schreibt Berg seine Verse „ohne regulären Abschnitt“ (Brief an Bodmer, 30. April 1725, zitiert nach Brandl 1878b, S. 461), also wie im englischen Blankvers ohne die im *vers commun* vorgesehene regelmäßige Zäsur.

⁷⁸Bodmer (1732), fol. 4^r. Zum Verhältnis zwischen *versi sciolti* und Blankvers siehe auch Brogan et al. (1993), S. 138.

Bodmer leitet hier von Miltons Beispiel nicht nur fälschlicherweise ab, dass die Endungen des Blankverses, wie bei den *versi sciolti*, durch das Versmaß bestimmt seien, sondern kommt in seiner romanisch geprägten metrischen Analyse von *Paradise Lost* notabene auch nicht auf das jambische Grundmuster des Blankverses zu sprechen.⁷⁹

Die Frage nach den Spezifika von Miltons Versmaß wird nicht einfacher dadurch, dass es sich bei Miltons wichtigsten Passus zur metrischen Gesetzmäßigkeit seines

⁷⁹Bodmer bedient sich später natürlich ebenfalls des Blankverses – in längerer Form zum Beispiel in seiner Übersetzung von Alexander Popes *Dunciad* (1747). Bereits in seinem in jungen Jahren verfassten Drama *Marc Anton und Kleopatren Verliebung*, wovon nur ein kurzes Fragment in einem Brief an Johann Michael von Löen überliefert ist (12. Januar 1729, abgedruckt in von Löen 1856), verwendet Bodmer einen reimlosen, jambischen Pentameter ohne reguläre Zäsur, in den sich allerdings eine beträchtliche Anzahl sechshebiger Verse eingeschlichen hat. Von Interesse ist der Brief auch, weil sich darin eine Bemerkung zu Bergs Milton-Übersetzung findet: „Jemand hatte mir gesagt, dass schon vor etlichen dreißig Jahren Gottlieb von Berg Milton's ‚Paradise lost‘ unter dem Titel ‚Verlustigtes Paradies‘ in lauter dergleichen reimfreie, fünffüßige Verse, wie die in meinem Drama sind, übersetzt habe“ (von Löen 1856, S. 34) – wobei es sich wohl um den bereits erwähnten Johann Ulrich von König handelt, der eine entsprechende Beobachtung am 30. April sowie am 15. Mai 1725 an Bodmer mitteilt (Briefe abgedruckt in Brandl 1878b; Brandl 1878a, S. 139–148). Aus Bodmers Bemerkung an Löen geht allerdings *nicht* hervor, ob sich Bodmer bewusst ist, dass bereits das Original grundsätzlich einem jambischen Metrum folgt. Auch hat Bodmer sein Drama offenbar bereits geschrieben, als König ihn über die Berg-Übersetzung informiert (vgl. Brandl 1878b, S. 461; Brandl 1878a, S. 141–142). Dass Bodmer den Blankvers unmittelbar aus Miltons *Paradise Lost*, bzw. der englischen Literatur im Allgemeinen, übernimmt, kann also keineswegs als selbstverständlich angenommen werden. Es wäre zudem lohnend, der Frage nachzugehen, zu welchem Zeitpunkt Bodmer die jambische Grundstruktur des englischen Blankverses überhaupt als solche erkennt. Mit seiner *Critischen Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie* (1740) etwa druckt Bodmer auch eine Übersetzung von Addisons Beiträgen zu Milton im *Spectator* (1712). Diesen Beiträgen ist zu entnehmen, dass *Paradise Lost* „in blanken oder Reim-freyen Versen geschrieben ist“ (zitiert nach Bodmer 1740, S. 260). Bodmers Übersetzung ist aufschlussreich, denn der Zusatz, dass es sich beim Blankvers schlichtweg um einen reimfreien Vers handle („oder Reim-freyen Versen“), lässt sich bei Addison (vgl. Addison 1719, S. 26) noch nicht finden. Dass es sich dabei auch um ein grundsätzlich jambisches Versmaß handelt, ist aus Bodmers Erklärung des Blankverses für seine deutschsprachige Leserschaft allerdings nicht zu erschließen. Weiter heißt es in Bodmers Übersetzung von Addisons *Spectator*-Beiträgen, „dass sein [i.e. Miltons] Metrum anmuthig absetzet und abwechselt, also dass das Ohr niemals genug gesättiget, noch der Leser überladen wird. Dieses würde bey einem Maasse, das immer einförmig und einerley geblieben wäre, gewiss geschehen seyn“ (Bodmer 1740, S. 261). Addison bezieht sich hier auf Miltons rhythmische Variation, aber das jambische Grundmuster kommt wiederum nicht explizit zur Sprache – weder in Addisons Original noch in Bodmers Übersetzung. Gegen die Annahme einer solch bemerkenswerten Unwissenheit seitens Bodmers wäre allerdings einzuwenden, dass eine unzureichende Terminologie nicht zwingend auf ein unzureichendes Verständnis der Sache schließen lässt. So ist noch in den 1740er Jahren offenbar oftmals von „englischen Hendecasyllabi“ die Rede, wenn eigentlich der englische Blankvers gemeint ist (vgl. Schädle 1972, S. 50). Jedenfalls veröffentlicht Bodmer erstmals mit den „Erzählungen aus Thomsons Englischem“ (aus *The Seasons*, abgedruckt in der von Bodmer besorgten Ausgabe von Pyras und Langes *Thirsis und Damons freundschaftlichen Liedern*, 1745) eine metrisch akkurate Reproduktion englischer Blankversdichtung. Bodmers Autorschaft der anonym veröffentlichten Thomson-Übersetzung ist allerdings nicht zweifelsfrei belegt, sie wird auch Johann Georg Sulzer zugeschrieben. Siehe dazu ebenfalls Schädle (1972), S. 123 FN 22, S. 127–130.

Verses in „The Verse“ auch um den interpretationsbedürftigsten handelt. Gerade deshalb aber ist Bergs Übersetzung desselben besonders aufschlussreich. Gemäß Milton bestehe „true musical delight“ nicht im Reim, sondern „only in apt numbers, fit quantity of syllables, and the sense variously drawn out from one verse into another.“⁸⁰ Bei Letzterem handelt es sich natürlich um Miltons Enjambement. Schwieriger zu übersetzen sind dagegen Miltons „apt numbers“ und „fit quantity of syllables“, wobei es sich um durchaus mehrdeutige Begriffe in den englischen Poetiken der Frühen Neuzeit handelt.⁸¹ Mit „numbers“ könnte die Silbenzahl pro Vers gemeint sein, aber auch die Art des Versfußes oder die Anzahl der Füße pro Vers. Mit „quantity“ könnte ebenfalls die Silbenzahl gemeint sein – allerdings auch der Akzent oder gar die Silbenlänge.

Damit stellt sich auch die Frage nach Miltons Verhältnis zur quantifizierenden Metrik der Antike, die auf langen und kurzen Silben beruht und nicht auf dem Wortakzent. „Quantity“ wird in diesem antikisierenden Sinn etwa in Philip Sidneys *Defence of Poesy* (c. 1580) verwendet.⁸² Insbesondere in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten namhafte englische Dichter wie etwa Abraham Fraunce, Edmund Spenser, Thomas Campion und Mary und Philip Sidney versucht, die quantifizierende Metrik der Antike in die englische Dichtung zu übertragen.⁸³ Die neuere Milton-Forschung geht nicht davon aus, dass Milton in *Paradise Lost* tatsächlich das antike Versifikationsprinzip der Silbenlängen anwendet. Vielmehr berücksichtige Milton die Silbenlänge als subsidiäres, expressives Stilmittel, das lokal sinnstiftend oder -stützend wirkt.⁸⁴ Allerdings sind Bestrebungen, die quantifizierende Metrik der Antike in die Volkssprache einzuführen, im englischen Kontext auch mit der von Milton aufgegriffenen humanistischen Polemik gegen den Reim verbunden.⁸⁵ Miltons Kritik am „lame metre“ des „barbarous age“ erinnert etwa an Aschams Charakterisierung der akzentbasierten Metrik, welche dieser ebenfalls als „lame“ verurteilt, weil sie nicht nach Längen und Kürzen geordnet ist.⁸⁶ Die Deutung von Miltons „quantity

⁸⁰ Milton (2013a), S. 55.

⁸¹ Vgl. Koehler (1958).

⁸² „Now of versifying there are two sorts, the one ancient, the other modern: the ancient marked the quantity of each syllable, and according to that framed his verse; the modern observing only number (with some regard of the accent)“ (Sidney 2002, S. 115).

⁸³ Zu den quantifizierenden Experimenten in der englischen Literatur des 16. Jahrhunderts siehe Attridge (1974). Aus komparatistischer Perspektive siehe Clark (1946), S. 117–122; Wels (2018), S. 50–52.

⁸⁴ Siehe Leonard (2012).

⁸⁵ Vgl. Schuppenhauer (1970), S. 44.

⁸⁶ Milton (2013a), S. 54. Vgl. dazu Ascham: „In deede, they obserue iust number, and euen feete: but here is the fault, that their feete: be feete without ioyntes, that is to say, not distinct by trew quantitie of sillabes: And so, soch feete, be but numme feete: and be, euen as vnfitte for a verse to turne and runne roundly withall, as feete of brasse or wood be vnweeldie to go well withall. And as a foote of wood, is a plaine shew of a manifest maine, euen so feete, in our English versifying, without quantitie and ioyntes, be sure signes, that the verse is either, borne deformed, vnnaturall and lame, and so verie vnseemlie to looke vpon, except to men that be gogle eyed them selues“ (Ascham 1570, fol. 61v).

of syllables“ als Ankündigung antikisierender metrischer Experimente wäre vor dem literaturgeschichtlichen Hintergrund von *Paradise Lost* also durchaus nahelegend gewesen. Auch aus seiner deutschen Perspektive hätte Berg Miltons „quantity of syllables“ durchaus als Bekenntnis zur quantifizierenden Metrik interpretieren können. Versuche, diese ins Deutsche zu übertragen, werden von Conrad Gessner, Johann Clajus, oder Adam Bythner unternommen.⁸⁷ Gessner allerdings tut dies nur, um vorzuführen, dass es gänzlich unmöglich sei, die „prosodischen und metrischen Prinzipien der antiken Quantitätsmessung“ „auf die barbarische deutsche Sprache“ zu übertragen.⁸⁸ Zudem spricht sich Opitz 1624 deutlich zugunsten des Wortakzents als Maßstab der deutschen Metrik aus. Auch wenn nachfolgende Prosodie-Theoretiker wie Schottel immer noch Begriffe wie „Quantitas syllabarum“ oder „Wortzeit“ verwenden, beschreiben sie damit eine akzentbasierte Metrik.⁸⁹ Miltons „quantity“ wäre für Berg also nicht zwingend ein Indiz für eine antikisierende Metrik gewesen.

Eine gewisse Verlegenheit bezüglich Miltons mehrdeutiger Terminologie kann Berg allerdings dennoch nicht verbergen. Miltons „lame metre“ übergeht Berg stillschweigend, und Miltons „apt numbers“ und „fit quantity of syllables“ haben ihre Entsprechung in „der Sylben richtigen Zahl und eigenen gemeingültigen und gangbarem [sic] Gewicht“.⁹⁰ Berg versteht Miltons „apt numbers“ also (durchaus legitim) als Silbenzahl. Wie bereits erwähnt, ist Miltons Blankvers in dieser Hinsicht regelmäßiger als derjenige der „tragedians“. Auch in der Haak/Berg-Übersetzung von *Paradise Lost* beschränkt sich die Silbenzahl pro Vers in der Regel auf zehn oder, im Fall weiblicher Kadenz, auf elf Silben, was im stärker flektierenden Deutschen aufgrund der höheren Anzahl an Nebensilben naturgemäß häufiger der Fall ist als bei Milton. Ganz offensichtlich interpretiert Berg allerdings die „quantity of syllables“ nicht im antiken Sinn als Silbenlänge, sondern als „Gewicht“, womit wohl der Akzent gemeint ist. Der Begriff „Gewicht“ geht womöglich auf Andrew Marvells Widmungsgedicht zurück, welches Berg ja ebenfalls mitübersetzt.⁹¹ Dass dieses Gewicht „eigen gemeingültig und gangbar“ sei, ist dann aber doch eine unhaltbare Übersetzung von Miltons Adjektiv „fit“ – selbst wenn man Miltons „quantity“ nicht auf die Silbenlänge, sondern, wie Berg, auf den Akzent bezieht.

Auch wenn sich Milton um große Regelmäßigkeit in der Silbenzahl bemüht, nimmt er sich häufig die Freiheit heraus, die Versfüße innerhalb des Verses zu variieren. Es kann also keine Rede von „gemeingültigen“ und „gangbaren“

⁸⁷ Vgl. Clark (1946), S. 113–114; Schuppenhauer (1970), S. 65–67; Wels (2018), S. 52–61.

⁸⁸ Wels (2018), S. 52.

⁸⁹ Schottel (1656), S. 4–6. Zu dieser terminologischen Konfusion siehe Wels (2018), S. 258–264.

⁹⁰ Berg (Übers.) (1682), fol. iiiiv.

⁹¹ In diesem Gedicht charakterisiert Marvell Miltons Metrik folgendermaßen: „Thy verse created like thy theme sublime,/ In number, weight, and measure, needs not rhyme“ (Milton 2013a, S. 54, V. 53–54). In Bergs Übersetzung: „[...] dein Gedicht/ An Zahl/ Maass und Gewicht so reich beschenckt/ Dass man im Leben an kein Reimen denckt“ (Berg [Übers.] 1682, fol. viiv).

Versakzenten sein. „Fit“ sind Miltons „quantities of syllables“, seien sie nun als Silbenlänge oder -gewicht aufgefasst, insofern sie durch bewusste Variation die Entwicklung der Milton'schen Gedankengänge expressiv stützen. Im Gegensatz dazu scheint Berg Milton so zu deuten, dass das Versmaß des jambischen Pentameters ganz allgemein „fit“ – also passend – für den heroischen Stoff des Gedichtes sei. Man kann Berg für diese Deutung keinen Vorwurf machen, denn auf die Idee, dass das Versmaß, über das Kriterium des allgemeinen *aptum* der Metrik zum gattungsspezifischen Inhalt hinaus, eine expressive Funktion zu erfüllen habe, sei laut Volkhard Wels in der deutschen Literatur vor Klopstock niemand gekommen.⁹² Weiter hat die Akzentverteilung innerhalb des Verses gemäß Berg offenbar regelmäßig zu erfolgen. Berg bestätigt somit das Alternationsprinzip, die strikte Abwechslung von betonter und unbetonter Silbe, die Opitz vorgeschrieben hatte. Gerade das Adjektiv „gangbar“ verdient Beachtung hinsichtlich des Zusammenhangs, welchen Nicola Kaminski zwischen dem Opitz'schen Alternationsprinzip und der Oranischen Heeresreform mit ihrer Insistenz auf dem Marschieren im Gleichschritt rekonstruiert.⁹³ Wenn auch nach Opitz August Buchner und Philipp von Zesen trisyllabische Füße salonfähig machten, kann man in den 1680er Jahren wohl kaum ein Verständnis für Miltons freie rhythmische Handhabung des Blankverses voraussetzen.⁹⁴

11.6 Der Blankvers bei Haak und Berg

Es bestätigt sich auch in der Praxis, dass Berg in seinem *Verlustigten Paradeis* das Alternationsprinzip in seinen jambischen Versen, mit Ausnahme von spondeisch deutbaren Füßen, weitestgehend zu befolgen versucht.⁹⁵ Das wird besonders deutlich aus dem Vergleich zwischen seiner Übersetzung und Haaks unvollendetem Fragment, welches Berg stellenweise metrisch überarbeitet. Allerdings tut Hans-Dieter Kreuder Haak wohl unrecht, wenn er ihm metrische „Regelwidrigkeiten“ ankreidet,⁹⁶ denn diese Unregelmäßigkeiten entsprechen zum Teil durchaus der Flexibilität des englischen Blankverses. In Haaks metrischen Freiheiten ist zudem auch der mögliche Einfluss Weckherlins zu beachten, dessen *Gaistliche und Weltliche Gedichte* Haak 1641 und 1648 ja in den Druck bringt. Von Interesse ist diese Sammlung insbesondere, da Weckherlin sich in seiner Vorrede (sowohl 1641 als auch 1648) kritisch zum Opitz'schen Alternationsprinzip äußert, welches den Dichter dazu verleite, dass er

⁹² Wels (2018), S. 341.

⁹³ Kaminski (2004, S. 76; 2016).

⁹⁴ Zu von Zesen und Buchner siehe Wels (2018), S. 237–258.

⁹⁵ Die Verwendung von Spondeen in jambischen Versen ist bei Opitz zwar nicht vorgesehen, aber gemäß späteren Poetiken, zum Beispiel August Buchners *Anleitung zur Deutschen Poeterey*, durchaus akzeptabel (Buchner 1665, S. 116–117, 137).

⁹⁶ Kreuder (1971), S. 110.

viel schöne/ und insonderheit die vielsyllabige/ und zusammen vereinigte Wort von einander abschaidē/ oder jämerlich zusammen quetsche/ oder gar verbanne/ und in das ellend vnd die ewige Vergessenheit verstoße: Vnd also dem so lieblich fallenden/ vnd (meiner meinung nach) gantz künstlichen Abbruch in der mitten der langen Versen/ sein merckliches wehrt vielleicht gar benehme.⁹⁷

Wie bereits erwähnt, steuerte Haak zur Neuauflage von 1648 drei eigene Gedichte bei, in denen er das Alternationsprinzip nicht immer strikt befolgt.⁹⁸ Während Haak in seiner Milton-Übersetzung den jambischen Pentameter bisweilen ebenfalls recht frei handhabt, stellt Berg dagegen das Opitz'sche Alternationsprinzip nicht infrage und will, zumindest in dieser Hinsicht, von metrischer Freiheit genau so wenig wissen wie von republikanischer Freiheit.

Ein beträchtlicher Anteil von Bergs Abweichungen von Haak geht darauf zurück, dass Berg offensichtlich darum bemüht ist, die Version seines Vorgängers metrisch zu glätten. Das bedeutet mitunter, dass Berg die bei Haak manchmal variierende Silbenzahl pro Vers auf ein regelmäßiges Maß von zehn bzw. elf Silben zu bringen versucht.⁹⁹ Auch überführt Berg die variierenden Versfüße bei Haak immer wieder in regelmäßige Jamben. Die Prosodien des 17. Jahrhunderts lassen in der Regel zwar in zahlreichen Fällen mehrdeutige, also positionsbezogene Betonungen zu, weshalb sich auch viele von Haaks scheinbar unregelmäßigen Versen theoretisch jambisch skandieren lassen.¹⁰⁰ Bergs Überarbeitungen tendieren jedoch zweifelsohne dazu, eine jambische Rezitation von Haaks Versen zu erleichtern. In diesem Sinne ersetzt Berg diejenigen Füße

⁹⁷ Weckherlin (1641), fol. A3^r. Zu Weckherlins rhythmischen Freiheiten, z. B. seiner Vorliebe für rhythmische Brechungen durch trochäische Füße am Versbeginn oder nach der Zäsur, siehe Wagenknecht (1971), S. 32–37. Die Frage, bis zu welchem Grad die beiden Vorreden, wie auch Weckherlins Überarbeitungen der frühen Gedichte selbst, eine Ablehnung bzw. Anerkennung der Opitz'schen Versreform darstellen, ist allerdings kontrovers. Während Nicola Kaminski die Vorrede(n) der *Gaistlichen und Weltlichen Gedichte* als *clash of discourses* und Weckherlins Verletzungen des Alternationsprinzips als freiheitlichen Ausdruck „metrischer ‚Aufsässigkeit‘“ charakterisiert (Kaminski 2004, S. 186–189), plädiert Volkhard Wels dafür, die *Gaistlichen und Weltlichen Gedichte* als ein eigentliches Bekenntnis zu Opitz zu lesen (Wels 2018, S. 219–223), welches er aus Aussagen wie folgender ableitet: „Jedoch wer es [i. e. die jambisch-/spondeische Alternation] auch in der Teutschen [Sprache] halten will/ vnd zierlich fortbringen kan [...] der mag es thun vnnnd gelobet werden“ (Weckherlin 1641, fol. A3^r). Aber selbst, wenn Weckherlin hier die Alternation nicht gänzlich ablehnt, kann kaum davon die Rede sein, dass Weckherlin sie als *verpflichtende Norm* propagiert.

⁹⁸ So z. B. zu Beginn des zweiten Verses des folgenden Reimpaars: „(Auf das er bleib allzeit in Frewden frum/ Muhtig in Land; kön schaiden Recht vnd Krum)“ (Weckherlin 1648, S. 874).

⁹⁹ Vgl. Haak: „Da auf gantz ungemeyne Weis“ (Barnett 1962, S. 189), vs. Berg: „da, auf ganz New und Ungebähnte Art“ (Berg [Übers.] 1682, S. 4); Haak: „viel übertraff! Bistu's ô mein“ (Barnett 1962, S. 191), vs. Berg: „weit übertraf? Bistu es/ O mein stehts“ (Berg [Übers.] 1682, S. 6).

¹⁰⁰ Eine systematische Behandlung solcher „mittelzeitiger“ Silben findet sich z. B. bei Schottel (1656), S. 32–44. Zu dieser Problematik, insbesondere der kontroversen prosodischen Handhabung von monosyllabischen Wörtern, siehe Wagenknecht (1971), S. 6–9; zur Prosodie in Poetiken des 17. Jahrhunderts siehe auch Wels (2018), S. 258–268.

in initialer Position, welche bei Haak eine trochäische Rezitation nahelegen (auch wenn sie eine jambische Skansion erlauben würden), oftmals durch eindeutige jambische Füße.¹⁰¹ Typisch zu diesem Zweck ist etwa Bergs Gebrauch des bedeutungsschwachen Flickworts „nu“ am Versbeginn:

HAAK	Hier nu tritt Satan keck herfür und spricht; ¹⁰²
BERG	nu trat der Satan keck herfür/ und sprach. ¹⁰³
HAAK	weckt sein Gewissen die Verzweiflung auss ¹⁰⁴
BERG	nu weckt verzweyflung sein Gewissen auss ¹⁰⁵

Es lassen sich allerdings auch mehrere Beispiele nennen, in denen Berg Verse seines Vorgängers überarbeitet, welche kaum eine jambische Skansion zulassen:

HAAK	Sondern Böss immerhin, nach hertzenslust, ¹⁰⁶
BERG	und wir ja nichts als böses stiften können; ¹⁰⁷
HAAK	diesem Vermumten Trieger zu aufrichtig; ¹⁰⁸
BERG	war hier dem schnöden Trieger zu aufrichtig; ¹⁰⁹

Berg hält sich somit strikt an die Richtlinien von Poetiken wie Buchners *Anleitung zur Deutschen Poeterey*, gemäß welcher „der Trochäus in einem Jambischen Verse nimmermehr stehen“ kann.¹¹⁰ Bei Haak dagegen schleicht sich auch mal ein Daktylus ein, den Berg wieder ausbügelt:

HAAK	Ihn zu beklagen ein langen Sommertag, ¹¹¹
BERG	ein Sommer-langen Tag/ Ihn zu beklagen; ¹¹²

Auch wenn in Einzelfällen nicht immer klar ist, ob es sich bei Haaks Unregelmäßigkeiten um ein Versehen oder um Absicht handelt, legen einige Fälle

¹⁰¹Zur methodischen Unterscheidung zwischen Skansion und Rezitation siehe Wagenknecht (1971), S. 9–14, 56–58.

¹⁰²Barnett (1962), S. 236.

¹⁰³Berg (Übers.) (1682), S. 62.

¹⁰⁴Barnett (1962), S. 259.

¹⁰⁵Berg (Übers.) (1682), S. 96.

¹⁰⁶Barnett (1962), S. 193.

¹⁰⁷Berg (Übers.) (1682), S. 9.

¹⁰⁸Barnett (1962), S. 257.

¹⁰⁹Berg (Übers.) (1682), S. 90.

¹¹⁰Buchner (1665), S. 135. Vgl. hierzu auch Schottel: „[...] denn in Teutscher Poesi nicht also/ wie in anderen Sprachen die pedes unter sich in einem Verse vermenget und durcheinander gesetzt werden“ (Schottel 1656, S. 62).

¹¹¹Barnett (1962), S. 201.

¹¹²Berg (Übers.) (1682), S. 28.

Letzteres nahe. Im folgenden Beispiel etwa scheint Haak nach der vierten Silbe bewusst eine Zäsur zu setzen, um mit einem Rhythmuswechsel das wiederholte „ewig“ als Trochäus nochmals besonders zu betonen. Berg dagegen glättet den Vers wiederum:

HAAK	Ein-ewig-währ-ewig-verzehrender Pech-Hartz u. Schwefel-Brand [...] ¹¹³
BERG	ein Ewig währ-und gleichverzehr-ender Pech-Schwebl-Hitz-Dampfs-Brand [...] ¹¹⁴

Auch im folgenden Vers suggeriert Haaks Übersetzung eine deutliche Zäsur (allerdings nach der sechsten Silbe) durch die Betonung der siebten Silbe („pfuy!“), welche Satans Auflehnung mit der Brechung des alternierenden Rhythmus expressiv Nachdruck verleiht. Bergs Vers dagegen lässt sich ohne Weiteres als regelmäßiger Jambus lesen:

HAAK	In Leyden oder Thun? pfuy! Weissstu nicht ¹¹⁵
BERG	zu Leiden oder Thun? Du weisst ja wohl / ¹¹⁶

Eine signifikante Tendenz in Bergs Überarbeitung von Haaks Vorlage liegt also im Bestreben, Haaks Übersetzung strikt an die grundlegenden Versifikationsprinzipien der deutschen Barockdichtung, wie sie von Opitz kodifiziert wurden, anzugleichen. Haaks rhythmische Freiheiten dagegen erinnern in den oben zitierten Versen wiederholt an Weckherlins „Vorliebe für kräftige Einsätze am Anfang von Alexandrinern und unmittelbar nach der Zäsur“.¹¹⁷ Zudem dürfte auch Haaks langer Aufenthalt in England sein Ohr für die rhythmische Flexibilität des englischen Blankverses und Miltons Metrik im Besonderen geschärft haben. Es ist deshalb in Betracht zu ziehen, dass Haak sich womöglich nicht (nur) aufgrund technischen Unvermögens, sondern *bewusst* über das Alternationsprinzip hinwegsetzt, welchem sich Berg offensichtlich stärker verpflichtet fühlt. Es bleibt daher auch eine offene Frage, ob Haaks Übersetzung in Bodmers Zürich, wo rhythmische Variation ebenfalls zur Tugend erhoben wurde, nicht wohlwollender aufgenommen worden wäre als die von Berg in den Druck gebrachten Überarbeitung.¹¹⁸

Wie sich gezeigt hat, übersetzt Berg Miltons Verteidigung des Blankverses nicht nur der Vollständigkeit halber mit. Genauso wie in der englischen epischen

¹¹³ Barnett (1962), S. 191.

¹¹⁴ Berg (Übers.) (1682), S. 6.

¹¹⁵ Barnett (1962), S. 193.

¹¹⁶ Berg (Übers.) (1682), S. 9.

¹¹⁷ Wagenknecht (1971), S. 61.

¹¹⁸ Vgl. etwa Breitingers Lob der relativ freien Akzentsetzung der silbenzählenden französischen und italienischen Metrik (in deren Kategorien Bodmer *Paradise Lost* in der Vorrede seiner Übersetzung 1732 ja ebenfalls analysiert) im Metrik-Kapitel seiner *Critischen Dichtkunst* (Breitinger 1740, Bd. 2, S. 435–472).

Dichtung herrscht der Reim auch in der deutschen Literatur des späten 17. Jahrhunderts weitestgehend unangefochten. Berg führt also Miltons Autorität für die reimlose Dichtung ins Feld, aber passt dessen Argumentation an den eigenen, deutschen Kontext an. Das heißt, dass er Miltons Anspruch, ein spezifisch englisches heroisches Versmaß ohne Reim zu begründen, selbstverständlich unterdrückt. Gleichermäßen fehlt bei Berg aber auch Miltons Rückbezug auf klassische und romanische Vorbilder. Da zeitgenössische deutsche Poetiken gerade die ‚Deutschheit‘ des Reims und seine Unentbehrlichkeit in der deutschen Dichtung betonten, ist eine derart ‚ungermanische‘ Genealogie der Reimlosigkeit nicht in Bergs Sinne. Stattdessen kann er nur auf freundliche Aufnahme seiner Übersetzung hoffen, indem er die Reimfrage universalisiert und ihrer poetologischen Verortung im Rahmen spezifischer Nationalliteraturen enthebt.

Allerdings findet Bergs dichterische Eigenständigkeit in seiner politischen und metrischen Auffassung von *Paradise Lost* ihre Grenzen. Zum einen will er die „ungebundene Freiheit der Poesie“ nicht wie Milton in einem republikanischen Sinn verstanden wissen, sondern entschärft das politisch radikale Potential von *Paradise Lost*, welches in Haaks zeitlebens unveröffentlichter Übersetzung nach wie vor greifbar ist, bewusst zugunsten einer ästhetischen und religiös-erbaulichen Lesart. Bergs Neutralisierung freiheitlich-republikanischer Tendenzen entspricht auch seine partielle metrische Disziplinierung des Übersetzungsversuchs von Haak. Während Haak, womöglich von Miltons wie auch Weckherlins poetologisch-politischem Freiheitsverständnis geprägt,¹¹⁹ die rhythmisch relativ freien Versakzente des englischen Blankverses imitiert, beharrt Berg strikt auf dem Opitz’schen Alternationsprinzip. Bergs Übersetzung vermag sich also trotz ihrer mutigen und zu ihrer Zeit radikalen Reimlosigkeit – es handelt sich immerhin um die erste gedruckte deutsche Kostprobe des Blankverses – dennoch nicht vollständig aus einem spezifisch deutschen realpolitischen, literarischen und konfessionspolitischen Erwartungshorizont zu lösen.

Aber auch wenn Bergs Übersetzung weder von seinen Zeitgenossen noch von der Nachwelt sonderlich positiv aufgenommen wurde, ist sie dennoch ein bemerkenswertes Zeugnis der deutschen Milton-Rezeption auf dem Kontinent und ihres einsetzenden Interesses für Milton als Dichter – und nicht mehr nur als politischer Publizist – gegen Ende des 17. Jahrhunderts.¹²⁰ Nicht nur macht Berg *Paradise Lost* erstmals in deutscher Sprache zugänglich, er löst das Gedicht auch aus seinem radikalen politischen Kontext, der einer wohlwollenden Rezeption in Deutschland bis ins 18. Jahrhundert im Weg steht. Und dadurch nimmt Berg letztlich die spätere deutsche Würdigung Miltons als Dichter vorweg. Als Bodmer 1723 in der von einigen Patrizier-Familien geleiteten Stadt-Republic Zürich seine Prosa-Übersetzung von *Paradise Lost* beginnt – also diejenige Übersetzung,

¹¹⁹Zur Engführung von politischer und metrischer Freiheit bei Weckherlin siehe Kaminski (2004), S. 188–202.

¹²⁰Zur einsetzenden, aber immer wieder zurückgeworfenen, Wertschätzung Miltons als Dichter ab den 1680er Jahren siehe auch Kreuder (1971), S. 78–155.

die für die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts dann so wirkmächtig wird –, spielen die Rechtfertigung weltlicher Herrschaft des Adels oder die Hinrichtung eines vom Parlament verurteilten Königs keine Rolle mehr.¹²¹ Auch der Zwang, Miltons Blankvers mit dem Opitz'schen Alternationsprinzip in Einklang zu bringen, unter dem Berg noch steht, ist inzwischen weggefallen. Bodmer wählt die Prosa und umgeht damit alle Debatten um Endreim und Versmaß. Durch die Freiheit von Reim und metrischen Zwängen kann Bodmer Miltons enthusiastische Bildsprache viel wortgetreuer wiedergeben. Für Bodmer besteht Miltons „ungebundene Freiheit der Poesie“ also in einer Entfesselung der Einbildungskraft aus den Grenzen des Wirklichen oder zumindest Wahrscheinlichen – und zwar im Dienst einer gefühlsbetonten Religiosität. Auch wenn Bodmer Bergs Übersetzung schließlich ablehnt, folgt er Berg dennoch darin, dass er Milton ausschließlich als Dichter, nicht als Publizisten im Dienst des englischen Republikanismus versteht.

Literatur

Quellen

- Addison, Joseph. 1719. *Notes upon the twelve books of Paradise lost. Collected from the Spectator*. London: für Jacob Tonson.
- Ascham, Roger. 1570. *The Scholemaster*. London: Iohn Daye.
- Benthem, Heinrich Ludolf. 1732. *Neu-eröffneter Engländischer Kirch. und Schulen-Staat*. Bremen: Saurmann.
- Bodmer, Johann Jakob. 1740. *Critische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen. In einer Vertheidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlohrenen Paradiese; Der beygefüget ist Joseph Addisons Abhandlung von den Schönheiten in demselben Gedichte*. Zürich: Conrad Orell.
- Bodmer, Johann Jakob. 1781. *Litterarische Pamphlete. Aus der Schweiz. Nebst Briefen an Bodmern*. Zürich: David Bürgkli.
- Breitinger, Johann Jakob. 1740. *Critische Dichtkunst Worinnen die Poetische Mahlerey in Absicht auf die Erfindung im Grunde untersucht und mit Beyspielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird*. Zürich, Leipzig: Conrad Orell.
- Buchner, August. 1665. *Anleitung Zur Deutschen Poeterey*. Wittenberg: Michael Wenden.
- Buddeus, Johann Franz, Hrsg. 1731. *Allgemeines Historisches Lexicon*. Teil 3: K–Q. Leipzig: Thomas Fritsches Erben.

¹²¹Siehe hierzu etwa Bodmers Vorrede in der Ausgabe von 1732, in welcher *Paradise Lost* emphatisch einer postrevolutionären Phase zugeordnet wird: „Die Aera des verlohrenen Paradieses fällt in die Jahre gleich vor und nach der Wiedereinsetzung König Carls des Zweyten. Milton hatte sein fünfzigstes Jahr schon zurück geleyet: Die Streitschriften mit Salmasius und Alexander Morus hatten aufgehöhret, und er genosse nunmehr ein ruhiges Leben, inmassen auch König Carl ihn von der Amnistie nicht ausgeschlossen hat, welches einige seiner angebohrnen Güte, andere seiner Gleichgültigkeit beygemessen haben“ (Bodmer 1732, fol. 2').

- Du Bartas, Guillaume de Salluste. 1622. *La Seconde Sepmaine De Guillaume De Saluste Seigneur du Bartas/Die andere Woche Wilhelms von Saluste Herrn zu Bartas*. Übers. Tobias Hübner. Köthen: [Fürstliche Druckerei].
- Mencke, Otto, Hrsg. 1696. *Acta Eruditorum*, Bd. 15. Leipzig: Grosses Erben und Thomas Fritsche.
- Milton, John. 1682. Das *Verlustigte Paradies/Auß Johann Miltons Zeit seiner Blindheit In Englischer Sprache abgefaßten unvergleichlichen Gedicht*. Übers. Ernst Gottlieb von Berg. Zerbst: Johann Ernst Be[t]zel.
- Milton, John. 1732. *Johann Miltons Verlust des Paradieses. Ein Helden-Gedicht. In ungebundener Rede übersetzt*. Übers. Johann Jakob Bodmer. Zürich: Marcus Rordorf.
- Milton, John. 1965. *Johann Miltons Episches Gedichte von dem Verlohrnen Paradiese. Faksimiledruck der Bodmerschen Übersetzung von 1742*. Mit einem Nachwort von Wolfgang Bender, Deutsche Neudrucke. Texte des 18. Jahrhunderts. Stuttgart: Metzler.
- Milton, John. 2013a. *Paradise Lost*. Hrsg. Alastair Fowler. New York: Routledge.
- Milton, John. 2013b. *The Complete Works of John Milton*. Bd. 6: *Vernacular Regicide and Republican Writings*. Hrsg. Neil Keeble und Nicholas McDowell. Oxford: Oxford University Press.
- Morhof, Daniel Georg. 1682. *Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen; wobey auch von der reimenden Poeterey der Ausländer mit mehren gehandelt wird*. Kiel: Joachim Reumann.
- Opitz, Martin. 1978. *Gesammelte Werke*, Bd. 2, 1. Teil (= Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart), Hrsg. George Schulz-Behrend. Stuttgart: Anton Hiersemann.
- Prasch, Johann Ludwig. 1680. *Gründliche Anzeige von Fürtrefflichkeit und Verbesserung teutscher Poesie*. Regensburg: Paul Dalnsteiner.
- Prasch, Johann Ludwig. 1685. *Discurs Von der Natur des Teutschen Reimes*. Regensburg: Paul Dalnsteiner.
- Schottel, Justus Georg. 1656. *Teutsche Vers- oder Reimkunst darin Unsere Teutsche Muttersprache, so viel dero süsseste Poesis betrifft, in eine richtige Form der Kunst zum ersten mahle gebracht worden*. Lüneburg: Michael Cubach.
- Sidney, Philip. 2002. *An Apology for Poetry (or The Defence of Poesy)*. Hrsg. Geoffrey Shepherd. Überarbeitet von R. W. Maslen. Manchester: Manchester University Press.
- Weckherlin, Georg Rudolf. 1641¹. *Gaistliche und Weltliche Gedichte*. Amsterdam: Johan Jansson.
- Weckherlin, Georg Rudolf. 1648². *Gaistliche und Weltliche Gedichte*. Amsterdam: Johan Jansson.

Forschungsliteratur

- Attridge, Derek. 1974. *Well-Weighed Syllables: Elizabethan Verse in Classical Metres*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bamberger, Gudrun. 2018. Berge, Ernst Gottlieb von. In *Frihe Neuzeit 1620–1720. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon*, Hrsg. Stefanie Arend et al., Bd. 1, Sp. 555–559. Boston MA, Berlin: De Gruyter.
- Barnett, Pamela. 1962. Theodore Haak, F.R.S. (1605–1690). *The First German Translator of Paradise Lost*, *Anglica Germanica* 3. 'S-Gravenhage: Mouton.
- Bolte, Johannes. 1892. Die beiden ältesten Verdeutschungen von Miltons Verlorenem Paradies. *Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte* 1: 426–38.
- Brandl, Alois. 1878a. *Barthold Heinrich Brockes. Nebst drauf bezüglichlichen Briefen von J. H. König an J. J. Bodmer. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert*. Innsbruck: Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung.
- Brandl, Alois. 1878b. Zur ersten Verdeutschung von Milton's ‚Verlorenem Paradies‘. *Anglia* 1: 460–463.

- Brogan, T. V. F., et al. 1993. Blank Verse. In *Princeton Encyclopedia of Poetry and Poetics*, Hrsg. Alex Preminger et al., 137–141. Princeton: Princeton University Press.
- Campbell, Gordon. 1996. Milton's Spanish. *Milton Quarterly* 30(3): 127–132.
- Clark, Arthur Melville. 1946. Milton and the Renaissance Revolt against Rhyme. In *Studies in Literary Modes*, Arthur Melville Clark, 105–141. London, Edinburgh: Oliver and Boyd.
- Corns, Thomas N. 1991. Cultural and Genre Markers in Milton's *Paradise Lost*. *Revue belge de philologie et d'histoire* 69 (3): 555–62.
- Creaser, John. 2000. Prosodic Style and Conceptions of Liberty in Milton and Marvell. *Milton Quarterly* 34(1): 1–13.
- Creaser, John. 2010. Verse and Rhyme. In *Milton in Context*, Hrsg. Stephen B. Dobranski, 105–115. Cambridge: Cambridge University Press.
- Creaser, John. 2012. Prosody. In *The Milton Encyclopedia*, Hrsg. Thomas N. Corns, 297–301. New Haven CT, London: Yale University Press.
- Döring, Detlef. 2009. Der Literaturstreit zwischen Leipzig und Zürich in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Neue Untersuchungen zu einem alten Thema. In *Bodmer und Breitinger im Netzwerk der europäischen Aufklärung*, Hrsg. Anett Lütteken, Barbara Mahlmann-Bauer, 60–104. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Duffell, Martin J. 2008. *A New History of English Metre*, (= *Studies in Linguistics* 5). Oxford: Legenda.
- Festa, Thomas. 2006. *The End of Learning. Milton and Education* (= *Studies in Major Literary Authors* 20). New York/London: Routledge.
- Freedman, Morris. 1961. Milton and Dryden on Rhyme. *Huntington Library Quarterly* 24(4): 337–344.
- Hardison, O. B. 1984. Blank Verse Before Milton. *Studies in Philology* 81(3): 253–274.
- Hentig, Hans Wolfram von. 1966. Haak, Theodor. In *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 7, 368–369. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd117640581.html#ndbcontent> Zugriff: 20. August 2020.
- Jackson, Patrick. 2012. The Liberties of Blank Verse. In *A Companion to Poetic Genre* (= *Blackwell Companions to Literature and Culture*). Hrsg. Erik Martiny, 250–262. Malden: Wiley-Blackwell.
- Kaminski, Nicola. 2004. *Ex bello ars oder Ursprung der Deutschen Poeterey*. Heidelberg: Winter.
- Kaminski, Nicola. 2016. Martin Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624). In *Gryphius-Handbuch*, Hrsg. Nicola Kaminski und Robert Schütze, 59–67. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Koehler, G. Stanley. 1958. Milton on ‚Numbers,‘ ‚Quantity,‘ and Rime. *Studies in Philology* 55(2): 201–217.
- Kohler, Daniela. 2007. Der Weg von Bodmers Milton-Übersetzungen zu Klopstock und einer neuen Ästhetik. *Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 2008*: 441–461.
- Komander, Gerhild. 2012. Dorothea Sophie Markgräfin und Kurfürstin von Brandenburg. <http://www.gerhildkomander.de/biografien/91-frauen-in-berlin-dorothea.html?showall=&start=1> Zugriff: 17. September 2020.
- Kreuder, Hans-Dieter. 1971. *Milton in Deutschland. Seine Rezeption im latein- und deutschsprachigen Schrifttum zwischen 1651 und 1732*. Marburg/Lahn: De Gruyter.
- Küper, Christoph. 2007. Blankvers. In *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte*, Hrsg. Klaus Weimar et al., Bd. 1, 238–40. Berlin, New York: de Gruyter.
- Leonard, John. 2012. Fit Quantity of Syllables. In *Approaches to Teaching Milton's Paradise Lost*, Hrsg. Peter C. Herman, 118–124. New York: Modern Language Association.
- Löen, A. von. 1856. Eine Reliquie von Johann Jakob Bodmer. *Blätter für literarische Unterhaltung* 1: 32–35.
- Loewenstein, David. 2001. *Representing Revolution in Milton and His Contemporaries: Religion, Politics, and Polemics in Radical Puritanism*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Magon, Leopold. 1956. Die drei ersten deutschen Versuche einer Übersetzung von Miltons ‚Paradise Lost‘. Zur Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen im 17. Jahrhundert. In *Gedenkschrift für Ferdinand Josef Schneider (1879–1954)*, Hrsg. Karl Bischof, 39–82. Weimar: Hermann Böhlhaus Nachfolger.
- Meier, Hans Heinrich. Milton in Zürich. *Neue Zürcher Zeitung* 06.12.2008: https://www.nzz.ch/milton_in_zuerich-1.1363835 Zugriff: 16. September 2020.
- Pangallo, Matteo A. 2012. Dramatic Metre. In *The Oxford Handbook of Shakespeare*, Hrsg. Arthur F. Kinney, 100–125. Oxford: Oxford University Press.
- Poole, William. 2007. A Fragment of the Library of Theodore Haak (1605–1690). *Electronic British Library Journal* 6: 1–38.
- Schädle, Lucie. 1972. *Der frühe deutsche Blankvers unter besonderer Berücksichtigung seiner Verwendung durch Chr. M. Wieland. Eine versstilistische und literarhistorische Untersuchung (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik 43)*. Göttingen: Verlag Alfred Kümmerle.
- Schuppenhauer, Claus. 1970. *Der Kampf um den Reim in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts (= Abhandlungen zur Kunst, Musik und Literaturwissenschaft 91)*. Bonn: H. Bouvier u. Co.
- Smart, George K. 1937. English Non-Dramatic Blank Verse in the Sixteenth Century. *Anglia* 61: 370–397.
- Smith, Nigel. 2016. Haak’s Milton. In *Milton in the Long Restoration*, Hrsg. Blair Hoxby und Ann Baynes Coiro, 379–396. Oxford: Oxford University Press.
- Stockhorst, Stephanie. 2008. *Reformpoetik. Kodifizierte Genustheorie des Barock und alternative Normenbildung in poetologischen Paratexten*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Wagenknecht, Christian. 1971. *Weckherlin und Opitz: Zur Metrik der deutschen Renaissancepoesie*. München: C. H. Beck.
- Wels, Volkhard. 2018. *Kunstvolle Verse. Stil- und Versreformen um 1600 und die Entstehung einer deutschsprachigen ‚Kunstdichtung‘*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Worden, Blair. 1990. Milton’s Republicanism and the Tyranny of Heaven. In *Machiavelli and Republicanism (= Ideas in Context)*. Hrsg. Gisela Bock et al., 225–45. Cambridge: Cambridge University Press.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 12

Übersetzung des Mediums – Medialität der Übersetzung. Die deutschen Ausgaben der Schriften Jane Leades



Joana van de Löcht

12.1 Die Autorin

1712 widmet die Tübinger Theologische Fakultät einer wenige Jahre zuvor verstorbenen Engländerin eine umfangreiche Untersuchung – ein überraschendes Thema, standen Frauen zu dieser Zeit doch eher am Rande des Interesses theologischer Gelehrsamkeit. In Johann Wolfgang Jägers *Dissertatio historico-theologica de Johanna Leadæe anglo-britan. Vita, visionibus an Doctrina*¹ steht² Jane Leade (1624–1704) stellvertretend für ein Phänomen, das im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts in ganz Europa um sich zu greifen schien: Im Rahmen der kirchlichen Erneuerungsbemühungen vermehrten sich in Deutschland, Frankreich und England Berichte über Frauen, die göttliche Visionen empfangen hatten. Die Tübinger Disputation eröffnet mit der Beobachtung, dass durch diese Visionärinnen das Schweigegebot, das für Frauen in der Kirche gelte, durchbrochen worden sei, das weibliche Geschlecht sei seit Neuestem „nicht weniger geschwätzig“ (*non minus loquax*)³ als das männliche. So verweist der Text neben Jane Leade auf Antoinette de Bourignon, Christina Poniatovia und Johanna Eleonora Petersen.⁴ Die Dissertationsschrift macht es sich zur Aufgabe,

¹Dass sich das Thema eines großen Interesses erfreute, lässt sich daran ablesen, dass 1716 eine Neuauflage erschien, in der die Respondenz durch Christoph Friedrich Schott ergänzt wurde von zwei weiteren Erwiderungen von Johann Valentin Harpprecht und Johann Michael Hallwachs. Die Schrift steht möglicherweise in Nachfolge von Johann Heinrich Feustkings „Gynaecium Haereticum Fanaticum“ (Feustking 1704, S. 412–417).

²Jäger 1712

³Jäger (1712), S. A2r.

⁴Jäger (1712), S. A2r.

J. van de Löcht (✉)
Deutsches Seminar, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Freiburg, Deutschland
E-Mail: joana.van.de.loecht@germanistik.uni-freiburg.de

ausgehend von Jane Leades Lebenslauf, Visionsbeschreibungen und Schriften, die umfangreich – ins Lateinische übertragen – zitiert werden, sowie aus Zeugnissen Dritter, ein Urteil über die englische Ekstatikerin zu treffen. Dieses fällt, wenig überraschend, negativ aus, stehen Leades Visionen doch an vielen Stellen in Opposition zur Orthodoxie; Argumente, wie sie aus den Hexereiprozessen geläufig sind, werden angeführt, so etwa, dass es sich bei den Visionen nur um Einflüsterungen des Teufels gehandelt haben könne.⁵

Die Tatsache, dass Tübinger Theologen sich mit den Schriften der englischen Visionärin beschäftigten, ist letztlich das Ergebnis einer regen Übersetzungstätigkeit, die sämtliche Schriften Leades zeitnah in deutscher Sprache verfügbar machte und damit für die radikalpietistischen und spiritualistischen Bewegungen bereitstellte, die im ausgehenden 17. Jahrhundert verstärkt Zulauf erhielten.⁶

Auskunft über den Werdegang der Visionärin bietet ihr Lebenslauf, der im Anhang des Bands „Sechs Unschätzbare Durch Göttliche Offenbarung und Befehl ans Licht gebrachte Mystische Tractätlein“⁷ eigens für die deutsche Ausgabe verfasst wurde. Bereits an dieser Tatsache zeigt sich, dass die Übersetzungen nicht allein eine Übertragung aus dem Englischen ins Deutsche darstellen, sondern dass zielgerichtet paratextuelle Anpassungen vorgenommen wurden, um die Werke einer bis dato unbekanntem Engländerin für das deutsche Publikum aufzubereiten. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, einerseits diese Anpassungen zu beleuchten, andererseits die Besonderheiten des Übersetzens von ‚ekstatischen‘ Texten herauszuarbeiten.

Zur Einleitung in den Lebenslauf Leades erklärt der Herausgeber, Loth Fischer: „Weil unsere theure Autorin auf freundlich gethanes Ansuchen/ dem Übersetzer eine kurtze Beschreibung Jhres Lebens zugesandt/ hat derselbe solche/ den Liebhabern Jhrer Schrifften zu gefallen/ alhier mit anzufügen und mitzutheilen nicht unterlassen wollen.“⁸ Leade stand also in direktem Austausch mit ihrem Übersetzer und lieferte nach Bedarf Texte, die eigens für den deutschen Buchmarkt konzipiert wurden. Der deutsche Leser erfährt aus dem Lebenslauf, dass Leade in der Grafschaft Norfolk aufwuchs, ihre landadelige Familie gehörte der Anglikanischen Kirche an. Die ersten Visionen empfing Leade im Alter von 16 Jahren während der Weihnachtsfeierlichkeiten, die eine starke über drei Jahre andauernde geistige „Unruhe und Verwirrung“ in ihr zurückließen.

⁵ „Nos existiamus tales adparitiones vel fictas, vel revera nihil aliud esse, quàm illusiones Satanae, vel febricitantium somnia & inania phantasmata à Patre mendaciorum excitata, qui nullibi lubentius domicilium habet, quam apud Fanaticos, vanos illos *visionum* & adparitionum Architectos“ (Jäger 1712, S. 51).

⁶ Einen guten Überblick über diese Bewegungen bietet Johannes Wallmann (1985).

⁷ Leade (1696), S. 413–423. Die Superskripta in der Vorlage werden im Folgenden als Umlaute wiedergegeben.

⁸ Leade (1696), S. 413.

Und ob meine Elteren wol alle Mühe und Fleiß anwandten/ mich davon zu befreyen/ und mir solche melancholische Phantasien (wie sie es nandten) zu benehmen/ oder vielmehr dasjenige/ was Gott in mir aufgeweckt hatte/ sich zu dämpffen unterstunden/ vermochten sie doch mit allem/ was sie vornahmen/ solches nicht zu thun/ noch mich von Behertzigung meines Seelen-Anligens abzuhalten/ so daß ich in <416> dieser Kleinmüthigkeit (wie gesagt) drey völliger Jahre/ ohne einigen Trost und Vergnügung zugebracht.⁹

Da sie auch nach drei Jahren nicht zu einem stabilen Geisteszustand zurückfand, reiste sie zu ihrem Bruder nach London, der dort als Kaufmann arbeitete. Hier kam sie mit den Predigten des Antinomisten Thomas Crisp in Berührung, eine Begegnung, die sie mit ihrer eigenen Visionserfahrung versöhnte und sie in ihrem Entschluss zu einem gläubigen, enthaltsamen Leben bestärkte.¹⁰ Mit 21 Jahren heiratete sie dennoch, und zwar ihren Verwandten William Lead,¹¹ der 1670 verstarb. Erst zu diesem Zeitpunkt begann sie erneut, Visionen zu empfangen, und entschloss sich, diese zu verschriftlichen, einerseits in religiösen Traktaten andererseits in einem Tagebuch.¹²

Seit 1663 zählte Leade zu einem Kreis um den Arzt, Astrologen und Prediger John Pordage (1607–1681),¹³ aus dem in den 1690er Jahren die ‚Philadelphian Society‘ hervorging, deren Mittelpunkt Leade bildete. Das erste veröffentlichte Werk Leades ist die 40 Seiten umfassende Schrift *„The heavenly cloud now breaking“* aus dem Jahr 1681,¹⁴ die drei Jahre später ins Deutsche übertragen wurde und unter dem Titel *„Die Nun brechende und sich zertheilende Himmlische Wolcke“*¹⁵ in Amsterdam bei Heinrich Wettstein (1649–1726) erschien. Die weiteren Werke Leades erschienen sowohl in englischer Sprache als auch in Übersetzung erst in den 1690er Jahren, da zu diesem Zeitpunkt der ‚Licensing Act‘ ausgelaufen war.¹⁶ Daneben ist anzunehmen, dass zahlreiche Texte Leades in Manuskriptform zirkulierten und auch die deutsche Rezeption zunächst auf Handschriften fußte.¹⁷

⁹ Leade (1696), S. 415–416.

¹⁰ Leade (1696), S. 416.

¹¹ Leade (1696), S. 418.

¹² Leade (1696), S. 419, 422.

¹³ Leade würdigt Pordage besonders auch in ihrer Vorrede zu Pordages *Theologia Mystica*, (Pordage 1683), die von ihr herausgegeben wurde, als ihren geistlichen Lehrer. Zu Pordages Rolle in der antinomistischen Bewegung im England des 17. Jahrhunderts vgl. Como (2004), S. 71–72.

¹⁴ Leade (1681).

¹⁵ Leade (1694). 1700 folgte eine Neuauflage der deutschen Übersetzung.

¹⁶ Becker-Cantarino (2008), S. 239.

¹⁷ Becker-Cantarino (2009), S. 155.

12.2 Offizin, Übersetzer und Mäzen

Der Drucker Heinrich Wettstein stammte ursprünglich aus Basel; sein Vater und sein Bruder, beide trugen den Namen Johann Rudolf Wettstein,¹⁸ waren Professoren an der Basler Universität für Theologie und Alte Sprachen – mit diesen beiden Fachbereichen ist auch zunächst der Schwerpunkt des Verlagsprogramms umrissen. Wettsteins Offizin bediente neben dem deutschsprachigen Buchmarkt auch den niederländischen, englischsprachigen und französischen, auch finden sich verschiedene lateinische Drucke, sie ist somit auf Übersetzungen spezialisiert. Neben der Übertragung der Schriften Leades wird hier beispielsweise auch Antoinette Bourignon ins Englische übertragen – die Übersetzungen Bourignons ins Deutsche werden ebenfalls in Amsterdam, jedoch in der Offizin von Pieter Arntsz und Jan Rieuwertsz verlegt.¹⁹

Als Übersetzer fungierte der bereits erwähnte Nürnberger Loth Fischer (1640–1705),²⁰ der in den 1680er Jahren über Frankfurt nach Holland auswanderte, wo er sich dem Mystiker und späteren Herausgeber von Jakob Böhmes Schriften, Johann Georg Gichtel, anschloß.²¹ Fischer wurde vom Leiter der kurfürstlich-brandenburgischen Finanzen, Dodo von Knyphausen (1641–1698), gefördert,²² zugleich ließ Knyphausen regelmäßig eine Art Pensionszahlung an Leade übermitteln.²³ Die Erträge aus den Buchverkäufen flossen wiederum wohl an Knyphausen.²⁴ Fischer und Knyphausen handeln nicht allein aus buchmarktstrategischen Interessen, was bei den Werken einer bisher nur in kleinen Zirkeln bekannten Engländerin mit heterodoxen Neigungen auch unklug gewesen wäre. Stattdessen sind beide zur radikalen Strömung des Pietismus zu rechnen, die Übersetzung dient damit einer Missions- und Sammlungsbewegung, die gezielt Texte, die als von Gott inspiriert gelten konnten, in unterschiedliche Nationalsprachen veröffentlichte.²⁵ Als Zentrum dieser Übersetzungstätigkeit diente Amsterdam, wo die Texte Leades zwischen 1694 und 1700 in deutscher Sprache erschienen.

¹⁸ Salis (1897a); Salis (1897b).

¹⁹ Bourignons Werke erschienen seit 1676 in Amsterdam, zunächst bei Arentsz und ab 1681 bei Rieuwertsz.

²⁰ Becker-Cantarino (2008), S. 249, FN 22 gibt jedoch zu bedenken, dass nicht als gesichert gelten kann, dass sämtliche Übersetzungen Leades von Fischer stammen.

²¹ Deppermann (2002), S. 244.

²² Laut Markus Matthias (2011), S. 201, war Knyphausen „der eigentliche Promotor der englischen Böhmosten in Deutschland“.

²³ Matthias (2011), S. 201; Knyphausen wirkte nicht nur mäzenatisch für Jane Leade, sondern sicherte etwa auch dem Ehepaar Petersen ein Auskommen. Vgl. Becker-Cantarino (2008), S. 242.

²⁴ Matthias (2011), S. 200.

²⁵ Zur Motivation der Übersetzung englischsprachiger Erbauungsliteratur ins Deutsche merkt Sträter (1987), S. 16, jedoch an: „Ohne Zweifel war die Herausgabe englischer Erbauungsbücher ein gutes Geschäft für Verleger. [...] jedenfalls wird man nicht hinter jeder Übersetzung und hinter jeder Edition explizite Interessen theologischer Art vermuten dürfen.“

Mithilfe der digital zugänglichen Datenbanken konnten von 1681 bis 1702 siebzehn Werke Leades in englischer Sprache ermittelt werden, denen zwanzig deutsche Übersetzungen gegenüberstehen. Zwei Werke wurden ins Niederländische übersetzt.²⁶ 1719 folgte eine ebenfalls im Amsterdam erschienene Gesamtausgabe „Geistliche Schriften“, ab 1804 folgten Neuauflagen einzelner Schriften Leades in englischer, deutscher und auch erstmals in französischer Sprache.

12.3 Close reading: „The heavenly cloude now breaking“ und „Die Nun brechende und sich zertheilende Himmlische Wolcke“

Als Grundlage für eine Detailanalyse der Übersetzungstechnik Fischers möge der erste veröffentlichte Text Leades „The heavenly cloude now breaking“ bzw. „Die Nun brechende und sich zertheilende Himmlische Wolcke“ dienen. Fischer übersetzte, unüblich für seine Zeit, ohne Intermediärübersetzung direkt aus dem Englischen. In diesem Druck äußert sich Fischer ausführlich in einem Nachwort und bekundet, dass sich nicht allein Leades Schrift, sondern auch seine eigene Übersetzungsleistung aus übernatürlichen Quellen speise bzw. durch diese unterstützt werde.²⁷ Ziel der Übersetzung sei es, denen, „die die Stimme des Sohns GOTTes [...] auch nur von fernen gehört“ haben, einen „Weg ins Allerheiligste“ zu bieten.²⁸

Denn in solchem Absehen hab ich/ so bald diese unaussprechlich-herrliche Gabe und Ausfluß des H. Geists geprüft hatte/ im Geiste des Glaubens vor GOTT/ auf alle Weise/ gearbeitet/ daß es zur Übersetzung/ und/ da es GOTTes Erbarmen geben wolte/ auch zum Drucke gebracht werden möchte/ und mich in keinerley Weise mit Fleisch und Blute/ das ist/ mit meinem menschlichen <88> Vernunftlichte und Tage/ drüber berathen/ sondern im Glauben allein auf GOTT gesehen/ und Ihme vertraut/ daß Er/ weil Ers ins Englischer Sprache ans Licht und auf den Leuchter haben wollen/ und auszugeben ausdrücklich befohlen/ solches auch in Teutscher Zunge/ zu vieler Menschen Nutzen und Heile anzuwenden; dagegen aber allen Schaden zu verhüten/ wol wissen werde/auch mächtig genug darzu sey: [...].²⁹

Dass Fischer ein fähiger Übersetzer mit philologischem Gespür war – oder aber Gott in der gewünschten Weise wirkte – möge die folgende Detailanalyse zeigen: In der 1694 erschienenen Schrift geht es darum, den Prozess des Sterbens zu Lebzeiten zu vermitteln, also ein Abtöten aller sündhaften Neigungen, die Körper,

²⁶ Genutzt wurden das VD 17, der Karlsruher Virtuelle Katalog (KVK) und der Katalog der Ritman Library in Amsterdam.

²⁷ Loth Fischer unterzeichnet als „Liebwilliger Freund“.

²⁸ Fischer (1694), S. 87.

²⁹ Fischer (1694), S. 87–88.

Geist und Seele belasten, und dadurch zu einer Auferstehung in der Nachfolge Christi zu gelangen.

Bereits die Titelseite erlaubt einige Beobachtungen zu Fischers Übersetzungstechnik: „The heavenly cloud now breaking“ wird aufgelöst zu „Die Nun brechende und sich zertheilende Himmlische Wolcke“ – ‚breaking‘ scheint durch ‚brechend‘ unzureichend getroffen zu sein, weshalb durch ‚zertheilend‘ ein weiteres Adjektiv zur Präzision beigefügt wird. Dem Übersetzer scheint auch hinsichtlich der Grammatik an einer genauen Wiedergabe der Vorlage gelegen zu sein, was unter anderem zu zahlreichen Partizipialformen führt, um die englische Verlaufsform adäquat wiederzugeben.³⁰ Auch greift der Übersetzer auf Latinismen zurück, um möglichst nah an der englischen Wortform zu bleiben, wie im Fall von ‚Glorification‘ – ‚Glorificirung‘.

Eine weitere Anpassung betrifft die Informationen über die Identität der Autorin. In der englischen Ausgabe wird als Name „J. Leade“ angegeben, die Druckangabe lautet „London, Printed for the Author. 1681“ und das Vorwort wird mit „J. L.“ unterzeichnet.³¹ All diese Angaben erlauben keinen Rückschluss auf das Geschlecht der Autorin, und es scheint so, als solle dieses gezielt verschleiert werden – in den Ausgaben ab den 1690er Jahren werden Vor- und Nachname Janes Leades angegeben. Das deutsche Titelblatt hingegen rückt das Geschlecht der Autorin in den Mittelpunkt: Der Text sei durch „Eine hocheleuchte Frauens-Person/ aus GOTTes Befehl/ im Jahr 1681/ in Englischer Sprache heraus gegeben/ und nun/ GOTT zu Ehren/ und denen Menschen/ so es fassen mögen/ zu Dienste/ in unserer Mutter-Sprache/ ans Licht befördert“.³² Ende des 17. Jahrhunderts finden sich in der deutschsprachigen Druckproduktion einige Texte, die auf Frauen zurückgehen, Jane Leades Schriften stellen folglich keinen Einzelfall und ihr Geschlecht kein Rezeptionshemmnis dar. Die deutsche Leserschaft erfährt neben dem Geschlecht der Autorin auch ihren vollständigen Namen und die Sprache, in der der Text ursprünglich verfasst wurde. Das Bibelzitat aus dem Johannes-Evangelium auf dem Titelblatt der englischen Ausgabe stammt aus der King James Bible, die deutsche Übersetzung richtet sich nach der Luther-Bibel.

Auch auf der folgenden Seite wartet die deutsche Übersetzung mit einem zusätzlichen Leserservice auf, der über die Vorlage hinausgeht: Die zentrale Bibelstelle, auf die sich Leades Text bezieht (Phil. 3, 6–17), wird vollständig abgedruckt, sie weicht jedoch von der Luther'schen Übersetzung ab und wurde wohl, wie die Übersetzungsdiskussion in den Fußnoten nahelegt,³³ vom Herausgeber eigens für diesen Zweck übersetzt. Loth Fischer inszeniert sich hiermit als in vielen Sprachen bewandert und weist sich als fähig aus, auch das in englischer

³⁰Zur frühneuzeitlichen Übersetzungstechnik, die sich stark an der Ursprungssprache orientiert siehe Müller (2017), S. 41–43.

³¹Für diesen Hinweis danke ich Nicola Kaminski.

³²Leade (1694).

³³Hier diskutiert Fischer die Übersetzung von „phronein“ und der Wendung „to auto phronein“ (die beiden griechischen Wörter sind in lateinischen Lettern gedruckt).

Sprache überlieferte Gotteswort angemessen ins Deutsche zu übertragen.³⁴ Im Nachwort begründet er diese Ergänzung der Bibelstelle damit, dass hierdurch verdeutlicht werden solle, dass Leades Schrift vollständig auf der Heiligen Schrift beruhe, also keine heterodoxen Inhalte predige.³⁵

Als weiterer Ausweis für die Qualität der Übersetzung dienen die Diskussionen von Übersetzungsentscheidungen in den Fußnoten im Haupttext. Die Nähe zum englischen Text zwingt Fischer zum Teil zu Einbußen auf Seiten der Verständlichkeit; wo er sich größere Freiheiten nimmt bzw. den englischen Text nur unzulänglich ins Deutsche übertragen kann, ergänzt er entweder einzelne Wörter in Klammern oder er fügt Fußnoten ein.

Als Beispiel für die Nutzung von Fußnoten möge folgender Satz dienen, im englischen Originaltext lautet er: „There is one Sense more, which we must not omit to speak something of; which is, the Dolours, Pains, and Grievs of the Elementary Body, which may abide where the sinful Sense is much wrought out, which must be allowed till this corporal Figure is changed; [...]“.³⁶ Fischers deutsche Übersetzung lautet:

Noch ein Sinn ist übrig/ von welchem wir etwas zu gedencken nicht vergessen müssen; welcher die Empfindung der Schmetzen/ Peinen und Wehen des elementarischen Leibs ist/ der sein Verbleiben etwa noch allda haben und halten mag/ wo man sich vom sündlichen Sinne grossen Theils <27> loßgewirckt hat/ den man auch zulassen und vor lieb nehmen (n) muß/ bis die leibliche Gestalt verändert wird.³⁷

In der Fußnote (*n*) vermerkt Fischer „*To allow*, bedeutet unter anderem auch *agreer*“,³⁸ wodurch er seine Übersetzungsentscheidung von „which must be allowed“ mit „den man auch zulassen und vor lieb nehmen muß“ begründet. Sämtliche dieser kommentierenden Fußnoten greifen in ihrer Begründung auf die englische Sprache zurück, richten sich also an ein Publikum, das des Englischen mächtig ist.

³⁴Die englische Sprache war im 17. Jahrhundert noch nicht allgemein geläufig, weshalb viele deutsche Ausgaben von englischer Erbauungsliteratur letztlich Übersetzungen aus zweiter Hand, also etwa aus dem Lateinischen, Französischen oder Niederländischen sind. Vgl. Sträter (1987), S. 25–31.

³⁵„Worauf zur Antwort dient/ daß solch Beobachten/ zweifelsohne nur nach der Auswendigkeit und obenhin/ und nicht gründlich und tieff genug geschehen seyn müsse; denn daß solche Lehre nichts <90> fremdes/ sondern ihren klaren völligen und unwandelbaren Grund in H. Schrift habe/ ist aus denen/ vornen auf der Ruckseite des Tittelblads/ nach dem Grund-Texte angeführten/ Worten Pauli an Phil. 3.v.6–17. wenn solche gegen den Inhalt des Tractätleins recht gehalten und betrachtet werden/ so hell und klar/ daß ein glaubig Gemüthe es auch mit Händen tasten und greiffen kan: Einen Unglaubigen aber wird auch die ganze Schrift zu überzeugen/ und einen Blinden die Sonne selbst in ihrem höchsten Glantze zu erleuchten/ nicht genug seyn mögen.“ (Fischer 1694, S. 88–89).

³⁶Leade (1681), S. 16.

³⁷Leade (1694), S. 26–27.

³⁸Leade (1694), S. 27.

Der deutsche Text wird außerdem deutlich stärker gegliedert als seine Vorlage. So fügt Fischer nicht allein zusätzliche Absätze ein, sondern nummeriert diese auch fortlaufend, sodass die Wiedergabe der komplexen englischen Phrasen, die auch im Deutschen beibehalten werden, in ‚verdäuliche Häppchen‘ gegossen wird. Zudem nutzt der Drucker die Möglichkeiten der typographischen Auszeichnung: Wo im Vorlagentext lediglich Bibelzitate und Namen durch Kursive markiert sind, nutzt der deutsche Druck die zwei geläufigen Möglichkeiten der Hervorhebung: eine andere sowie eine größere Drucktype. In dieser Form werden alle zentralen Stichwörter markiert, wodurch der Text einer spannenden, oberflächlichen Lektüre geöffnet wird. Der Vergleich der Übersetzung mit der englischen Ausgabe zeigt zudem, dass der Übersetzer sogar in Interpunktion und Satzbau Vorlagentreue sucht, so übernimmt er etwa das im frühneuzeitlichen Frakturdruck sonst unübliche Semikolon.

Neben der Prosaübersetzung muss sich Fischer auch der Übertragung von Versen widmen, da Leade die einzelnen Abschnitte ihrer Schrift jeweils mit einem versifizierten Gebet abschließt. Auch hier lassen sich erneut Zugeständnisse hinsichtlich der Form zu Gunsten der möglichst genauen Erfassung des Inhalts feststellen, wobei die Übersetzung in der Wortwahl deutlich stärker von der Vorlage abweicht als im Falle der Prosaübersetzung.

Als Beispiel möge die erste Strophe von Leades Gebet an Emanuel dienen:

LEt none now fear, or supprest be,
If they shall see,
Death from the Life of Christ to spring,
To put an end to sense of Sin,
And to bring in the supernatural Thing.³⁹

Fischer ergänzt die Verse um einen Titel („Über den mystischen Tod“) und übersetzt die ersten Verse wie folgt:

SO lasst denn keine Furcht den Muth euch niederbeugen/
Wenn ihr den Tod seht auf von CHristi Leben steigen/
Daß er dem Sünden-sinn sein Ende bringe bey/
Damit der Himmels-Ens in euch werd wieder frey.⁴⁰

Die fünfversigen jambischen Strophen werden im deutschen auf vier Alexandrinerverse reduziert – sie sind damit jeweils deutlich länger als die englische Vorlage. Auch wird die Lesersprache verändert: Das Englische „Let none now fear, or supprest be, If they shall see, Death from the Life of Christ to spring [...]“ wird im Deutschen zu einer direkten Ansprache an die Gläubigen: „So lasst denn keine Furcht den Muth euch niederbeugen/ Wenn ihr den Tod seht auf von Christi Leben steigen/ [...]“. Auch fügt Fischer einen Kausalzusammenhang ein; statt: „To put an end to sense of Sin, *And* to bring in the supernatural

³⁹Leade (1681), S. 19.

⁴⁰Leade (1694), S. 36.

Thing.“ heißt es „Daß er dem Sünden-sinn sein Ende bringe bey/ Damit der Himmels-Ens in euch werd wieder frey.“ Die Wendung „supernatural Thing“ scheint Fischer zu unpräzise gewesen zu sein, stattdessen wählt er im Rückgriff auf eine scholastische oder eine paracelsistische Tradition den Begriff „Himmels-Ens“, also das „Himmels-Wesen/Seiende“.

12.4 Lesespuren

Dass die Übersetzungen vom deutschen Rezipientenkreis kritisch geprüft wurden und dass es diesem wohl ein Bedürfnis war, eine Übersetzung zu lesen, die möglichst nah am Original war, lässt sich an gleich mehreren überlieferten Drucken ablesen; ein bedeutender Anteil von Leades Leserschaft war vermutlich der englischen Sprache mächtig und besaß möglicherweise sogar das englische Original, das teils minutiös mit der Übersetzung verglichen wurde. Am auffälligsten ist hier das Wiener Exemplar von „Die Nun brechende und sich zertheilende Himmlische Wolcke“,⁴¹ das als Digitalisat leicht konsultiert werden kann. In diesem korrigierte der Leser oder die Leserin gleich an mehreren Stellen den Drucktext, so beispielsweise im Vorwort die Übersetzung von: „wordurch ihr alsdenn vom Stachel der Sünde völlig befreyet und gesichert seyn werdet“.⁴² Im Wiener Exemplar wurde nun das Wort „Sünde“ gestrichen und am Rand durch „Schlange“ ersetzt. Damit stellt der anonyme Leser eine genauere Übersetzung her, denn das englische Original spricht tatsächlich vom „Serpent’s Sting“.⁴³ Ähnliche Korrekturen finden sich im weiteren Verlauf des Exemplars, so ersetzt der Leser einzelne Worte, wo ihm die Vorlage nicht genau genug getroffen scheint – wie etwa ‚offenbahnen‘ statt ‚öffnen‘ für ‚to open‘.⁴⁴ Er ergänzt einzelne Worte, ja sogar ganze Satzteile, so lässt Fischer den Halbsatz „for there is a ripe age coming on that may be ready for their Reception“ aus. Der Leser ergänzt am unteren Seitenrand: „Denn nunmehrö wircklich ein rieff und gestanden Alter vor der Thür ist/ das dieselbe anzunehmen willig und bereit seyn wird.“⁴⁵ Die komplexeste Anpassung nimmt der Korrektor auf Seite 23 des deutschsprachigen Drucks vor. Die englische Vorlage lautet:

So it, hath in these last days, been witnessed, That when the Lord had any special Revelation to give forth by his chosen thereunto, how hath the Element of Reason shut

⁴¹ Signatur 76085-A. <https://onb.digital/result/10698790> (Zugriff: 12. April 2021).

⁴² Leade (1694), S. A2v.

⁴³ Leade (1681), S. 3.

⁴⁴ „Thus you are given to understand by whom I am led forward, *to open* and lay a sure Foundation for the new and heavenly Restauration [...]“ (Leade 1681, S. 9) Kursivierung durch jvdl.

⁴⁵ Leade (1694) [Wiener Exemplar], S. A6r.

up and the Stars of sparkling Sense fallen down, as not consisting with a purer Spirit, descending from God with great and deep Revelations, that his Mind and Word might not be adulterated, which is the more sure way for it, even through the sensation of the senses.⁴⁶

Es geht folglich nicht allein um die Grundvoraussetzung von visionärer Kommunikation, die nur jenseits von Vernunft möglich ist. Die ursprüngliche Übersetzung Fischers lautet:

Und dergestalt ists in diesen letzten Tagen bezeugt worden/ daß wenn der HErr einige sonderbare Offenbarung durch seine hierzu Erwehlt (Werckzeuge) an Tag geben wollen/ das Element <23> der Vernunft gleichsam verschlossen/ und die glintzernden Sternen der Sinnen/ als welche/ neben dem reinen Geiste/ der mit so grossen und tiefen Offenbarungen von GOtt herniederkömmt/ nicht bestehen können/ herab (auf die Erde) gefallen gewesen/ damit sein Wort dardurch nicht verfälscht werden mögen/ ~~als zu welcher Verfälschung kein sicherer noch gewisserer Weg/ als eben durch den Begriff und durchs Erkennen der Sinnen ist.~~⁴⁷

Dass die Korrektur genau die Stelle betrifft, an der es um das Verfälschen der göttlichen Botschaft durch die menschliche Ratio geht, ist wohl kein Zufall. Zunächst ergänzt der Leser – der englischen Vorlage „Mind and Word“ folgend – zwischen den Wörtern „sein“ und „Wort“ die Randglosse „Sinn und“. Mit dem Ende des Absatzes zeigt er sich gänzlich unzufrieden, streicht es und ergänzt am unteren Seitenrand: „Worzu <sic> das Stillen oder Einhemmen der Sinnen der sicherste Weg und Mittel ist“.⁴⁸ Fischer bedient sich an dieser Stelle seiner Übersetzung einer Ergänzung, die in der Vorlage kein Gegenstück besitzt, um die Bedeutung des Satzes zu verdeutlichen und die Aussage Leades zu vereindeutigen. Der unbekannte Leser findet hierfür eine kürzere und elegantere Wendung, die die Ergänzung „als zu welcher Verfälschung“ überflüssig macht.

Auffällig ist zudem die handschriftliche Gestaltung der Korrekturen, da sich der kritisch annotierende Leser nicht der frühneuzeitlichen Kurrentschrift bediente, sondern offenbar bemüht war, die Gestalt von Drucktypen nachzuahmen. Es handelt sich mithin nicht um eine Kommunikation des Lesers mit sich selbst, wie sie wohl für die meisten Lesespuren anzunehmen ist. Stattdessen erheben die Korrekturen durch ihre Gestaltung den Anspruch, auf der gleichen Ebene wie der gedruckte Text zu stehen und die gleiche Autorität zu besitzen.

⁴⁶Leade (1681), S. 14.

⁴⁷Leade (1694) [Wiener Exemplar], S. 22–23.

⁴⁸Leade (1694) [Wiener Exemplar], S. 23.

12.5 Der Übersetzer als Repräsentant der Autorin

Dass die Leserschaft an den Visionen Leades regen Anteil nahm, zeigt auch das 1698 anonym veröffentlichte „Schreiben An den Übersetzer Der Frauen Jane Leade in Londen außgegebenen Schrifften/ Über einige darinnen enthaltene Punkten“.⁴⁹ Fischer, der jedoch an keiner Stelle namentlich adressiert wird, wirkte offensichtlich nicht allein übersetzend am Werk der englischen Ekstatikerin mit, sondern wurde auch zum zentralen Ansprechpartner für ihre deutsche Leserschaft. In dem 79 Seiten umfassenden Traktat konturiert sich ein in der Heiligen Schrift und im Werk Leades bewandertes Leser, der das Schreiben an den Übersetzer nutzt, um ausführlich auf Leades 1697 erschienene „Offenbarung der Botschaft des Ewigen Evangelii“ zu antworten. Der Sprechgestus ist dabei weniger der eines Kritikers, als ein Gespräch innerhalb einer Gemeinde, die sich darum bemüht, das ihnen offenbarte Wissen zu festigen und in der biblischen Überlieferung zu verorten.

Die Rolle Fischers – sollte er zu diesem Zeitpunkt noch der Übersetzer von Leades Texten sein – geht an diesem Punkt deutlich über seine Aufgabe der Translation hinaus. Wie schon in der Detailanalyse der „Nun brechende[n] und sich zertheilende[n] Himmlische[n] Wolcke“ gezeigt werden konnte, übernimmt er unter anderem durch sein ausführliches Nachwort die Funktion eines Repräsentanten der Autorin im deutschen Sprachraum. Folglich überrascht es nicht, dass er auch als Adressat für Leades Leserschaft fungiert, wohl in der stillschweigenden Erwartung, dass er in einer erneuten Übersetzungsleistung die deutsche Reaktion der Autorin zutragen möge.

12.6 Autorin, Medium und Translation – literaturwissenschaftliche Zentralkonzepte im Angesicht ekstatischer Literatur

Ein weiterer bedeutender Übersetzungsbefund liegt, folgt man Sabine Koloch,⁵⁰ in der Überschrift der Einleitung der „Himmlischen Wolcke“ vor, so handle es sich bei den Übersetzungen Fischers um die frühesten Belege für den Begriff ‚Autorin‘ an exponierter Stelle. Koloch führt als Beispiel Fischers Übersetzung der Texte von Antoinette Bourignon aus dem Jahr 1681 an, in denen er für die Übertragung des französischen ‚autrice‘ den Begriff ‚Authorin‘ verwendet. Die Überschrift in der englischen Vorlage – „The Epistle“ – bietet, anders als im Falle des französischen Texts von Bourignon, sogar keinerlei Anlass für die Bezeichnung

⁴⁹Ein Schreiben [...], 1698; Ich danke Anke Seifert von der Forschungsbibliothek Gotha, die mich über den Digitalisierungsprozess auf dem Laufenden gehalten hat.

⁵⁰Koloch (2017), S. 62–65.

Jane Leades als Autorin, Fischer nutzt den Begriff wahrscheinlich inzwischen gewohnheitsmäßig, um die inspirierten Frauen zu bezeichnen.

Dies ist nicht nur sprachgeschichtlich von Interesse, sondern auch hinsichtlich einer Konzeption von Autorschaft. Folgt man dem „Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft“, so leitet sich Autor vom lateinischen *auctor* – ‚Förderer‘ – her, das sich wiederum von *augere* ‚etwas entstehen lassen‘ herleitet. Schon in der Antike entwickelt sich die zusätzliche Nebenbedeutung ‚Urheber‘, ‚Schöpfer‘ mit gleichzeitiger Inbezugsetzung zur *auctoritas*, die zugleich ein normierendes Werturteil enthält. Die Übernahme in die deutsche Sprache erfolgt erst im ausgehenden 17. Jahrhundert bei Cochlaeus und Fischart. Der Begriff setzt sich jedoch erst Ende des 18. Jahrhunderts endgültig durch.⁵¹ Die Verwendung im Zusammenhang mit Leade und Bourignon ist insofern bemerkenswert, da sie eben keine Urheberschaft im heutigen Sinne für die von ihnen veröffentlichten Texte für sich beanspruchen. Dennoch treten sie in sämtlichen Texten an exponierter Stelle auf und werden auch in ihren Publikationen in den jeweiligen Ursprungssprachen als ‚author‘ bzw. ‚autrice‘ bezeichnet.

Eine Bezeichnung der Ekstatikerinnen als Autorinnen ist insofern berechtigt, als dass Leade und Bourignon nicht lediglich Medien sind, die ihre Texte im Sinne einer *écriture automatique* im exaltierten Zustand zu Papier bringen. Diese Form von Schreiben ist in der frühen Neuzeit durchaus auch belegt, so behauptet etwa Quirinus Kuhlmann, dass er einen Großteil seiner Schrift „Neubegeisterter Böhme“ innerhalb weniger Tage geschrieben habe. Im Vorwort Kuhlmanns⁵² heißt es:

Ich ergrif di Feder/ und mit disem Fürsatz di gantze Lichtwelt/ welche nun begunte straks mit Lichtstrahlen noch frölicher mich anzuspilen. Ich schrib/ und mein Schreiben ergrösserte sich wider meinen willen: Es ergrösserte sich auch unter solchem schreiben bei mir di Gottesgenade/ in dem dise Woche mir eine rechtschaffene Grosse Woche oder Wunderwoche war. Unter unzählbahren Gesichtten begab sichs auch/ daß meinen leiblichen Augen meine Studirkammer gantz weggenommen/ und ich eine geraume Zeit vil tausend mahl tausend mit vilen lausenden Lichtgeburten um mich anschaute.⁵³

Bei Leade ist dies anders: Vision und Schreibzeitpunkt werden eindeutig voneinander getrennt, ihr Schreiben ist damit stets durch sie als Autorinstanz gefiltert. Zugleich erklärt sie jedoch in der Vorrede zu „The heavenly cloud now breaking“:⁵⁴ „This is the Lord Christ’s own Prophecy, now renewed by his Spirit, and is sure and stable, and nigh to be fulfilled in those, that shall advance on, to all of these Degrees, that are mentioned and further enlarged upon in this little

⁵¹ Vgl. Kleinschmidt (2007), S. 177.

⁵² Kuhlmann (1995), S. 37.

⁵³ Der Topos der Geschwindigkeit beim Verfassen eines Werks im begeistertsten Zustand findet sich auch in der Vorrede von Angelus Silesius’ „Cherubinischer Wandersmann“ (1675).

⁵⁴ Leade (1681), S. A2v–A3r.

Treatise following:⁵⁵ Leade inszeniert sich hier als Eingeweihte, die den Auftrag erhielt, das Geheimwissen, das ihr zugänglich gemacht wurde, allen zu eröffnen. Ursprung der Botschaft ist hingegen Christus, die Wiedergabe im Traktat kann damit als Aktualisierung der christlichen Botschaft verstanden werden. Dass sie letztlich nicht Herrin über das eigene Werk ist, zeigt sich im weiteren Verlauf der Vorrede:⁵⁶

For that Dayspring from on High, that hath visited me, would not have me to conceal those considerable Heavenly Mysteries, that I have been taught in by the Holy Unction, having well assured me, that there is a bright Star that from the Heaven shall descend, and closly attend all these practical and weighty Truths revealed, and fasten them with a Golden Nail, which shall not be moved away;⁵⁷

Die Entscheidung zur Veröffentlichung wird nicht von Leade selbst getroffen, stattdessen wirkt eine himmlische Entität („that Dayspring from on High“) auf sie ein. Am Ende der Vorrede räumt sie zusätzlich ein, dass ihr auch die Entscheidung, in welcher Form sie die ihr offenbarten Geheimnisse an die Öffentlichkeit bringt, nicht selbst obliege.⁵⁸

It was my purpose, that some preceding Openings and Revelations given to me, should have been the first-born in way of publication; but the wisdom and counsel of the most High, has changed what was so intended, and hath ordered this first, as a preparation for the other, which also in time may come forth to disclose yet more wonderful and hidden Things, that have been under a Seal, that shall be broken up; [...]⁵⁹

⁵⁵In der deutschen Übersetzung: „Dis ist des HErrn CHristi eigne Prophezeyung/ die jetzund durch seinen Geist wieder erneuert wird/ auch gewiß und unwandelbar/ und gar nahe in denen erfüllt zu werden ist/ welche alle diese jetzt-erwähnte/ und in folgendem kleinen Tractätlein ausführlicher beschriebene/ Grade zu durchgehen sich befeissigen und fortdringen werden:“ (Leade 1694, S. A4r).

⁵⁶Leade (1681), S. A3r.

⁵⁷„Denn der Aufgang aus der Höhe/ welcher mich besuchte/ wolte mir nicht verstaten/ diese grosse himmlische Geheimnisse zu verbergen/ welche mich die Salbung gelehrt und kräft<A4v>tig versichert hat/ daß ein heller Stern vorhanden/ der vom Himmel hernieder kommen/ auch im Verborgnen für alle diese/ in der Practic und thätlichen Wirkung bestehende und wichtige geoffenbarte/ Wahrheiten genaue Sorge tragen/ und sie mit einem güldenen Nagel/ der weder bewegt noch ausgezogen werden mag/ bevestigen werde;“ (Leade 1694 S. A4r).

⁵⁸Leade (1681), S. A3v.

⁵⁹„Mein Vorsatz und Meinung zwar war/ daß/ in der Art und Weise der Aus- und ans Liecht-Gebung solcher Geheimnüssen/ einige Eröffnungen und Offenbarungen/ die mir gegeben waren/ vorhergehen/ und gleichsam der Erstgeborne seyn/ oder den Vorgang haben sollen. Die Weisheit und der Rath des Höchsten aber hat solch unser Vorhaben und Entschluß geändert/ und dieses erst auszufertigen verordnet/ als eine Vorbereitung zum andern/ welches mit der Zeit gleichfalls ans Liecht kommen mag/ noch mehr wunderbare und verborgne Dinge aufzuschliessen und zu entdecken/ die unter einem Siegl/ das nunmehr erbrochen und aufgetahn werden soll/ verschlossen gelegen“ (Leade 1694, S. A6r).

Zentrale werkpolitische Entscheidungen – der Entschluss zur Veröffentlichung und die Reihenfolge der zu veröffentlichenden Werke – werden mithin externalisiert und an eine göttliche Instanz übertragen.

Visionen und Prophetien sind zuletzt nicht nur aufgrund ihres Offenbarungscharakters interessant, sie können zudem Anlass zu theoretischen Überlegungen der übersetzenden Informationsübermittlung bieten, berühren sie doch die Begriffe des ‚Mediums‘ und der ‚Translation‘ an zentralen Punkten. Informationsübermittlung von Gott zu den Gläubigen erfolgt im christlichen Kontext bis auf wenige Ausnahmen medial vermittelt. Moses war es vorbehalten, die Zehn Gebote direkt von Gott zu empfangen, auch wenn eine Kommunikation von Angesicht zu Angesicht ausblieb. Der Begriff der *translation* wiederum wird in Leades Werk an zentraler Stelle adressiert, jedoch in einem anderen Sinne, als es das Thema dieses Bandes nahelegt. So lautet der Titel eines 1695 erschienenen Traktats „The Laws of Paradise Given forth by Wisdom to a Translated Spirit“,⁶⁰ der in der im folgenden Jahr erschienen deutschsprachigen Traktatsammlung zu „Die Gesetze des Paradieses/ so bißher verlohren gewesen/ und nun durch die Weißheit selbstn wider an den Tag gebracht worden“⁶¹ übertragen werden.

Das Oxford English Dictionary führt für *translation* neben den uns geläufigen Bedeutungen der sprachlichen Übertragung auch das Überführen eines Gegenstands von einem Ort zu einem anderen an, konkret etwa die Überführung eines Leichnams oder von Reliquien. Als zehnte Bedeutung findet sich zudem: „The action of ascending to or being received into heaven or the afterlife“ mit dem ergänzenden Hinweis „Frequently used in relation to the biblical figures Enoch and Elijah who are said to have been assumed into heaven without dying“.⁶² Diese beiden Propheten werden nicht nur von Jane Leade, sondern auch von weiteren Vertretern eines Christentums des inneren Wortes,⁶³ etwa Jacob Böhme und Quirinus Kuhlmann, als zentrale Bezugspunkte gewählt. Insofern überrascht es, dass Loth Fischer an dieser Stelle offensichtlich auf ein Übersetzungsproblem stößt und die Wendung in seiner Übersetzung auslässt, sollte ihm der Begriff des ‚translated spirit‘ doch eigentlich aus anderen Quellen geläufig sein.

Zugleich verweist der Begriff auf eine andere Form der Übersetzung, nämlich die der mystischen Vision des der Erde enthobenen Geistes in eine irdische Botschaft. An keiner Stelle wird auf die konkrete sprachliche Ausformung der in Leades Traktaten wiedergegebenen Reden von Engeln und himmlischen Propheten eingegangen – ein universelles Sprachverständnis, das nicht an nationalsprachlichen Grenzen scheitert, scheint vorausgesetzt. Dennoch haben wir es im Fall von Leades Schriften mit einem mehrschrittigen Übersetzungssystem zu tun. Inner-

⁶⁰Leade (1695). Ein Leser der Ausgabe, die über die Early English Books Online (EEBO) zur Verfügung gestellt wird, ergänzte die Titelseite unter der letzten Titelzeile „translated spirit“ handschriftlich um den Hinweis „i. e. Jane Lead“.

⁶¹Leade (1696).

⁶²„translation, n.“, OED Online (Abrufdatum: 14. April 2021).

⁶³Vgl. Wels (2014), S. 15–17.

fiktional – sollte mir der Begriff an dieser Stelle erlaubt sein – wird die göttliche Botschaft auf die Erde übertragen und in menschliche, konkret englische Sprache übersetzt. Es folgt die Übertragung Loth Fischers ins Deutsche und möglicherweise, dafür konnte ich aufgrund der Nähe zwischen englischer Vorlage und deutscher Übertragung keine sicheren Hinweise finden, von der deutschen Übersetzung ins Lateinische der zu Beginn erwähnten Tübinger Disputation.

Zugleich bilden Übersetzungen die Voraussetzung für Leades Werk, ist sie doch an zentralen Stellen von Böhme beeinflusst – sie war jedoch wohl der deutschen Sprache nicht mächtig. Erst die Übersetzung von Böhmes Schriften ermöglichte also die englische Rezeptionslinie, die schließlich auf den Kontinent zurückwirkte.⁶⁴ Vergleicht man die Übersetzungen der radikalpietistischen Schriften mit anderen zeitgleichen Übersetzungstendenzen, so zeichnen sie sich eben nicht durch einen Wettstreit der Leistungsfähigkeit einzelner Nationalsprachen aus, stattdessen steht das Überwinden der sprachlichen Grenzen zur Gründung einer Sprach- und Nationalgrenzen überschreitenden Glaubensgemeinschaft im Mittelpunkt, die sich auch in den intensiven persönlichen Bekanntschaften und der regen Reisetätigkeit einzelner Akteure widerspiegelt.

Literatur

- Anonym. 1698. *Ein Schreiben An den Übersetzer Der Frauen Jane Leade in Londen außgegebenen Schrifften/ Uber einige darinnen enthaltene Puncten/ So aber nach der Hand suppliret und vermehret worden. Zum Druck an statt Abschreibens gegeben.* [s. l.].
- Becker-Cantarino, Barbara. 2008. „Die mütterliche Krafft unsrer neuen Gebuhrt“. Theologische Ideen und religiöse Wirksamkeit von Jane Leade (1623/24–1704) und Johanna Eleonora Petersen (1644–1724). In *Glaube und Geschlecht. Fromme Frauen – Spirituelle Erfahrungen – Religiöse Traditionen*, Hrsg. Ruth Albrecht, Annette Bühler-Dietrich, Florentine Strelczyk, 235–252. Köln, Weimar, und Wien: Böhlau.
- Becker-Cantarino, Barbara. 2009. Das Neue Jerusalem. Jane Leade, die Philadelphian Society und ihre Visionen von religiöser Erneuerung in den 1690er Jahren. In *Alter Adam und Neue Kreatur. Pietismus und Anthropologie. Beiträge zum II. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2005*, Hrsg. Udo Sträter, 151–164. Tübingen: Niemeyer.
- Como, David R. 2004. *Blown by the Spirit. Puritanism and the Emergence of an Antinomian Underground in Pre-Civil-War England*. Stanford: Stanford University Press.
- Deppermann, Andreas. 2002. *Johann Jakob Schütz und die Anfänge des Pietismus*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Dohm, Burkhard. 2012. Böhme-Rezeption in England und deren Rückwirkung auf den frühen deutschen Pietismus. In *Offenbarung und Episteme. Zur europäischen Wirkung Jakob Böhmes im 17. und 18. Jahrhundert*. Hrsg. Wilhelm Kühlmann und Fritz Vollhardt, 219–239, Berlin, Boston: De Gruyter.
- Feustking, Johann Heinrich. 1704. *Gynaecium Haeretico Fanaticum, Oder Historie und Beschreibung Der falschen Prophetinnen/ Qväckerinnen/ Schwärmerinnen/ und andern sectirischen und begeisterten Weibes-Personen*. Frankfurt a. M., Leipzig: Zimmermann.

⁶⁴Vgl. Dohm (2012).

- Fischer, Loth. 1694. Nachrede des Übersetzers an den Leser. In: Jane Leade. *Die Nun brechende und sich zertheilende Himmlische Wolcke* [...], 87–98. Amsterdam: Wettstein.
- Jäger, Johann Wolfgang. 1712. *Dissertatio Historico-Theologica, de Johannaee Leadaeae Anglo-Britan. Vita, Visionibus, Ac Doctrina*. Tübingen: Reisius.
- Kleinschmidt, Erich. 2007. Autor. In *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. 1. Hrsg. Harald Fricke et al., 176–180. Berlin, New York: De Gruyter.
- Koloch, Sabine. 2017. *Wissenschaft. Geschlecht. Gender. Terminologiearbeit. Die deutsche Literaturwissenschaft*, München: epodium.
- Kuhlmann, Quirinus. 1995. *Der neubegeisterte Böhme*. Hrsg. Jonathan Clark. Stuttgart: Hiersemann.
- Leade, Jane. 1681. *The Heavenly Cloud Now Breaking. The Lord Christ's Ascension-Ladder Sent down; to shew th way to reach the Ascension, and Glorification, through the Death and Resurrection*. London: [o. Dr.].
- Leade, Jane. 1694. *Die Nun brechende und sich zertheilende Himmlische Wolcke: So wol auch des HERRN Christi Auffarths-Leiter; Hernieder gelassen/Den Weg zu zeigen und anzuweisen/durch den Tod und Auferstehung/ zur Himmelfarth und Glorificirung gelangen mögen* [...], Amsterdam: Wettstein.
- Leade, Jane. 1695. *The laws of paradise, given forth by wisdom to a translated spirit*. London: Sowle.
- Leade, Jane. 1696. *Sechs Unschätzbare Durch Göttliche Offenbarung und Befehl ans Licht gebrachte Mystische Tractätlein*. Amsterdam: [o. Dr.].
- Matthias, Markus. 2011. „Preußisches“ Beamtentum mit radikalpietistischer „Privatreligion“. Dodo II. von Innhausen und Knyphausen (1641–1698). In *Der radikale Pietismus. Perspektiven der Forschung*, Hrsg. Wolfgang Breul, Marcus Meier, Lothar Vogel, 189–210. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Müller, Jan Dirk. 2017. Parameter des Übersetzens. In *Humanistische Antikenübersetzung und frühneuzeitliche Poetik in Deutschland (1450–1620)*, Hrsg. Regina Toepfer, Johannes Klaus Kipf, Jörg Robert, 33–55. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Oxford English Dictionary. The definitive record of the English language. Oxford University Press, März 2021. <https://www.oed.com> (Abrufdatum: 17. Februar 2022).
- [Pordage, John]. 1683. *Theologia Mystica, or The Mystic Divinitie Of the Aeternal Invisibles*. London: [o. Dr.].
- Salis, Arnold von. 1897a. Wettstein, Johann Rudolf. In *Allgemeine Deutsche Biographie* 42, Hrsg. Historische Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften, 248–250. [Online-Version]; <https://www.deutsche-biographie.de/pnd115381406.html>. Zugriff: 12. April 2021.
- Salis, Arnold von. 1897b. Wettstein, Johann Rudolf. In *Allgemeine Deutsche Biographie* 42, 250–251. [Online-Version]; <https://www.deutsche-biographie.de/pnd100704514.html>. Zugriff: 12. April 2021.
- Sträter, Udo. 1987. *Sonthom, Bayly, dyke und Hall. Studien zur Rezeption der englischen Erbauungsliteratur in Deutschland im 17. Jahrhundert*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Wallmann, Johannes. 1985. Geisterfahrung und Kirche im frühen Pietismus. In *Charisma und Institution*, Hrsg. Trutz Rendtorff, 132–144. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Mohn.
- Wels, Volkhard. 2014. *Manifestationen des Geistes. Frömmigkeit, Spiritualismus und Dichtung in der Frühen Neuzeit*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 13

Von der Penis- zur Kreuzinsel: Der Fake-Bericht von der *Isle of Pines* und seine europäischen Adaptationen



Thomas Borgstedt

13.1 Übersetzung, Adaptation und Kontrafaktur

Ein abenteuerlich ausgeschmückter Bericht über die angebliche Entdeckung einer unbekanntenen Insel im südlichen Indischen Ozean mit dem Titel *The Isle of Pines, or, A late Discovery of a Fourth Island in Terra Australia, Incognita* erregte im Sommer 1668 ein gewaltiges publizistisches Aufsehen (Neville 1668a). Nicht nur die Entdeckung selbst, auch die dort angeblich angetroffene Kolonie, die im Laufe mehrerer Generationen aus einer Handvoll englischer Schiffbrüchiger hervorgegangen sein sollte, sowie die dazu geschilderten polygamen Fortpflanzungsverhältnisse bedienten die Neugier und Sensationslust von Lesern in ganz Europa. Dies schlug sich innerhalb weniger Wochen und Monate in einer Fülle von Übersetzungen und Adaptationen in den wichtigsten europäischen Kultursprachen nieder. Allerdings war die ganze Geschichte bloß erfunden, es handelte sich letztlich um eine antimonarchistische Satire. Als faszinierend erweist sich der Sachverhalt, dass somit ein politisch brisanter Fake-Bericht, der zwischen Abenteuererzählung, Reise- und Entdeckungsbericht, Sexskandal, Staatsutopie und politischer Satire jongliert, auf dem Weg seiner Übersetzungen und Adaptationen selektive Lektüren und Funktionsverschiebungen bis hin zu einer fiktionalen Kontrafaktur hervorbrachte, die mit dem ursprünglichen semantischen Kontext nur noch partiell zu tun hatten, die aber Aufschluss geben über die historisch-politischen, konfessionellen und publizistischen Kontexte ihres jeweiligen Zielpublikums. Zugleich bildet die Erzählung und ihre Rezeption für manche heutige Forscher geradezu einen – wie es John Scheckter formulierte – ‚Lesertraum des 21. Jahrhunderts‘, da sie von der Dehierarchisierung des Text-

T. Borgstedt (✉)

Institut für Italienische Philologie, Ludwig-Maximilians-Universität München,
München, Deutschland

E-Mail: borgstedt@lrz.uni-muenchen.de

© Der/die Autor(en) 2024

J. Wesche et al., *Neues von der Insel*, Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit 2,
https://doi.org/10.1007/978-3-662-66949-5_13

263

sinnis bis zu postkolonialen Perspektiven um *race*, *class* und *gender* alles zu bieten vermöge, was aktuell interessiere (Scheckter 2011, S. xiv).

Besonders verblüffend sind die Geschwindigkeit und die Zahl der Übersetzungen sowie ihre große Variationsbreite, die von annähernd textnahen, selektiven und leicht modifizierenden Übersetzungen bis zu Adaptationen in unterschiedlichen Textsorten reicht. Verantwortlich dafür waren vor allem der Neuigkeitswert des Berichts über eine neu entdeckte Insel zu einem Zeitpunkt, als das Zeitalter der Entdeckungen noch nicht abgeschlossen war, der moralische Skandalcharakter der Erzählung und das erstaunliche Faktum der großen Bevölkerungsvermehrung der Inselbewohner. Im Folgenden sollen anhand von Schlüsseltexten maßgebliche Aspekte seiner Übersetzungs- und Adaptationsgeschichte analysiert werden. Zunächst werde ich die Publikationsgeschichte (Abschn. 13.2), die verdeckte politische Stoßrichtung und die verschiedenen Themenschwerpunkte der englischen *Isle of Pines*-Vorlage vorstellen (Abschn. 13.3). Bezüglich der Übersetzungen ist der Fall exemplarisch für die generelle Vermittlerrolle niederländischer Erstübersetzungen englischer Texte auf dem Kontinent.¹ Konkret wird sogar der Wettstreit verschiedener niederländischer Versionen des Texts für die weitere europäische Rezeption bedeutsam (Abschn. 13.4). Ein markantes Beispiel für eine monarchistische Umdeutung der Vorlage, die sich ganz auf die angebliche Faktualität des Ursprungstexts kapriziert, bildet die stark modifizierende Publikation des Pariser Hofdruckers Mabre-Cramoisy (Abschn. 13.5). In scharfem ideologischem Gegensatz dazu steht andererseits eine explizit republikanisch geframte französischsprachige Version aus dem niederländischen Leiden (Abschn. 13.6). Als relevante deutsche Erstübersetzung erscheint inzwischen die bezüglich des Wahrheitsgehalts skeptische, vornehmlich auf den Unterhaltungsaspekt ausgerichtete Übertragung des Hamburger Zeitungsmachers Georg Greffinger, deren zentrale Bedeutung für die deutsche Rezeption erst relativ spät von der Forschung erkannt wurde (Abschn. 13.7). In einem weiteren Abschnitt vergleiche ich die Modifikationen einiger signifikanter Textstellen der unterschiedlichen Übersetzungen hinsichtlich abweichender Fakten sowie erotischer und politisch relevanter Details (Abschn. 13.8). Stärkere Beachtung als bisher verdient auch eine Hamburger Streitschrift, die den Wahrheitsgehalt des englischen Ausgangstexts nicht ohne Scharfsinn widerlegt und wichtige Hinweise für die Aufnahme der Geschichte in Deutschland liefert (Abschn. 13.9). Schließlich gehört zur Geschichte der Adaptationen dieses Texts auch dessen Rezeption innerhalb der *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi* des Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen, die sich als veritable Kontrafaktur des Ausgangstexts beschreiben lässt. Dies ermöglicht eine grundlegende Neuinterpretation der vieldiskutierten Kreuzinsel-Episode der *Continuatio* des Simplicissimus-Romans (Abschn. 13.10).

¹Vgl. den Beitrag von Heinz Eickmans im vorliegenden Band.

Die Vieldimensionalität seiner Themen und seiner Charakteristik, die komplexe formale Anlage der Veröffentlichung in mehreren Teilen mit einer Reihe von Paratexten und seine umfangreiche Publikations- und Übersetzungsgeschichte hat die Forschung schon lange beschäftigt. Anfangs stand dabei die bibliographische und publizistische Rekonstruktion im Vordergrund.² Schon früh zog die *Isle of Pines* auch das Interesse der Grimmelshausen-Forschung auf sich.³ Unmittelbar damit verbunden war die Beschäftigung mit ihrer Übersetzungsgeschichte.⁴ Angelsächsische Studien haben sich schließlich intensiv mit der Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte des Texts, seiner Fortsetzung und Rekombination, seiner politischen Hintergründe und Signifikanz befasst.⁵ Nicht zuletzt haben die Themen Sexualität und Polygamie sowie der implizite Utopie-Diskurs verstärktes Interesse auf sich gezogen.⁶ Auf die zahlreichen Vorarbeiten wird im Weiteren kontinuierlich verwiesen. Dabei sind in verschiedenen Hinsichten Ergänzungen, Korrekturen, neue Perspektivierungen und Bewertungen anzubringen. Das Beispiel erlaubt insgesamt ungewöhnliche Einsichten in die frühneuzeitlichen Übersetzungs- und Rezeptionsprozesse anhand eines literarisch komplexen und kuriosen Falls.

13.2 Eine mehrstufige Zündung

Trotz ihrer großen Bandbreite haben wir es bei den Übertragungen der *Isle of Pines* fast durchgehend mit einer irreführenden Rezeption zu tun. Ein satirisch-fiktionaler Text wurde vom Autor als faktualer Entdeckungsbericht propagiert und von den Übersetzern auch so gelesen. Beim anonym bleibenden Autor handelte es sich um den radikalrepublikanischen Politiker und satirischen Schriftsteller Henry Neville (1620–1694), der mit einem publizistischen Coup einen satirischen Angriff auf die Herrschaft der Dynastie der Stuarts, auf die Legitimation des Absolutismus und auf die moralisch zweifelhafte Lebensführung des englischen Königs unternahm. Lächerlich gemacht wurde auch die wenig erfolgreiche englische Kolonialpolitik unter Charles II.⁷

Die Wurzel des Missverständnisses bildete das gewählte Genre der Satire, ihre Tarnung als faktuale Entdeckungsgeschichte, die Wahl einer irreführenden,

²Vgl. Hippe (1893); Ford (1920); Ries (1985); Mahlberg (2006b).

³Vgl. Günther (1922); Scholte (1930); Scholte (1942); Kaminski (2008); Borgstedt (2019).

⁴Vgl. Mackensen (1960); Ries (1985); Mahlberg (2012).

⁵Vgl. Wiseman (1992); Boesky (1995); Beach (2000); Stillman (2006a); Mahlberg (2006a); Mahlberg (2008); Mahlberg (2020).

⁶Vgl. Aldridge (1950); Mackensen (1960); Weber (1990); Glauser (1999); Dröse (2018).

⁷Vgl. die in Anm. 5 genannten Beiträge, zusammenfassend Mahlberg (2006a).

zweifelhaften Erzählerstimme und schließlich eine Publikationsstrategie in drei Schritten:⁸ Der erste Teil der Erzählung erschien in London am 27. Juni 1668 (Neville 1668a). Er enthielt die vorangestellte Nachricht von der angeblichen Entdeckung einer Insel im südindischen Ozean durch ein holländisches Schiff und den autodiegetischen Bericht eines gewissen George Pine aus England über seinen Jahrzehnte zurückliegenden Schiffbruch dort, seine Besiedlung der Insel gemeinsam mit vier überlebenden Frauen und die erstaunliche Bevölkerungsvermehrung der Kolonie seither. Gute drei Wochen später, am 22. Juli 1668, folgte der Veröffentlichung eine umfangreiche Ergänzung, in der der holländische Schiffskommandant über seine Erlebnisse anlässlich der Entdeckung der Kolonie berichtete (Neville 1668b). In einer dritten Publikation am 27. Juli wurden beide Texte zusammengeführt, sodass der zweite Bericht den ersten umrahmte, und mit Illustrationen und einer weiteren Herausgeberfiktion in Form zweier Briefe versehen (Neville 1668c). Es handelt sich also um eine komplexe erzählerische Anlage, gleichsam eine dreistufige Zündung, die in zeitlicher Verzögerung verschiedene Perspektiven auf das Geschehen eröffnete.

Die Perspektivenwechsel dieser Publikationsstrategie erscheinen eingeplant. Im ersten Teil stellt unser Autor die affirmative, nichtsatirische Tendenz in den Vordergrund. Vorbehalte gegen die pinesische Kolonie werden in den Zwischentönen versteckt.⁹ Die negativen Aspekte der vorgestellten Gesellschaftsstruktur der *Isle of Pines* hebt sich der Autor für die Darstellung des holländischen Kapitäns in der später erschienenen Fortsetzung auf. Damit scheint es Neville auf die initiale Fehllektüre seines Texts angelegt zu haben. Der Gründungsbericht des George Pine fungiert geradezu als Teaser für die mit Verzögerung nachfolgende satirische Entlarvung des patriarchalistischen pinesischen Herrschaftsentwurfs. Schlagend relevant wird diese Teaser-Funktion des ersten Teils nun gerade auch für die unmittelbar auf dem Fuße folgende europäische Übersetzungsgeschichte.

Diese ist auf eine geradezu groteske Weise unübersichtlich und vielfältig. Da der Text am Beginn als aktuelle Nachricht einer Inselentdeckung verstanden wurde, verbreitete er sich auch mit entsprechender Geschwindigkeit als Flugschrift und als Zeitungsnachricht. Die frühen Übersetzungen erscheinen binnen Wochenfrist und wo eine genaue Datierung fehlt, ist die Ermittlung einer Reihenfolge der Veröffentlichungen nur in Ausnahmefällen möglich.¹⁰ Das Übersetzungsgeschehen erscheint eher als ein verzweigtes Netzwerk denn als eine geordnete Abfolge.

⁸ Von einer gezielten Strategie geht auch Mills (2014) S. 199, aus; vgl. auch Mahlberg (2020), S. 248.

⁹ Vgl. für die nähere Textanalyse Mahlberg (2012), S. 2–6, und Borgstedt (2019), S. 200–205.

¹⁰ Eine Rekonstruktion der zeitlichen Abfolge versucht Ries (1985), S. 773.

13.3 Themen in Nevilles *Isle of Pines*-Veröffentlichungen

Die Übersetzungsgeschichte der *Isle of Pines* lässt sich nicht sinnvoll beschreiben, ohne auf die vielfältigen Aspekte der nevilleschen Texte selbst einzugehen. Es können dabei mehrere zentrale Themen unterschieden werden. Das erste Thema ist der als faktual ausgegebene Entdeckungsbericht einer unbekanntens Insel. Dieses Stichwort steht jeweils an oberster Stelle in den Titeln des Texts als *late Discovery*, *Ontdeckinge*, *Nouvelle découverte* oder *Neue Entdeckung*, wobei stets zugleich die *True Relation*, die Wahrhaftigkeit des Berichts, hervorgehoben und somit ein fiktionaler Charakter der Erzählung abgestritten wird. Teil des Entdeckungsberichts ist die minutiöse Darlegung des Reisewegs der Pineser bis zu ihrem Schiffbruch und die ausführliche Beschreibung der Inselnatur, die Neville weitgehend dem historischen Reisebericht der Gebrüder De Bry von 1601 über die Entdeckung der Insel Mauritius entnimmt.¹¹ Dazu zählt auch die Beschreibung der Drontenvögel, die groß wie Schwäne und flugunfähig gewesen seien.¹² Diese und andere prominente Übernahmen aus dem Mauritius-Bericht mussten für den zeitgenössischen Leser eigentlich schon verräterisch sein, was die zweifelhaftes Glaubwürdigkeit des Texts betraf.

Als zweites Thema erscheint die pikante Polygamie des George Pine, strandet er doch auf der Insel gemeinsam mit „*four Women, whereof one was a Negro*“, wie in nahezu allen Ausgaben bereits im inhaltlichen Abriss am Eingang des Berichts hervorgehoben wird. Man hat die Polygamie oft als entscheidendes Skandalthema des Texts angesehen.¹³ Nicht zu vergessen ist dabei, dass die Thematik eine konfessionell kontroverse Signifikanz besaß. Während die katholische Kirche ein striktes Verbot regiment vertrat, hatte Luther die Ehe als ‚weltlich Ding‘ verstanden und damit kulturelle Freiräume ermöglicht. Die protestantischen Naturrechtler der Zeit diskutierten, inwiefern die Bigamie naturrechtlich oder lediglich durch sittliche Konventionen untersagt sei, wobei maßgebliche Autoren wie Hugo Grotius, Samuel Pufendorf und schließlich Christian Thomasius letzterer Auffassung zuneigten.¹⁴ Dabei bildete auch der Verweis auf die biblischen Patriarchen ein wichtiges Argument. In seinen *Heldenbriefen* von 1664 – also nur vier Jahre vor Nevilles *Isle of Pines* – bietet Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau als gelehrter Jurist geradezu ein Kaleidoskop unterschiedlicher, durch Notlagen legitimierter (meist protestantischer) oder durch Machtmissbrauch verwerflicher (katholischer) Varianten historisch überlieferter bigamistischer Verhältnisse (vgl. Borgstedt 1997). Die Polygamiediskussion bildet somit ein auch konfessionell relevantes Thema der brisanten zeitgenössischen

¹¹ Nachgewiesen unter Bezug auf Grimmelshausen bereits von Günther (1922).

¹² Arthus und De Bry (1601), S. 8; vgl. Neville (1668a), S. 10; Günther (1922), S. 363.

¹³ Vgl. die in Anm. 6 genannten Beiträge; auch Scheckter (2011).

¹⁴ Vgl. zu den naturrechtlichen Hintergründen und zu einer zeitgenössischen juristischen Dissertation zur *Isle of Pines*: Dröse (2018).

Naturrechtsdiskussion. Auf der *Isle of Pines* ist die Polygamie allerdings durch einige Ambivalenz gekennzeichnet. So überschreitet George Pine bei seinen polygamistischen Verhältnissen zugleich Standes- und Rassenschranken. Der moralische Verstoß wird von Neville zwar nur angedeutet, dies aber deutlich.¹⁵

Die Polygamie bildet in der *Isle of Pines* allerdings auch die rein funktionale Voraussetzung für das dritte Thema, nämlich die exorbitante Vermehrung der Insulaner bereits innerhalb der Lebenszeit des George Pine. Auch die wird bereits im Abriss markant hervorgehoben. Die Umstände dieser Vermehrung werden in seinem Bericht detailliert geschildert, in welcher Reihenfolge und Häufigkeit die Frauen von ihm geschwängert wurden und wie sich dies in den Folgegenerationen fortsetzte. An seinem Lebensende zählt Pine seine Nachkommen und kommt auf die erstaunliche Zahl von 1789 Personen. Der dritten, kompilativen Veröffentlichung der *Isle of Pines* vom 27. Juli 1668 sind vier Holzschnitte beigegeben. Der dritte davon zeigt genau dieses Motiv: Pine mit seinen vier Frauen schaut auf eine endlos herbeiströmende Masse von Menschen. Die Bildunterschrift lautet: „Pine Numbring his People“ (Neville 1668c, Frontispiz). Die holländischen Entdecker der Kolonie zählen schließlich bereits 10.000 bis 12.000 Kolonisten.

Als viertes Thema erscheinen die *gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Folgen* des pinesischen Gesellschaftsmodells. Diese sind der ausführlich geschilderte Gegenstand der Erzählung des holländischen Schiffskapitäns Cornelius van Sloetten in der Fortsetzung der Erzählung vom 22. Juli. Diese Fortsetzung dient dem Autor dazu, das pinesische Modell radikal zu desavouieren. So wird ausführlich vorgeführt, dass die pinesische Gesellschaft in einen vollständigen Kulturverlust mündete, dass sie nur notdürftige Behausungen und Bekleidung und kaum Werkzeuge oder technische Kenntnisse besaß, ja dass sie nicht einmal mehr die Schifffahrt beherrschte bzw. überhaupt noch das Wort für „Schiff“ kannte, und dass sie zudem in politische Auseinandersetzungen verstrickt war, sodass ihr patriarchales Herrschaftsmodell insgesamt als gescheitert vorgeführt wird (vgl. vor allem Beach 2000, S. 28–33).

Als *fünftes Thema* kann man infolgedessen die *satirische Stoßrichtung* des nevilleschen Unterfangens ausmachen, die eng auf die englischen Verhältnisse zielt. So richtet sich die Satire des antimonarchistischen Republikaners Neville gegen das absolutistische Herrschaftsmodell der Dynastie der Stuarts und gegen dessen patriarchalistische Legitimation durch Rückgriff auf den biblischen Adam und die Vätergeschichte, wie sie etwa von Robert Filmer (1588–1653) philosophisch vertreten wurde. Die Satire richtet sich konkret auch gegen die skandalumrankte hedonistische und dekadente Hofführung von Charles II., dessen ausschweifende Mätressenwirtschaft sprichwörtlich war und die man in der Pine'schen Vielweiberei karikiert sehen konnte.¹⁶

¹⁵ Herausgearbeitet wird der moralische Verstoß von Boesky (1995), S. 169; ferner Beach (2000), S. 27; Borgstedt (2019), S. 202–203.

¹⁶ Vgl. Weber (1990) sowie die in Anm. 5 genannten Beiträge.

Nicht zuletzt kann man als sechsten textrelevanten Aspekt die vielfältigen intertextuellen Bezüge hervorheben. Gemeint sind die Rückgriffe auf historisch überlieferte Entdeckungsfahrten und Schiffbrüche sowie literarästhetisch relevante Kontexte wie der Rückgriff auf die biblische Vätergeschichte, auf die Darstellung eines unverbildeten Naturzustandes bzw. auf die (vermeintliche) arkadische Tradition erotischer Freizügigkeit, auf frühneuzeitliche utopische Gesellschaftsentwürfe oder die Entfaltung einer voraufklärerischen Prä-Robinsonade. Damit verbinden lassen sich interpretatorische Fragen philosophischer, religiöser oder moralischer Natur, die insbesondere das Interesse der modernen Forschungsdiskussion dominieren. Einen literarästhetisch relevanten Aspekt bildet die multiperspektivische Erzählweise, die Verteilung der Erzählerstimme auf George Pine einerseits und den Schiffskapitän van Sloetten andererseits. Zu dieser Multiperspektivität zählen auch noch eine Reihe von Paratexten wie Begleitbriefen und Framings, die von erzähltheoretischem Interesse sind.

All diese Themen und Aspekte spielten in der zeitgenössischen wie in der modernen Rezeption eine unterschiedliche Rolle. Je nach Interessenlage, Publikumsbezug und weltanschaulicher Einstellung der Publikation konnten sie hervorgehoben, marginalisiert, unterdrückt oder gar konterkariert werden.

13.4 Wettstreit um die beste Ausgabe: Jacob Vinckel, Jacob Stichter, Joannes Næranus

Der Sensations- und Nachrichtencharakter der ersten nevilleschen Veröffentlichung sorgte für eine unmittelbare Weiterverbreitung auf dem Kontinent in einer Unzahl verschiedener Ausgaben. Als Intermediärübersetzungen für die meisten folgenden Übertragungen dienten dabei zwei unterschiedliche niederländische Versionen, die in vier verschiedenen Ausgaben verbreitet wurden. Direkt nach Erscheinen des ersten Teils der *Isle of Pines* wurde diese gleich zweimal ins Niederländische übersetzt und innerhalb von Tagen und Wochen mehrfach ins Französische und Deutsche. Als erstes erscheint in Amsterdam eine niederländische Übersetzung bei Jacob Vinckel (Neville 1668d). Sie folgt dem englischen Text recht genau, allerdings lässt Vinckel im hinteren Teil eine lange Passage weg. In dieser ausgelassenen Passage geht es nicht, wie verschiedentlich kommentiert wurde, um Pines ‚sexuelle Beziehungen‘,¹⁷ sondern vielmehr um die Details der pinesischen Bevölkerungsvermehrung, also unser drittes Thema (so schon Hippe 1893, S. 78). Ausgelassen wird die weitschweifige und pedantische Auflistung der Zeugungsverhältnisse und Zeugungsintensität, welche seiner Frauen von ihm in welcher Reihenfolge und wie oft geschwängert und wie die Fortpflanzung in den Folgegenerationen organisiert wurde. Dieses zentrale Thema

¹⁷ So Ries (1985), S. 754, und im Anschluss daran Mahlberg (2012), S. 7.

des Ursprungstexts mit seinen Anlehnungen an die biblische Vätergeschichte erschien dem Übersetzer in dieser Ausführlichkeit – offenbar im Blick auf die wichtige Entdeckungsthematik – zunächst verzichtbar. Diese erste Übersetzung bei Vinckel wird wenig später – auf dem Titelblatt mit einer fiktiven Karte der Insel illustriert – von Jacob Stichter ohne Autorisierung ebenfalls in Amsterdam unverändert nachgedruckt (Neville 1668e). Von Beginn an setzt also ein Publikationswettbewerb um die Geschichte ein.

Die bei Vinckel fehlenden Teile des Texts ergänzt nun sogleich eine zweite niederländische, in Rotterdam bei Joannes Næranus erschienene Übersetzung, in der eingangs ausdrücklich auf die Unvollständigkeit des Amsterdamer Drucks hingewiesen wird (Neville 1668f).¹⁸ Sprachlich erscheint das nevillesche Original dabei stellenweise in den Formulierungen erweitert und ausgeschmückt, sodass eine vorsichtige Tendenz zur Literarisierung festzustellen ist.¹⁹ In einem erneuten Druck reagiert Vinckel auf diese Überbietung, entschuldigt die Druckfehler und die Unvollständigkeit seiner ersten Ausgabe mit der Eile der Veröffentlichung und übernimmt selbst ausdrücklich den Text der Rotterdamer Übersetzung. Er bietet somit jetzt einen identischen vollständigen Text (Neville 1668g).²⁰ Der Wettstreit dreht sich also zunächst um verkaufsrelevante Aspekte, um die Geschwindigkeit, Authentizität und Attraktivität der Übertragung.

Eine in Amsterdam erschienene französische Übersetzung mit dem Titel *Relation de la decouverte de l'isle de Pines* stützt sich ebenfalls auf die Næranus-Übertragung, wie Textvergleiche zeigen können (Neville 1668h).²¹ Generell sind die Abfolge und die Abhängigkeit der französischen Ausgaben, die in den Niederlanden und in Frankreich erschienen, nur wenig erforscht. Nicht einmal alle überkommenen Ausgaben wurden bislang bibliographisch erfasst.²²

¹⁸Hippe (1893), S. 79–80, druckt die fehlende Passage nach dieser Ausgabe ab.

¹⁹Beispiele für die Literarisierungstendenz unten, Abschn. 13.8. Mahlberg (2012), S. 7, erkennt bei Næranus dagegen nur geringfügige Veränderungen; andere Forscher sind dem bislang nicht nachgegangen.

²⁰Obleich bisher angenommen wurde, dass nur der fehlende Teil nach dem Rotterdamer Druck ergänzt wurde, gibt Vinckel an, dass die neue Ausgabe „na de Rotterdamse Druck is gedrukt“. Der Text entspricht vollständig der Rotterdamer Übersetzung (ich danke Heinz Eickmans für diesen Hinweis). Vgl. dagegen Ries (1985), S. 754, und Mahlberg (2012), S. 7.

²¹Ries (1985), S. 754, geht davon aus, der undatierte und titellose Druck sei „fast gleichzeitig“ mit dem ersten Vinckel-Druck erschienen und aus dem Englischen übersetzt. Mein eigener Textvergleich zeigt allerdings, dass der Übersetzer Formulierungen von Næranus überträgt: Wo es bei Neville heißt „Beginning now to grow more familiar“ (Neville 1668a), S. 10, ergänzen Næranus, „dan voor henen, noch te scheep zijnde“ und die *Relation*: „que nous n'avions esté dans le Vaisseau“ (1668h), S. 7. Wenn es bei Neville (1668a), S. 11, heißt, „which I did at first in private“, übernimmt die *Relation* die Ergänzung von Næranus: „alzoo daar niemand, was, als wij met ons vijven“ / „n'estant que nous cinq“ Neville (1668f), S. 13; Neville (1668h), S. 7.

²²Eine weitere in Amsterdam gedruckte französische Ausgabe weist der Katalog der Marsh's Library in Dublin aus. Vgl. Neville (1668k). Sie ist von der Forschung bislang nicht berücksichtigt und war auch mir nicht zugänglich.

13.5 Faktualisierung und Entskandalisierung: der Pariser Hofdrucker *Mabre-Cramoisy*

An die beiden niederländischen Übersetzungen schließen sich unmittelbar fast alle französischen und deutschen Übertragungen an. *Ein* Text, der für die Rezeption von besonderer Bedeutung ist, bildet dabei eine radikale Ausnahme. Beim Pariser Hofdrucker Sébastien Mabre-Cramoisy erscheint „bald nach dem 9. Juli“ (Ries 1985, S. 755) eine stark verkürzte Zusammenfassung der Pines-Geschichte, die gar nicht als Übersetzung bezeichnet werden kann (Neville 1668I). Es handelt sich vielmehr um eine bloße Faktenvermittlung unter Eliminierung aller satirischen, literarisch-fiktionalen und skandalösen Aspekte sowie der auto-diegetischen Erzählerstimme des George Pine, inhaltlich und formal also um eine vollständige Entschärfung des Texts.²³ Die unmittelbare Vorlage ist kaum zu ermitteln. Cramoisy verweist einleitend recht detailliert auf die Rückkehr von 15 Schiffen der holländischen Ostindienflotte im bisherigen Jahr, deren Ladelisten in der französischsprachigen *Gazette d'Amsterdam* veröffentlicht seien. Dann heißt es, unter mehreren Neuigkeiten – *Nouvelles* – hätten diese Rückkehrer auch die folgende berichtet.²⁴ Es folgt der Bericht über die Insel Pines. Mehrere Forscher vermuteten die Vorlage von Cramoisy daraufhin in der *Gazette d'Amsterdam*.²⁵ Tatsächlich aber findet sich dort, wie man inzwischen online überprüfen kann, lediglich der Bericht über die historische Ostindienflotte (*La Gazette d'Amsterdam*, 19. Juli 1668, S. 4). Daraus folgt, dass der Cramoisy-Bericht den historischen Flottenbericht aus der *Gazette* offenbar mit der *Isle of Pines*-Erzählung kompiliert hat. Er erweckt aber den Eindruck, die Erzählung sei direkt von den historischen Ostindienfahrern als Faktenbericht übermittelt worden.

In die Richtung solcher mutwilliger Faktualisierung deuten auch weitere Besonderheiten. So nennt der Text Teilkoordinaten für die *Isle of Pines*, die in keiner der möglichen Vorlagen auftauchen und die sich von den im später gedruckten zweiten Teil von Neville gegebenen Koordinaten unterscheiden. Nevilles Koordinaten weisen in die Umgebung von Mauritius und Réunion. John Scheckter hat darauf hingewiesen, dass die im Cramoisy-Bericht genannten Breitengrade (28 oder 29° südlicher Breite) mit denen des legendären Schiffbruchs der *Batavia* im Jahr 1629 vor einer westaustralischen Inselgruppe übereinstimmen. An diese schloss sich eine Schreckensherrschaft mit Massenmord und Vergewaltigungen an – eine boshafte historische Anspielung wäre das also für die pinesische Inselherrlichkeit. Der Faktualitätsanspruch könnte durch diese

²³ Für den Text mit einer englischen Übersetzung: Stillman (2006b), S. 55–61.

²⁴ „Entre plusieurs nouvelles considerables, ils rapportent ce qui suit“; Stillman (2006b), S. 55.

²⁵ Ries (1985), S. 754; im Anschluss daran auch Mahlberg (2012), S. 8; skeptisch ist dagegen Stillman (2006b), S. 53.

Überblendung infrage gestellt, er könnte aber auch bekräftigt erscheinen, wie es Scheckter suggeriert.²⁶

Abgesehen von diesen hinzugefügten historischen Referenzen spielt die Cramoisy-Version den moralischen Skandal der Vorlage weitestgehend herunter. Während in allen anderen englischen und außerenglischen Drucken bereits im Vorspann auf die pikante Konstellation der Schiffbrüchigen aus einem Mann, zwei Dienstmägden, der Kapitänstochter und einer schwarzen Sklavin hingewiesen wird, spricht Cramoisy zunächst nur unpräzise von „un seul homme avec quatre filles“ (Stillman 2006b, S. 56). Als es zur Sache kommt, nennt Neville „Idleness and Fulness of every thing“ als Auslöser von sexuellem Begehren. Cramoisy begründet das Geschehen dagegen ganz rational: Um sich fortzupflanzen, habe der Mann sich nacheinander mit den „deux servantes Angloises“, der Kapitänstochter und schließlich mit „l'Esclave More“ vereint und sei so ihr gemeinsamer Ehemann – ihr „mary commun“ – geworden (Stillman 2006b, S. 57). Wo die Vorlage und alle Übersetzungen den Verführungsprozess ausführlicher schildern, insbesondere im Fall der schwarzen Sklavin, bringt Cramoisy lediglich einen überschaubaren Satz. Der erotische Skandal wird vermutlich aus moralischen Gründen so gut es geht überspielt.

Gaby Mahlberg, die sich intensiv mit der *Isle of Pines* beschäftigt hat, wollte eine besondere Ironie darin sehen, dass der Pariser Hofdrucker das Pamphlet eines republikanischen Antimonarchisten wie Neville druckte, ohne sich dieser Tatsache bewusst zu sein (Mahlberg 2012, S. 11). Die radikale Faktualisierung und Entskandalisierung beraubt Nevilles Vorlage meines Erachtens allerdings jedes kritischen Potentials. Insofern erscheint es durchaus denkbar, dass Mabre-Cramoisy wusste, was er tat. Die Cramoisy-Edition erlangte jedenfalls dadurch besondere Bedeutung, dass sie in der Folge die Vorlage für zahlreiche Übersetzungen in der romanischen und damit in der katholischen Welt bildete, insbesondere für mehrere italienische Editionen.²⁷ Es handelte sich um eine politisch wie moralisch gesäuberte und verkürzte Version.

13.6 Republikanisches Framing: Abraham Gogat aus Leiden

Eine weitere französischsprachige Fassung der Erzählung sticht heraus. Es ist die ebenfalls Mitte Juli für den Buchhändler Abraham Gogat in Leiden gedruckte *Relation fidelle & veritable de la nouvelle découverte* (Neville 1668i), die

²⁶Scheckter (2011), S. 51, vermutet ohne Angabe von Gründen, dass bereits Neville die Batavia-Referenz im Blick gehabt haben könnte.

²⁷Hippe (1893), S. 78; Ries (1985), S. 755.

nach meinem Textvergleich auch Næranus zu folgen scheint.²⁸ Sie wurde von Paul Ries (1985, S. 755) erstmals beschrieben und von Gaby Mahlberg (2012, S. 9–11) näher analysiert. Demnach stammt die Edition aus einem calvinistisch-republikanischen Umfeld mit möglichen Kontakten nach England. Die Erzählung ist in dieser Ausgabe von zwei pseudonymen Briefen gerahmt, die eine klare politische Tendenz verfolgen, indem sie die niederländische Republik und ihren leitenden Staatsmann Johan de Witt feiern, seine Auseinandersetzung mit Ludwig XIV. kommentieren und die Distanz zur Monarchie bekräftigen. Erwähnt werden auch der niederländisch-englische Krieg und Details der eingelaufenen Schiffe der Ostindienflotte, wobei hier von 16 Schiffen gegenüber 15 in der Cramoisy-Edition genannten die Rede ist. Die *Gazette d'Amsterdam* zählte dagegen in einer Weise, die zu Missverständnissen führen konnte, lediglich 13 Schiffe auf.

Interessant ist, dass der Begleitbrief in Gogats Edition die bei Cramoisy herausgestellte Faktizität der Pines-Erzählung zur Disposition stellt und literarische Reminiszenzen benennt. So schreibt er, „mais c'est que vray, ou non“ – ob wahr oder falsch – erinnere sie doch so gut an die Idee des Goldenen Zeitalters und die Zeit der Unschuld und ermögliche derart interessante Überlegungen und curieuse Gedanken, dass sie hervorragend zur Übung des Esprit geeignet sei (*Lettre de Philogyton à Nicophile*, Neville 1668i, S. 11). Am Schluss des Briefs heißt es, die Erzählung sei angenehmer zu lesen als die phantastischen Reisen des Lukian in den Bauch des Wals oder anderer zum Mond, wenn sie aber wahr sei, dann habe man nie ein besseres Abbild der ersten Menschen und der Bücher Mose gefunden als hier (1668i, S. 44). Eine ernsthafte Faktizitätsbehauptung ist das nicht, wie Mahlberg konstatiert (2012, S. 10). Bei Gogat wird eine literarische und philosophische Perspektive auf den Text eingenommen, die im Unterschied zu Cramoisy gerade auch auf den moralischen Skandal reflektiert.

Festzuhalten ist somit, dass die *Isle of Pines* in der französischen Rezeption in ein politisches Spannungsfeld zwischen niederländischen und französischen Interessen, zwischen Republikanern und Royalisten, zwischen Calvinisten und Katholiken gerät, wobei die katholischen Royalisten im Cramoisy-Druck die Faktizität des Entdeckungsberichts hervorkehren und den skandalösen Rest der Erzählung weitestgehend ausblenden, die republikanischen Calvinisten bei Gogat dagegen die mögliche Fiktionalität und den moralischen Gehalt der Erzählung durch Framing in den Vordergrund rücken. Dahinter stehen sicher einerseits theologische Differenzen bezüglich des unterschiedlichen Eheverständnisses, wohl aber auch ein tiefergehendes Wissen um die politischen Implikationen der nevilleschen Satire.

²⁸ Es finden sich entsprechende Formulierungen aus Næranus, wie die in Anm. 22 genannten bezüglich der Verhältnisse auf dem Schiff: „que nous n'étions auparauant, ny même depuis nôtre comun embarquement“ und der Nennung der Anzahl der Anwesenden: „ne s'y trouuant que nous cinq“ (Neville [1668i], S. 29 und 30).

13.7 Georg Greflingers Fortsetzungsroman im *Nordischen Mercurius*

Parallel zur französischen Verbreitung der *Isle of Pines*-Geschichte beginnt auch diejenige im Reichsgebiet. Erst mit gehöriger Verspätung hat die Forschung realisiert, dass die Vermittlung hier über Georg Greflingers Hamburger *Nordischen Mercurius* verläuft (Neville 1668n). Bis zu Mackensens Untersuchung von 1960 und auch noch danach hielt man die Frankfurter Edition von Wilhelm Serlin für den frühesten deutschen Druck (Neville 1668p).²⁹ Hamburg war allerdings der wichtigste Vermittlungsort für niederländische Publikationen in Deutschland.³⁰ Was Greflingers Publikation innovativ macht, ist die Integration in sein Nachrichtenorgan, ohne dass die Faktizität der Geschichte dabei betont wird. Mackensen sieht darin geradezu einen Beginn des Feuilletons, da die Erzählung als spannungsgetriebene Fortsetzungsgeschichte präsentiert wird (1960, S. 36). Das hat allerdings nichts mit Nevilles mehrstufiger Publikation zu tun. Greflinger hatte zuvor schon öfter mit Fortsetzungsberichten gearbeitet (Mackensen 1960, S. 13, Anm. 25). Er übersetzt wie alle anderen den ersten Teil Nevilles nach den niederländischen Vorlagen inklusive des bei Vinckel zunächst fehlenden Teils und bringt dies in drei Fortsetzungen am 17., 21. und 24. Juli 1668, großteils also noch vor Nevilles eigener Fortsetzung vom 22. Juli.

Laut Mackensen füllt Greflinger mit der Streckung der Geschichte auch das Nachrichten-Sommerloch (1960, S. 12). Das wird in seiner einleitenden Überschrift zum ersten Teil deutlich, die lautet: „ES ist vor dieses mahl von hinnen nichts anders / als eine wunderliche und auch fast lustige alte Geschichte zu vermelden“ (Neville 1668n, S. 435).³¹ Angesichts der Tatsache, dass die Geschichte ganz weitgehend als Entdeckungsbericht verbreitet und gelesen wurde – man denke an den fast gleichzeitig erschienenen Cramoisy-Bericht – ist diese initiale Einleitung Greflingers, die am Tag vor dem Leidener Druck für Gogat erscheint und die ebenfalls literarische Aspekte hervorhebt, durchaus erstaunlich. Andererseits kannte Greflinger sich im Nachrichtenwesen gut aus und war ein journalistischer Profi, was zu einem guten Urteilsvermögen bezüglich der Glaubwürdigkeit der Geschichte beigetragen haben dürfte (Dröse 2015, S. 87–88 u. ö.).

Greflingers Aufspaltung der Erzählung ist sehr ungleichmäßig. Der erste Teil vom 17. Juli gibt nur die Schiffsreise wieder, der größte zweite Teil am 21. Juli enthält den Schiffbruch, die Inselbeschreibung und das Verführungsgeschehen, der dritte Teil vom 24. Juli schließlich im Wesentlichen die Einzelheiten der Fortpflanzung der Gemeinschaft. Der mittlere Teil wird folgendermaßen eingeleitet:

²⁹Vgl. Mackensen (1960); weder Hippe (1893) noch Ford (1920) oder Mahlberg (2006b) kennen die Übersetzung Greflingers. Erfasst wird sie von Ries (1985) und Mahlberg (2012).

³⁰Vgl. Mackensen (1960), S. 25–26; Ries (1985), S. 755–756.

³¹Vgl. dazu auch Mahlberg (2012), S. 11–12.

Hiermit folgt die sehr verlangte Continuation der angefangenen Beschreibung von der Insul Pines und selbigen Volcks mächtiger Vermehrung.

Es wird hiermit fast vorgestellt
Das Bildnis von der ersten Welt (Neville 1668n, S. 441–442).

Auch Grefflinger deutet also die Ähnlichkeit der Erzählung zur biblischen Vätergeschichte an.³² Abgesehen von dieser knappen Rahmung ist die Übersetzung weitgehend treu. Grefflingers Text wird in der Folge zur Vorlage weiterer Hamburger Ausgaben, die er teilweise selbst herausgegeben hat, und von frühen Drucken in Dänemark und Schweden.³³ Unter anderem bildet er auch die Vorlage für den größten Teil des Frankfurter Drucks von Wilhelm Serlin. Serlin lag offenbar die erste Folge des *Nordischen Mercurius* vom 17. Juli nicht vor, da er für den Anfangsteil eine eigene Übersetzung nach der ersten Vinckel-Übersetzung bringt, im Anschluss aber wörtlich Grefflinger wiedergibt. So übernimmt er von Vinckel noch die dort fehlerhafte Angabe der Tonnage von 150, die bei Grefflinger korrekt als 450 wiedergegeben ist.

13.8 Textvariationen in Fakten und Verführungsgeschehen

Es gibt eine Reihe textlicher Veränderungen, denen ich in den verschiedenen Übersetzungen nachgegangen bin und die in unterschiedlicher Weise signifikant sind. So kann man an der fehlerhaften Angabe der 150 Tonnen des Schiffs³⁴ und an der fehlenden längeren Textpassage erkennen, welche Texte den ersten Vinckel-Druck benutzten und somit als besonders frühe Übertragungen gelten können. Dazu zählen der Cramoisy-Bericht und vermutlich auch einige in der Pariser Nationalbibliothek verzeichnete Drucke aus Paris, Rouen und Lyon, die bisher von der Forschung noch nicht zur Kenntnis genommen wurden.³⁵ Der Lyoner Druck

³² Grefflinger bringt im August 1668 sogar einen Separatdruck der Pines-Geschichte heraus, der die Kennzeichnung „Vorbild Der Ersten Welt“ als Titel trägt Neville (1668o). Vgl. auch Mahlberg (2012), S. 12; Dröse (2018), S. 231.

³³ Vgl. Glauser (1999), S. 282, ein Transkript des schwedischen Drucks: S. 294–301, zu dänischen Drucken: S. 283–285, Hinweise auf handschriftliches isländisches Material: S. 280, Anm. 12, und S. 285–286.

³⁴ Scheckter (2011), S. 49–50, spekuliert, dass die Reduzierung der Tonnage die historische Plausibilität steigern sollte, da ein 450 Tonnen-Schiff für die Zeit um 1600 sehr groß gewesen sei. Dies scheint mir allerdings überinterpretiert. Näher liegt es, von einem Druckfehler auszugehen, zumal Vinckel eine große Zahl solcher Fehler eingesteht.

³⁵ Die Pariser Nationalbibliothek verzeichnet mehrere solcher Drucke mit dem Titel *La découverte de l'Isle de Pines*, übersetzt vom Englischen ins Flämische und ‚nouvellement‘ ins Französische. Druckorte sind Paris bei Robert Le Fillastre mit zwei Auflagen, Rouen bei Laurent Maurry, dem Drucker von Pierre Corneille, sowie bei H. F. Viret und Lyon mit unbekanntem Drucker. Die Drucke sind in Titel und Umfang nahezu gleich, ohne dass ich diese bisher

spricht von „150 tonneaux“ (Neville 1668m, S. 3). Nicht dazu zählt Greflinger und davon abhängige Varianten, dafür aber der erste Teil der Übersetzung von Serlin, die auch sonst recht fehlerhaft ist und Mühe mit dem Niederländischen hat. So übersetzt er Nevilles „Dutch ship“, das bei Vinckel „een Duytsch Schip“ ist, als „ein Teutsches Schiff“.³⁶

Eher von politischer Relevanz ist eine andere, bisher nicht beschriebene Modifikation. Der Niederländer Vinckel verändert die nevillesche Aussage, George Pine habe seinen Sohn als „King and Governor“ (Neville 1668a, S. 15) der Inselbewohner eingesetzt, in „Heer en Vooght“ (Neville 1668d, S. 8), spricht also nicht von einem Königtum. Næranus dagegen übersetzt korrekt „Koning en Gouverneur“ (Neville 1668f, S. 18). Die Wendung „Herr und Vogt“ zieht sich auch durch die deutschen Übersetzungen.³⁷ Die frühe in Amsterdam gedruckte *Relation de la découverte* spricht, obwohl sie auf Næranus beruht, lediglich vom „Chef sur tout le Peuple“ (Neville 1668h, S. 10), vermeidet also den Königstitel aus der Vorlage. Die in Lyon gedruckte Übersetzung formuliert ähnlich unverfänglich „Seigneur & Maistre“ (Neville 1668m, S. 11), eng im Anschluss an Vinckels „Herr und Vogt“, und die Cramoisy-Ausgabe lässt die Passage gänzlich weg (Neville 1668i). Nur die offensiv antimonarchistische Ausgabe von Gogat aus Leiden hat wie Næranus die korrekte Wiedergabe der ursprünglichen englischen Fassung „Roy, ou Gouverneur“ (Neville 1668i, S. 40). Man darf annehmen, dass mit dieser Betonung des Königtums die Pine'sche Anmaßung aus republikanischer Perspektive bewusst hervorgehoben werden sollte.

Einige Differenzen zeigen sich auch bei der Schilderung und Begründung des polygamen Verführungsgeschehens. Dieses ist bei Neville mit einigen Details, aber doch recht knapp erzählt und wird von den meisten Übersetzungen textnah wiedergegeben. Eine Ausnahme bildet Cramoisy (Neville 1668i), der alles zu einem kurzen Satz zusammenstreicht. Manche Übersetzungen neigen dagegen

einsehen konnte. Heranziehen konnte ich ein Digitalisat des Lyoner Drucks aus dem Besitz der Anna Amalia Bibliothek in Weimar (Neville 1668m). Dieser folgt dem ersten Vinckel-Druck (Neville 1668d).

³⁶Diese Fehlübersetzung taucht unmotiviert und zum Teil inkonsistent in verschiedenen Übersetzungen auf. Bei Serlin (Neville 1668p) ist auf dem Titelblatt zweimal von einem „Niederländischen Schiffe“ die Rede, am Beginn des Haupttexts steht dann aber „Teutsches Schiff“. Greflinger (Neville 1668o) hat auf dem Titel „ein Deutsches Schiff“, im Prolog der Erzählung ist dann aber wie im *Nordischen Mercurius* (Neville 1668n, S. Aij) zweimal von „Holländern“ die Rede. Vgl. ähnlich die Inhaltsangabe der *Wahrhaftigen Beschreibung* (Neville 1668q, S. 7): „ein Deutsches Schiff“, im „Anhang“ am Schluss ist es dann aber „ein Holländisch oder Niederländisch Ost-Indisches Schiff“ (S. 28). Die Bezeichnungen scheinen zur Herkunftsbezeichnung des Schiffs austauschbar verwendet zu werden, nicht aber in Bezug auf die Besatzung. Man hat die falsche Übersetzung in der angelsächsischen Forschung öfter als chauvinistische deutsche Aneignung ausgelegt. Die mangelnde Systematik lässt dies zweifelhaft erscheinen.

³⁷Sie findet sich in allen erwähnten deutschen Drucken von Neville (1668n bis 1668q), lediglich der „Anhang“ zu letzterem hat „König oder Gouvernatoeren“ (Neville 1668q, S. 29).

zu Ergänzungen und Ausschmückungen von Motiven. Bei den niederländischen Vorlagen sind dies die Rotterdamer Næranus-Ausgabe und in der Folge auch die textidentische zweite Vinckel-Ausgabe, ferner der republikanische Gogat und in Deutschland die *Wahrhaftige Beschreibung des neu erfundenen Pineser Eylands* (Neville 1668q). Als Ausgangspunkt der erotischen Entwicklungen nennt Neville „Idleness and Fulness of every thing“, das bei Pine ein „Desire of enjoying the Women“ verursacht habe (Neville 1668a, S. 10). Næranus geht weiter und spricht von Pines Begierde, die Frauen „zu sich zu nehmen und zu benutzen“.³⁸ Während die Amsterdamer *Relation* von „susceptible de plaisir“ spricht (Neville 1668h, S. 7), beobachtet die Lyoner Ausgabe „quelque amoureuse ennui pour les filles“ (Neville 1668m, S. 9), was Pine zu Freizügigkeiten veranlasst habe. Gogats Held dagegen beschreibt, dass er „comença à me rendre convoiteux, à me faire devenir lascif, & à me porter à souhaiter violemment le commerce avec le sexe“ (Neville 1668i, S. 29). Næranus und Gogat betonen das Drängende des Begehrens und explizit dessen sexuelles Ziel, während die anderen sich auf Euphemismen wie *plaisir* oder *amoureuse ennui* beschränken.

Diese Forcierung und größere Explizitheit der Darstellung bei Næranus und Gogat setzt sich fort. Während Pine bei Neville die beiden *Maids* einfach überzeugt, „to let me lie with them“ (Neville 1668a, S. 11), heißt es bei Næranus intimer „datze mij bij haar lieten kooijen, en te Bed gaan“ (Neville 1668f, S. 12) und bei Gogat explizit, „d’habiter avec elles“ (Neville 1668i, S. 29). Bei der Verführung durch die schwarze Sklavin – bei Neville mit besitzanzeigendem Pronomen „my Negro“ genannt – hebt Pine hervor, dass er zwar unwillig, „yet willing to try the Difference, satisfied myself with her“ (Neville 1668a, S. 11). Deutlich werden die rassistischen Vorbehalte formuliert, da es sich offenbar um einen Tabubruch handelt, zugleich aber treibt ihn ein exotisches Interesse, seine Curiositas, den Unterschied auszuprobieren, „om’t onderscheidt te proeven“ (Neville 1668d, S. 7) bzw. „a voir la difference“ (Neville 1668h, S. 7). Während die Lyoner Ausgabe diese Delikatesse auslöst, weiß es die Gogat-Ausgabe wieder genauer: „N’étant pas marri toutefois d’éprouver, sans faire semblant de rien, la difference qu’il pouvoit y avoir d’elle aux autres“ (Neville 1668i, S. 32): Da er nämlich unverheiratet sei, habe er ohne zu täuschen den Unterschied testen können, der zwischen ihr und den anderen bestehen könnte, wird detailliert und rechtfertigend erklärt. Überflüssig zu sagen, dass eine solche Art der sexuellen Curiositas in höchstem Maß bedenklich war und keineswegs eine Legitimation für die doppelte Grenzüberschreitung Pines hinsichtlich des Polygamieverbots und des Verbots der sozialen und rassistischen Vermischung bieten konnte. Es zeigt sich auch hier, dass der republikanische Gogat die moralischen Fußangeln, die Neville ausgelegt hat, zielsicher hervorhebt und verschärft, während sie in den anderen französischen Texten neutral übermittelt, vermindert oder eliminiert werden.

³⁸ „Ondertuffchen, de ledigheid en overvloed van alles mij overheerschende, ontvonkte in mij een begeerte, strekkende tot te Teeltochten, en het gebruik der vrouwe“ (Neville 1668f, S. 12).

Während die französischen Übersetzungen in die politischen und konfessionellen Konflikte verwickelt zu sein scheinen, gibt es für Deutschland keine ähnlichen Anzeichen. Bereits bei Greflinger wird von Beginn an ein curieuses Interesse an dem Fall hervorgehoben, während die politischen oder moralischen Implikationen kaum eine Rolle spielen. Auch hier intensiviert die *Wahrhaftige Beschreibung* die erotischen Details. Wo Greflinger schreibt, dass Pine die Mägde „leichtlich“ bereden konnte, bei ihm zu schlafen (Neville 1668n, S. 446), heißt es hier gesteigert: „die zwey Mägde hätte ich schon zu meinem willen / und schlieff bey Sie so oft ich wollte“ (Neville 1668q, S. 17). Und anders als in den zurückhaltenden Formulierungen von Neville wird die Kapitänstochter hier ausdrücklich „beschaffen“. Wenn Neville vom Verschwinden der Scham durch die Gewöhnung spricht, hat in der *Wahrhaftigen Beschreibung* im Stil barocker Emblematis „die gewohnheit der Scham den Kopf abgebissen“ (S. 17), was wörtlich von Vinckel übernommen ist, von Greflinger aber weggelassen wurde.³⁹ Noch phantasievoller schmückt Næranus die Stelle aus. Er erklärt nicht nur genau, vor wem Pine sein Tun zunächst verbarg, nämlich vor „de andere twee, als mijn Meesters Dochter, en de Negerinne“, als auch, dass man es dann öffentlicher trieb, weil niemand da war, „als wij met ons vijven“, und so oft uns „de begeerte en lust daar toe vrijdom gaf“ (Neville 1668f, S. 13).⁴⁰ Auch die exotische Curiositas bezüglich der schwarzen Sklavin wird in der *Wahrhaftigen Beschreibung* besonders hervorgehoben und noch deutlicher begründet als schon bei Vinckel: „wie man doch immerhin nach etwas newes ringet / und die änderung auch newen appetit wircket / also kriegte ich auch lusten nach etwas neues / und um einen Unterscheid zu prüfen ließ ich mich vor dasmahl mit ihr gnügen so wol als mit die andern“ (Neville 1668q, S. 17–18). Die bei unserem Textvergleich festgestellte Neigung, die erotischen Begebenheiten zusätzlich auszuschnücken, ist ein Hinweis darauf, dass das sexuelle Skandalmotiv neben dem Entdeckungsthema einen wichtigen Impuls für die Verbreitung des Texts darstellte, wenn man auch nicht gleich von einem ‚pornographischen Deutungspotential‘ sprechen möchte (so Glauser 1999, S. 280 und ähnlich S. 288). Abwegig erscheint dagegen die Vorstellung, es solle hier ein soziales und ethnisches Gleichheitsideal utopisch erprobt werden.⁴¹ Es besteht kein Zweifel, dass ganz im Gegenteil die sexuelle Überschreitung von Standes- und Rassenschranken als Teil der politischen Satire

³⁹ „naderhandt de gewoonte de schaamte t’hoofd afbijtende“ (Neville 1668d, S. 6–7.); „hernach aber wurde es zur Gewohnheit“ (Neville 1668n, S. 446), was näher an Neville ist: „after, custome taking away shame“ (Neville 1668a, S. 12).

⁴⁰ Im Vergleich dazu heißt es bei Neville lediglich knapp: „we did it more openly, as our Lusts gave us liberty“ (Neville 1668a, S. 12).

⁴¹ Vgl. Scheckter (2011), S. 137; kritisch dazu Mahlberg (2020), S. 252.

skandalisiert wird und soziale Distinktion und rassische Diskriminierung folglich ganz selbstverständlich und zeittypisch affirmiert werden.⁴²

13.9 „twas looked upon as a sham“ oder „Das verdächtige Pineser Eiland“

Wir sehen also durchaus unterschiedliche Motive in den verschiedenen Rezeptionslinien am Werk. Während der Text in England als getarnte politische Satire mit republikanischer Tendenz an den Start geht, gerät er in den Niederlanden und unter den dortigen Exilfranzosen, aber auch in Frankreich ins politisch-konfessionelle Konfliktfeld zwischen Calvinisten und Katholiken, Republikanern und Monarchisten, den Generalstaaten und dem Frankreich Ludwigs XIV.⁴³ In Deutschland läuft die Rezeption über die bürgerlichen Handelsstädte Hamburg und Frankfurt am Main, von wo sie ins gesamte Reich und bis nach Skandinavien ausstrahlt. Vorherrschend ist ein curieus-journalistisches Interesse und der Unterhaltungsaspekt einer ‚wunderlichen und fast lustigen Geschichte‘.

Parallel dazu persistiert aber auch das Interesse an der Entdeckungsgeschichte, die als wahrhaftiger Bericht gelesen werden konnte. Im Oktober 1668 erscheint ebenfalls in Hamburg eine anonyme Schrift mit dem Titel *Das Verdächtige Pineser-Eyland*. Der Autor Magnus Gartner beklagt „das harte Verbrechen des kühnen Insul-Dichters“, dem er „die Larve nach Verdienst“ abzuziehen verspricht (Gartner 1668, Widmungsvorrede) und bezweifelt die Wahrheit des *Isle of Pines*-Berichts, indem er seine Widersprüche detailliert aufzählt und ausführlich diskutiert. Angelsächsische Forscher haben wiederholt über Gartners Pedanterie und seinen mangelnden Humor gespottet.⁴⁴ Gartners erstes Argument allerdings besticht sogleich in philologischer Hinsicht. Er weist darauf hin, dass „Pines“ offenbar ein Anagramm für „Penis“ darstelle, was treffend sei, gehe es doch in der Erzählung tatsächlich um dessen erstaunliche Zeugungskraft (Gartner 1668, § I).

Gartners argumentative Anstrengung belegt, dass die angebliche Faktizität der Geschichte tatsächlich eine starke Anziehungskraft auf die Leser ausübte und den

⁴²Unfreiwillig komisch wirken auch postfeministisch inspirierte Versuche, dem klar negativ konnotierten, aktiv ausagierten sexuellen Begehren der schwarzen Sklavin einen emanzipatorischen Akzent abzugewinnen zu wollen, wie bei Weber (1990), S. 207: „Pine’s fascination with, but fear of her blackness is something the narrative can’t help disclosing, [...] she represents the female sexuality that cannot be overcome by male power, the threat of difference, of the Other who remains always beyond male control.“

⁴³Vgl. zusammenfassend auch Mahlberg (2020), S. 263–264.

⁴⁴Ford (1920), S. 41–42; Mahlberg (2012), S. 13.

Rezeptionsprozess erheblich beeinflusste. Dies geschah unbenommen der Tatsache, dass man von Beginn an auch an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln konnte. Auf dem Titelblatt des Exemplars der Bodleian Library ist eine frühe handschriftliche Notiz überliefert, wonach die Erzählung sogleich „[]was looked upon as a sham“ (Neville 1668c), als eine Scharlatanerie. In der Folge wurde sie in England geradezu sprichwörtlich für eine Lügengeschichte (Mahlberg 2012, S. 5–6). Offenbar stieg die Glaubwürdigkeit mit zunehmendem Abstand vom Ursprungsort. Manche waren der Meinung, Gartners Widerlegung habe keine Wirkung gehabt.⁴⁵ Dennoch war die Glaubhaftigkeit der Geschichte in recht kurzer Zeit erschüttert. Zweifel sprachen sich herum. Der französische Gelehrte Henri Justel erfährt bereits im August 1668, dass sein ursprünglicher Glaube an die Geschichte unberechtigt war.⁴⁶ 1685 charakterisiert Christian Weise die Erzählung in seinen Lektürenotizen *Schediasma curiosum* als Fiktion und fügt Gartners anagrammatische Auflösung des Namens als „Penis“ hinzu, die ihm offenbar überzeugend erschien.⁴⁷

Bemerkenswert ist jedenfalls die Tatsache, dass die nevillesche Fortsetzung und ihre Kompilation mit dem ersten Teil keine einzige europäische Übersetzung mehr gefunden hat. Angesichts des publizistischen Hypes um den ersten Teil ist das mehr als erstaunlich. Mahlberg vermutet überzeugend, dass mit dem baldigen Wegfall der Glaubhaftigkeit der Geschichte auch das Interesse an ihr verfiel und sie kaum noch verkäuflich war (Mahlberg 2012, S. 5). Auch die Negativierung des patriarchalen Gesellschaftsmodells der *Isle of Pines*, die in Nevilles Fortsetzung detailliert entfaltet wurde, mochte für die begeisterten Leser der Geschichte desillusionierend und wenig attraktiv gewesen sein, zumindest in der Perspektive der potentiellen Verleger, die die Finger davon ließen.

13.10 Epilog: Grimmelshausens katholische Kontrafaktur

Eine weitere zeitnahe Pointe der Geschichte setzt Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen mit seiner *Continuatio des abentheurlichen Simplicissimi*, in der er sich die *Isle of Pines* zum Vorbild der Einsiedelei seines Helden auf der sogenannten Kreuzinsel und damit für den Abschluss seines großen Romans

⁴⁵Ford (1920), S. 41–42, spottet darüber, dass Gartner offene Türen eingerannt habe; Ries (1985), S. 760, dagegen hält Gartners Kritik für wirkungslos.

⁴⁶Ries (1985), S. 760; Mahlberg (2012), S. 8–9.

⁴⁷Weise (1685), S. 53; Weises Charakterisierung wurde erstmals beschrieben von Borgstedt (2019), S. 204.

nimmt (vgl. dazu ausführlich Borgstedt 2019). Als Quelle kommt auch für ihn die *Wahrhaftige Beschreibung* (Neville 1668q) infrage.⁴⁸ Dafür spricht, dass dieser Druck als einzige europäische Übersetzung die paratextuelle Struktur der englischen Fortsetzung (Neville 1668b) zumindest rudimentär aufgreift. Nevilles Fortsetzung enthält den Bericht eines fiktiven holländischen Schiffskapitäns Cornelius van Sloetten, der die autobiographische Aufzeichnung des George Pine nach Europa gebracht haben soll. Der wichtige Aspekt ist in einem Holzschnitt der kompilierten englischen Ausgabe sogar bildlich dargestellt mit der Bildunterschrift „The Dutch ship taking the writing“ (Neville 1668c). Dieser Handlungszusammenhang wird von Grimmelshausen erstaunlicherweise exakt übernommen, obwohl er das englische Original kaum kennen konnte. Seine ebenfalls autodiegetische *Continuatio* schließt bekanntlich mit einer „Relation Jean Cornelissen von Harlem eines Holländischen Schiff-Capitains“. In der Kapitelüberschrift zu Kap. XXIV heißt es, dieser Kapitän „kombt auff die Insul / und macht mit seiner *Relation* diesem Buch einen Anhang“. ⁴⁹ Grimmelshausens „Anhang“ entspricht damit nun allerdings in der narrativen Struktur der mehrperspektivischen Darstellungsweise in Nevilles Fortsetzung. Inhaltlich gibt es nur eine Parallele zwischen den beiden Kapitänberichten, nämlich das entscheidende Handlungsmotiv, dass die Inselaufzeichnungen so ihren Weg nach Europa finden konnten. Einen entsprechenden, expliziten „Anhang“ hat allerdings als einzige Übersetzung der *Isle of Pines* die *Wahrhaftige Beschreibung* (Neville 1668q), weshalb bereits Günther sie für Grimmelshausens Vorlage hielt. Dieser trägt die Überschrift „Anhang Oder eine Erzehlung dessen / was man aus eines Bohtsmans Munde / so selbst in Persohn mit am selbigen Eylande soll gewesen seyn / glaubwürdig hat vernommen“ (Neville 1668q, Anhang). ⁵⁰ Der Übersetzer hat darin nicht den nevilleschen Kapitänbericht wiedergegeben, sondern lediglich die Inselentdeckung durch Holländer und die Textübermittlung nach Europa in einem kurzen Bericht in der dritten Person angehängt. Der gesamte Text sei nach dem holländischen „zu Amsterdam und Rotterdam“ gedruckten Exemplar übersetzt und „auch mit dem Englischen Exemplar [...] *collationiret* und übereinstimmig befunden worden“, heißt es in der Vorrede (Neville 1668q, Vorrede, S. 4) ⁵¹ und im Anhang sogar, die Begebenheit sei „aus dem Englischen / aller

⁴⁸ So bereits für Günther (1922), S. 366–367; im Anschluss daran auch Koschlig (1939), S. 90; vgl. Borgstedt (2019), S. 214–215. Ältere Überlegungen zu einem Verlagskontakt Grimmelshausens zu Wilhelm Serlin in Frankfurt und einer möglichen Kenntnis von dessen *Isle of Pines*-Druck erscheinen mir allzu spekulativ; vgl. Scholte (1940), S. 189–194.

⁴⁹ Grimmelshausen (1989), S. 679. Der Name ‚Jean Cornelissen‘ ist dabei historisch überliefert, hat also trotz der entfernten Ähnlichkeit zu ‚Cornelius van Sloetten‘ mit der *Isle of Pines* nicht unmittelbar zu tun.

⁵⁰ Vgl. für einen näheren Vergleich Borgstedt (2019), S. 211–217.

⁵¹ Bei dem holländischen Exemplar handelt es sich deshalb wohl um den zweiten Vinckel-Druck (Neville 1668g), der als einziger Rotterdam und Amsterdam als Druckorte nennt. Hippe (1893, S. 85) kennt diesen Druck nicht und kann die Beschreibung deshalb nicht zuordnen. Auf diese Vorlage verweist auch die Formulierung „König oder Gubernatoren“ (Neville 1668q, S. 29). Dieser

Welt zur Verwunderung / ins Teutsche“ übersetzt (Neville 1668q, Anhang, S. 4). Die *Wahrhafftige Beschreibung* trägt keinen Ort und kein Jahr.⁵² Hippe (1893, S. 85–88) vermutet einen niederdeutschen Übersetzer, der die deutsche Sprache nicht sehr gut beherrschte. Er hält die Übersetzung für ungeschickt und weist zahlreiche stehengebliebene holländische Wörter nach, die im Deutschen unüblich waren. Insofern könnte der Übersetzer selbst sogar Niederländer gewesen sein. Der Hamburger Magnus Gartner schildert die Umstände dieses Drucks detailliert:

Selbige Relation hat man zu erst in denen ordinarien Zeitungen oder Avisen gehabt / und weil sie / als etwas neues / jederman / sonderlich die Handels-Leute und Seefahrenden / in Verwunderung gezogen / als hat man / in Ermangelung der Exemplaren / selbige Insul-Beschreibung in Octavo Teutsch herauß gegeben / und sie *die warhafftige Beschreibung des neu-erfundene PINESER-Eylandes* betitult. Kaum hat diese Charteck ans Licht können gesetzt werden / daß nicht die Exemplaria sehr häufig gekaufft worden / und reichlich abgegangen. Ja es sind unterschiedene Handels-Leute schon beredet gewest / ob hätte man die Antwort und die Nachricht einzig und allein von denen des Orts in See gehenden Schiffen zu erwarten. (Gartner 1668, Leservorrede, A iiii^v)

Gartner formuliert damit einen wichtigen zeitgenössischen Kommentar zur Publikations- und Rezeptionsgeschichte.⁵³ In seiner Darstellung ist mehrfach von Seefahrern „des Orts“ als Rezipienten und Lesern dieser Ausgabe die Rede. Dies und das Vorliegen eines englischen Originals bei der Übersetzung könnte entgegen bisheriger Annahmen auf Hamburg als Druckort auch dieser Ausgabe hinweisen.⁵⁴

Dass Grimmelshausen dieser ‚häufig abgegangene‘ Druck des Sommers 1668 zeitnah während der Abfassung seiner *Continuatio* untergekommen sein konnte, wird durch die Rekonstruktion des Postwegs von Frankfurt nach Straßburg gestützt, die Cornel Zwieler (2019, S. 173–179) vorgenommen hat. Dieser Weg führte über das Postamt Rheinhausen (rechtsrheinisch gegenüber Speyer) unmittelbar über Renchen, wo allerdings kein Stopp vorgesehen war, nach Straßburg, was Grimmelshausen eine recht gute Anbindung an das zeitgenössische Zeitschriften- und Nachrichtenwesen ermöglichte und ihm auch unmittelbaren

Titel findet sich wie oben auf S. 10 beschrieben bei Næranus und im zweiten Vinckel-Druck. Bei dem genannten englischen Exemplar könnte es sich um den kombinierten Druck vom 27. Juli gehandelt haben (Neville 1668c), der sowohl den Bericht von Pines als auch den von van Sloetten umfasste. Falls man letzteren nicht umfänglich einer Übersetzung für wert erachtete, könnte dies den stark verkürzten „Anhang“ erklären.

⁵²Der Druck wird von zwei Bibliothekskatalogen in Frankfurt am Main 1668 lokalisiert: HAAB Weimar (Brandverlust 2004); Eutiner LB; das VD17 kennt dagegen keinen Druckort.

⁵³Zu seiner Hervorhebung dieses Drucks passt es, dass er bis heute in relativ vielen Exemplaren erhalten ist, so etwa in der Bayerischen Staatsbibliothek, der Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar (vermutlicher Brandverlust 2004), der Eutiner Landesbibliothek, ferner in Breslau und in der John Carter Brown Library in Rhode Island, USA.

⁵⁴Gestützt werden solche Überlegungen durch die Präsenz der zahlreichen niederländischen Emigranten in Hamburg und die guten niederländischen Sprachkenntnisse der dortigen Kaufleute, die ihr Platt nicht selten mit dem Niederländischen vermengten, wie Mackensen beschreibt (1960, S. 25–26). Dies könnte die von Hippe getadelten sprachlichen Besonderheiten der Übersetzung erklären helfen.

Zugang zur *Wahrhaftigen Beschreibung* aus Hamburg (oder Frankfurt) verschafft haben konnte.

Bei Grimmelshausens Adaptation der Geschichte handelt es sich um keine Übersetzung, sondern um eine literarische Verarbeitung, einen Fall komplexer Intertextualität. Die sogenannte ‚Kreuzinsel‘, auf der der pikarische Protagonist seines Simplizissimus-Romans mit Namen Simplicius in der im Folgejahr 1669 erschienenen *Continuatio* dieses Romans seine Wanderschaft als Einsiedler beschließt, stellt geradezu eine asketische Kontrafaktur der *Isle of Pines* dar und gehört folglich unmittelbar zu deren Rezeptionsgeschichte. Grimmelshausen eliminiert gegenüber der nevilleschen Vorlage das Polygamie-Thema und die zugehörigen Frauen und lässt lediglich anstelle der schwarzen Sklavin eine „Abysiner Christin“ auf seiner Insel angeschwemmt werden (Grimmelshausen 1989, S. 662). Diese tritt wie bei Neville als Verführerin auf, führt allerdings nicht den inzwischen moralisch gefestigten Simplicius in Versuchung, sondern dessen wankelmütigen Gefährten Simon Meron, der zu George „Joris“ Pine eine nicht nur anagrammatische Verwandtschaft besitzt (vgl. Borgstedt 2019, S. 209). Dieser Simon Meron ist der ins Negative gekehrte Stellvertreter des George Pine auf Grimmelshausens Kreuzinsel, der allen möglichen Lastern von der Wollust über die Geldgier bis zur Alkoholsucht verfallen ist. Indem die Abessynerin Simon Meron zu einem Mordkomplott auf Simplicius überredet, ist die Negativität der ‚schwarzen Sklavin‘ Pines bei Grimmelshausen geradewegs dämonisiert. Sie entpuppt sich als teuflisch und tritt mit Feuer und Schwefeldampf ab, als Simplicius das Kreuz über ihr schlägt (Grimmelshausen 1989, S. 666). Die pinesische Weiberherrlichkeit wandelt sich hier zu einer teuflischen Versuchung des christlich bekehrten Simplicius, der dieser jedoch unbehelligt widersteht.

Grimmelshausen ist wohl der erste und vielleicht einzige katholische Rezipient der Pines-Geschichte in Deutschland. Er erkennt zweifellos deren fiktionale Natur sowie ihre moralische Anstößigkeit und nimmt sie zum Anlass eines radikalen poetischen Gegenentwurfs. Der Inseleremit Simplicius ist dabei geradezu als Anti-Pine gestaltet. Während der Cramoisy-Übersetzer in Paris die anstößigen polygamen Elemente der Erzählung weitgehend eskamotiert und hinter ihrer hervorgekehrten Faktizität zum Verschwinden bringt, verwandelt Grimmelshausen das Kernmotiv der ‚Penis-Insel‘ in eine phantastische Wunder-Erzählung von einer christlich-katholischen ‚Kreuzinsel‘, die deren anstößiges Potential radikal umkehrt. Bemerkenswert ist, dass Grimmelshausen und Cramoisy die prominentesten katholischen Reaktionen auf den Text darstellen. Beide Autoren haben in ganz unterschiedlichen Kontexten die Provokation der *Isle of Pines* wahrgenommen und sie auf eine sehr unterschiedliche Weise textuell zum Verschwinden gebracht. Während Cramoisy den Nachrichtenwert der Entdeckungsgeschichte bewahren will, interessiert dies Grimmelshausen offenbar nicht. Er erkennt vielmehr das literarische Potential der farbenfrohen Inselerzählung für seinen Romanschluss in ihrer Anschließbarkeit an das für ihn wichtige Einsiedlermotiv. Dies führt ihn zu seiner umfassenden Kontrafaktur und Austreibung der nevilleschen Polygamie- und Fortpflanzungsthematik. Auch dies unterstreicht die Relevanz der politisch-konfessionellen wie der literarischen und publizistischen

Kontexte für die Rezeption und Adaptationspraxis der frühneuzeitlichen Erzählung. Und es zeigt auch, dass die meisten Autoren sehr wohl erkannten, mit welcher Art von Erzählung sie es zu tun hatten.

Literatur

Historische Drucke der *Isle of Pines*

(mit Verweisen auf die Bibliographien bei Ford 1920 und Ries 1985)

Englische Ausgaben

Neville, Henry. 1668a. *The Isle of Pines, or, A late Discovery of a Fourth Island in Terra Australia, Incognita*. London: Allen Banks and Charles Harper, 27. Juni [Ford #2]. <https://www.proquest.com/books/isle-pines-late-discovery-fourth-island-terra/docview/2240863424/se-2?accountid=14596>, Zugriff: 7. März 2022.

Neville, Henry. 1668b. *A New and further Discovery of The Islle [sic] of Pines In A Letter from Cornelius Van Sloetton a Dutch-man (who first discovered the same in the Year, 1667.) to a Friend of his in London*. London: Allen Banks and Charles Harper 1668 [Ford #4]. Early English Books Online, ProQuest 2019. Expl. der Huntington Library, <https://www.proquest.com/books/new-further-discovery-islle-sic-pines-letter/docview/2248553236>, Zugriff: 7. März 2022.

Neville, Henry. 1668c. *The Isle of Pines or A late Discovery of a fourth Island near Terra Australis, Incognita by Henry Cornelius Van Sloetten*. London: Allen Banks and Charles Harper, 27. Juli 1668 [Ford #5]. Early English Books Online, ProQuest 2019. Expl. der Bodleian Library, <https://www-proquest-com.emedien.ub.uni-muenchen.de/books/isle-pines-late-discovery-fourth-island-near/docview/2240947801/se-2?accountid=14596>, Zugriff: 7. März 2022.

Niederländische Ausgaben

Neville, Henry. 1668d. *Ontdeckinge van't Eylandt van Pines [...]*. Amsterdam: Jacob Vinckel 1668 [Ford #11]. Expl. der UB Leiden, <https://books.google.de/books?vid=KBNL:UBL000025845>, Zugriff: 7. März 2022.

Neville, Henry. 1668e. *Ontdeckinge van't Eylandt van Pines [...]*. Amsterdam: Jacob Stichter 1668 [Ford #12]. Expl. der KB Den Haag, <http://books.google.com/books?vid=KBNL:KBNLB410016275>, Zugriff: 7. März 2022.

Neville, Henry. 1668f. *Oprecht Verhaal van't Eiland van Pines, En de zelfs Bevolking; Of laatste Ontdekking van een vierde Eiland in Terra Australis, Incognita*. Rotterdam: Joannes Næranus 1668 [Ford #14]. Expl. der Universität Gent, <https://books.google.de/books?id=2ShQAAAaAAJ>, Zugriff: 7. März 2022.

Neville, Henry. 1668g. *Oprecht en verbeteret verhael van't Eylant van Pines, En de zelfs Bevolckinh; Of laetste Ontdekking van een vierde Eilandi in Terra Australis Incognita*. Gedrukt tot Rotterdam [...]. Amsterdam: Iacob Vinckel 1668 [Ford #13; Ries: VINCKEL Ia]. Expl. der British Library, <https://books.google.de/books?id=7jNoAAAAaAAJ>, Zugriff: 7. März 2022.

Niederländische Ausgaben in französischer Sprache

- Neville, Henry. 1668h. *Relation de la decouverte de l'isle de Pines, Vers la Terre Australe inconnüe, faisant à present la quatrième Isle dans cet endroit*: [Amsterdam 1668; Ford #7; Ries: FR:AMS]. Expl. der British Library, <https://books.google.de/books?id=7TNoAAAaCAAJ>, Zugriff: 7. März 2022.
- Neville, Henry. 1668i. *Relation fidelle & véritable de la nouvelle decouverte d'une quatrième Isle de la terre Australe, ou Méridionale Inconüe, sous le nom d'Isle de Pines*. Leiden: Abraham Gogat 1668 [Ries: GOGAT]. The Making of the Modern World, link.gale.com/apps/doc/U0100207166/MOME?u=bayern&sid=MOME&xid=4879fb22, Zugriff: 7. März 2022.
- Neville, Henry. 1668k. *Description de l'Isle de Pines: ou nouvelle decouverte d'une quatrième isle dans les terres Meridionales inconnuës*. Amsterdam: Marcus Doornicq [bisher nicht nachgewiesen; Kat. der Marsh's Library, Dublin, mit falsch erschlossener Jahresangabe „1667?“].

Französische Ausgaben

- Neville, Henry. 1668l. *Nouvelle decouverte de l'isle Pines Située au delà de la ligne Aequinoctiale*. Paris: Sebastien Mabre-Cramoisy 1668 [Ford #8; Ries: CRAMOISY]. Edition bei Stillman 2006b.
- Neville, Henry. 1668m. *La Découverte De L'Isle De Pine's, ou Le veritable recit de cette Isle, l'une des quatre Isles inconnues du pais de Sud, comme aussi la Relation d'une Nation Angloise habitant la mesme Isle. Traduit d'Anglois en Flaman. Et nouvellement mis en Francois*. Lyon [ohne Drucker] 1668 [bisher bibliographisch nicht nachgewiesen]. Expl. der HAAB Weimar, urn:nbn:de:gbv:32-1-10014370945, Zugriff: 7. März 2022.

Deutsche Ausgaben

- Neville, Henry. 1668n. Die Entdeckung der Insul Pines. *Nordischer Mercurius* 1668, S. 435–438 (17. Julius), 442–448 (21. Julius), 452–455 (24. Julius) [Ries: GREFLINGER I]. Bremer Digitale Sammlungen, <https://brema.suub.uni-bremen.de/zeitungen17/periodical/page-view/998617>, Zugriff: 7. März 2022.
- Neville, Henry. 1668o. *Vorbild Der Ersten Welt Das ist: Wahrhaftige Beschreibung eines neu erfundenen Eylandes genant Das Pineser-Eyland*. Hamburg 1668 [Ford #17; Ries: GREFLINGER Ib]. Expl. der SLUB Dresden, <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-db-id3796804599>, Zugriff: 7. März 2022.
- Neville, Henry. 1668p. *Die neu-entdeckte Insul Pines. Oder: Warhaftige Beschreibung des vierdten Eylands / Pines genannt / gelegen in dem noch unbekandten Süder-Lande [...]*. Frankfurt a. M.: Wilhelm Serlin 1668. In *Continuatio [...] Diarii Europaei*, Teil 16, Appendix. Hrsg. von Martin Meyer, S. 1079–1088, Frankfurt a. M. [Ford #15; Ries: SERLIN]. Deutsche Digitale Bibliothek, <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10352667-8>, Zugriff: 7. März 2022.
- Neville, Henry. 1668q. *Wahrhaftige Beschreibung des neu erfundenen Pineser Eylands / sampt dessen Völckern. [...] Nach der Englischen zu Londen gedrückten Copey [...] verteutschet / und wohl auff die Helffte vermehret*. O.O. [Hamburg oder Frankfurt/M? 1668] [Ford #21; Ries: JCB A]. Expl. der BSB München, <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10278958-6>, Zugriff: 7. März 2022.

Weitere Quellen

- Arthus, Gotthard, Johann Theodor De Bry und Johann Israel De Bry. 1601. Fünffter Theil der Orientalischen Indien. Frankfurt a. M. <https://daten.digitale-sammlungen.de/0007/bsb00074918/images>, Zugriff: 7. März 2022.
- Gartner, Magnus. 1668. M.M.G.N.S. *Das verdächtige PINESER-Eyland / oder: Verfassung einiger Vernunftmässigen Gründe / welche die / außgesprengter Beschreibung nach / neu erfundene Insul / PINES genand / also verdächtig / und dero Beschreibung so gar lügenhaftt machen [...]*. Hamburg [Oktober]. <https://books.google.co.uk/books?vid=BL:A0020371899>, Zugriff: 7. März 2022.
- La Gazette d'Amsterdam*. 1668. Amsterdam: Corneille Jansz Zwoll, le Judi 19 Juillet. <https://resolver.kb.nl/resolve?urn=ddd:011014611:mpeg21:pdf>, Zugriff: 7. März 2022.
- Grimmelshausen: Hans Jacob Christoffel von. 1989. *Simplicissimus Teutsch*, Hrsg. Dieter Breuer. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag (Werke. I.1; Bibliothek der Frühen Neuzeit. 4.1).
- Weise, Christian. 1685. *Schediasma curiosum de lectione novellarum [...]*. Frankfurt a. M. [u. a.]. <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11078067-7>, Zugriff: 7. März 2022.

Forschungsliteratur

- Aldridge, A. Owen. 1950. Polygamy in Early Fiction: Henry Neville and Denis Veiras. *Publications of the Modern Language Association* 65: 464–472.
- Beach, Adam R. 2000. A profound pessimism about the Empire: The Isle of Pines, English degeneracy and Dutch supremacy. *The Eighteenth Century* 41: 21–36.
- Boesky, Amy. 1995. Nation, Miscegenation: Membering Utopia in Henry Neville's ‚The Isle of Pines‘. *Texas Studies in Literature and Language* 37(2): 165–184.
- Borgstedt, Thomas. 1997. Naturrecht der Geselligkeit und protestantische Emanzipation der Ehe in Hoffmannswaldaus Heldenbriefen. In *Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter*, Hrsg. Wolfgang Adam, S. 765–780. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Borgstedt, Thomas. 2019. Skeptische Anthropologie. Grimmelshausens Kreuzinsel und die Polit-satire von der ‚Isle of Pines‘. *Simpliciana* 41: 197–222.
- Breuer, Dieter. 1999. *Grimmelshausen-Handbuch*. München: Fink.
- Denbo, Seth. 2007. Generating Regenerated Generations. Race, Kinship, and Sexuality in Henry Neville's Isle of Pines (1668). In *Gender and utopia in the eighteenth century. Essays in English and French utopian writing*, Hrsg. Nicole Pohl und Brenda Tooley, S. 147–162. Aldershot, Hampshire [u. a.]: Ashgate.
- Dröse, Astrid. 2015. *Georg Greflinger und das weltliche Lied im 17. Jahrhundert*. Berlin: de Gruyter.
- Dröse, Astrid. 2018. Polygames Paradies? Henry Nevills ‚Isle of Pines‘ und Georg Greflingers Adaption. In *Von der Allegorie zur Empirie. Natur im Rechtsdenken des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*, Hrsg. Susanne Lepsius et al., 225–240. Berlin: de Gruyter.
- Eickmans, Heinz. 2023. John Bunyans ‚Christen Reise‘ von London über Amsterdam nach Hamburg: Niederländisch als Intermediärsprache für Übersetzungen aus dem Englischen in der Frühen Neuzeit. Im vorliegenden Band.
- Ford, Worthington Chauncey. 1920. *The Isle Of Pines (1668) and An Essay in Bibliography*. Boston: Club of Odd Volumes.
- Glauser, Jürg. 1999. Die textuelle Dynamik der Polygamie. Zur Zirkulation fiktionaler Energie in der frühneuzeitlichen Erzählung: Das Beispiel des Joris Pines im skandinavischen 17. und 18. Jahrhundert. In *Verhandlungen mit dem New historicism. Das Text-Kontext-Problem in der Literaturwissenschaft*, Hrsg. Jürg Glauser und Annegret Heitmann, 273–301. Würzburg: Königshausen & Neumann.

- Günther, Martin. 1922. Zur Quellengeschichte des Simplizissimus. *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 10: 360–367.
- Hippe, Max. 1893. Eine vor-Defoesche englische Robinsonade. *Englische Studien* 19: 66–104.
- Kaminski, Lars. 2008. Die Kultivierung des Paradieses. Grimmelshausens ‚Creutz Jnsul‘ vor dem Hintergrund des ‚PINESER Eylands‘ von Henry Neville. In *Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen*, Hrsg. Heinz Ludwig Arnold, 136–148. München: Edition Text & Kritik.
- Koschlig, Manfred. 1939. *Grimmelshausen und seine Verleger*. Leipzig: Akad. Verlagsgesellschaft.
- Mackensen, Lutz. 1960. Die Entdeckung der Insul Pines. *Mitteilungen aus der Deutschen Presseforschung zu Bremen* 1: 7–47.
- Mahlberg, Gaby. 2006a. Historical and Political Contexts of ‚The Isle of Pines‘. *Utopian Studies* 17(1): 111–129.
- Mahlberg, Gaby. 2006b. The Publishing History of ‚The Isle of Pines‘. *Utopian Studies* 17(1): 93–98.
- Mahlberg, Gaby. 2008. Republicanism as Anti-Patriarchalism in Henry Neville’s ‚The Isle of Pines‘ (1668). In *Liberty, authority, formality. Political ideas and culture, 1600–1900*, Hrsg. John Morrow, 178–206. Luton, Bedfordshire: Andrews UK.
- Mahlberg, Gaby. 2012. Authors Losing Control: The European Transformations of Henry Neville’s ‚The Isle of Pines‘ (1668). *Book History* 15: 1–25.
- Mahlberg, Gaby. 2020. *The English Republican Exiles in Europe during the Restoration*. Cambridge: Cambridge Univ. Press (darin: „Neville’s Utopian Vision“, S. 231–264).
- Mills, Dan. 2014. Henry Neville and The isle of pines. Author, translator and the political project of print. In *The book trade in early modern England. Practices, perceptions, connections*, Hrsg. John Hinks und Victoria E. M. Gardner, 187–208. New Castle, London: Oak Knoll Press and The British Library.
- Ries, Paul. 1985. Die Insel Pines: Philosophie, Pornographie oder Propaganda? In *Literatur und Volk im 17. Jahrhundert: Probleme populärer Kultur in Deutschland*, Hrsg. Wolfgang Brückner, 753–776. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Scheckter, John. 2011. *The Isle of Pines, 1668. Henry Neville’s Uncertain Utopia*. Burlington: Ashgate.
- Scholte, Jan Hendrik. 1930. Die Insel der Fruchtbarkeit. *Zeitschrift für Bücherfreunde* 22: 49–55.
- Scholte, Jan Hendrik. 1940. Grimmelshausens Reise nach Nürnberg. *Neophilologus* 25(3): 179–194.
- Scholte, Jan Hendrik. 1942. Die deutsche Robinsonade aus dem Jahre 1669. *Neophilologus* 27(1): 115–132.
- Stillman, Peter G. 2006a. Monarchy, Disorder, and Politics in ‚The Isle of Pines‘. *Utopian Studies* 17(1): 147–175.
- Stillman, Peter G. 2006b. The Cramoisy Edition. *Utopian Studies* 17(1): 53–61.
- Weber, Harold. 1990. Charles II, George Pines, and Mr. Dorimant: The Politics of Sexual Power in Restoration England. *Criticism* 32(2): 193–219.
- Wiseman, Susan. 1992. ‚Adam, the Father of All Flesh‘: Porno-Political Rhetoric and Political Theory in and After the English Civil War. In *Pamphlet wars. Prose in the English Revolution*, Hrsg. James Holstun, 134–157. Portland: Tayler & Francis.
- Zwierlein, Cornel. 2019. Mare mediterraneum, Osmanisches Reich und das Nebeneinander von Unrechtssphären und Rechtsordnungen in Grimmelshausens ‚Continuatio‘. *Simpliciana* 41: 159–195.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 14

Ein erster Überblick über englisch-deutsche Kunstkontakte im Zeitraum 1660–1727: Künstler- und Objektmobilität, Reisenarrative, Kunstaufträge mit Bezug zum Hosenbandorden und deutsch-englische Kontakte in der Monumentalmalerei



Christina Strunck

Der Untersuchungszeitraum, der für den vorliegenden Beitrag gewählt wurde, umfasst einen besonders krisenreichen Abschnitt der britischen Geschichte, in dem nicht nur innen- und außenpolitische Konflikte, sondern insbesondere auch dynastische Schwierigkeiten im Vordergrund standen.¹ Infolge des Bürgerkriegs, der in der Hinrichtung Karls I. im Jahr 1649 kulminierte, hatte dessen ältester Sohn Charles (Karl II.) mehr als ein Jahrzehnt im Exil verbracht, bevor er 1660 nach London zurückkehren konnte. Da seine Ehe mit Katharina von Braganza kinderlos blieb, zeichnete sich ab den 1670er Jahren eine dynastische Krise ab. Die Thronfolge drohte an seinen jüngeren Bruder James (Jakob) zu fallen, der zum

¹Der folgende summarische Überblick basiert auf Kluxen (1991); Maurer (2000); Barmeyer (2005). Eine differenzierte Analyse dieser Vorgänge und ihrer Auswirkungen auf die britische Monumentalmalerei findet sich bei Strunck (2021).

*Für Hinweise, Anregungen und Unterstützung bedanke ich mich herzlich bei Matteo Burioni, Selma Hassold, Silke Herz, Peter Heinrich Jahn, Lea Jedynak, Susanne Knaeble, Gudula Metze, Susanne Müller-Bechtel, Heike Ochs, Uta Schneikart und Lorenz Seelig. Mein besonderer Dank gilt Jörg Wesche, der mich durch sein Insistieren dazu gebracht hat, ein mir zunächst fernliegendes und kaum bearbeitetes Thema zu erschließen.

C. Strunck (✉)

Lehrstuhl für Kunstgeschichte, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen,
Erlangen, Deutschland

E-Mail: christina.strunck@fau.de

Katholizismus konvertiert war. Hiergegen formierte sich eine starke Opposition, die anti-katholische Ängste schürte, um im Parlament den Ausschluss Jakobs von der Thronfolge durchzusetzen. Bevor es dazu kommen konnte, löste Karl II. 1681 das Parlament auf und regierte bis zu seinem Tod 1685 ohne dessen Unterstützung.

Die darauffolgende Herrschaft des katholischen Königs Jakob II. konnte zunächst als Interims-Lösung betrachtet werden, da aus seiner Ehe mit Maria von Modena keine Söhne hervorgegangen waren. Dies änderte sich 1688, als James Francis Edward geboren wurde, sodass nun eine katholische Thronfolge zu erwarten war. Um die Legitimität des Kindes in Zweifel zu ziehen, verbreitete die Opposition das Gerücht, es sei in einer Bettpfanne in das Schlafgemach der Königin geschmuggelt worden. Zugleich nahmen die sogenannten „Immortal Seven“ Kontakt zu Wilhelm von Oranien auf, der einen doppelten Thronanspruch besaß: zum einen als Enkel Karls I., zum anderen als Ehemann von Mary (Maria), der protestantischen ältesten Tochter Jakobs II. aus seiner ersten Ehe. Mit Unterstützung der Immortal Seven, zu denen hochrangige englische Adlige und Geistliche zählten, gelang es Wilhelm, in England zu landen und Jakob II. ins Exil zu zwingen. Als Resultat dieser „Glorious Revolution“ übernahmen er und seine Gemahlin 1689 als Wilhelm III. und Maria II. gemeinsam die Krone.

Bevor die Thronfolge gesichert war, starb Maria 1694 überraschend infolge einer Pockenerkrankung. Somit stellte sich erneut die Sukzessionsfrage. 1701 wurde im Act of Settlement festgelegt, dass die Krone nach Wilhelms Tod an Marias jüngere Schwester Anne übergehen werde.² Da deren einziger Sohn, der Herzog von Gloucester, bereits im Jahr 1700 elfjährig verstorben war, wurden außerdem Regelungen für die weitere Nachfolge getroffen, um Jakob II. und seine katholischen Nachkommen definitiv von der Thronfolge auszuschließen. So kam es, dass nach Annes Tod schließlich Kurfürst Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg als Georg I. den Thron bestieg und 1714–1727 das Königreich Großbritannien und das Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg in Personalunion regierte. Diese Phase war jedoch überschattet von den „Jacobite Rebellions“, die den Sohn Jakobs II. zum König zu erheben suchten.

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts festigte sich die Herrschaft der „Hanoverians“, England stieg zu einer Weltmacht auf, und die englische Kultur avancierte zu einem Leitbild insbesondere für die protestantischen Bereiche Kontinentaleuropas. Entsprechend intensiv sind bereits englisch-deutsche Kulturkontakte ab dem 18. Jahrhundert erforscht worden. Für die hier skizzierte Phase der Sukzessionskrise, in der sich allmählich eine „deutsche“(hannoveranische) Herrschaft in Großbritannien abzeichnete und konsolidierte, existiert jedoch noch keine Studie, die englisch-deutsche Austauschprozesse auf dem Gebiet von bildender Kunst und

²Zum Act of Settlement (mit Abbildungen der prächtig illuminierten Urkunde) siehe Wellenreuther (2005), S. 34–38.

Architektur aus übergreifender Perspektive untersucht.³ Bislang sind nur einzelne Teilaspekte thematisiert worden. Der vorliegende Text versucht daher, einen ersten Überblick über die Vielfalt der kunst- und architekturbezogenen Kulturkontakte im Zeitraum 1660–1727 zu geben.

Wie in der Forschung bereits wiederholt dargelegt wurde, ließen sich die britischen Künstler und Architekten jener Zeit insbesondere von französischen und italienischen Vorbildern inspirieren.⁴ Dennoch lohnt es sich, den Blick auch auf das Alte Reich zu richten. Von einer Analyse des Netzwerks englisch- und deutschsprachiger Akteure sind künftig, so die These dieses Beitrags, zahlreiche neue, kunsthistorisch relevante Erkenntnisse zu erwarten.

Dieser Text versteht sich nur als eine erste Sondierung und Grundlegung für eine geplante vertiefte Bearbeitung des bislang noch unerschlossenen Forschungsfelds. Um das große Arbeitsgebiet etwas überschaubarer zu halten, wird im Folgenden nicht das Alte Reich in seiner kompletten Ausdehnung betrachtet, sondern nur der Bereich der heutigen Bundesrepublik Deutschland. In dieser geographischen Eingrenzung ist auch das Adjektiv „deutsch“ im vorliegenden Beitrag zu verstehen.

14.1 Kunst- und Bauwerke in Reisenarrativen

Bereits im frühen 17. Jahrhundert war England ein attraktives Ziel für deutsche Reisende.⁵ Als nach einer Pause während des Interregnums das Reisen ab 1660 wieder Konjunktur hatte, betrat nach Ansicht Robson-Scotts „a new type of traveller“ die Bildfläche, „who came to England to visit the libraries and museums and other treasures of learning which this country had to offer and above all to make contact with the great English scholars, scientists and theologians of the age“.⁶

Die 1660 gegründete und ab 1662 mit königlichem Privileg versehene Royal Society in London sowie ihr naturkundliches Museum, dessen Grundstock die

³Manche Aufsatzsammlungen zu englisch-deutschen Kulturkontakten setzen bereits im 17. Jahrhundert an, bieten aber keinen systematischen Überblick: „Sind Briten hier?“ (1981); Strunck (2019a); Strunck (2019b).

⁴Siehe etwa Wittkower (1974); Worsley (1995); Hart (2008); Stedman (2013); Strunck (2021). Die Vorrangstellung der italienischen bzw. französischen Kunst zeigt sich u. a. daran, dass zahlreiche Kunsttraktate aus diesen Sprachen ins Englische übersetzt wurden, während es meines Wissens keine deutschen kunsttheoretischen Texte gibt, die ins Englische übertragen wurden – und vice versa: vgl. Kern (2020). Joachim von Sandrarts *Teutsche Academie* und etliche weitere Publikationen dieses Autors konnten aber immerhin durch deren lateinische Ausgaben von einem internationalen Publikum rezipiert werden. Dasselbe gilt für die architekturbezogenen Texte von Leonhard Christoph Sturm, die ebenfalls in Latein erschienen.

⁵Robson-Scott (1953), S. 78–91.

⁶Robson-Scott (1953), S. 92. Zu Gelehrtenreisen nach England siehe insbesondere Selling (1990).

Sammlung des Deutschen Robert Hubert bildete, erwiesen sich als Anziehungspunkte nicht nur für Gelehrte.⁷ Dabei dürfte es für deutsche Reisende eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben, dass der unermüdlich neue Kontakte knüpfende Sekretär der Royal Society selbst ein Deutscher war: Henry Oldenburg aus Bremen.⁸ Für Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Lüneburg stellte die Aufnahme in die Royal Society im Januar 1665 den Höhepunkt seiner Englandreise dar.⁹ Das Ereignis wurde sowohl in seinem eigenen Reisebericht als auch in Thomas Sprats *History of the Royal Society* commemoriert (englische Originalausgabe 1667, deutsche Übersetzung 1677).¹⁰

Ferdinand Albrecht bildete in doppelter Hinsicht eine Ausnahme unter adeligen Reisenden: nicht nur durch sein großes Interesse an Wissenschaft und Kultur, sondern auch durch den Umstand, dass er höchstpersönlich einen ausführlichen Reisebericht verfasste und publizierte.¹¹ Im Allgemeinen ging es bei Prinzenreisen primär darum, Kontakte zu ausländischen Höfen aufzubauen und das Prestige des eigenen Hauses auszutesten.¹² Eva Bender hat dies am Beispiel der deutschen Prinzen aus der Geburtsgeneration 1671–1681 untersucht. Von den 61 Prinzen jener Generation reisten immerhin elf (18 %) nach England.¹³

Neben Adligen und Gelehrten unternahmen auch Kaufleute und Theologen Englandreisen. Durch die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) ließen sich zahlreiche Hugenotten in England nieder, und „durch die Machtübernahme Wilhelms von Oranien, des politischen Führers des protestantischen Europa, [...] konnte England gewissermaßen als ‚Vormacht des Protestantismus in Europa‘ gelten“.¹⁴ So verfassten deutsche Theologen einige der frühesten Standardwerke England betreffender Reiseliteratur.¹⁵

Im Zusammenhang der Personalunion intensivierte sich die Reisetätigkeit zwangsläufig.¹⁶ Georg I. traf 1714 mit einem deutschen Hofstaat von ca. 100 Personen in London ein und gründete dort eine „Deutsche Kanzlei“.¹⁷ Wenngleich

⁷ Collet (2014), S. 237–241. Zum Privileg (*charter*) der Royal Society vgl. Hall (2004), S. 675.

⁸ Hall (2004), S. 673–677; Maurer (2014), S. 51.

⁹ Robson-Scott (1953), S. 99; Bepler (1988), S. 182–195.

¹⁰ Robson-Scott (1953), S. 92, 99; Ferdinand Albrecht I. (1988), S. 238–240.

¹¹ Ferdinand Albrecht I. (1988); Bepler (1988), S. 325–329.

¹² Bender (2014), S. 102–103, 113–114, 116.

¹³ Kurzbiographien aller 61 Prinzen finden sich bei Bender (2011), S. 340–379. Aufzählung der Prinzen, die nach England reisten, bei Bender (2014), S. 104–105, Anm. 28. Zwei weitere Prinzen derselben Gruppe sollten Großbritannien besuchen, doch unterblieb die Fahrt aus gesundheitlichen bzw. finanziellen Gründen: Bender (2014), S. 104.

¹⁴ Maurer (2014), S. 50.

¹⁵ Robson-Scott (1953), S. 93–97; Teuteberg (1982), S. 90–91; Maurer (2014), S. 50–51.

¹⁶ Maurer (2014), S. 52–53.

¹⁷ Barmeyer (2005), S. 82; Weiß (2008), S. 104; Bühring (2014).

er den Umfang seiner deutschen Entourage in den folgenden Jahren deutlich reduzierte,¹⁸ pendelten doch alle betroffenen Familien, Minister und Gesandte zwischen zwei Ländern. Der König selbst unternahm sechs Reisen in seine Stammlande und verbrachte insgesamt drei seiner dreizehn britischen Regierungsjahre in Hannover.¹⁹

Alles in allem verwundert es also nicht, dass sich aus dem Untersuchungszeitraum zahlreiche publizierte und unpublizierte Texte erhalten haben, die ein Bild von der deutschen England-Wahrnehmung vermitteln. Die dafür gewählten literarischen Formen und der jeweilige Fiktionalitätsgrad sind so unterschiedlich, dass die Kategorisierung als „Reisebericht“ durch den offeneren Oberbegriff „Reisenarrative“ ersetzt werden sollte.²⁰ Das Spektrum reicht vom höfischen Diarium über Reiseführer für spezifische Publikumsgruppen (Theologen, Gelehrte, Adlige) bis hin zu dem in Alexandrinern verfassten Reisegedicht des „Pegnitz-Schäfers“ Martin von Kempe.²¹ Hinzu kommen Apodemiken, die Richtlinien für Reisende bereitstellen.²² Bei der Auswertung dieser Texte stehen bislang in der Forschung kulturgeschichtliche, konfessionelle und politische Aspekte im Vordergrund. Eine systematische Sichtung der Literatur im Hinblick auf die Frage, wie darin britische Kunst- und Bauwerke beschrieben und beurteilt werden, ist noch ein Forschungsdesiderat.

Die vielfältigen Formen der Reisenarrative korrespondieren mit unterschiedlichen Funktionen der Texte, die folglich mehr oder minder aussagekräftig für die genannte Fragestellung sind. Wie Eva Bender herausgearbeitet hat, werden die „bildenden Elemente“ einer Prinzenreise nur beiläufig erwähnt, während der Schwerpunkt auf der Dokumentation zeremonieller Abläufe liegt, die den Status der jeweiligen deutschen Dynastie belegen.²³ Beispielsweise heißt es im höfischen Tagebuch über die Englandreise des späteren sächsischen Kurfürsten Johann Georg IV. unter dem Datum 17.6.1686 recht lapidar: „Nachmittage fuhren sie auß unterschiedliches von der stadt [London] zu besichtigen.“²⁴ Am 19.6. „fuhren ihre Durchlaucht nachmittags auß, besahen die gemächer in Witthall und Parlamenthauß, waren auch im Westmünster und andern orten mehr.“²⁵ Ähnlich geringe Aussagekraft besitzt der Bericht über die Englandreise des späteren

¹⁸Weiß (2008), S. 104: Bis ca. 1716 reduzierte Georg I. seine deutsche „Hoffamilie“ auf knapp 25 Vertraute und Bedienstete.

¹⁹Weiß (2008), S. 93.

²⁰Hiermit greife ich eine Anregung von Susanne Knaeble auf.

²¹Einen Überblick über diese Texte geben Robson-Scott (1953), S. 92–114; Teuteberg (1982), S. 83–95.

²²Stagl (1983), S. 109–113, führt für den Zeitraum 1660–1727 exakt 90 Publikationen dieser Art auf.

²³Bender (2014), S. 113–114.

²⁴Keller (1994), S. 102. Das Diarium wurde vermutlich von dem Reisesekretär August Beyer geschrieben: siehe Keller (1994), S. 12.

²⁵Keller (1994), S. 102.

Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Kulmbach-Bayreuth, worin nur summarisch festgehalten wird, er habe 1695/96 neben London „mehrere Häfen und Städte“ besichtigt, darunter Oxford.²⁶

Da touristische Reiseführer damals wie heute vor allem aus kommerziellen Gründen produziert wurden, besteht in diesem Sektor eine große qualitative Bandbreite. Um rasch neue Angebote auf den Markt werfen zu können, schrieben die Autoren munter voneinander ab und verwiesen teilweise auch ganz unverblümt auf die Erzeugnisse der Konkurrenz.²⁷ Andere Reisenarrative kamen hingegen erst mit erheblicher Verspätung auf den Buchmarkt, sodass die darin enthaltenen Informationen nicht den *status quo* zur Zeit der Veröffentlichung, sondern eine historische Situation abbilden.²⁸

Die aus kunsthistorischer Sicht ergiebigsten Schilderungen stammen vom Anfang und Ende des Untersuchungszeitraums: die *Wunderliche Begegnissen* des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, in denen Ferdinand Albrecht I. seinen Englandaufenthalt in den Jahren 1664 und 1665 verarbeitete, und Zacharias Conrad Uffenbachs *Merkwürdige Reisen*, die über das kulturelle Leben in London, Oxford und Cambridge im Jahr 1710 Auskunft geben.²⁹ Im Vergleich dieser beiden Texte wird deutlich, wie rasant die urbanistische Erneuerung in „Restoration London“ speziell nach dem großen Stadtbrand von 1666 voranschritt.³⁰

Uffenbach hatte 1710 Gelegenheit, die Kuppel der 1666 weitestgehend zerstörten und bis 1710 wiederhergestellten St. Paul's Cathedral zu besteigen.³¹ Er hinterließ seinen Namen als Graffito, kritisierte die Glocken, die im Vergleich zu denen Erfurts deutlich zu klein seien, äußerte sich aber ansonsten voll des Lobes – wengleich mit einem geradezu modern anmutenden Lamento über Schäden durch Umweltverschmutzung:

²⁶Karl Müssels kurzer Artikel über diesen Reisebericht ist mit Informationen aus anderen Quellen ausgeschmückt (Müssel 1974). Dies stellte sich durch Konsultation des Originaltexts heraus, den Heike Ochs freundlicherweise für mich digitalisieren ließ (UB Bayreuth, Signatur 47/Ms. 165). Das anonyme, erst nach dem Tod des Markgrafen entstandene Manuskript mit dem Titel „Markgraf Georg Wilhelm. Lebenslauf“ behandelt die Englandreise auf fol. 8r–13v und erwähnt Besichtigungen nur *en passant*: ibidem, fol. 10r. Zur Reise des Markgrafen siehe auch Bender (2011), S. 349–350.

²⁷So bietet etwa Lehmann (1706), S. 194–196, nur einen knappen Überblick über die Sehenswürdigkeiten Londons und fordert seine Leser auf, für detailliertere Informationen den überall erhältlichen „Guide de Londres“ zu konsultieren.

²⁸Beispielsweise geht Ebert (1724) auf eine Reise im Jahr 1678 zurück, während Uffenbach (1753–1754) seine Englandfahrt bereits 1710 unternahm: vgl. Robson-Scott (1953), S. 103, 106.

²⁹Uffenbach (1753–1754), Bd. 2, S. 435–602, und Bd. 3, S. 1–252; Ferdinand Albrecht I. (1988), S. 206–249. Zur Datierung der jeweiligen Englandreisen vgl. Robson-Scott (1953), S. 98, 106; Bepler (1988), S. 143, 182–183, 296–302.

³⁰Grundlegend zum Thema der Londoner Stadtentwicklung jener Epoche: Stevenson (2013).

³¹Zur Baugeschichte der neuen Paulskirche vgl. Whinney (1985), S. 97–132; zum Datum der Fertigstellung: Whinney (1985), S. 106.

Überhaupt von dieser Kirche zu sagen, so ist sie wegen ihrer Grösse, Zierlichkeit und Stärke eines der schönsten Gebäude der Welt. [...] Man möchte aber, wo nicht dabey weinen, dennoch beklagen, daß sie allhier stehe, da sie von Stein=Kohlen bereits so schwarz und rauchig aussiehet, daß sie die Helfte ihrer Zierde verlohren.³²

Selbstverständlich waren auch Reisende in umgekehrter Richtung unterwegs. Im Rahmen ihrer Grand Tour durchquerten Scharen britischer Adliger auf dem Weg nach Italien das Alte Reich, wovon zahlreiche Reisenarrative Zeugnis ablegen.³³ Eine geradezu satirische Sicht auf die deutsche Kultur verdanken wir Monsieur de Blainville, der ab 1705 die Söhne des früheren englischen Secretary of War William Blathwayt vier Jahre lang auf ihrer Kavaliertour begleitete.³⁴ Seine 1764 auch in deutscher Übersetzung erschienenen Aufzeichnungen wurden posthum erstmals 1743/45 veröffentlicht³⁵ – wohl nicht zufällig zu einer Zeit, in der England militärisch im Alten Reich aktiv war (Schlacht von Dettingen 1743).³⁶ Blainville bezeichnete Kaiser Leopold als „einen kleinen Affen“³⁷ und mokierte sich z. B. auch über die „aufgeblasenen“ Nürnberger Patrizier:

Ihre Halskrägen haben einen so weiten Umkreis, daß ihrer zween nicht neben einander sitzen können. Wir begiengen oft den kleinen Muthwillen, daß wir sie, wenn sie uns begegneten, grüßeten, um nur das Vergnügen zu haben zu sehen, wie sie ihre Krägen an einander stießen, wenn sie unsere Höflichkeit erwiderten.³⁸

Für die an vielen Orten besichtigten katholischen Reliquien hatte Blainville nur Spott übrig. Seine Beschreibungen von Kunst- und Bauwerken des Alten Reichs stellen jedoch eine wichtige Quelle dar, da sie detaillierte Bestandsaufnahmen mit oft kritischen, aber durchaus differenzierten Bewertungen verbinden.³⁹

14.2 Kunstaufträge mit Bezug zum Hosenbandorden

Im Zeitraum 1660–1727 erhielten insgesamt elf deutsche Adlige den vornehmsten englischen Ritterorden, den Order of the Garter (Hosenbandorden). Während der Regierungszeit Karls II. (d.h. bis 1685) war der Prozentsatz der Deutschen sehr gering: Neben dem sächsischen Kurfürsten Johann Georg II., dessen Ernennung

³² Uffenbach (1753–1754), Bd. 2, S. 457–462, speziell S. 462.

³³ Einen Überblick geben Ingamells (1997) und Chard (1999).

³⁴ Blainville (1757), Preface, S. ii; Schwammberger (1974), S. 9.

³⁵ Schwammberger (1974), S. 9, 10. Siehe dazu auch Blainville (1757), Preface, S. i–ii.

³⁶ Black (1991), S. 169.

³⁷ Blainville (1974), S. 88.

³⁸ Blainville (1974), S. 74.

³⁹ Eine kunsthistorische Auswertung von Blainvilles Text erfolgte im Rahmen meines Seminars „Franken in historischen Reiseberichten“, dessen Ergebnisse in die gleichnamige Multimedia-Datenbank einfließen.

am 19.6.1668 erfolgte, wurde nur Karl II. von der Pfalz am 22.1.1681 in den Orden aufgenommen (6 % aller 31 Ernennungen der Epoche 1660–1685).⁴⁰ Jakob II., der von 1685 bis 1688 regierte, zeichnete überhaupt keine Deutschen mit dieser Ehrung aus.⁴¹ Unter Wilhelm III. und Königin Anne häuften sich jedoch Ernennungen von Deutschen, was einerseits mit der Suche nach Bündnispartnern im Krieg gegen Frankreich, andererseits mit der sich abzeichnenden Hannoveraner Thronfolge zusammenhing.⁴² Nun fanden folgende Personen ihren Weg in den Orden (in Klammern jeweils das Datum der Ernennung): Friedrich Hermann von Schönberg/ Schomberg (3.4.1689), der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. (1.1.1690), Georg Wilhelm Herzog von Braunschweig-Lüneburg (30.12.1690), Johann Georg IV. Kurfürst von Sachsen (2.2.1692), Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg, Kurfürst von Hannover (18.6.1701), Meinhard von Schönberg/ Schomberg (12.8.1703) und Kurprinz Georg August von Braunschweig-Lüneburg, der spätere König Georg II. (4.4.1706).⁴³ Dies entspricht 25 % von insgesamt 28 Ernennungen im Zeitraum 1689–1714. Georg I. nahm allerdings nur noch zwei Deutsche in den Orden auf, seinen Bruder Ernst August und seinen Enkel Friedrich Ludwig von Braunschweig-Lüneburg (beide am 3.7.1717), was 9,5 % seiner Ernennungen entspricht.⁴⁴

Die Mitgliedschaft im Hosenbandorden zog verschiedene Arten von Kunstaufträgen nach sich. Die Ernennung wurde zunächst durch eine prächtig illuminierte Urkunde kommuniziert.⁴⁵ Abgesandte des Ordens reisten an den jeweiligen Hof, um den Orden, den Ordenshabit und weitere Insignien zu überbringen und die Investitur zu vollziehen.⁴⁶ Elias Ashmole, der 1672 eine monumentale Geschichte des Order of the Garter vorlegte, hat die hiermit verbundenen Zeremonien am Beispiel der Investitur Johann Georgs II. von Sachsen im April 1669 ausführlich geschildert.⁴⁷ Mit einigem zeitlichen Abstand folgte eine Aufnahmezeremonie

⁴⁰ Schneider (1988), Bd. 2, S. 22–23, 368–369, 377.

⁴¹ Schneider (1988), Bd. 2, S. 23.

⁴² Wilhelm von Oranien war seit 1686 durch den Vertrag von Augsburg mit dem Kaiser, Sachsen, Brandenburg, Hannover, der Pfalz, Spanien und Schweden gegen Ludwig XIV. verbündet: Walther (1991), S. 30; Schneider (1988), Bd. 1, S. 867. Fast alle Mitglieder der Augsburger Liga wurden mit Hosenbandorden bedacht: Schneider (1988), Bd. 1, S. 867–868.

⁴³ Schneider (1988), Bd. 2, S. 23–24. Friedrich Hermann und Meinhard von Schönberg/ Schomberg besaßen zum Zeitpunkt ihrer Aufnahme in den Orden bereits die britische Staatsbürgerschaft, waren aber gebürtige Deutsche.

⁴⁴ Schneider (1988), Bd. 2, S. 25.

⁴⁵ Die Ernennungsurkunde für Kurfürst Georg Ludwig (den späteren König Georg I.) ist abgebildet bei Laß (2014), S. 42, Abb. 11.

⁴⁶ Bei Schneider (1988), Bd. 2, S. 368–369, 389, 390, 393, 398, findet sich die Zusammensetzung dieser Gesandtschaften jeweils minutiös dokumentiert.

⁴⁷ Ashmole (1672), S. 424–426. Es wäre noch zu untersuchen, wie deutsche Mitglieder des Hosenbandordens in weiteren zeitgenössischen Publikationen behandelt wurden. Schneider (1988), Bd. 2, S. 357, 389–391, 393, 398, verweist diesbezüglich auf Johnston (1690), Sandford (1707), Miège (1718) und Lünig (1720).

in Windsor Castle, die ebenfalls Anlass zu Festlichkeiten an dem jeweiligen deutschen Hof geben konnte.⁴⁸

Der mit dem Orden ausgezeichnete Herrscher musste imposante Feiern ausrichten, um sowohl seinen englischen Gästen als auch dem eigenen Hofstaat seinen Status zu demonstrieren. So konnten anlässlich der Ordensverleihung Festarchitekturen, Theateraufführungen, Feuerwerke, Turniere, Konzerte, Medaillen und illustrierte Festpublikationen in Auftrag gegeben werden.⁴⁹ Je mehr Zeit zwischen der Ernennung und der Investitur verstrich, desto aufwendiger konnten die Vorbereitungen ausfallen. Das Beispiel Dresden zeigt, dass im Vorfeld der Investitur sogar umfangreiche Baumaßnahmen an der Residenz vorgenommen wurden. Nachdem Johann Georg IV. von Sachsen am 2.2.1692 in den Hosenbandorden aufgenommen worden war, ließ er für den Empfang der Ordensrepräsentanten das triumphbogenartige Grüne Tor und ein Prunktreppenhaus errichten, das infolge seiner ersten Nutzung bei der Investitur am 26.1.1693 fortan den Namen „Englische Treppe“ führte.⁵⁰

Weiterhin entstanden in diesem Zusammenhang kostbare Goldschmiedearbeiten: teils als Geschenke für die englischen Abgesandten,⁵¹ teils als Erinnerungsstücke für den jeweiligen Hof. Johann Georg IV. von Sachsen ließ beispielsweise seinen Hofjuwelier Johann Melchior Dinglinger ein „Kleinod zum Hosenbandorden“ anfertigen, um dessen Verleihung zu kommemorieren.⁵² Bildliche Darstellungen der Zeremonie sowie Porträts des jeweiligen Fürsten mit Hosenbandorden bzw. im Ordenshabit erfüllten dieselbe Memorialfunktion.⁵³

⁴⁸Schneider (1988), Bd. 1, S. 875–877. Im Fall Johann Georgs II. von Sachsen fand die „installation“ als Ordensritter in Windsor erst 1671 „by proxy“ (durch einen Stellvertreter) statt, wurde aber auch in Dresden feierlich begangen: „Parallel with the ceremony in Windsor, the installation was also enacted in Dresden on 26 April 1671 in the presence of Sir William Swan representing Charles II.“ Siehe Watanabe-O’Kelly (2002), S. 143.

⁴⁹Eine Liste von Medaillen ausländischer Ordensritter findet sich bei Schneider (1988), Bd. 2, S. 56–61. Wie Watanabe-O’Kelly (2002), S. 140–151, gezeigt hat, feierte Johann Georg II. von Sachsen nicht nur seine Investitur mit großem Aufwand, sondern veranstaltete auch in darauffolgenden Jahren Feste zur Erinnerung an seine Aufnahme in den Orden.

⁵⁰Syndram (2012), S. 34–35, 77–78, 87–88.

⁵¹Ashmole (1672), S. 426, berichtet, dass nach der Investitur Johann Georgs II. am 18.4.1669 folgende Geschenke überreicht wurden: „the Duke’s chief Chamberlain came to Sir Thomas Higgons first, and after to Mr. St. George, and presented each of them with a Chain of Gold, and the Electors Picture set in Diamonds hanging at it, and also to each of them a Bason and Eure; he also presented Mr. St. George’s Son with a littel Jewel of Diamonds, and invited them to Dine with the Duke [...]“

⁵²Syndram et al. (1994), S. 217, Tafel 33.

⁵³Siehe etwa das Porträt des „Großen Kurfürsten“ bei Luh (2020), S. 29, Abb. 7: Das runde Medaillon am blauen Band dürfte als „Garter Badge“ aufzufassen sein. Vgl. das ähnliche Bildnis Karls I. von van Dyck: Shawe-Taylor (2018), S. 143, Abb. 72. Eine Darstellung der Dresdner Investitur von 1693 ist abgebildet bei Watanabe-O’Kelly (2002), S. 136 (Abb. 29) und 138 (Abb. 30). Watanabe-O’Kelly (2002), S. 149 (Abb. 33): Porträt des Kurfürsten Johann Georg II. im Ordenshabit.

Die Mitgliedschaft im Order of the Garter erzeugte ein exklusives Band zwischen den deutschen Fürsten, die die Ehre hatten, jener illustren Institution anzugehören.⁵⁴ Dies konnte durch Kunstgeschenke unterstrichen werden. Der „Große Kurfürst“ Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der bereits am 23.1.1654 in den Hosenbandorden aufgenommen worden war,⁵⁵ schenkte beispielsweise seinem sächsischen Kollegen Johann Georg II. eine Eisenstatuette, deren Bezug zum Hosenbandorden unverkennbar ist (Abb. 14.1).⁵⁶

Wie die Sockelinschrift unmissverständlich belegt, präsentiert die Figur König Karl II. von England als Sieger über allerhand Laster, letztere personifiziert in Gestalt eines vielköpfigen Drachens.⁵⁷ Das von dem Nürnberger Gottfried Leygebe geschaffene Werk zeigt also den englischen König in der Rolle des heiligen Georg, der der Namenspatron des Hosenbandordens ist.⁵⁸ Pikanterweise scheidet der Drache den Kopf Oliver Cromwells als Exkrement aus⁵⁹ – ein derber Scherz, der den Empfänger nicht nur amüsiert haben dürfte, sondern ihn auch von Seiten des Schenkenden an die gemeinsame Verpflichtung zum Kampf gegen die Gegner des englischen Monarchen erinnern sollte.

Karl Müssel hat die These vertreten, dass einige zentrale Kunstaufträge der Markgrafen von Brandenburg-Bayreuth ebenfalls auf den Hosenbandorden Bezug

⁵⁴ Gabriele Ball hat mich in ihrem Peer Review zu diesem Beitrag darauf aufmerksam gemacht, dass neben den an verschiedenen Stellen meines Texts erwähnten Sozietäten (Hosenbandorden, Royal Society, Pegnesischer Blumenorden, Ordre de la Sincerité, Ordre de la Concorde) auch die Fruchtbringende Gesellschaft eine Verbindung zwischen deutschen Anglophilen stiftete. Wie mich Frau Ball freundlicherweise informierte, gehörten folgende im Text genannte Personen der Fruchtbringenden Gesellschaft an (in Klammern jeweils die Mitgliedsnummer, der Gesellschaftsname und das Aufnahmejahr): Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (FG 401, Der Untadeliche, 1643), Kurfürst Johann Georg II. (FG 682, Der Preißwürdige, 1658), Martin von Kempe (FG 806, Der Erko(h)rne, 1668) und Herzog Ferdinand Albrecht I. von Braunschweig-Lüneburg (FG 842, Der Wunderliche, 1673); siehe auch www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de. Gabriele Ball wies ferner darauf hin, dass der in insgesamt vier Sozietäten aktive Martin von Kempe die erste deutsche Würdigung der Royal Society verfasste (in *Charismatum sacrorum trias, sive bibliotheca Anglorum theologica*, ohne Ort 1677: <https://opacplus.bsb-muenchen.de/title/BV012088536>) siehe auch den Beitrag von Gabriele Ball (Kap. 16). Sie regte an, die europäische Sozietätsbewegung als kulturell-politisches Netzwerk und potentielles Kommunikationszentrum für Kunstkontakte genauer zu untersuchen.

⁵⁵ Schneider (1988), Bd. 2, S. 22, 343. Wegen des Interregnums erhielt der Kurfürst Ordenskette und Ordenshabit erst 1662 bzw. 1663: Schneider (1988), Bd. 2, S. 357.

⁵⁶ Pühringer-Zwanowetz (1962), S. 148–149; Müssel (1976), S. 273–275; Watanabe-O’Kelly (2002), S. 144–145.

⁵⁷ Menzhausen (1963), S. 27.

⁵⁸ Der „Great George“, der an der Ordenskette getragen wird, ist eine Darstellung des heiligen Georg als Drachentöter: Bird und Clayton (2017), S. 90–91, Kat. Nr. 36 (von Stephen Patterson). Entsprechend ließ Johann Georg II. von Sachsen zur Erinnerung an seine Aufnahme in den Hosenbandorden Medaillen mit dem Bild des heiligen Georg prägen: Watanabe-O’Kelly (2002), S. 142 (Abb. 31). Die St George’s Hall, in der sich die Ordensritter in Windsor versammelten, erhielt 1681–1683/84 eine aufwendige neue Ausmalung, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts um eine Darstellung des heiligen Georg ergänzt wurde: vgl. Strunck (2021), S. 121–124, 131–132.

⁵⁹ Pühringer-Zwanowetz (1962), S. 149; Menzhausen (1963), S. 27.



Abb. 14.1 Gottfried Leygebe, Karl II. von England triumphiert über das Laster, ca. 1660–1667. Dresden, Grünes Gewölbe. (Aus Menzhausen [1963], S. 29)

nehmen.⁶⁰ Dies besitzt durchaus eine generelle Plausibilität, gehörten die Markgrafen doch dem fränkischen Zweig jener Hohenzollern an, die als Kurfürsten von Brandenburg tatsächlich einen Platz im Hosenbandorden beanspruchen konnten. Bei genauerer Betrachtung von Müssels Argumenten erscheint seine These jedoch weniger einleuchtend.

Zunächst einmal ist nicht bekannt, ob Markgraf Georg Wilhelm 1695/96 auf seiner Kavaliertour tatsächlich Windsor als Sitz des Hosenbandordens besuchte.⁶¹ Die 1705 erfolgte Gründung eines eigenen Bayreuther Ritterordens, für den 1705–1711 eine neue Ordenskirche errichtet wurde, könnte durchaus vom Vorbild des Hosenbandordens inspiriert gewesen sein.⁶² Allerdings hatte bereits Georg Wilhelms Vater, Markgraf Christian Ernst, eine ähnliche Vereinigung (den Ordre

⁶⁰ Müssel (1976), S. 269–270; Müssel (2002), S. 236.

⁶¹ Siehe oben Anm. 26.

⁶² Müssel (2001), S. 222; Müssel (2002), S. 215, 236.

de la Concorde) ins Leben gerufen, ohne jemals in England gewesen zu sein.⁶³ Zudem trug auch Georg Wilhelms Gründung einen französischen Titel (Ordre de la Sincérité), was die Anlehnung an ein englisches Modell eher unwahrscheinlich macht. In der Ordenskirche fehlt jeglicher bildliche Hinweis auf den heiligen Georg;⁶⁴ nur ihre Lage in der 1701 begonnenen Neustadt Sankt Georgen am See stellt einen möglichen Bezug zum Georgskult des Hosenbandordens her, wenngleich diese Namenswahl auch einfach als Anspielung auf den Vornamen des Markgrafen erfolgt sein könnte.⁶⁵ Der Umstand, dass der Festtag des heiligen Georg Kirchweihtag der Stadt und gleichzeitig der höchste Feiertag des neuen Ordens war,⁶⁶ muss also nicht zwangsläufig auf den Hosenbandorden verweisen.

Der Markgrafenbrunnen, der zwischen 1699 und 1705 im Hof des Bayreuther Schlosses errichtet wurde, orientiert sich nach Ansicht Müssels gleichfalls an der Georgs-Ikonographie des Hosenbandordens.⁶⁷ Die von Elias Rantz angefertigte Brunnenbekrönung spielt auf Markgraf Christian Ernsts Mitwirkung an dem epochalen Sieg über die Türken bei Wien im Jahr 1683 an.⁶⁸ Das steinerne Monument zeigt den Markgrafen hoch zu Ross über einem zusammengekauerten Orientalen. Wie Müssel darlegt, konnte der Drache der Georgslegende durch einen Türken gewissermaßen substituiert werden.⁶⁹ Der formale Bezug der Skulptur zu Gottfried Leygebets Statuette (Abb. 14.1), die Müssel als mögliches Vorbild ins Spiel bringt,⁷⁰ ist jedoch wenig überzeugend, zumal sich nicht nachweisen lässt, dass Rantz die im Dresdner Grünen Gewölbe verwahrte Gruppe überhaupt gekannt haben kann. Letztlich bleiben die Bezüge der Bayreuther Kunstpatronage zum Order of the Garter also etwas spekulativ.

Es bietet sich an, die Auftraggeberschaft jener deutschen Fürsten, die den Hosenbandorden (im Unterschied zu den Bayreuther Markgrafen) tatsächlich verliehen bekamen, einmal in vergleichender Perspektive zu betrachten. Inwiefern nahmen die Feiern und Kunstwerke, die sie anlässlich der Investitur in Auftrag gaben, aufeinander Bezug? Sollte dies die bestehende Allianz zwischen bestimmten deutschen Höfen stärken, zu neuen Kooperationen einladen oder eher konkurrierende Höfe überbieten? Und inwiefern wurden dabei auch aktuelle Trends der britischen Kunst rezipiert?

⁶³Der während der Kavaliertour Christian Ernsts eher spielerisch gegründete „Ordre du brasselet de la Concorde“ erhielt sein dauerhaftes Monument durch die 1708–1710 im Erlanger Schlossgarten errichtete Concordienkirche. Vgl. Bepler (1988), S. 329; Möseneder (2012), S. 62–63.

⁶⁴Das Bauwerk erhielt den Namen Sophienkirche zur Erinnerung an die verstorbene Mutter des Markgrafen, die die Stiftung mitfinanziert hatte: Müssel (2002), S. 213, 215, 218, 221, 227.

⁶⁵Müssel (2001), S. 220, 222.

⁶⁶Müssel (1976), S. 269; Müssel (2001), S. 226; Müssel (2002), S. 224, 234.

⁶⁷Müssel (1976), S. 240, 242, 245, 269–270.

⁶⁸Müssel (1976), S. 258.

⁶⁹Müssel (1976), S. 270–271.

⁷⁰Müssel (1976), S. 274–275.

14.3 Künstlermobilität

Im 17. Jahrhundert waren vorwiegend ausländische Künstler am englischen Hof tätig. Diese Tendenz ist bereits in der ersten Jahrhunderthälfte zu konstatieren (Rubens, van Dyck, Gentileschi, Honthorst, van Poelenburgh) und setzte sich im Untersuchungszeitraum mit Gascars, Gennari, Laguerre und Verrio fort. Deutschstämmige Künstler reüssierten vor allem als Porträtmaler. Hier ist in erster Linie Gottfried Kneller aus Lübeck zu nennen, in England bekannt als Sir Godfrey Kneller (1646–1723).⁷¹ Ebenso wie der aus Soest in Westfalen gebürtige Peter Lely (1618–1680) absolvierte Kneller seine Ausbildung in den Niederlanden.⁷² Während Lely als Sohn holländischer Eltern jedoch keine intensive Beziehung zum deutschen Kulturraum besaß und nur seine allerersten Lebensjahre in Soest verbrachte, bediente Kneller zunächst eine primär deutsche Klientel.⁷³ Möglicherweise auf Anregung des Hamburger Kaufmanns John Banckes siedelte er 1676 nach London über und begann Lely den Rang abzulaufen, der 1661 zum „Principal Painter“ Karls II. ernannt worden war.⁷⁴ 1679 hatte Kneller erstmals die Möglichkeit, Karl II. zu porträtieren; 1684 entsandte der König ihn nach Frankreich, um ein Bildnis Ludwigs XIV. zu malen.⁷⁵ Während der Regierungszeit von Wilhelm III. und Maria II. erreichte Kneller den Zenit seiner Karriere: Er erhielt nicht nur den Rang des „Principal Painter“ (1689) und die Ritterwürde (1692), sondern auch das höfische Ehrenamt eines „gentleman of the privy chamber“ sowie einen Ehrendoktor der Universität Oxford (1695), und im Jahr 1700 erteilte ihm Kaiser Leopold einen weiteren Ritterschlag.⁷⁶ Im Hinblick auf seine Kontakte zum Alten Reich ist es ferner bemerkenswert, dass Kneller 1697 von Wilhelm III. den Auftrag bekam, ein Reiterbildnis des bayrischen Kurfürsten Maximilian II. Emanuel anzufertigen.⁷⁷

Knellers größter Konkurrent war John Closterman (1660–1711), dem es gelang, dem etwas älteren Kollegen den einen oder anderen prestigereichen Auftrag abzufragen.⁷⁸ Closterman hatte sein Handwerk in der väterlichen Werkstatt in Osnabrück gelernt und sich dann in Paris weitergebildet, bevor er Ende 1680 in London eintraf – zweifellos angezogen von der Aussicht, die Marktlücke schließen zu können, die sich nach dem Tod Peter Lelys (1680) aufgetan hatte.⁷⁹

⁷¹ Hierzu und zum Folgenden Stewart (2004b), S. 877–885.

⁷² Dethloff (2004), S. 303–304; Campbell (2012), S. 13.

⁷³ Stewart (1983), S. 1–12, und Tafeln 1, 4b, 5a–c, 7c; Stewart (2004b), S. 877–878; Hearn (2012), S. 27–29.

⁷⁴ Stewart (1983), S. 11, 22; Campbell (2012), S. 22.

⁷⁵ Stewart (2004b), S. 878–879.

⁷⁶ Stewart (2004b), S. 879–880.

⁷⁷ Zu diesem heute verlorenen Porträt siehe Stewart (2004b), S. 880.

⁷⁸ Stewart (2004a), S. 196.

⁷⁹ Stewart (2004a), S. 193.

Zwecks Erfüllung seiner sich schon rasch mehrenden Aufträge zog Closterman auch seinen weniger talentierten Bruder Johann Baptist (ca. 1656–1713) heran und demonstrierte seinen wirtschaftlichen Erfolg, indem er ca. 1692 ein Haus in Covent Garden in unmittelbarer Nachbarschaft Sir Godfrey Knellers bezog.⁸⁰

Durch Clostermans frühen Tod hatte Kneller beim Regierungsantritt Georgs I. im Jahr 1714 keinen deutschen Rivalen mehr. Der König ernannte seinen Landsmann zu seinem „Principal Painter“ und erhob ihn 1715 in den Adelsrang (als „baronet“). Wie bereits unter Wilhelm III. und Königin Anne war Kneller fortan für die großformatigen Staatsporträts des Monarchen zuständig.⁸¹ Daneben etablierte sich jedoch ein „newcomer“, der 1704 oder 1706 eingewanderte Christian Friedrich Zincke (ca. 1684–1767).⁸² Zincke entstammte einer Dresdner Familie von Goldschmieden und spezialisierte sich auf Miniaturporträts in Emaille, auf die er quasi das Monopol besaß. Seine Werke fanden großen Anklang, auch bei zahlreichen Mitgliedern der Königsfamilie.⁸³ Ein weiterer Porträtspezialist, der aus dem Alten Reich nach England wechselte, war Dietrich Ernst Andreae (ca. 1695–1734). Nachdem er zwischen 1716 und 1720 für den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel tätig gewesen war und eine Studienreise in die Niederlande unternommen hatte, traf er ungefähr 1723 in London ein und hielt sich dort bis mindestens Sommer 1726 auf.⁸⁴ Zu seinen Werken zählen u. a. die Porträts der königlichen Familie in der Painted Hall des Royal Naval College in Greenwich.⁸⁵

Vielleicht der berühmteste deutsche Künstler, der sich dauerhaft in England niederließ, war Georg Friedrich Händel. Von 1710 bis zu seinem Tod im Jahr 1759 ist er – von wenigen kurzen Unterbrechungen abgesehen – in London nachweisbar.⁸⁶ Als Komponist fällt „George Frideric Handel“ zwar aus der Reihe der bisher betrachteten Maler heraus, doch inspirierte er durchaus auch bildkünstlerische Werke: Für seine Londoner Opernproduktionen wurden ab 1711 spektakuläre Bühnenbilder entworfen,⁸⁷ 1738 setzte ihm Roubiliac in Vauxhall Gardens ein Denkmal,⁸⁸ und 1762 wurde das Händel-Monument in Westminster Abbey enthüllt, das seinen Rang als „national hero“ dokumentiert.⁸⁹

⁸⁰ Stewart (2004a), S. 194, 197.

⁸¹ Stewart (1970); Stewart (2004b), S. 882; Barber (2016).

⁸² Hierzu und zum Folgenden Reynolds (2004), S. 997–998.

⁸³ Marschner (2014), S. 17 (Abb. 13–15), 40 (Ab. 34), 43 (Abb. 35), 170 (Abb. 170), 185 (Abb. 182–184).

⁸⁴ Walczak (2001), S. 8–12.

⁸⁵ Walczak (2001), S. 13–18; Strunck (2021), S. 314–325, speziell S. 324.

⁸⁶ Burrows (2004), S. 28–38.

⁸⁷ Burrows (2004), S. 29.

⁸⁸ Bindman und Baker (1995), S. 65–71; Baker (1998), S. 42.

⁸⁹ Mehr als 3000 Personen sollen an Händels Beerdigung teilgenommen haben: Burrows (2004), S. 39. Zum Grabmonument vgl. Bindman und Baker (1995), S. 118–121, 332–336.

Natürlich gab es auch deutschsprachige Künstler und Architekten, die nur kurzzeitig zu Studienzwecken auf die Insel reisten. So unternahm der Nürnberger Medailleur Georg Wilhelm Vestner 1697 eine ausgedehnte Studienreise nach England.⁹⁰ Bereits ca. 1683 setzte der in Braunschweigischen Diensten stehende Militärarchitekt Johann Caspar Völcker nach London über, um sich auf Geheiß seines Dienstherrn „wegen ein und anderer Curiosa [...] zu erkundigen“.⁹¹ Hierüber ist leider ebenso wenig bekannt wie über den Engländeraufenthalt Johann Bernhard Fischers. Aurenhammer vermutet, dass Fischer von Erlach 1704 in London Christopher Wren kennenlernte und durch ihn zur Abfassung seines *Entwurff Einer Historischen Architectur* angeregt wurde.⁹² Ebenfalls 1704 begab sich Johann Leonhard Hirschmann nach London, um sich bei Godfrey Kneller weiterzubilden, wurde später aber als Maler vor allem in Regensburg und Nürnberg tätig.⁹³ 1707 und vielleicht bereits 1684/85 soll sich der Dresdner „Cammer-Dessineur“ Johann Christoph Naumann in England aufgehalten haben.⁹⁴ 1707 erhielt er den Auftrag, nach Holland, England und Italien zu reisen, um dort alle „curieux und remarquable Architectura civili et militari zu sehen und mit Fleiß zu erkundigen. Auch davon derer Dessesins und Risse suchen habhaft zu werden [...]“.⁹⁵

Reisen britischer Künstler und Architekten ins Alte Reich scheinen eher selten gewesen zu sein. Charles Jervas, ein Schüler Knellers, bereiste den Kontinent zwischen 1698 und 1709, konzentrierte sich aber auf Paris und Rom.⁹⁶ Der Maler Thomas Edwards, der sich von ca. 1701 bis 1720 in Rom aufhielt, könnte auf der Durchreise durch das Alte Reich gekommen sein, doch war dies nicht das Hauptziel seines Interesses.⁹⁷ Bezeichnenderweise besuchte James Thornhill nur Frankreich und Flandern, nicht aber das Alte Reich.⁹⁸

⁹⁰Weiß (2011), S. 229.

⁹¹Paulus (2011), S. 50–53.

⁹²Aurenhammer (1973), S. 29–30, 153–159. Lorenz (1992), S. 33, 173, versieht die Englandreise mit einem Fragezeichen, während Hart (2002), S. 33, die Inspiration durch Wren plausibel findet.

⁹³Stewart (2004b), S. 883; <https://museen.nuernberg.de/kunstsammlungen/bestaende/neuerwerbungen/neuerwerbungen-2020/hirschmann-selbstbildnis> (zuletzt konsultiert am 22.7.2023).

⁹⁴Rochhaus (2016), S. 48; Herz (2020), S. 277. Nach Scholze (1957/58), S. 5, begleitete Naumann bereits 1684/85 den künftigen sächsischen Kurfürsten Johann Georg IV. nach England, doch scheint es dafür keinen Quellenbeleg zu geben. Diese Auskunft verdanke ich Silke Herz.

⁹⁵Scholze (1957/58), S. 13. Für den ersten Hinweis auf Naumanns Englandreise und die diesbezügliche Literatur danke ich Peter Heinrich Jahn. Meinert (1970), S. 330, vertritt die Meinung, Naumann habe nur die erste Reisedestination (Holland/ Brabant) tatsächlich besucht. Jahn und Herz sind allerdings der Ansicht, dass seine ca. siebenmonatige Abwesenheit aus Dresden durchaus auch für eine Reise nach England ausgereicht hätte.

⁹⁶Vgl. Pegum (2009), S. 46–73.

⁹⁷Ingamells (1997), S. 331–332. William Kent reiste hingegen auf dem Seeweg nach Italien und scheint auch auf dem Rückweg nicht die Route durch das Alte Reich gewählt zu haben: Arbutnott et al. (2013), S. 13, 15.

⁹⁸Barber (2004), S. 619–620.

Der einflussreichste Architekt der Epoche, Sir Christopher Wren, hatte 1649 möglicherweise einige Monate in Heidelberg verbracht, doch fehlen dafür eindeutige dokumentarische Belege.⁹⁹ James Gibbs und Thomas Archer durchquerten das Alte Reich auf ihrem Weg nach Italien; Gibbs fand dabei insbesondere die Paläste in Bonn, Mannheim, München und Schönbrunn erwähnenswert.¹⁰⁰ John Vanbrugh, der Wren Anfang des 18. Jahrhunderts den Rang abzulaufen begann, wurde 1706 nach Hannover entsandt. In seiner Eigenschaft als „Clarenceux King of Arms“ überbrachte der Architekt den Hosenbandorden an Georg August von Braunschweig-Lüneburg,¹⁰¹ wird diesen Anlass aber auch dazu genutzt haben, deutsche Bauwerke zu studieren.¹⁰² Die Frage, ob die zwischen den Höfen reisenden Künstler bzw. Architekten auch geheime diplomatische Aufgaben erfüllten (wie dies etwa für Rubens' Englandreise bekannt ist), wäre auf dokumentarischer Grundlage näher zu untersuchen.¹⁰³

Während die Spuren, die die Künstlerreisen im Œuvre der jeweiligen Maler und Architekten hinterließen, noch im Einzelnen nachvollzogen werden müssten, gilt es bei den dauerhaft in England ansässigen Malern aus dem Alten Reich zu fragen, inwiefern sie sich auf bereits etablierte britische Traditionen einstellten, welche neuen Impulse sie einbrachten und welche Vermarktungsstrategien sie verfolgten. Im Fall Godfrey Knellers ist es z. B. evident, dass er (wie bereits Peter Lely) stilistisch an die Porträts van Dycks anknüpfte und somit den von dem früheren englischen Hofmaler geprägten Geschmack der britischen Auftraggeberschaft bediente.¹⁰⁴ Im Verlauf seiner Karriere entwickelte er jedoch einen auf die Antike rekurrierenden „neuen Darstellungsmodus“, der wiederum im Alten Reich als vorbildlich empfunden wurde.¹⁰⁵ Künstlersozialgeschichtlich relevant wäre außerdem eine Untersuchung der Frage, inwiefern die Deutschen in England Netzwerke bildeten und sich eventuell auch gegenseitig bei der beruflichen Etablierung bzw. Akquise von Aufträgen unterstützten. Britische Künstler, die sich langfristig im Alten Reich niederließen, sind mir bislang nicht bekanntgeworden, doch bliebe

⁹⁹ Jardine (2002), S. 77–84.

¹⁰⁰ Friedman (1984), S. 5.

¹⁰¹ Schneider (1988), Bd. 2, S. 398.

¹⁰² Zum Thema „Vanbrugh und der Hosenbandorden“ vgl. Hart (2008), S. 44–81; zur Reise nach Hannover speziell S. 8–9, 70, 87, 263 (Anm. 82).

¹⁰³ Zu Rubens' diplomatischen Aufgaben siehe Martin (2011). Aurenhammer (1973), S. 29–30, 112, weist darauf hin, dass sich Fischer von Erlach vor seiner Englandreise zunächst mit einem Empfehlungsbrief Kaiser Leopolds zu Friedrich I. nach Berlin begab. Dies könnte auf eine diplomatische Mission zwischen den drei Höfen in Wien, Berlin und London hindeuten. Solche „Zusatzaufgaben“ waren vielleicht auch mit Händels Reise nach Dresden verbunden, wo er 1719 an den opulenten Feiern zur Verheiratung des sächsisch-polnischen Thronfolgers mit der Kaiser-tochter Maria Josepha von Österreich teilnahm. Vgl. Burrows (2004), S. 30; zu den Feiern in Dresden Watanabe-O'Kelly (2002), S. 205–212, 225–237.

¹⁰⁴ Stewart (1983), S. 3, 11, 13–14.

¹⁰⁵ Hensel (2014), S. 189.

noch zu überprüfen, inwiefern die Personalunion ab 1714 Künstlermobilität auch in dieser Richtung förderte.

14.4 Transfer von Objekten

Vor der Erfindung von Film, Fernsehen, Video und Internet war der Austausch von Informationen an den Transfer von Objekten gebunden. Deutsche Leser erlangten Kenntnis von englischer Politik und Kultur durch Flugschriften und Bücher, die teilweise importiert, teilweise aber auch für den deutschen Markt adaptiert wurden.¹⁰⁶ Visuelle Informationen konnten insbesondere durch Druckgraphiken über Länder- und Sprachgrenzen hinweg verbreitet werden.¹⁰⁷ Beispielsweise verzeichnet das Virtuelle Kupferstichkabinett zahlreiche Darstellungen britischer Monarchen in deutschen Sammlungen, während umgekehrt im British Museum Stiche der deutschen Herrscher jener Zeit zu finden sind. Schon eine oberflächliche Sichtung des Materials zeigt, dass deutsche Stecher britische Vorlagen kopierten und *vice versa*.¹⁰⁸

Aufwendig illustrierte Beschreibungen höfischer Feste waren Buchobjekte, die sich nicht nur an das heimische, sondern immer auch an ein ausländisches Publikum wandten. Befreundeten und konkurrierenden Höfen im In- und Ausland sollte der durch Prachtentfaltung demonstrierte eigene Status möglichst eindringlich vor Augen geführt werden. Zahlreiche deutschsprachige Publikationen dieser Art haben sich in der British Library erhalten. Umgekehrt lässt sich nachweisen, dass John Ogilbys opulente Festpublikation aus Anlass der Krönung Karls II. von England sogar mehr als fünfzig Jahre später noch in Nürnberg greifbar gewesen sein muss, als Joachim Negelein dort die einflussreichste und bis heute bekannteste Medaille zur Thronbesteigung Georgs I. konzipierte (Abb. 14.2).¹⁰⁹

Die 1714 von Georg Wilhelm Vestner gestaltete Medaille zeigt, wie das für das Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg bzw. Hannover stehende Ross zum Sprung über den Ärmelkanal ansetzt. Bislang wurde noch nicht bemerkt, dass das zugehörige Motto („*unus non sufficit orbis*“ bzw. „Eine Welt allein ist nicht genug“) bereits 1661 an einem Triumphbogen des „Coronation Entry“ für Karl II. erschien. Der Naval Arch war bekrönt von dem Schriftzug „*unus non sufficit*“,

¹⁰⁶Es sind weit über 100 deutschsprachige Flugschriften über England aus dem Zeitraum 1660–1700 bekannt, viele davon Übersetzungen englischer Texte: Walther (1991), S. 26–32, 65–235.

¹⁰⁷Einige Beispiele für Graphiken zur britischen Politik, die unter Mitwirkung deutscher Künstler entstanden: Cilleßen (1997), S. 258, 314; Bird und Clayton (2017), S. 64, Abb. 18.

¹⁰⁸Eine detaillierte Auswertung von <http://www.virtuelles-kupferstichkabinett.de/de/> und <https://www.britishmuseum.org/collection> unter diesem Gesichtspunkt wäre lohnend.

¹⁰⁹Zur Bedeutung und Konzeption dieser Medaille siehe Wolf (2005) und insbesondere Weiß (2011), die jedoch beide nicht den Bezug zum „Coronation Entry“ von 1661 herstellen.

Abb. 14.2 Georg Wilhelm Vestner nach Entwurf von Joachim Negelein, Medaille zur Thronbesteigung Georgs I., 1714. (Aus Wolf [2005], S. 91)



eingefasst von zwei Armillarsphären, woraus klassisch gebildete Betrachter folgern konnten, dass eine Welt (versinnbildlicht durch die Armillarsphäre) für den englischen König – ebenso wie einst für Alexander den Großen – nicht genug sei (Abb. 14.3). Das Motto fasste gewissermaßen die Botschaft des Triumphbogens zusammen, der die britische Herrschaft über die Meere, Englands Kolonien in Übersee und den prosperierenden Fernhandel thematisierte.¹¹⁰

John Ogilbys 1662 veröffentlichte, prächtig illustrierte Festbeschreibung sollte diese Botschaft auch außerhalb Großbritanniens bekannt machen.¹¹¹ Der Theologe, Latinist und Numismatiker Joachim Negelein dürfte Ogilbys Werk bei seiner Englandreise im Jahr 1700 erworben und dann für den Entwurf der Medaille konsultiert haben.¹¹² Indem er einen Bezug zwischen dem historischen „Neuanfang“ von 1661 bzw. 1714 herstellte, präsentierte Negelein Georg I. gewissermaßen als würdigen Nachfolger Karls II. – ein durchaus geschickter Schachzug angesichts des jakobitischen Widerstands gegen die Thronfolge des Hannoveraners.¹¹³ Da Medaillen leicht zu transportieren bzw. zu verschicken

¹¹⁰ Strunck (2021), S. 61–64.

¹¹¹ Ogilby (1662), speziell zum Naval Arch S. 43–110.

¹¹² Negelein begleitete einen seiner Zöglinge auf einer ausgedehnten Bildungsreise und konnte dadurch ca. vier Monate des Jahres 1700 in London, Oxford und Cambridge verbringen. Siehe dazu Weiß (2011), S. 232.

¹¹³ Die Restauration der Stuart-Monarchie im Jahr 1660, die 1661 in der Krönung Karls II. kulminierte, stellte ebenso wie der Dynastiewechsel von 1714 eine starke Zäsur in der Geschichte Englands dar. Die Gegner Georgs I. versuchten in den sogenannten „Jacobite

Abb. 14.3 David Loggan (?) nach Entwurf von John Webb (?), Zweiter Triumphbogen für die Krönungsprozession Karls II. von England, sogenannter Naval Arch, 1661. Stich aus Ogilby 1662. (© The Trustees of the British Museum)



waren und gleichzeitig durch ihr Material eine hohe Wertigkeit und Dauerhaftigkeit besaßen, galten sie als besonders geeignet für die Verbreitung politischer Botschaften. Bezeichnenderweise entstand die 1714 in Nürnberg geprägte Medaille nicht im königlichen Auftrag, sondern auf Initiative des Münzverlegers Johann Caspar Lauffer, der offenbar sowohl im Alten Reich als auch in England gute Absatzchancen sah.¹¹⁴

Rebellions“ die Thronfolge von James Francis Edward Stuart durchzusetzen, der ein Sohn des exilierten Königs Jakob II. war. Indem Negelein in seiner Medaille auf die Krönung Karls II. anspielte, unterstrich er, dass hingegen Georg I. der legitime Nachfolger der Stuarts sei (wie dies 1701 im Act of Settlement festgeschrieben worden war).

¹¹⁴Weiß (2011), S. 223–230, 260. Selbstverständlich fand eine dieser Medaillen auch ihren Weg ins British Museum: Edwards (2018), S. 110, fig. 132.

Wie nicht nur das Beispiel Negeleins belegt, boten Kavaliersreisen einen willkommenen Anlass, besondere Objekte im Ausland einzukaufen und stolz in die Heimat mitzubringen. 1710 kehrten die Gebrüder Uffenbach mit zahlreichen Neuerwerbungen aus London zurück – darunter Bücher, „eine goldene Sack=Uhr“, „Risse und Kupferstiche“, zwei antike Münzen von „Camusium & Alectum [...], weil beyde sich in Engelland zu Kaysern aufgeworfen“, „verschiedene Portraits“, „trockene Farben“ und „Bleystifte [...], die man nirgends besser als in Engelland bekommt“.¹¹⁵ Ferdinand Albrecht I. von Braunschweig-Lüneburg kaufte 1664/65 auf seiner Englandreise immerhin 71 Bücher und mehrere Gemälde, u. a. eine große London-Vedute sowie Bildnisse von Karl II. und seiner Geliebten, Gräfin Castlemaine.¹¹⁶ Außerdem bestellte er sein Porträt: „des Verfassers Abbildung mit einer solchen Kleidung/ wie die Parlaments Herren in Engeland im Parlament sitzen/ zu Londen anno 1662 [sic] abgemahlet von einer berühmten Malerin“.¹¹⁷ Ebenso dürfte auch Wilhelm von Sachsen-Eisenach sein Bildnis als Reisesouvenir in Auftrag gegeben haben, da es die Aufschrift „G. Kneller [...] fecit 1689/ London“ trägt.¹¹⁸ Die Frage nach Transfers in umgekehrter Richtung (d. h. wann und wie Werke nicht in England ansässiger deutscher Künstler nach Großbritannien gelangten) wäre für den Untersuchungszeitraum noch näher zu erforschen. Jedenfalls scheinen Graphiken der Dürer-Zeit schon damals in England hoch im Kurs gestanden zu haben.¹¹⁹

Nicht nur durch Käufe, sondern auch durch Geschenke konnte der Transfer von Kunstobjekten erfolgen. Vor allem kostbare Goldschmiedearbeiten waren als Geschenke zur Festigung politischer Beziehungen beliebt. Noch zur Zeit des Commonwealth erwarb der englische Gesandte Richard Bradshaw 1657 in Hamburg einen spektakulären Tafelaufsatz (Abb. 14.4), der dem russischen Zaren als Geschenk überbracht werden sollte. Nachdem diese diplomatische Mission gescheitert war, kaufte die Stadt Exeter das Werk des Hamburger Goldschmieds Johann Hass und schenkte es Karl II. anlässlich seiner Exilrückkehr im Jahr 1660 „with the tender of their loyaltie“ – d. h. als Versöhnungsgeste, da die Stadt während des Commonwealth die Gegner des Königs unterstützt hatte.¹²⁰

¹¹⁵ Uffenbach (1753–1754), Bd. 2, S. 442, 452, 461, 511, 593–594. Zur Datierung dieser Reise in das Jahr 1710 siehe vgl. Robson-Scott (1953), S. 106.

¹¹⁶ Bepler (1988), S. 164–165, 236–246, 297–298.

¹¹⁷ Bepler (1988), S. 165, Anm. 31. Unter Bezugnahme auf Lessing identifiziert Bepler die Malerin als „Gratiana le Wright, wife of the English artist Michael Wright“ (Bepler 1988, S. 164).

¹¹⁸ Stewart (1983), S. 127, Kat. Nr. 638. Dasselbe gilt möglicherweise auch für Knellers Bildnis des Markgrafen Johann Friedrich von Ansbach: Stewart (1983), S. 92, Kat. Nr. 54.

¹¹⁹ Die 1688 aufgelöste Sammlung Peter Lelys umfasste zahlreiche Blätter von Cranach, Dürer und Sebald Beham: Dethloff (2003), S. 123, 130, 133, 137. Caroline von Brandenburg-Ansbach besaß Dürers Apokalypse-Folge, die sie vermutlich aus ihrer deutschen Heimat nach England mitgebracht hatte: Marschner (2014), S. 94, Abb. 90 (Inventar).

¹²⁰ Bird und Clayton (2017), S. 82–83, Kat. Nr. 31 (von Kathryn Jones).

Abb. 14.4 Johann Hass, Tafelaufsatz zur Aufbewahrung von Gewürzen, sogenanntes Salt of State, ca. 1630. London, Royal Collection, RCIN 31772. (Aus Bird und Clayton [2017], S. 83)



Politische Allianzen wurden oft durch kostbare Gaben bekräftigt. So beschenkte Wilhelm III. im Jahr 1694 seinen Großcousin Friedrich III. von Brandenburg mit zwei kunstvoll gearbeiteten silbernen „cisterns“, da dieser ihm geholfen hatte, in der „Glorious Revolution“ den englischen Thron zu erringen (was der Kurfürst gleich in mehreren Medaillen verewigte).¹²¹ Wie bereits am Beispiel von Abb. 14.2 und 14.3 erläutert, wurde der Objekttransfer auch in diesem Fall Auslöser einer kreativen Neugestaltung: Die silbernen „cisterns“ (Spülwannen) bildeten den Grundstock für das Berliner Silberbuffet, das Friedrich III. in Augsburg bestellte und 1703 im Berliner Schloss in einem dekorativen Aufbau gegenüber von seinem Thron installieren ließ.¹²² Das überaus prächtige Silbergeschirr betonte die Allianz zwischen beiden Dynastien, da sich in seiner

¹²¹Hagemann und Winterbottom (2007), S. 100–101. Diesen Literaturhinweis verdanke ich Lorenz Seelig. Zu den Medaillen, die die brandenburgische Militärhilfe für Wilhelm III. feiern, siehe Erkelens (1999), S. 409–410.

¹²²Hagemann und Winterbottom (2007), S. 99, 101; Kessler (2014), S. 322–323, Kat. Nr. XVI.25 (von Guido Hinterkeuser).

Dekoration der Löwe (als holländisches und englisches Wappentier Wilhelms III.) mit dem brandenburgischen Adler verband.¹²³

Weniger teure und daher besonders gebräuchliche diplomatische Geschenke waren Herrscherporträts. Godfrey Knellers Werkstatt spezialisierte sich darauf, für £ 50 pro Stück zahlreiche Kopien der ganzfigurigen Staatsporträts von Wilhelm III. und Maria II. „for dispatch to foreign courts, domestic and foreign ministers, institutions, and friends“ anzufertigen.¹²⁴ Von Knellers Krönungsporträt Georgs I. (Abb. 14.5) wurden zwischen 1714 und 1719 nicht weniger als 45 Werkstattkopien hergestellt!¹²⁵ Einige davon sind auch in deutschen Sammlungen nachweisbar.¹²⁶

Ebenso wie die bereits besprochene Medaille zu seiner Thronbesteigung (Abb. 14.2) knüpfte auch das Krönungsporträt Georgs I. an die Bildpolitik der Stuart-Dynastie an, indem es das Porträt Jakobs I. im Krönungsornat imitierte (Abb. 14.6). Die Parallelisierung beider Monarchen lag auf der Hand, denn durch Jakob I. hatte 1603 die Stuart-Dynastie das Haus Tudor abgelöst, während Georg I. (ein Nachkomme Jakobs I.) 1714 die neue Dynastie der Hannoveraner auf dem britischen Thron etablierte.

Beide Porträts setzen den Herrscher jeweils vor einem Bauwerk in Szene – jedoch mit signifikant unterschiedlicher Akzentuierung. Jakob I. betonte den Neubeginn, den seine Herrschaft in dynastischer Hinsicht bedeutete, indem er im Hintergrund des Gemäldes ein damals hochmodernes Gebäude abbilden ließ: das in seinem Auftrag errichtete Banqueting House, das sich dezidiert von der traditionellen englischen Baukunst absetzte.¹²⁷ Georg I. inszenierte hingegen nicht den Bruch mit der Vergangenheit, sondern betonte die dynastische Kontinuität und seine Achtung vor der englischen Kultur, indem er sich vor Westminster Abbey porträtieren ließ (Abb. 14.5).

Die deutschsprachige Reiseliteratur des Untersuchungszeitraums behandelt Westminster Abbey stets besonders ausführlich und verweist auf die vielen königlichen Grabmäler, die es dort zu besichtigen gab bzw. gibt.¹²⁸ Wegen ihrer hohen Bedeutung für die englische Monarchie wurde die Abteikirche ab 1698 unter Leitung Christopher Wrens restauriert.¹²⁹ Wie ein Dokument von 1713 belegt, versuchte Wren zudem, die noch unvollendete Westfassade im gotischen Stil fertigzustellen – eine Aufgabe, die schließlich erst durch Nicholas Hawksmoor 1734–1745 vollendet wurde. Der Umstand, dass Kneller nur den gotischen Ostchor von Westminster Abbey in sein Gemälde integrierte, hatte also durchaus

¹²³ Hagemann und Winterbottom (2007), S. 102.

¹²⁴ Hamilton-Phillips (1989), S. 245.

¹²⁵ Lembke (2014), S. 57, 291, Kat. Nr. 54 (von Karin Schrader).

¹²⁶ Stewart (1983), S. 106, Kat. Nr. 290 und 293.

¹²⁷ Hart (2011), S. 188–209.

¹²⁸ Siehe etwa Rothe (1682), S. 216; Limberg (1690), S. 669–671; Ebert (1724), S. 82–83; Uffenbach (1753–1754), Bd. 2, S. 511–517; Ferdinand Albrecht I. (1988), S. 207–209.

¹²⁹ Hierzu und zum Folgenden Hart (2002), S. 58–60.

Abb. 14.5 Godfrey Kneller (Werkstatt), Georg I. im Krönungsornat vor dem Ostchor von Westminster Abbey, nach 1714. Öl auf Leinwand, 238 × 145 cm. London, UK Government Art Collection, GAC 0/82. (Aus Lembke [2014], S. 57)



bauliche Gründe – aber auch eine symbolische Dimension, denn in diesem Chor liegt Jakob I. begraben.¹³⁰ Da Georg I. ein Nachkomme von Elizabeth Stuart, einer Tochter Jakobs I., war, verwies die Architektur im Hintergrund seines Krönungsporträts auf die Legitimität seines Herrschaftsanspruchs und suggerierte, dass er mit nicht weniger Recht als sein Gegner James Francis Edward Stuart das Erbe der Stuarts beanspruchen konnte. Möglicherweise trug die starke Verbreitung dieses Gemäldes durch Kopien dazu bei, ein neues Interesse an der Gotik zu wecken und das in jenen Jahren beginnende „Gothic Revival“ populär zu machen.¹³¹

¹³⁰ Vgl. <https://www.westminster-abbey.org/de/abbey-commemorations/royals/james-i-and-anne-of-denmark> (zuletzt konsultiert am 15.6.2021).

¹³¹ Zu den Anfängen des Gothic Revival in der britischen Architektur vgl. Lewis (2002), S. 15–18.

Abb. 14.6 Paul van Somer, Jakob I. im Krönungsornat vor dem Banqueting House, ca. 1620. Öl auf Leinwand, 227 × 150 cm. Windsor Castle, RCIN 404446. (Royal Collection Trust [LZ tilgen]/ © Her Majesty Queen Elizabeth II 2021)



14.5 Deutsch-englische Kontakte in der ortsgebundenen Monumentalmalerei

Schon vor der Thronbesteigung Georgs I. wurden die englisch-deutschen Beziehungen in der höchsten Gattung der Malerei, dem monumentalen Historienbild, thematisiert. Aus Platzgründen konzentriere ich mich im Folgenden auf ortsfeste Monumentalmalerei.

Zunächst sei die Berliner Bildproduktion betrachtet. Wie bereits erwähnt, hatte Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg seinen Cousin Wilhelm von Oranien dabei unterstützt, König von England zu werden. 1701 krönte sich der Kurfürst als Friedrich I. zum König in Preußen. Er verfolgte jedoch noch weitergehende dynastische Ambitionen: Da Wilhelm von Oranien (als englischer König Wilhelm

III.) kinderlos geblieben war, spekulierte Friedrich auf dessen oranisches Erbe.¹³² In mehreren Monumentalgemälden ließ er deswegen seine enge Verbindung zu Wilhelm verherrlichen. Noch zu Lebzeiten des Cousins entstand im Berliner Schloss der im Jahr 1700 fertiggestellte „Oranische Saal“, dessen Decke mit einem Reiterbildnis Wilhelms III. geschmückt war.¹³³ Nach Wilhelms Tod im Jahr 1702 hob ein Deckenbild in Schloss Oranienburg bei Berlin den Anspruch Friedrichs I. auf das Erbe hervor, indem die dynastische Beziehung allegorisch dargestellt wurde.¹³⁴ Etwa 1713 entwarf Samuel Theodor Gericke ein weiteres Deckengemälde für das Berliner Stadtschloss, das diesen – damals immer noch stark umstrittenen – Erbenspruch erneut bekräftigte.¹³⁵

Während desselben Zeitraums hielt der Spanische Erbfolgekrieg Europa in Atem (1701–1714).¹³⁶ Von englischer Seite aus betrachtet, ging es dabei darum, die europäische Vormachtstellung Ludwigs XIV. zu brechen. Mit diesem Ziel schlossen 1701 der Kaiser, England, die Niederlande und Preußen ein Bündnis, die Haager Große Allianz. Ein entscheidender Sieg über die Franzosen gelang am 13.8.1704 bei Blindheim in Bayern („Battle of Blenheim“). Königin Anne war von diesem Sieg so begeistert, dass sie dem britischen Oberbefehlshaber John Churchill, Herzog von Marlborough, zum Lohn die Finanzierung eines Landsitzes in der Nähe von Oxford zusagte. So begann die Geschichte von Blenheim Palace, dessen Grundstein 1705 gelegt wurde.¹³⁷

Churchills Sieg in Bayern (im Bündnis mit der Kaiserlichen Armee und der Reichsarmee) wurde zudem in mehreren Monumentalgemälden verewigt. James Thornhills 1716 fertiggestelltes Deckenbild in der Eingangshalle von Blenheim Palace zeigt den Herzog von Marlborough mit dem Plan der Schlacht als „A Hero Entering the Temple of Fame“.¹³⁸ Bereits ca. 1713 entstanden Louis Laguerres Wandbilder in der Eingangshalle von Marlborough House in London, die verschiedene Momente der Schlacht in erzählerischer Detailfreude schildern.¹³⁹ Unausgeführt blieb hingegen Godfrey Knellers Entwurf für ein großes allegorisches Gemälde, das die Ehrung John Churchills durch Königin Anne bzw. die Schenkung von Blenheim Palace commemorieren sollte.¹⁴⁰

Nach der Thronbesteigung Georgs I. im Jahr 1714 musste es darum gehen, die Dynastie der Hannoveraner auch visuell in England zu etablieren. Georg quartierte sich in London in St James’s Palace ein und nutzte Kensington Palace

¹³² Rütten (1999), S. 421; Bauer (2020).

¹³³ Rütten (1999), S. 422.

¹³⁴ Rütten (1999), S. 422, 429.

¹³⁵ Rütten (1999), S. 421, 430–431.

¹³⁶ Hierzu und zum Folgenden Black (1991), S. 140–149.

¹³⁷ Hart (2008), S. 136–145.

¹³⁸ Hamlett (2020), S. 122–123.

¹³⁹ Hamlett (2020), S. 116–122.

¹⁴⁰ Knellers Entwurf von 1708 ist abgebildet bei Hart (2008), S. 139.

und Hampton Court als seine Nebenresidenzen, während sich das Thronfolgerpaar dauerhaft in Hampton Court Palace niederließ.¹⁴¹ Dieser war von Wilhelm III. und Königin Anne mit Wand- und Deckenbildern versehen worden, die deren Herrschaft verherrlichten,¹⁴² weswegen die Hannoveraner es offenbar als notwendig erachteten, dort ebenfalls visuelle Präsenz zu zeigen. Bereits 1714/15 schuf James Thornhill im Prunkschlafzimmer des Thronfolgerpaars ein mythologisches Deckengemälde („Abduction of Cephalus“), in das er separat gerahmte Porträts der Hannoveraner Herrscherfamilie integrierte.¹⁴³ Im Prunktreppenhaus von Kensington Palace ließ der König 1725 William Kent ein Wandbild gestalten, das Mitglieder seines Hofes abbildete und ein harmonisches Zusammenspiel der multikulturellen Hofgesellschaft suggerierte.¹⁴⁴

Das imposanteste Wandbild der Regierungszeit Georgs I. entstand jedoch nicht in einem königlichen Palast, sondern in dem sogenannten Royal Hospital (heute Old Royal Naval College) in Greenwich. Diese Institution war 1694 als Heim für alte und invalide Seeleute gegründet worden, entwickelte sich allerdings rasch zu einem Prestigeprojekt, das die Stärke der englischen Navy und die darauf basierende Vorrangstellung Großbritanniens glorifizieren sollte.¹⁴⁵ Nachdem sich das Bildprogramm der repräsentativen Painted Hall zunächst auf Wilhelm III. und Königin Anne konzentriert hatte, wurde es ab 1717 durch James Thornhills Wandbilder in der Upper Hall komplettiert, die die Ankunft der Hannoveraner feiern. Das Gemälde an der Westwand, triumphaler Abschluss der gesamten Bilderfolge, präsentiert Georg I. vor St Paul's Cathedral als einen gottgesandten Monarchen, durch den ein neues Goldenes Zeitalter anbricht (Abb. 14.7).¹⁴⁶ Erst 1723, etliche Jahre nach Konzeption des Bildzyklus, wurde in das Familienbildnis direkt hinter Georg seine Tochter, die preußische Königin Sophie Dorothea, eingefügt, ausgestattet mit einem Likatorenbündel als Symbol der Eintracht (Concordia).¹⁴⁷ Dies verwies auf den im selben Jahr geschlossenen Vertrag von Charlottenburg, ein Verteidigungsbündnis zwischen England und Preußen, und spielte auch auf den im selben Zusammenhang bekräftigten Plan einer englisch-preußischen Doppelhochzeit an.¹⁴⁸

Während die bereits erwähnten Monumentalgemälde deutsch-englische Kontakte im dynastischen bzw. politischen Bereich veranschaulichten, sollen

¹⁴¹ Brett (2013), S. 3; Edwards (2018), S. 109–110.

¹⁴² Zu diesen Gemälden siehe Strunck (2021), S. 248–274.

¹⁴³ Brett (2013), S. 4.

¹⁴⁴ Edwards (2018), S. 115, 122–124.

¹⁴⁵ Lucas (2019), zum Datum der Gründung S. 20.

¹⁴⁶ Hierzu ausführlich Strunck (2021), S. 314–325.

¹⁴⁷ Neben Sophie Dorothea steht die Frau des Thronfolgers (damit zugleich Princess of Wales), Caroline von Brandenburg-Ansbach, als Personifikation der Klugheit. Siehe dazu Strunck (2021), S. 322–323, und Thornhill (1726), S. 16: „On his [the king's] Right-hand is Prudence, represented by the Princess of Wales, also Concord with the Fasces by the Queen of Prussia.“

¹⁴⁸ Strunck (2021), S. 322–324.



Abb. 14.7 James Thornhill und Werkstatt, Allegorische Darstellung Georgs I. im Kreise seiner Familie. Greenwich, Royal Naval College, Wandbild an der Westwand der Upper Hall, ca. 1723–1726. (© The Old Royal Naval College, Greenwich / Sam Whittaker)

abschließend zwei Beispiele für künstlerische Kontakte zwischen England und Altem Reich genannt werden, die nicht die Thematik, sondern die Gestaltung von Deckenbildern beeinflussten. So ist es auffällig, dass Johann Michael Rottmayrs Allegorie auf Kaiserin Elisabeth Christine an der Decke des Marmorsaals von Schloss Weißenstein in Pommersfelden (1717) auf das Deckengemälde des Queen’s Audience Chamber in Windsor Castle Bezug nimmt – ohne dass sich aber bislang klären ließ, wie Rottmayr von diesem Werk Antonio Verrios Kenntnis gehabt haben kann.¹⁴⁹

Ähnlich liegt der Fall bezüglich des Deckenbildes im Audienzzimmer bzw. Thronsaal Augusts des Starken, das kürzlich auf Grundlage eines erhaltenen *modello* (Abb. 14.8) sowie anhand alter Photographien rekonstruiert werden konnte.¹⁵⁰

¹⁴⁹Strunck (2020), S. 248–249.

¹⁵⁰Zum *modello* vgl. Salmon (1997), S. 32–33, Kat. Nr. 9; zur Rekonstruktion in den Jahren 2016–2018: https://de.wikipedia.org/wiki/Deckengem%C3%A4lde_im_Thronsaal_K%C3%B6nig_Augusts_II._im_Dresdner_Residenzschloss (zuletzt konsultiert am 16.6.2021).

Abb. 14.8 Louis de Silvestre, *Modello* für das Deckengemälde im Audienzgemach Augusts des Starken, ca. 1719. Öl auf Leinwand, 85,9 × 56,8 cm. Paris, musée des Arts décoratifs, Inv. P.40. (Aus Salmon [1997], S. 33)



Louis de Silvestre schuf dieses Gemälde 1719 unter erheblichem Zeitdruck, da das nach einem Brand hastig wiederaufgebaute Dresdner Stadtschloss und seine Ausstattung pünktlich zur Hochzeit des sächsisch-polnischen Thronfolgers mit der Kaisertochter Maria Josepha von Österreich fertiggestellt werden mussten.¹⁵¹ Insofern lag es nahe, sich bei Werken anderer Maler zu „bedienen“. Wie bislang noch nicht bemerkt wurde, imitiert die zentrale Figurengruppe von Silvestres Werk Antonio Verrios Deckengemälde des Queen’s Drawing Room in Hampton Court Palace (Abb. 14.9).

¹⁵¹Syndram (2012), S. 35–48.



Abb. 14.9 Antonio Verrio, Deckenbild im Queen's Drawing Room, Hampton Court Palace, Detail: Queen Anne as Justice, ca. 1703–1705. (© Historic Royal Palaces. Photo: James Brittain)

Vergleichbar ist vor allem die mittig platzierte, von weiteren Personifikationen und einem Löwen umgebene Gestalt der Justitia, die majestätisch auf Wolken sitzt, stolz mit erhobenem Haupt aus dem Bild blickt und dabei ein erhobenes Schwert sowie eine Waage präsentiert. Noch deutlicher wird die Parallele, wenn man den räumlichen Kontext einbezieht: Verrios Gemälde ist so ausgerichtet, dass Betrachter es gemeinsam mit einer Personifikation der thronenden britischen Monarchie an der darunterliegenden Westwand des Saales wahrnehmen (Abb. 14.10). In exakt derselben räumlichen Konstellation überfing Silvestres Deckenbild den Thron Augusts des Starken.¹⁵²

Auch hier stellt sich die Frage, wie Silvestre von Verrios Werk gewusst haben kann. Die Ehefrau Augusts des Starken, Christiane Eberhardine von Brandenburg-Bayreuth, stand in brieflichem Kontakt mit Königin Anne, der Auftraggeberin von Verrios Gemälde, doch bezieht sich die Korrespondenz nicht auf künstlerische Themen.¹⁵³ Wenngleich Christiane Eberhardine vergebens versuchte,

¹⁵²Dies ist gut erkennbar in einer historischen Aufnahme des Audienzgemachs: vgl. Hertzog (2013), S. 118, Abb. 90. Zur Lage des Raumes siehe ibidem, S. 115, Abb. 86 („Audienzzimmer“).

¹⁵³Zu den Planungen für die Kavaliersreise Augusts III. vgl. Herz (2020), S. 46–47. Ich bin Silke Herz zu großem Dank dafür verpflichtet, dass sie mir den Inhalt der fünf in Dresden erhaltenen Briefe Königin Annes mitgeteilt hat.



Abb. 14.10 Antonio Verrio, Deckengemälde und Wandbild auf der Westseite des Queen's Drawing Room, Hampton Court Palace, ca. 1703–1705. (Aus Thurley (2003), S. 214)

ihren ältesten Sohn nach England zu schicken, unternahmen immerhin mehrere Personen aus dem Umfeld des Kurfürsten Reisen auf die Insel.¹⁵⁴ August der Starke selbst interessierte sich zweifellos für englische Kunst, denn er bat seinen Gesandten Georg Sigismund Reichsgraf von Nostitz um die Bestellung von Damenporträts in London und beauftragte den jungen Maler Christian Schubert 1715, „unterschiedliche Bilder, welche ihm der Envoyé Extraordinaire Graff von Nostitz in England anweisen wird“ zu kopieren.¹⁵⁵ Da Schubert u. a. Kopien der berühmten „Hampton Court Beauties“ von Godfrey Kneller nach Dresden sandte,¹⁵⁶ besitzt die Annahme eine gewisse Plausibilität, Schubert könne in Hampton Court Palace auch Verrios Deckengemälde abgezeichnet haben.

Louis de Silvestres Deckenbild im Audienzzimmer Augusts des Starken ist nur eines von zahlreichen Beispielen dafür, wie vieles auf dem Gebiet der englisch-deutschen Kunstkontakte im Zeitraum 1660–1727 noch zu erforschen bleibt. Wie der vorliegende Beitrag gezeigt haben dürfte, wird eine vertiefte Analyse der oben skizzierten fünf Forschungsfelder eine grundlegend neue Sicht auf die diesbezüglichen Transferprozesse eröffnen.¹⁵⁷

Literatur

Quellen

- Ashmole, Elias. 1672. *The Institution, Laws & Ceremonies Of the most Noble Order of the Garter. Collected and digested into one Body by Elias Ashmole of the Middle-Temple Esq; Windesor [sic] Herald at Arms [...]*. London: Printed by J. Macock, for Nathanael Brooke at the Angel in Cornhill, near the Royal Exchange.
- Blainville, M. 1757. *Travels through Holland, Germany, Switzerland, But especially Italy. By the Late Monsieur De Blainville, Sometime Secretary to the Embassy of the States-General, at the Court of Spain [...]*. 3 Bde. London: John Noon.
- Blainville, M. 1974. *Aus des Herrn De Blainville Reisen durch Holland, Deutschland, die Schweiz und Italien die Kapitel Franken*, Hrsg. Adolf Schwammerger. Bamberg: Fränkische Bibliophilengesellschaft.
- Ebert, Adam. 1724. *Auli Apronii Reise=Beschreibung, von Franco Porto Der Chur=Brandenburg Durch Teutschland/Holland und Braband/ England/ Franckreich [...]*. Frankfurt a. O.: ohne Angabe des Verlegers.
- Ferdinand Albrecht I. Herzog von Braunschweig-Lüneburg. 1988. *Wunderliche Begebnissen und wunderlicher Zustand in dieser wunderlichen verkehrten Welt. Faksimiledruck der Ausgaben*

¹⁵⁴ Herz (2020), S. 47. In Abschn. 14.3 wurden bereits die Englandreisen der Dresdner Künstler Zincke und Naumann in den Jahren 1704 oder 1706 bzw. 1707 erwähnt. Christian Heinrich Erndtel, Leibarzt Augusts des Starken, veröffentlichte 1710 einen England-Reisebericht: Robson-Scott (1953), S. 105.

¹⁵⁵ Hensel (2014), S. 176, 185. Diesen wichtigen Hinweis verdanke ich Peter Jahn.

¹⁵⁶ Hensel (2014), S. 185. Zu den „Hampton Court Beauties“ vgl. Stewart (1983), S. 44–46; Thurley (2003), S. 172–173.

¹⁵⁷ Ein entsprechendes Forschungsprojekt befindet sich derzeit in Planung.

- von 1678 (Teil I) und 1680 (Teil II), Hrsg. Jill Bepler. Bern, Frankfurt a. M., New York, und Paris: Peter Lang.
- Johnston, James. 1690. *An account of the ceremony of investing his Electoral Highness of Brandenburg with the order of the Garter, perform'd at Berlin on the 6th of June, 1690*, by J. Johnston and G. King. With the speeches made by Mr Johnston and Monsieur Fulks. London: ohne Angabe des Verlegers.
- Lehmann, Peter Ambrosius. 1706. *Die Vornehmsten Europaeischen Reisen/Wie solche durch Teutschland, Franckreich, Italien, Holl- und Engeland, Dännemarck und Schweden, Vermittelst der dazu verfertigten Reise-Carten, nach den bequemsten Post=Wegen anzustellen/ und was auff solchen curieuses zu bemercken [...]*. Hamburg: Benjamin Schiller.
- Limberg, Johann. 1690. *Denckwürdige Reisebeschreibung Durch Teutschland/ Italiën/ Spanien/ Portugall/ Engeland Franckreich und Schweitz [...]*. Leipzig: Johann Christian Wohlfart.
- Lünig, Johann Christian. 1720. *Theatrum Ceremoniale Historico-Politicum Oder Historisch- und Politischer Schau-Platz Aller Ceremonien [...]*. Leipzig: Weidmann.
- Miège, Guy. 1718. *Geist- und weltlicher Staat von Groß-Britanien und Irrland nach der gegenwärtigen Zeit. Oder Allerneuste Historische und Geographische Nachricht von denen dreyen Königreichen Engel-, Schott- und Irrland*. Leipzig: Weidmann.
- Ogilby, John. 1662. *The Entertainment of His Most Excellent Majestie Charles II, in His Passage Through the City of London to His Coronation: Containing an exact Account of the whole Solemnity; the Triumphal Arches, and Cavalcade, delineated in Sculpture; the Speeches and Impresses illustrated from Antiquity [...]*. London: Richard Mariot, Thomas Dring.
- Rothe, Eberhard Rudolph. 1682. *Memorabilia Europae, Oder Denckwürdige Sachen/Welche Ein Reisender in den fürnehmsten Städten Europae heutiges Tages zu observiren und in acht zunehmen [sic] hat*. Ulm: Matthäus Wagner.
- Sandford, Francis. 1707. *A Genealogical History of the Kings and Queens of England [...]*. London: John Nicholson and Robert Knaplock.
- Thornhill, James. 1726. *An Explanation of the Painting in the Royal Hospital at Greenwich [...]*. London: Sold by the Porters of the Hospital.
- Uffenbach, Zacharias Conrad. 1753–1754. *Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen Holland und Engelland*. 3 Bde. Frankfurt, Leipzig, und Ulm: Christian Ulrich Wagner.

Forschungsliteratur

- Arbuthnott, Catherine, John Harris und Susan Weber. 2013. Chronology. In *William Kent. Designing Georgian Britain*, Hrsg. Susan Weber, 13–25. New Haven CT, London: Yale University Press.
- Aurenhammer, Hans. 1973. *J. B. Fischer von Erlach*. London: Allen Lane.
- Baker, Malcolm. 1998. Tyers, Roubiliac and a sculpture's fame. A poem about the commissioning of the Handel statue at Vauxhall. *The Sculpture Journal* 2: 41–45.
- Barber, Tabitha. 2004. Thornhill [Thornhull], Sir James (1675/6–1734). In *Oxford Dictionary of National Biography*, Hrsg. H.C.G. Matthew und Brian Harrison, Bd. 54, 617–622. Oxford: Oxford University Press.
- Barber, Tabitha. 2016. ‚All the World is ambitious of seeing the Picture of so Great a Queen‘. Kneller's State Portraits of Queen Anne and the Pictorial Currency of Friendship. In *Court, Country, City. British Art and Architecture, 1660–1735*, Hrsg. Mark Hallett, Nigel Llewellyn und Martin Myrone, 217–240. New Haven CT, London: Yale University Press.
- Barmeyer, Heide. 2005. Die Personalunion England-Hannover: Ihre Entstehung, Etablierung und Fortsetzung aus hannoverscher Sicht. In *Hannover und die englische Thronfolge*, Hrsg. Heide Barmeyer, 65–86. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte.

- Bauer, Alexandra Nina. 2020. Der ‚Große Kurfürst‘ und die ‚Orangische Succession‘. Zur Frage der Nachfolge Wilhelms III. von Oranien-Nassau. In *Machtmensch – Familienmensch. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620–1688)*, Hrsg. Michael Kaiser, Jürgen Luh und Michael Rohrschneider, 106–123. Münster: Aschendorff Verlag.
- Bender, Eva. 2011. *Die Prinzenreise. Bildungsaufenthalt und Kavaliertour im höfischen Kontext gegen Ende des 17. Jahrhunderts*. Berlin: Lukas Verlag.
- Bender, Eva. 2014. Prinzenreisen und Kavaliertouren nach England um 1700. In *Deutsche Engländerreisen/ German Travels to England 1550–1900*, Hrsg. Frank-Lothar Kroll und Martin Munke, 99–117. Berlin: Duncker & Humblot.
- Beppler, Jill. 1988. *Ferdinand Albrecht Duke of Braunschweig-Lüneburg (1636–1687). A Traveller and his Travelogue*. Wiesbaden: Otto Harrassowitz.
- Bindman, David, und Malcolm Baker. 1995. *Roubiliac and the Eighteenth-Century Monument*. New Haven CT, London: Published for the Paul Mellon Centre for Studies in British Art by Yale University Press.
- Bird, Rufus, und Martin Clayton, Hrsg. 2017. *Charles II: Art & Power*. London: Royal Collection Trust (Ausst. Kat. London, Queen’s Gallery).
- Black, Jeremy. 1991. *A System of Ambition? British Foreign Policy 1660–1793*. London, New York: Longman.
- Brett, Cécile. 2013. Revealing Thornhill’s Mythological Scene at Hampton Court. *The British Art Journal* 13(3): 3–8.
- Bühning, Benjamin. 2014. Die Deutsche Kanzlei in London. In *Als die Royals aus Hannover kamen. Hannovers Herrscher auf Englands Thron 1714–1837*, Hrsg. Katja Lembke, 106–115. Dresden: Sandstein (Ausst. Kat. Niedersächsisches Landesmuseum Hannover/ Museum Schloss Herrenhausen).
- Burrows, Donald. 2004. Handel, George Frideric (1685–1759). In *Oxford Dictionary of National Biography*, Hrsg. H.C.G. Matthew und Brian Harrison, Bd. 25, 25–42. Oxford: Oxford University Press.
- Campbell, Caroline. 2012. Becoming Peter Lely. In *Peter Lely. A Lyrical Vision*, Hrsg. Caroline Campbell, 12–25. London: The Courtauld Gallery in association with Paul Holberton Publishing (Ausst. Kat. London, Courtauld Gallery).
- Chard, Chloe. 1999. *Pleasure and Guilt on the Grand Tour: Travel Writing and Imaginative Geography 1600–1830*. Manchester, New York: Manchester University Press.
- Cilleßen, Wolfgang, Hrsg. 1997. *Krieg der Bilder. Druckgraphik als Medium politischer Auseinandersetzung im Europa des Absolutismus*. Berlin: Deutsches Historisches Museum/ G+H Verlag (Ausst. Kat. Berlin, Deutsches Historisches Museum).
- Collet, Dominik. 2014. Im Netz der Dinge. Kulturen des gelehrten Sammels in der Personalunion. In *Kommunikation und Kulturtransfer im Zeitalter der Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover*, Hrsg. Arnd Reitemeier, 235–259. Göttingen: Universitätsverlag.
- Dethloff, Diana. 2003. Sir Peter Lely’s collection of prints and drawings. In *Collecting Prints and Drawings in Europe, c. 1500–1750*, Hrsg. Christopher Baker, Caroline Elam und Genevieve Warwick, 123–139. Aldershot: Ashgate.
- Dethloff, Diana. 2004. Lely, Sir Peter (1618–1680). In *Oxford Dictionary of National Biography*, Hrsg. H.C.G. Matthew und Brian Harrison, Bd. 33, 303–309. Oxford: Oxford University Press.
- Edwards, Sebastian. 2018. George I at Kensington. From Personal Rule to Parliamentary Rule. In *Kensington Palace. Art, Architecture and Society*, Hrsg. Olivia Fryman, 108–129. New Haven CT, London: Published for the Paul Mellon Centre for Studies in British Art by Yale University Press.
- Erkelens, Wies. 1999. Statthalter-König Wilhelm III. In *Onder den Oranje boom. Niederländische Kunst und Kultur im 17. und 18. Jahrhundert an deutschen Fürstenhöfen*. Bd. 1 (Katalogband), 401–420. München: Hirmer (Ausst. Kat. Krefeld, Kaiser-Wilhelm-Museum/ Oranienburg, Schloss Oranienburg/ Apeldoorn, Paleis Het Loo).

- Friedman, Terry. 1984. *James Gibbs*. New Haven CT, London: Published for the Paul Mellon Centre for Studies in British Art by Yale University Press.
- Hagemann, Alfred P. und Matthew Winterbottom. 2007. Neue Entdeckungen zum Berliner Silberbuffet. *Jahrbuch der Berliner Museen* 49: 99–105.
- Hall, Marie Boas. 2004. Oldenburg, Henry [Heinrich] (c. 1619–1677). In *Oxford Dictionary of National Biography*, Hrsg. H.C.G. Matthew und Brian Harrison, Bd. 41, 673–677. Oxford: Oxford University Press.
- Hamilton-Phillips, Martha. 1989. Painting and Art Patronage in England. In *The Age of William III & Mary II. Power, Politics, and Patronage 1688–1702. A reference encyclopedia and exhibition catalogue*, Hrsg. Robert P. Maccubbin und Martha Hamilton-Phillips, 244–258. Williamsburg VA: The College of William and Mary.
- Hamlett, Lydia. 2020. *Mural Painting in Britain 1630–1730. Experiencing Histories*. New York, London: Routledge.
- Hart, Vaughan. 2002. *Nicholas Hawksmoor. Rebuilding Ancient Wonders*. New Haven CT, London: Published for the Paul Mellon Centre for Studies in British Art by Yale University Press.
- Hart, Vaughan. 2008. *Sir John Vanbrugh. Storyteller in Stone*. New Haven CT, London: Yale University Press.
- Hart, Vaughan. 2011. *Inigo Jones. The Architect of Kings*. New Haven CT, London: Published for the Paul Mellon Centre for Studies in British Art by Yale University Press.
- Hearn, Karen. 2012. Lely and Holland. In *Peter Lely. A Lyrical Vision*, Hrsg. Caroline Campbell, 26–39. London: The Courtauld Gallery in association with Paul Holberton Publishing (Ausst. Kat. London, Courtauld Gallery).
- Hensel, Margitta. 2014. Die Schönheitengalerien König Augusts II. in Dresden und Warschau. *Barok. Historia – Literatura – Sztuka* 41: 163–195.
- Hertzog, Stefan. 2013. *Das barocke Dresden. Architektur einer Metropole des 18. Jahrhunderts*. Petersberg: Michael Imhof Verlag.
- Herz, Silke. 2020. *Königin Christiane Eberhardine – Pracht im Dienst der Staatsraison. Kunst, Raum und Zeremoniell am Hof der Frau Augusts des Starken*. Berlin: Lukas Verlag.
- Ingamells, John. 1997. *A Dictionary of British and Irish Travellers in Italy, 1701–1800: Compiled from the Brinsley Ford Archive*. New Haven CT, London: Published for the Paul Mellon Centre for Studies in British Art by Yale University Press.
- Jardine, Lisa. 2002. *On a Grand Scale. The outstanding life of Sir Christopher Wren*. London: Harper Collins.
- Keller, Katrin, Hrsg. 1994. „Mein Herr befindet sich gottlob gesund und wohl.“ *Sächsische Prinzen auf Reisen*. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Kern, Ulrike. 2020. Von Haydockes Marginalien zu Shaftesburys *Dictionary of Art Terms*. Übersetzung und Glossar im frühneuzeitlichen England. In *Palladio, Vignola & Co. in Translation. Die Interpretation kunsttheoretischer Texte und Illustrationen in Übersetzungen der Frühen Neuzeit*, Hrsg. Christina Strunck und Carolin Scheidel, 61–74. Berlin: Logos.
- Kessler, Hans-Ulrich, Hrsg. 2014. *Andreas Schlüter und das barocke Berlin*. München: Hirmer (Ausst. Kat. Berlin, Bode-Museum).
- Kluxen, Kurt. 1991. *Geschichte Englands: Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 4. Aufl. Stuttgart: Kröner.
- Laß, Heiko. 2014. *Von Georg Ludwig zu Georg I. In Als die Royals aus Hannover kamen. Reif für die Insel – Das Haus Braunschweig-Lüneburg auf dem Weg nach London*, Hrsg. Jochen Meiners, 41–48. Dresden: Sandstein (Ausst. Kat. Bomann-Museum Celle).
- Lembke, Katja, Hrsg. 2014. *Als die Royals aus Hannover kamen. Hannovers Herrscher auf Englands Thron 1714–1837*. Dresden: Sandstein (Ausst. Kat. Niedersächsisches Landesmuseum Hannover/ Museum Schloss Herrenhausen).
- Lewis, Michael J. 2002. *The Gothic Revival*. London: Thames & Hudson.
- Lorenz, Hellmut. 1992. *Johann Bernhard Fischer von Erlach*. Zürich, München und London: Verlag für Architektur.

- Lucas, Anya. 2019. ‚Her Majesty’s fixt Intention for Magnificence‘. The Foundation, Design and Construction of Greenwich Hospital. In *The Painted Hall. Sir James Thornhill’s Masterpiece at Greenwich*, Anya Lucas, Richard Johns, Sophie Stewart und Stephen Paine, 14–35. London, New York: Merrell.
- Luh, Jürgen. 2020. Der Kurfürst im Profil. Eine biographische Skizze Friedrich Wilhelms. In *Machtmensch – Familienmensch. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620–1688)*, Hrsg. Michael Kaiser, Jürgen Luh und Michael Rohrschneider, 18–31. Münster: Aschendorff Verlag.
- Marschner, Joanna. 2014. *Queen Caroline. Cultural Politics at the Early Eighteenth-Century Court*. New Haven CT, London: Yale University Press.
- Martin, Gregory. 2011. *Rubens in London: Art and Diplomacy*. London, Turnhout: Harvey Miller.
- Maurer, Michael. 2000. *Geschichte Englands*. Stuttgart: Reclam.
- Maurer, Michael. 2014. Die Reise nach England. Voraussetzungen, Formen und Wandlungen deutscher Englandfahrten in der Frühen Neuzeit. In *Deutsche Englandreisen/ German Travels to England 1550–1900*, Hrsg. Frank-Lothar Kroll und Martin Munke, 47–59. Berlin: Duncker & Humblot.
- Meinert, Günther. 1970. Die erste katholische Hofkirche in Dresden. Entstehung und kunstgeschichtliche Würdigung. In *Unum in veritate et laetitia. Bischof Dr. Otto Spülbeck zum Gedächtnis*, 322–344. Leipzig: St. Benno-Verlag.
- Menzhausen, Joachim. 1963. Karl II. von England als Drachenkämpfer. Gottfried Leygebis angeblicher Eisenschnitt. *Dresdener Kunstblätter* 7(2): 27–31.
- Möseneder, Karl. 2012. Die Orangerie und das Orangerieparterre als Orte des Herrscherlobs. In *Die Erlanger Orangerie. Restaurierung eines barocken Kleinods*, Hrsg. Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 50–89. Erlangen: Friedrich-Alexander-Universität.
- Müssel, Karl. 1974. Eine abenteuerliche Englandreise. Begebenheiten auf der Kavaliertour des Erbprinzen Georg Wilhelm (1695). *Fränkischer Heimatbote* 7(1): 1–3.
- Müssel, Karl. 1976. Zeitgeist und Tradition in der Bayreuther Barockkunst um 1700. Ein Beitrag zur Einordnung und Deutung des Bayreuther Markgrafenbrunnens. *Archiv für Geschichte von Oberfranken* 56: 235–296.
- Müssel, Karl. 2001. Erbprinzenresidenz mit Planstadt St. Georgen am See. Ein Beitrag zum 300jährigen Jubiläum des Bayreuther Stadtteils. *Archiv für Geschichte von Oberfranken* 81: 219–228.
- Müssel, Karl. 2002. Die Ordenskirche Bayreuth-St. Georgen in der Markgrafenzeit. *Archiv für Geschichte von Oberfranken* 82: 212–246.
- Paulus, Simon. 2011. *Architektenreisen. Zwischen Renaissance und Moderne*. Petersberg: Michael Imhof Verlag.
- Pegum, Caroline. 2009. *The Artistic and Literary Career of Charles Jervas (c. 1675–1739)*. MA thesis, University of Birmingham, 2009. <https://etheses.bham.ac.uk/id/eprint/999/> (zuletzt konsultiert am 11.6.2021).
- Pühringer-Zwanowitz, Leonore. 1962. Ein Triumphdenkmal aus Elfenbein. Die Reiterstatuetten Kaiser Leopolds I. und König Josephs I. von Matthias Steinl. *Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte* 19: 88–164.
- Reynolds, Graham. 2004. Zincke, Christian Frederick (1684?–1767). In *Oxford Dictionary of National Biography*, Hrsg. H.C.G. Mathew und Brian Harrison, Bd. 60, 997–998. Oxford: Oxford University Press.
- Robson-Scott, W. D. 1953. *German Travellers in England, 1400–1800*. Oxford: Basil Blackwell.
- Rochhaus, Peter. 2016. Naumann, Johann Christoph von (1664–1742). In *Allgemeines Künstler-Lexikon. Die Bildenden Künstler aller Zeiten und Völker*, Hrsg. Andreas Beyer, Bénédicte Savoy und Wolf Tegethoff, Bd. 92, 48. München: K.G. Saur.
- Rütten, Susanne. 1999. Die oranische Erbschaft – Friedrich I. als „Prinz von Oranien“. In *Onder den Oranje boom. Niederländische Kunst und Kultur im 17. und 18. Jahrhundert an deutschen Fürstenthöfen*. Bd. 1 (Katalogband), 421–444. München: Hirmer (Ausst. Kat. Kre-

- feld, Kaiser-Wilhelm-Museum/ Oranienburg, Schloss Oranienburg/ Apeldoorn, Paleis Het Loo).
- Salmon, Xavier. 1997. *Louis de Silvestre (1675–1760), un peintre français à la Cour de Dresde*. Paris: Musée national des châteaux de Versailles et de Trianon.
- Schneider, Diethard. 1988. *Der englische Hosenbandorden. Beiträge zur Entstehung und Entwicklung des „The Most Noble Order of the Garter“ (1348–1702) mit einem Ausblick bis 1983*. 2 Bde. Bonn: Verlag Schneider – Krause.
- Scholze, H. Eberhard. 1957/58. *Johann Christoph Naumann (1664–1742). Ein Beitrag zur Baugeschichte Sachsens und Polens im 18. Jahrhundert*. TU Dresden: Dissertationsschrift. <https://digital.slub-dresden.de/werkansicht/dlf/431938/1/0/> (zuletzt konsultiert am 9.6.2021).
- Schwammbberger, Adolf. 1974. Vorwort. In *Aus des Herrn De Blainville Reisen durch Holland, Deutschland, die Schweiz und Italien die Kapitel Franken*, Hrsg. Adolf Schwammbberger, 7–11. Bamberg: Fränkische Bibliophilesgesellschaft.
- Selling, Andreas. 1990. *Deutsche Gelehrten-Reisen nach England 1660–1714*. Frankfurt a. M., Bern, New York und Paris: Lang.
- Shawe-Taylor, Desmond. 2018. The ‚Act and Power of a Face‘. Van Dyck’s Royal Portraits. In *Charles I: King and Collector*, Hrsg. Per Rumberg und Desmond Shawe-Taylor, 126–147. London: Royal Academy of Arts in partnership with Royal Collection Trust (Ausst. Kat. London, Royal Academy).
- „Sind Brüten hier?“ *Relations between British and Continental Art 1680–1880*, Hrsg. Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München. 1981. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag.
- Stagl, Justin, unter Mitarbeit von Klaus Orda und Christa Kämpfer. 1983. *Apodemiken. Eine räsionierte Bibliographie der reisetheoretischen Literatur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts*. Paderborn et al.: Ferdinand Schöningh.
- Stedman, Gesa. 2013. *Cultural Exchange in Seventeenth-Century France and England*. Farnham: Taylor and Francis.
- Stevenson, Christine. 2013. *The City and the King: Architecture and Politics in Restoration London*. New Haven CT, London: Yale University Press.
- Stewart, J. Douglas. 1970. William III and Sir Godfrey Kneller. *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 33: 330–336.
- Stewart, J. Douglas. 1983. *Godfrey Kneller and the English Baroque Portrait*. Oxford: Clarendon Press.
- Stewart, J. Douglas. 2004a. Closterman, John (1660–1711). In *Oxford Dictionary of National Biography*, Hrsg. H.C.G. Matthew und Brian Harrison, Bd. 12, 193–198. Oxford: Oxford University Press.
- Stewart, J. Douglas. 2004b. Kneller, Sir Godfrey [formerly Gottfried Kneller], baronet (1646–1723). In *Oxford Dictionary of National Biography*, Hrsg. H.C.G. Matthew und Brian Harrison, Bd. 31, 877–885. Oxford: Oxford University Press.
- Strunck, Christina, Hrsg. 2019a. *Kulturelle Transfers zwischen Großbritannien und dem Kontinent, 1680–1938*. Petersberg: Michael Imhof Verlag.
- Strunck, Christina, Hrsg. 2019b. *Faith, Politics and the Arts. Early Modern Transfer between Catholic and Protestant Cultures*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Strunck, Christina. 2020. Flammende Liebe, höfische Intrigen und internationale Politik. Antonio Verrios Ausmalung des Queen’s Audience Chamber in Windsor Castle. In *Deckenmalerei um 1700 in Europa. Höfe und Residenzen*, Hrsg. Stephan Hoppe, Heiko Laß und Herbert Karner, 241–251. München: Hirmer.
- Strunck, Christina. 2021. *Britain and the Continent, 1660–1727. Political Crisis and Conflict Resolution in Mural Paintings at Windsor, Chelsea, Chatsworth, Hampton Court and Greenwich*. Berlin, Boston: De Gruyter.
- Syndram, Dirk, unter Mitarbeit von Ulli Arnold und Jutta Kappel. 1994. *Das Grüne Gewölbe zu Dresden. Führer durch seine Geschichte und seine Sammlungen*. München, Berlin: Koehler & Amelang.
- Syndram, Dirk. 2012. *Das Schloss zu Dresden. Von der Residenz zum Museum*. Leipzig: E. A. Seemann.

- Teuteberg, Hans Jürgen. 1982. Der Beitrag der Reiseliteratur zur Entstehung des deutschen Englandbildes zwischen Reformation und Aufklärung. In *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung*, Hrsg. Antoni Mańczak und Hans Jürgen Teuteberg, 73–113. Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek.
- Thurley, Simon. 2003. *Hampton Court. A Social and Architectural History*. New Haven CT, London: Yale University Press.
- Walczak, Gerrit. 2001. ‚The man that workt for Sr. J. Thornhill‘. Dietrich Ernst Andreae (c. 1695–1734) in England. *The British Art Journal* 3(2): 8–19.
- Walther, Karl Klaus. 1991. *Britannischer Glückswechsel. Deutschsprachige Flugschriften des 17. Jahrhunderts über England*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Watanabe-O’Kelly, Helen. 2002. *Court Culture in Dresden. From Renaissance to Baroque*. Basingstoke: Palgrave.
- Weiß, Ulrike. 2008. *Dame, Herzog, Kurfürst, König. Das Haus der hannoverschen Welfen 1636–1866*. Hannover: Historisches Museum.
- Weiß, Ulrike. 2011. Das Ross springt auf die Insel. Zur Entstehung, Verbreitung und Wirkung der bekanntesten Medaille auf die hannoversche Sukzession. *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte* 83: 209–261.
- Wellenreuther, Hermann. 2005. Personalunion mit England und Mitglied im Reich. Von Kurhannover zum Königreich Hannover, 1690–1837. In „Eine Welt allein ist nicht genug“. *Großbritannien, Hannover und Göttingen 1714–1837*, Hrsg. Elmar Mittler, 32–48. Göttingen: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek.
- Whinney, Margaret. 1985. *Wren*. London: Thames & Hudson.
- Wittkower, Rudolf. 1974. *Palladio and English Palladianism*. New York: Braziller.
- Wolf, Hans-Werner. 2005. UNUS NON SUFFICIT ORBIS – Anmerkungen zu einer Medaille auf den Beginn der Personalunion. In „Eine Welt allein ist nicht genug“. *Großbritannien, Hannover und Göttingen 1714–1837*, Hrsg. Elmar Mittler, 90–97. Göttingen: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek.
- Worsley, Giles. 1995. *Classical Architecture in Britain. The Heroic Age*. New Haven CT, London: Yale University Press.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Teil III
Sektion 3: Wissensfelder und Kulturen

Kapitel 15

Francis Bacon in Deutschland. Johann Wilhelm von Stubenbergs Übersetzung der *Essays* (1654)



Dirk Werle

15.1 Bacon-Übersetzungen im 17. Jahrhundert

Francis Bacon gilt einer Ideengeschichte der frühen Neuzeit als Säulenheiliger. Neben René Descartes wird er als einer der philosophischen Protagonisten der *scientific revolution* betrachtet, die die Emanzipation der theoretischen Neugierde von religiösen Zwängen durch die Verwissenschaftlichung der Gelehrsamkeit entscheidend befördern halfen. Berühmt ist das Frontispiz zu seinem 1620 erschienenen *Novum Organum*, das ein Schiff zeigt, welches im Begriff ist, die Säulen des Herkules, also die Grenzen der bekannten Welt, zu passieren, oder das sie bereits passiert hat.¹ Die Darstellung illustriert den Heroismus neuzeitlicher Entdeckungsreisen, deren Erfolge nun, so die mit dem Frontispiz implizierte Forderung, auch den Innovationsgeist in der Gelehrsamkeit anspornen sollen; das *Novum Organum* wird inszeniert als Entdeckungsreise in unbekannte Sphären der Gelehrsamkeit. Mit seinen Hauptwerken, dem *Novum Organum* und der 1623 erschienenen Schrift *De augmentis scientiarum*,² propagiert Bacon einen Neuaufbau der Wissenschaften, der frei von allen Vorurteilen sein soll – wie sie etwa, so ein zeitgenössisches Stereotyp, durch die Buchgelehrsamkeit vermittelt wurden –, der sich an der Beobachtung der Natur orientiert und der systematisch organisiert sein soll. Sein Programm vermittelt Bacon darüber hinaus in der zuerst 1626 erschienenen *New Atlantis*, die im Gefolge von Thomas Morus eine wichtige

¹Bacon (1990 [1620]), S. 1.

²Bacon (1989 [1623]).

D. Werle (✉)

Germanistisches Seminar, Universität Heidelberg, Heidelberg, Deutschland

E-Mail: dirk.werle@gs.uni-heidelberg.de

Station der Gattungsgeschichte der frühneuzeitlichen Utopie darstellt.³ Und noch in einer anderen Hinsicht ist Bacon ein gattungsgeschichtlicher Pionier: Die zuerst 1597 erschienene Sammlung der *Essays* greift den Titel der Sammlung Michel de Montaignes auf und macht diesen Titel damit zu einer Gattungsbezeichnung;⁴ Bacon ist zusammen mit Montaigne der Erfinder der Textgattung Essay.

Die letztgenannten Punkte machen deutlich, dass Bacon nicht nur für die Ideengeschichte, sondern auch für die Literaturgeschichte der frühen Neuzeit eine zentrale Figur ist. Gleichwohl scheint er einer auf die deutsche Literatur konzentrierten Barockforschung, die sich mit Sonetten und Trauerspielen, mit *vanitas*-Lehren und dem *fortuna-rotam*-Prinzip, mit *carpe diem*-Gedichten und Petrarkismus beschäftigt, nicht ganz umstandslos in die gängigen Narrative zu passen. Wenn ich im Folgenden der Frage nachgehe, in welcher Form Bacons Werke im 17. Jahrhundert ins Deutsche übersetzt wurden, dann bemühe ich mich damit auch um einen Zugriff, der durch das Perspektiv der Übersetzungsgeschichte Verflechtungen von Wissenschaftsgeschichte und Literaturgeschichte nachgeht und an einem Beispiel zeigt, inwiefern die ‚Barock‘ genannte Epoche ein bunteres Gesicht zeigt, wenn man ihre wissenschaftsgeschichtlichen Dimensionen ausleuchtet.

Recherchiert man im *Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts* (<https://www.vd17.de>) und in Reginald Walter Gibsons Bibliographie der Drucke von Werken Francis Bacons bis 1750⁵ nach Übersetzungen von Bacons Werken in die deutsche Sprache, dann ist das Ergebnis zunächst einmal ernüchternd. Bis zum Jahr 1750 hat es keine Übersetzung des *Novum Organum* oder der *New Atlantis* ins Deutsche gegeben. Ein Auszug aus *De augmentis scientiarum* ist, von Magnus Hesenthaler ins Deutsche übersetzt, 1665 unter dem Titel *Glücks-Werckmeister* erschienen;⁶ derselbe Auszug wird 1719 nochmals von Johann Heinrich Acker ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel *Glücks-Schmidt* veröffentlicht.⁷ Daneben finden sich im 17. Jahrhundert lediglich zwei Veröffentlichungen mit Übersetzungen der Werke Francis Bacons: 1654 erscheint in der Nürnberger Offizin Michael Endters *Francisci Baconis, Grafens von Verulamio, Fürtrefflicher Staats- Vernunft- und Sitten-Lehr-Schrifften I. Von der Alten Weisheit. II. Etliche Einrahtungen/ aus den Sprüchen Salomonis. III. Die Farben (oder Kennzeichen) des Guten und Bösen. Übersetzt durch Ein Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft den Unglückseligen*.⁸ Hierbei handelt es sich um eine Sammlung unterschiedlicher Schriften; die wichtigste

³ Bacon (1989 [1626]). Vgl. zur Entstehung und Überlieferung von Bacons Utopie Licht (2006).

⁴ Überblickshaft zur Geschichte des Essays Schärf (1999).

⁵ Gibson (1950).

⁶ Bacon (1665a). Vgl. Gibson (1950), S. 124.

⁷ Bacon (1719). Vgl. Gibson (1950), S. 125. Die erste vollständige deutschsprachige Übersetzung von *De augmentis scientiarum* erscheint erst 1783; vgl. Bacon (1783). Zu deren Herausgeber und Verfasser Johann Hermann Pffingsten vgl. Stälin (1887).

⁸ Bacon (1654a).

ist Bacons im Original 1609 erschienene Abhandlung *De sapientia veterum*. Im selben Jahr liegt in derselben Offizin und vom selben Übersetzer, dem auf dem Titelblatt so genannten ‚Unglückseligen‘, eine weitere Bacon-Übersetzung auf unter dem Titel *Francisci Baconis Grafens von Verulamio [...] Getreue Reden: die Sitten- Regiments- und Haußlehre betreffend/ Aus dem Lateinischen gedolmetscht*.⁹ Mehr Übersetzungen der Werke Bacons ins Deutsche erscheinen vor 1750 offenbar nicht.¹⁰

Was aber auf den ersten Blick einen enttäuschenden Eindruck macht, lässt sich bei näherem Hinsehen recht gut erklären: Bacon verfasste seine Werke teils auf Englisch, großteils aber auf Lateinisch. Latein als *lingua franca* der Gelehrtenrepublik musste aber nicht übersetzt werden, um eine Rezeption eines Werks durch deutsche Gelehrte zu ermöglichen. Die Übersetzung eines lateinischen gelehrten Texts ins Deutsche wäre im 17. Jahrhundert also nicht die Voraussetzung, um in Deutschland überhaupt rezipiert zu werden, sondern ein erklärungsbedürftiger Sonderfall von Rezeption. Die Annahme, dass das auch im Falle Bacons so ist, wird gestützt durch den Befund, dass Bacons Werke auf Lateinisch durchaus in Deutschland aufgelegt werden. 1635 erscheint eine Ausgabe von *De augmentis scientiarum* bei Lazarus Zetzner in Straßburg;¹¹ 1665 wird bei Schönwetter in Frankfurt am Main eine Ausgabe der *Opera omnia, Quae extant* herausgebracht.¹² Die erste auf englischem Boden erschienene Gesamtausgabe von Bacons Werken hatte 1638 dessen früherer Sekretär William Rawley postum herausgegeben.¹³

15.2 Deutsche Essays

Im Folgenden möchte ich mich auf die zweite eben erwähnte, 1654 bei Endter in Nürnberg erschienene Bacon-Übersetzung des ‚Unglückseligen‘ konzentrieren, die *Getreuen Reden die Sitten- Regiments- und Haußlehre betreffend*. Hierbei handelt es sich, wie durch den Titel vielleicht nicht jeder und jedem gleich klar wird,¹⁴ wie man aber den einschlägigen Bibliographien entnehmen kann,

⁹ Bacon (1654b).

¹⁰ Vgl. zur Rezeption Bacons im Deutschland des 17. Jahrhunderts allgemein Klein (2004).

¹¹ Bacon (1635).

¹² Bacon (1665b). Heinz Minkowski spricht mit Blick auf diese Publikation von der „erste[n] vollständige[n] Ausgabe der Werke Bacons“; Minkowski (1937), S. 186.

¹³ Vgl. Birken (2007), T. 2, S. 831. Bacon selbst war 1626 verstorben.

¹⁴ Michael Auwers etwa scheint in seinem biographischen Artikel zum ‚Unglückseligen‘ nicht zu erkennen, dass die *Getreuen Reden* eine Übersetzung von Bacons *Essays* sind; er spricht unspezifisch von „Übersetzungen nlat. Traktate Francis Bacons“; Auwers (2011), S. 365.

um eine Übersetzung von Bacons *Essays*.¹⁵ Wenigstens eines der kanonischen Werke Bacons ist also im 17. Jahrhundert ins Deutsche übersetzt worden. Nur sind aus den Versuchen ‚Reden‘ geworden, der modern klingende Gattungsbegriff des Essays taucht in der deutschen Übersetzung nicht auf, sondern wird durch einen rhetorisch anmutenden Titel ersetzt. Wie es dazu gekommen ist, lässt sich eruieren, wenn man dem Hinweis auf dem Titelblatt der deutschen Übersetzung nachgeht, sie sei *Aus dem Lateinischen gedolmetscht*. Die 1597 zuerst erschienenen *Essays* waren auf Englisch verfasst; das Werk wurde zu Bacons Lebzeiten mehrfach neu aufgelegt und erweitert, aber immer auf Englisch. 1638, also zwölf Jahre nach Bacons Tod, erscheint im Rahmen der von Rawley herausgegebenen Ausgabe von Bacons Werken eine lateinische Version der *Essays*, und zwar unter dem Titel *Sermones fideles*,¹⁶ was dann im Deutschen als *Getreue Reden* übersetzt wird. Der Wechsel im Titel des Werks von den ‚Versuchen‘ zu den ‚Reden‘ geht also nicht auf den deutschen Übersetzer zurück, sondern auf Bacon selbst, der, so wird es auf dem Titelblatt der postumen Ausgabe von 1638 dargestellt, in seinen letzten Lebensjahren noch eine lateinische Übersetzung seiner *Essays* fertigstellte, die dann vom Verwalter seines literarischen Nachlasses, Rawley, nach seinem Tod im Rahmen der Werkausgabe publiziert wurde. Allerdings stellt die Übersetzung von *sermo* als ‚Rede‘ eine Vereindeutigung des deutschen Übersetzers dar; *sermo* hat eine weitere Bedeutungsextension als ‚Rede‘ und kann darüber hinaus auch ‚Predigt‘ oder auch ‚Gespräch‘ bedeuten, bezeichnet also eine Bandbreite von Formen nicht strikt abhandlungsförmiger Wissensvermittlung. 1641 erschien in Leiden in der Offizin des Franciscus Hackius die erste Einzelausgabe der *Sermones fideles*,¹⁷ die im Laufe des 17. Jahrhunderts mehrfach neu aufgelegt wurde, und diese Ausgabe diente dem deutschen Übersetzer als Vorlage, wie man an verschiedenen Indizien erkennen kann, am deutlichsten am Titelkupfer des Nürnberger Drucks, der das Bildprogramm des Leidener Titelkupfers genau, wenn auch spiegelverkehrt kopiert.

Wer ist nun jener ‚Unglückselige‘, der in dem Nürnberger Druck als Übersetzer von Bacons *Essays* firmiert? ‚Der Unglückliche‘ ist der Gesellschaftsname, unter dem in der Fruchtbringenden Gesellschaft Johann Wilhelm von Stubenberg firmiert,¹⁸ der denn auch die „Zuschrift“ zu den *Getreuen Reden* mit seinem Klarnamen unterzeichnet.¹⁹ Gemäß Martin Birchers großer monographischer Studie²⁰ oder, kürzer gefasst, dem redaktionell bearbeiteten Artikel von Michael Auwers

¹⁵Vgl. zu Stubenbergs Werken Dünnhaupt (1993), S. 3989–4003, der Eintrag zu den *Getreuen Reden* Dünnhaupt (1993), S. 3996 [Nr. 10].

¹⁶Bacon (1638).

¹⁷Bacon (1641).

¹⁸Vgl. Conermann (1985), S. 627–630. Zur Fruchtbringenden Gesellschaft siehe auch Tomasz Jablecki (Kap. 4) und Gabriele Ball (Kap. 16).

¹⁹Bacon (1654b), *Zuschrift*.

²⁰Bircher (1968). Zu Stubenbergs Bacon-Übersetzungen finden sich in Birchers Studie nur wenige verstreute Hinweise.

im Killy-Lexikon²¹ entstammte der 1619 geborene Stubenberg einem alten steiermärkischen Adelsgeschlecht; seine Familie ist der Gruppe der österreichischen Protestanten zuzurechnen, die nach der Schlacht am Weißen Berg der Verfolgung durch das Habsburger Kaiserhaus ausgesetzt war. Im Zuge dieser Verfolgungswelle wurde im Fall Stubenbergs der väterliche Landbesitz konfisziert. 1641 beerbte Stubenberg aber seinen Onkel; Teil des Erbes war das Schloss Schallaburg bei Sankt Pölten, wo sich Stubenberg als Landedelmann niederließ. Während seiner Zeit dort erschienen auch seine Bacon-Übersetzungen. 1648 wurde er in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, als deren Mitglied er auf den Titelblättern der Bacon-Übersetzungen firmiert. 1657 zog Stubenberg nach Wien um, wo er 1663 starb. Stubenberg ist vor allem als Übersetzer hervorgetreten, die notwendigen Sprachkenntnisse hat er sich teils auf seiner mehrjährigen Kavaliertour durch Italien, Frankreich und die Niederlande angeeignet.²² Zunächst übersetzte Stubenberg zeitgenössische Romane, darunter die *Clelia* der Madeleine de Scudéry.²³ Im Laufe seines Lebens kam dann zunehmend die Übertragung gelehrter Traktate hinzu, darunter die Bacon-Übersetzungen.

Wie kam der österreichische Landedelmann Stubenberg zu Bacon?²⁴ Für den Bacon der *Sapientia veterum* lässt sich die Antwort leicht geben, wenn man Jörg Jochen Berns' Studie zu Georg Philipp Harsdörffers Bacon-Rezeption zu Rate zieht.²⁵ Harsdörffer bezieht sich in seinen Schriften seit den 1640er Jahren des Öfteren auf Bacon, insbesondere auf *De sapientia veterum*. Für Harsdörffer war Bacons Traktat, der eine allegorische Ausdeutung der griechisch-römischen Mythologie lehrt, laut Berns eine Möglichkeit, den christlichen Monotheismus mit dem Interesse an der antiken Vielgötterwelt in Einklang zu bringen. Nach Bacon ist die griechisch-römische Mythologie, so Berns, eine Art verdeckten Sprechens, in dem sich wie hinter einem Schleier die – auch durch die christliche Theologie gedeckte – Wahrheit verbirgt.²⁶ Harsdörffer selbst hatte im vierten Teil seiner *Frauenzimmer Gesprächspiele* 1644 – ohne seine Quelle explizit zu benennen – einige Passagen aus *De sapientia veterum* nah am Original bearbeitet, näherhin vor allem aus jenem Kapitel, in dem der Waldgott Pan als Allegorie

²¹ Auwers (2011).

²² Claudius Sittig ist der Ansicht, dass gerade „in der literarischen Praxis des Adels in der Frühen Neuzeit [...] die Tätigkeit des Übersetzens [...] eine zentrale Bedeutung“ besessen habe; in diesem Zusammenhang spricht er von Diederich von dem Werder und Wilhelm von Stubenberg „als den bedeutendsten deutschen Übersetzern im 17. Jahrhundert“; Sittig (2018), S. 144.

²³ Vgl. Auwers (2011), S. 365.

²⁴ Wenig instruktiv zur Rolle Stubenbergs in der Rezeptionsgeschichte Bacons Klein (2004), S. 78–79. Vgl. die knappe Erwähnung Stubenbergs im Rahmen einer Charakterisierung der Bacon-Rezeption in der deutschen Barockliteratur bei Minkowski (1937), S. 186.

²⁵ Berns (1991).

²⁶ Berns (1991), S. 48.

der Natur vorgestellt wird.²⁷ Stubenberg war, wie seine Biographen wissen, mit Harsdörffer befreundet, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass er Bacon und dessen *De sapientia veterum* vermittelt über Harsdörffer kennengelernt hat. Auch ist es wohl kein Zufall, dass die Stubenberg'schen Bacon-Übersetzungen bei Harsdörffers Hausverlag, der Offizin Michael Endters, erschienen sind. Stubenbergs Übersetzung auch des Pan-Kapitels ist allerdings, wie ein Vergleich nach wenigen Stichproben zeigt, ganz unabhängig von der Harsdörffers. Wie Stubenberg nun aber zu den *Essays* gekommen ist, ist weniger klar zu sagen. Bislang konnte ich nicht herausfinden, welche Ausgabe von *De sapientia veterum* Stubenberg als Vorlage genutzt hat. Für die Übersetzung der Essays hat er ja, wie oben erwähnt, höchstwahrscheinlich die bei Hackius erschienene Leidener Ausgabe von 1641 herangezogen. Über das Verlagsprogramm der Offizin läuft die Verknüpfung nicht; Hackius hatte nicht etwa auch eine Ausgabe von *De sapientia veterum* im Programm. Über Leiden kann die Verbindung aber schon gelaufen sein – mehrere Leidener Ausgaben von *De sapientia veterum* sind vor 1654 erschienen;²⁸ Stubenberg könnte also auf diesem Weg auf die Essays als weitere interessante, vielleicht auch gut vermarktbar erscheinende Schrift Bacons gestoßen sein.

Dass die Leidener Ausgabe die direkte Vorlage für Stubenbergs Übersetzung gewesen ist, legt, wie gesagt, bereits der Vergleich der Titelkupfer nahe. Ein weiteres Indiz hierfür ist, dass die Anordnung der Stubenberg'schen Essays von Essay Nr. 1 bis Essay Nr. 57 exakt der Anordnung der Leidener Ausgabe folgt.²⁹ Bemerkenswert sind hier aber auch die Abweichungen: Die Leidener Ausgabe enthält nicht nur jene Texte, die in der autorisierten Sammlung von Bacons *Essays* enthalten waren, sondern darüber hinaus als Anhang oder Ergänzung eine Reihe weiterer Schriften. Von diesen weiteren Schriften übersetzt Stubenberg lediglich die erste, die in der Leidener Ausgabe mit dem Titel *Quomodo profectus in virtute faciendus sit* auf die Reihe der Essays folgt; weitere vier in der Leidener Ausgabe folgende lässt er in der deutschen Übersetzung weg. Interessant hieran ist zweierlei: Erstens muss Stubenberg über die Leidener Ausgabe hinaus Informationen besessen haben, welche Texte zum eigentlichen Korpus des *Essays* gehörten und welche nicht, und zweitens findet sich unter jenen Schriften im Anhang der Leidener Ausgabe, die Stubenberg nicht übersetzt, auch eine unter dem Titel *Faber Fortunae sive Doctrina de ambitu vitae*. Hierbei muss es sich um die Vorlage jener anderen Bacon-Übersetzung Magnus Hesenthalers handeln, die, wie skizziert, 1665 unter dem Titel *GlücksWerckmeister* erschienen ist und 1719 sogar nochmals unter dem Titel *Glücksschmied* neu übersetzt wurde. Anzunehmen ist, dass Hesenthaler Stubenbergs Übersetzung sowie die Leidener Vorlage kannte und ihm

²⁷Vgl. Harsdörffer (1968 [1644]), S. 15–32. Vgl. dazu Berns (1991), S. 54–63. Im siebten Teil der *Gesprächspiele* findet sich eine Auseinandersetzung mit Bacons *New Atlantis*; vgl. den Hinweis bei Hess (2003), S. 339.

²⁸Vgl. Gibson (1950), S. 76–77 (Nr. 87, 88, 90).

²⁹Bacon (1654b), unpaginiert: „Ordnungs-Register“; Bacon (1641), unpaginiert: „Index Sermonvm“.

im Vergleich beider Textsammlungen auffiel, dass Stubenberg nicht alle Stücke übersetzt hatte. Unter dieser Prämisse hätte er also Stubenbergs Eindeutigung mit seiner Übersetzung gezielt supplementiert. Der Leidener Druck von 1641 hätte damit für die Geschichte deutschsprachiger Bacon-Übersetzungen eine nochmals über seinen Charakter als Vorlage Stubenbergs hinausreichende Bedeutung.

15.3 Stubenberg als Übersetzer

Wie übersetzt nun Stubenberg? Im Detail sei mit Blick auf diese Frage einer der Essays im englischen Original, in der Bacon'schen lateinischen Übertragung und in der Stubenberg'schen deutschen Übersetzung der lateinischen Version verglichen, nämlich der *Essay Of Studies*. Dieser kurze Text steht in der Tradition frühneuzeitlicher Leseanleitungen, aber statt Hinweisen auf konkrete Bücher, die der Adept lesen soll, konzentriert er sich auf eine Unterweisung in unterschiedlichen Formen und Registern des Lesens, die den jeweiligen Lesestoffen gemäß sein sollen. Kulinarische Vergleiche und Metaphern weisen darauf hin, dass hier eine Diätetik und Weisheitslehre des Lesens angezielt ist, die sich gegen eine Buchgelehrsamkeit richtet, welche auf umfangreiche, gleichförmige Lektüre großer Büchermengen aus ist.³⁰ Der Vergleich der Textversionen zeigt, dass Stubenberg bemüht ist, seine lateinische Vorlage möglichst wort- und sinngetreu zu übertragen. Die lateinische Fassung Bacons hingegen unterscheidet sich im Stil vom englischen Original, das sehr verknappt und elegant formuliert ist, die lateinische Version ist demgegenüber wortreicher, ‚gelehrter‘, bisweilen auch präziser. Es ergibt sich der kuriose Umstand, dass Bacon seinen eigenen Text weniger wortgetreu übersetzt, als es dann Stubenberg mit Bacons Übersetzung seines eigenen Texts tut. Das beginnt bereits mit dem Titel, der im englischen Original, wie gesagt, „Of Studies“ lautet.³¹ Im Lateinischen wird daraus wortreicher und genauer „De studiis, & lectione librorum“.³² Stubenberg hat entsprechend „Vom Studiren/und Lesen der Bücher“.³³ Im englischen Original heißt es lapidar: „Crafty men contemn studies, simple men admire them, and wise men use them [...]“.³⁴ Das übersetzt Bacon ins Lateinische: „Callidi *Literas* contemnunt; simplices admirantur; prudentes, opera earum, quantum par est, utuntur [...]“.³⁵ Hier gelingt es Bacon, das Lapidare des Ausgangstexts in den

³⁰Vgl. Werle (2007), S. 161–163. Zu Bacons Metaphorik vgl. auch Schildknecht (1995).

³¹Bacon (1963), S. 497–498.

³²Bacon (1641), S. 272–275.

³³Bacon (1654b), S. 363–369.

³⁴Bacon (1963), S. 497.

³⁵Bacon (1641), S. 273.

ersten beiden Gliedern des Trikolons aufrecht zu erhalten, aber das dritte Glied wird dann syntaktisch komplizierter. Entsprechend findet sich bei Stubenberg: „Verschlagene Leute verachten die guten Wissenschaften; Einfältige verwundern sich darob; Vernünftige bedienen sich deren Hülffe/ alsviel sich geziemet.“³⁶

Berühmt ist die Passage, in der, wie angedeutet, unterschiedliche Lesestoffe unterschiedlichen Formen des Lesens zugeordnet werden, was metaphorisch mit unterschiedlichen Formen des Essens perspektiviert wird:

Some books are to be tasted, others to be swallowed, and some few to be chewed and digested; that is, some books are to be read only in parts; others to be read, but not curiously; and some few to be read wholly, and with diligence and attention.³⁷

Wieder bedient sich Bacon rhetorisch eines doppelten Trikolons, das er im Lateinischen nachbildet, allerdings mit einem gewissen Verlust an prägnanter Kürze:

Sunt *Libri*, quos leviter tantum degustare convenit; sunt quos deglutire, cursimque legere oportet; sunt denique, sed pauci admodum, quos ruminare & digerere par est: Hoc est; *Libri* quidam, per partes tantum inspiciendi; alii perlegendi quidem, sed non multum temporis, in iisdem evolvendis, insumendum; alii autem pauci diligenter evolvendi, & adhibita attentione singulari.³⁸

Im Deutschen wird daraus:

Es gibt Bücher/ die man nur obenhin durchlauffen soll; theils die man verschlingen/ und durchlauffend überlesen soll; theils letztlich (aber sehr wenig) die man wiederkeuen und wolverdauen soll: das ist/ theils Bücher soll man nur stuckweiß überschauen; andere zwar durchlesen/ doch zu deren durchblätterung nicht viel Zeit anwenden; andere wenige aber/ sollen fleissig durchgangen werden/ und zwar mit sonderbarer Aufmerksamkeit.³⁹

Diese wenigen Beispiele können vielleicht schon einen Eindruck von der Art des Übersetzungsgeschehens geben, mit dem wir es hier zu tun haben und das gleich näher qualifiziert werden wird; vorher sei aber noch auf eine Besonderheit hingewiesen: Gegen Ende seines Essays spricht Bacon von den „schoolmen“, die er als Haarspalter darstellen möchte; dafür fällt ihm auch im englischen Original nur das lateinische „*cymini sectores*“ ein.⁴⁰ Entsprechend findet sich das Wort „*Cymini Sectores*“ auch in der lateinischen Übersetzung mit Blick auf die „Scholasticos“.⁴¹ Stubenberg übersetzt auch dieses Wort ins Deutsche, die „Schullehrer“ werden bei ihm als „Kimmelsammler“ bezeichnet.⁴²

³⁶ Bacon (1654b), S. 365.

³⁷ Bacon (1963), S. 498.

³⁸ Bacon (1641), S. 273–274.

³⁹ Bacon (1654b), S. 366.

⁴⁰ Bacon (1963), S. 498.

⁴¹ Bacon (1641), S. 275.

⁴² Bacon (1654b), S. 369.

Übersetzungen, so heißt es schon zeitgenössisch häufig, sollen treu sein, und was immer von dieser topischen Anforderung zu halten ist, so kann man sagen, dass Stubenberg sich um eine treue Übersetzung des lateinischen Bacon bemüht. Eine andere topische Anforderung an Übersetzungen ist die, dass sie sich stilistisch von der Ausgangssprachversion unterscheiden dürfen, weil unterschiedliche Sprachen nun einmal unterschiedlichen Sprachstilen affin seien. Hierzu kann man beobachten, dass Bacon selbst bei seiner Übersetzung der englischen Version seines Essays ins Lateinische tendenziell einen Stilwechsel vollzieht: Der lapidare, verknappte Stil im Englischen wird im Lateinischen wortreicher, ‚gelahrter‘, syntaktisch komplexer. Stubenberg versucht nun genau diesen Stil im Deutschen nachzubilden. Möchte man aus der Stubenberg’schen Übersetzung rezeptionsgeschichtlich und damit literatur- und ideengeschichtlich Bedeutsames entnehmen, dann bietet, so legt zumindest die hier präsentierte erste Stichprobe nahe, die Übersetzung selbst wenig Auffälliges, woran man nennenswerte Beobachtungen und Schlussfolgerungen anschließen könnte. Das aber sieht ganz anders aus, wenn man sich den Paratext anschaut.

15.4 Paratexte und Netzwerke

Das beginnt bereits mit dem Titel. Bacons Essays gelten mit Montaignes Essays, wie gesagt, als Prototyp jener Textsorte, die als besonders moderne Gattungserfindung der frühen Neuzeit angesehen wird, weil in ihr Reflexionen über unterschiedlichste Gegenstände mit der subjektiven, vorläufigen, gedanklich experimentierenden Perspektive des Sprechers verbunden werden. Schon die Montaigne-Forschung hat aber herausgestellt, dass man sich vor einer anachronistischen Sichtweise auf das Genre Essay hüten muss, das in vormodernen Traditionen wurzelt, etwa in den seinerzeit verbreiteten *Loci-communes*-Büchern.⁴³ Dass es sich mit Bacons Essays in der zeitgenössischen Wahrnehmung ähnlich verhält, dass sie also nicht als besonders modern und innovativ wahrgenommen werden, zeigt sich daran, dass Bacon seine ‚Versuche‘ in der lateinischen Version als Reden ausweist, also als Texte, die, wie schon angedeutet, im Kontext der Theorie und Praxis der Rhetorik zu sehen sind. Der lateinische Titel geht aber noch weiter, er lautet – in der postumen Leidener Ausgabe – vollständig: *Sermones Fideles, Ethici, Politici, Oeconomici: Sive Interiora Rerum*.⁴⁴ Die deutsche Übersetzung Stubenbergs folgt hier im Wesentlichen der lateinischen Vorlage, sie lautet *Getreue Reden: die Sitten- Regiments- und Hauslehre betreffend*.⁴⁵ Die „Interiora Rerum“ fallen bei Stubenberg weg, und so ist

⁴³Vgl. etwa Cave (1982).

⁴⁴Bacon (1641), Titelblatt. Der Titel des englischen Originals lautet vollständig *Essays or Counsels Civil and Moral*.

⁴⁵Bacon (1654b), Titelblatt.

aus dem Prototypen der modernen Gattung Essay eine Sammlung von Schriften zur moralischen und ökonomischen Unterweisung geworden; die ins Deutsche übersetzte Textsammlung wird damit im Umfeld der Erbauungs- und Hausväterliteratur situiert.⁴⁶ Und noch ein anderer Kontext wird durch das Titelblatt aufgerufen: Indem Stubenberg mit seinem Gesellschaftsnamen ‚Der Unglückselige‘ als Autor firmiert, stellt er das Unternehmen der Bacon-Übersetzung in den Kontext des kultur- und sprachpatriotischen Programms der Fruchtbringenden Gesellschaft. Diese Kontextualisierung wird verstärkt durch den Umstand, dass auch die Widmungsgedichte vorrangig von Fruchtbringern stammen. Doch dazu in Kürze.

Stubenbergs Bacon-Übersetzung enthält keine Leservorrede, in der man etwa Konzeptionelles zu den Übersetzungsprinzipien hätte erfahren können oder auch zu den Gründen, warum sich Stubenberg ausgerechnet Bacons Essays als Gegenstand seiner Übersetzungstätigkeit ausgewählt hat. Was es aber gibt, ist eine Widmungszuschrift an Ferdinand IV., den Sohn des damaligen Kaisers Ferdinand III. Ersterer hatte zu dieser Zeit gerade den Titel eines Römisch-deutschen Königs erhalten und durfte als Thronfolger auf den Kaiserthron gelten. Durch diese standesmäßig maximal hoch angesetzte Wahl des Widmungsadressaten nobilitiert Stubenberg sein übersetzerisches Unternehmen und dessen Vorlage, aber diese Wahl perspektiviert auch die Wahrnehmung des dargebotenen Texts: Er wird durch die Zuschrift zu einem Fürstenspiegel. Stubenbergs diesbezügliche konzeptionelle Entscheidung könnte nicht zuletzt durch einen Seitenblick auf die Biographie des Autors Bacon motiviert sein, der in England als hochrangiger Hofbeamter tätig war und entsprechend als passender Autor eines solchen Unterweisungsbuchs für den Herrscher gelten kann. Allerdings verrät die Zuschrift wenig darüber, worin die Bedeutung liegt, die ausgerechnet Bacons Essays zum geeigneten Fürstenspiegel für den Thronfolger des Hauses Habsburg werden lassen – außer dass er topisch als „Aristotel[] unserer Zeiten“ gelobt wird.⁴⁷

Die Widmungsgedichte stammen, wie bereits angedeutet, größtenteils von Mitgliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft, daneben von österreichischen Freunden und Gefährten Stubenbergs; zum Teil überschneiden sich diese beiden Gruppen auch.⁴⁸ Nur drei Gedichte von besonders auffälligen Autoren seien hier

⁴⁶Als solche wird sie denn auch noch in den 1990er Jahren bibliographisch erfasst in McKenzie (1997), S. 36 (Nr. 134–135). Das Standardwerk zur Rezeption englischer Erbauungsliteratur im deutschen Kulturraum des 17. Jahrhunderts ist Sträter (1987); darin findet allerdings Stubenberg gar keine und Bacon nur einmal kursorische Erwähnung (Sträter, 1987, S. 109).

⁴⁷Bacon (1654b), Zuschrift.

⁴⁸Namentlich handelt es sich um Gedichte von Veit Daniel von Colewald (Nr. 1), Johann Valentin Andreae (Nr. 2), Friedrich von Rotter und Kostenthal (Nr. 3), Wolf Helmhardt von Hohberg (Nr. 4), Georg Adam von Kufstein (Nr. 5), Christoph Dietrich von Schallenberg (Nr. 7), Georg Philipp Harsdörffer (Nr. 8) und Sigmund von Birken (ohne Zahlenangabe [Nr. 9]). Das nicht mit Autornamen versehene Lobgedicht Nr. 6 wird nach Auskunft von Dünnhaupt (1993), S. 3996, Catharina Regina von Greiffenberg zugeschrieben. Es tritt auf als „Erklärung“ zweier vorgeschalteter allegorischer Kupferstiche (die übrigens in dem im Internet verfügbaren, über <http://www.vd17.de> zugänglichen Digitalisat der SLUB Dresden fehlen) – eine literarische Praxis, die

etwas näher betrachtet. Das erste ist unterzeichnet mit dem Gesellschaftsnamen ‚Der Mürbe‘.⁴⁹ Dahinter verbirgt sich kein geringerer als Johann Valentin Andreae. Hier tut sich eine bemerkenswerte Verbindung auf, ist Andreae doch mit seiner 1619 erschienenen *Christianopolis* einer der Protagonisten der Gattungsgeschichte der europäischen Utopie.⁵⁰ Es wäre interessant zu erfahren, wie er zu Bacon als dem anderen bedeutenden Protagonisten der Utopiegeschichte gestanden hat.⁵¹ Das Widmungsgedicht gibt hierüber aber leider keine Auskunft. Es handelt sich im Wesentlichen um ein Wortspiel mit dem Gesellschaftsnamen ‚Der Unglückselige‘ und nimmt auf Bacons Essays keinen Bezug. In Andreaes Autobiographie findet sich eine Erwähnung Stubenbergs in dem Kapitel zum Jahr 1653. Hier heißt es, das Wortspiel mit dem Gesellschaftsnamen aufgreifend:

Der erlauchte Baron Johann Wilhelm von Stubenberg, der in der Fruchtbringenden Gesellschaft ‚der Unglückliche‘ heißt, aber an glücklichen Talenten nur mit wenigen zu vergleichen ist, trat durch einen überaus freundlichen Brief in den Kreis meiner Freunde ein und ist auch in Zukunft von mir hoch zu schätzen.⁵²

nicht schlecht zu Greiffenberg passt. Der Umstand, dass der Text als einziger in der Reihe der Widmungsgedichte ohne Autornamen gegeben wird, passt auch entsprechend zeitgenössischen Gendernormen zu einer Frau als Autorin.

⁴⁹Bacon (1654b), Lobgedicht Nr. 2.

⁵⁰Andreae (2018 [1619]).

⁵¹Über ein etwaiges Abhängigkeitsverhältnis zwischen der deutschen und der englischen Utopie, die innerhalb eines Zeitraums weniger Jahre erschienen, ist bislang wenig Belastbares bekannt. Dass aber Bacons und Andreaes utopische Gedankenwelten einander verwandt waren, darauf deutet auch ein kurioser Umstand hin, auf den Minkowski (1937), S. 194–195, aufmerksam macht: In Arthur Edward Waites *Real history of the Rosicrucians* von 1887 (Waite, 1887, S. 348–386) findet sich die Edition einer *Voyage to the Land of the Rosicrucians* aus der Feder eines John Heydon, datiert auf das Jahr 1660. Dieser Text steht nach Minkowski „in engster Beziehung“ zu Bacons Utopie, ohne aber diese Quelle zu nennen, und transformiert die Erzählung in ein rosenkreuzerisches Umfeld mit rosenkreuzerischen Motiven. Die ersten Rosenkreuzerschriften der 1610er Jahre stammen aber ja aus Andreaes Tübinger Umfeld, und er war sehr wahrscheinlich maßgeblich an ihrer Entstehung beteiligt. Es ist nun aber so, dass Minkowski „in keiner der grossen deutschen und englischen Bibliotheken“ einen zeitgenössischen Druck von Heydons Werk ausmachen kann, so dass er die Frage in den Raum stellt, ob es sich bei dem Text nicht vielleicht um eine „Mystifikation“ des 19. Jahrhunderts handle. Die Suche nach einem zeitgenössischen Druck von Heydons – durch Waite überlieferter – *Voyage* konnte im gegebenen Rahmen nicht bedeutend vertieft werden; eine schnelle Recherche im *Karlsruher virtuellen Katalog* ergibt aber in der Tat, dass von Heydon keine monographische Schrift des angegebenen Titels in deutschen digitalen Katalogen verzeichnet ist; aus dem Jahr 1660 liegt von ihm lediglich eine Schrift des Titels *Rosie Crucian Infallible Axiomata* vor; sie enthält jedoch keine utopische Reisebeschreibung, sondern – ausweislich des Untertitels – *Generall Rules to know all things past, present, and to come* (Heydon, 1660).

⁵²Andreae (2012), S. 164: „Illustris Baro Stubenberg, Johannes Wilhelmus, cui infelicit cognomen inter carpophoros, felicitate ingenii cum paucis comparandus, literis humanissimis ultro in amicitiam meam concessit magno posthac mihi in pretio habendus.“ Die im Haupttext zitierte Übersetzung Andreae (2012), S. 165. Vgl. bereits den Hinweis auf diese Stelle bei Bircher (1968), S. 95.

Es scheint nicht unwahrscheinlich, dass es sich hier um einen Brief handelte, in dem Stubenberg Andreae um ein Widmungsgedicht für seine Bacon-Übersetzung bat, um ihr mehr Glanz zu verleihen.

Das zweite Gedicht, das etwas genauer angeschaut werden soll, trägt den Titel „Über den Stubenbergischen Verulam und Verulamischen Stubenberg“. Es ist mit Sigismundus Betulius unterzeichnet, dem latinisierten Namen Sigmund von Birken.⁵³ In diesem Lied, das Birken dann auch in den 1657 ebenfalls bei Endter in Nürnberg erschienenen *Ostländischen Lorbeerhäyn* aufgenommen hat,⁵⁴ wird zunächst der Ruhm Bacons beschworen und dann Stubenberg adressiert, dessen translatorisches Unternehmen als Form einer *translatio artium* beschrieben wird, die von dem englischen über den österreichischen an den fränkischen Strom erfolgt: „Der sich Unglückhafft nennet/ | ihn dieses Glücke gönnet/ | sie von Jhm redend macht; | was vor die Temse lallet/ | jetzt an die Donau schallet/ | davon die Pegnitz sprach.“ Am Schluss wird die Behauptung der *translatio artium* dadurch bekräftigt, dass Stubenberg, der Bacon als englischen Aristoteles beschrieben hatte, von Birken als „der Teutsche Verulam“ adressiert wird. Der Briefwechsel Stubenbergs mit Birken ist teilweise erhalten und zeugt von einer engeren Beziehung zwischen den beiden als jener zwischen Stubenberg und Andreae.⁵⁵ Bereits im November 1651, drei Jahre vor Erscheinen der Übersetzung, berichtet Stubenberg Birken darin von den „angefangenen *Sermones Fideles Verulamij*“;⁵⁶ im Juli 1653 zieht Stubenberg brieflich die Möglichkeit in Betracht, dass Birken das Werk Korrektur lesen könnte.⁵⁷ Im April 1654 bedankt er sich überschwänglich für das Widmungsgedicht und das darin artikuliert Lob.⁵⁸

Das vielleicht interessanteste Widmungsgedicht zu Stubenbergs Bacon-Übersetzung ist ein „Poetischer Aufzug/ den Inhalt der Getreuen Reden dieses Büchleins vorstellend“.⁵⁹ Er ist unterzeichnet mit „der Spielende“, und hierbei handelt es sich um den Gesellschaftsnamen Harsdörffers. In diesem Text wird, wie im Titel angekündigt, der Inhalt der Essays vorgestellt, aber in einer mindestens eigenwillig zu nennenden Weise. Bacons Essays tragen Themen anzeigende Titel, beginnend mit „Of Truth“, „Of Death“, „Of Unity in Religion“. In der deutschen Übersetzung Stubenbergs lauten diese Titel „Von der Wahrheit“, „Vom Tode“, „Von Einigkeit der Kirche“. Harsdörffer transformiert nun diese Struktur von Texten, die ihre Themen im Titel tragen und die diese Themen in lehrhafter,

⁵³ Bacon (1654b), Lobgedicht (ohne Zahlenangabe [Nr. 9]): Über den Stubenbergischen Verulam und Verulamischen Stubenberg.

⁵⁴ Birken (1657), S. 430–431 (Nr. 15). Vgl. Birken (2007), T. 2, S. 873.

⁵⁵ Vgl. Birken (2007), T. 1.

⁵⁶ Birken (2007), T. 1, S. 158–159 (Nr. 7); J. W. v. Stubenberg an S. Betulius, 3. November 1651, hier S. 158.

⁵⁷ Birken (2007), T. 1, S. 174–175 (Nr. 15); J. W. v. Stubenberg an S. Betulius, 27. Juli 1653, hier S. 175.

⁵⁸ Birken (2007), T. 1, S. 188–189 (Nr. 24); J. W. v. Stubenberg an S. Betulius, 12. April 1654.

⁵⁹ Bacon (1654b), Lobgedicht Nr. 8: Poetischer Aufzug.

reflexiver, weisheitsliterarischer Form behandeln, in ein allegorisches Theaterfestspiel, beginnend mit der Regieanweisung: „Auf dem Schauplatz kommt aus einer trüben Wolken gefahren die Wahrheit/ ein wunderschönes Weib/ mit einem umstralten Haut/ guldner Bekleidung/ und führet in der Hand/ eine hell-scheinende Fackel.“ Die Wahrheit beginnt dann in Versen zu reden, gefolgt von der allegorischen Personifikation der Freundschaft. Auf diese Weise treten nach und nach alle Bacon-Stubenberg'schen Essays als allegorische Personifikationen auf. Wie kommt es, so liegt es nahe zu fragen, zu einer so kuriosen poetischen Fehllektüre von Bacons Essays, die doch von Stubenberg mit dem Bemühen um weitgehende Treue übersetzt worden waren? Es liegt nahe zu vermuten, dass Harsdörffer die Essays hier in einer verzerrenden Form im Licht jenes anderen Texts aus der Feder Bacons gesehen hat, den er viel besser kannte und höher schätzte: *De sapientia veterum*. In diesem Text werden ja, wie skizziert, tatsächlich die antiken Götter als Allegorien gedeutet. Harsdörffer stellt mit seinem Widmungsfestspiel die Essays als eine Art zweiten Teil von *De sapientia veterum* dar und unterstellt, in diesem Werk würden abstrakte Begriffe als Allegorien präsentiert – was natürlich nicht zutrifft.

Allgemein lässt sich in den Widmungsgedichten die Tendenz feststellen, nicht Bacon, sondern Stubenberg als Autor des vorliegenden Werks zu inszenieren. Das hat natürlich einen kultur- und sprachpatriotischen Hintergrund, es zeigt aber darüber hinaus eine metonymische Verschiebung an, wie sie manchmal, aber nicht immer in der Wahrnehmung von Übersetzungen eintritt: Der Name Bacons wird als Autornamen durch den Namen des Übersetzers Stubenberg ersetzt, Bacons Name wird stattdessen Teil des Werktitels: „Sermones Fideles Verulamii“ oder „der Stubenbergische Verulam und Verulamische Stubenberg“. ⁶⁰ Mit Hilfe von Stubenbergs Übersetzungsleistung lässt sich jetzt ‚der Bacon‘ auf Deutsch lesen. Da es sich um eine Übersetzung aus dem Lateinischen handelt, geht es hier offenbar nicht darum, einem deutschen Zielpublikum den Zugang zum Werk überhaupt erst zu erschließen, sondern angezielt ist hier wohl eher die breitere Popularisierung eines gelehrten Texts als Weisheitsliteratur oder auch als erbaungsliterarische Verhaltenslehre für das praktische Leben. Die enge Verknüpfung der Entstehungs- und Publikationsgeschichte wie auch der paratextuellen Beigaben von Stubenbergs Bacon-Übersetzung mit dem Nürnberger Netzwerk um Birken, Harsdörffer und den Verleger Endter zeigt, dass die Frage, was wann wo übersetzt wird, auch eine Frage gruppenspezifischer Leseinteressen und Traditionsbildungen ist. Es ist in diesem Sinne kein Zufall, dass Bacon nicht innerhalb eines philosophischen oder gelehrten Zusammenhangs, sondern im publizistischen Netzwerk der Fruchtbringenden Gesellschaft übersetzt wurde, das aus Dichtern bestand und vornehmlich sprach- und kulturdidaktische Interessen verfolgte. Obwohl Stubenbergs Unternehmen durch seinen engen Bezug auf Harsdörffer und Birken auf Nürnberger Filiationen verweist, ist

⁶⁰ Bacon (1654b), Lobgedichte Nr. 3 und (Nr. 10).

bemerkenswert, dass es sich nicht etwa im Kontext des Pegnesischen Blumenordens, sondern eben in der Fruchtbringenden Gesellschaft situiert. Letztgenannte Assoziation war bekanntlich der Ort, an dem das Projekt der Übersetzung vielfältigster europäischer Prätexte ins Deutsche im Dienste eines kultur- und sprachpatriotischen Anliegens über mehrere Generationen hinweg verfolgt wurde.⁶¹

15.5 Ausblick mit Waldberg

Eine solitäre, aber höchst bedeutsame wissenschaftsgeschichtliche Rezeption von Stubenbergs Bacon-Übersetzung wird übrigens greifbar in Gestalt von Max von Waldbergs Studien zur deutschen Renaissance-Lyrik. Der Druck befand sich in Waldbergs Besitz, ebenso wie die lateinische Leidener Ausgabe, die Stubenberg als Vorlage gedient hatte, hier in einer Auflage von 1644 (beide Bücher liegen heute in der Universitätsbibliothek Heidelberg; Signaturen Waldberg 2189 RES und Waldberg 1456 RES). Das erklärt, warum sich in Waldbergs epochalem Buch *Die Deutsche Renaissance-Lyrik* von 1888 verschiedene Verweise auf Bacons Essays in der Übersetzung Stubenbergs und in der lateinischen Fassung des Leidener Drucks finden: Im Vorwort des Buchs wird ohne Nachweis und aus dem Kontext gerissen aus dem Essay „Von der Wahrheit“ zitiert, wenn Waldberg schreibt, für das 17. Jahrhundert sei „der Baconische Traum vom ‚Sabbat der Geister‘ noch lange nicht erfüllt“, womit gesagt sein soll, dass dieses Feld literaturgeschichtlich noch nicht ‚ausgeforscht‘ sei.⁶² Waldberg nutzt hier also eine Formulierung aus Stubenbergs Bacon, um sich als bescheidener Arbeiter im philologischen Weinberg zu inszenieren. Als Beleg dafür, dass Dichter und Gelehrte des 17. Jahrhunderts sich die Natur als großen Garten vorstellten, zitiert Waldberg wörtlich eine Passage aus der Leidener Ausgabe der *Sermones fideles*, namentlich aus dem Essay Nr. 44 *De hortis*.⁶³ Im Zuge ausführlicherer Hinweise zur Rezeption Bacons in der deutschen Literatur zitiert er eine Strophe aus Birkens oben erwähntem Widmungsgedicht, das Stubenbergs Bacon zusammen mit weiteren Widmungsgedichten einleitet.⁶⁴ Schließlich gibt Waldberg eine allgemeine Einschätzung der literaturgeschichtlichen Bedeutung Stubenbergs: „[...] der Unglückselige, das ist J. W. von Stubenberg, hat seinen oft besungenen Ruhm als deutscher Schriftsteller einzig und allein den Übertragungen des Biondi, des Verulam, der Scudery, Pallavicini, Loredano u. a. zu

⁶¹ Vgl. für den Überblick zur Fruchtbringenden Gesellschaft im Kontext literarischer Sozietäten des 17. Jahrhunderts Breuer (1999), S. 202–204.

⁶² Waldberg (1888), S. V. Vgl. Bacon (1654b), S. 4.

⁶³ Waldberg (1888), S. 126.

⁶⁴ Waldberg (1888), S. 184.

danken.“⁶⁵ Diese Einschätzung ist der Sache nach richtig, aber aus ihr spricht eine zeittypische Geringschätzung übersetzerischer Leistungen. Waldberg äußert den zitierten Satz über Stubenberg im Rahmen eines Kapitels, in dem er aufweisen möchte, dass die Lyrik des 17. Jahrhunderts auf den Prinzipien Anlehnung und Entlehnung beruht. Damit erkennt Waldberg hellseherisch eine der wesentlichen Eigenarten dieser Literatur, aber er verknüpft diese Einsicht mit einer Wertung, die auf den Prinzipien der Geniepoetik und Autonomieästhetik basiert. Eine weniger wertend-voreingenommene Untersuchung von Stubenbergs Bacon zeigt, dass und inwiefern Übersetzen ein nicht-triviales Geschäft ist, das immer auch wesentlich von seinen zeitspezifischen Bedingungen und Kontexten mitbestimmt wird.

Literatur

- Andreae, Johann Valentin. 2012. *Gesammelte Schriften*, Hrsg. Wilhelm Schmidt-Biggemann, Bd. 1, 2: *Autobiographie. Bücher 6 bis 8. Kleine biographische Schriften*. Bearbeitet von Frank Böhling, Übersetzt von Beate Hintzen. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Andreae, Johann Valentin. 2018 (1619). *Reipublicae Christianopolitanae descriptio*. Bearbeitet, übersetzt und kommentiert von Frank Böhling und Wilhelm Schmidt-Biggemann. In J. V. Andreae, *Gesammelte Schriften*, Hrsg. Bernd Roling und Wilhelm Schmidt-Biggemann, Bd. 14, 86–429. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Auwers, Michael und Red. 2011. Stubenberg, Johann Wilhelm von. In *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. 2., vollständig überarbeitete Auflage, Hrsg. Wilhelm Kühlmann, Bd. 11, 365–366. Berlin und Boston: Walter de Gruyter.
- Bacon, Francis. 1635. *De Dignitate Et Avgmentis Scientiarvm. Ad Regem Suum Libri IX. Nunc denuo editi, cum Indice Rerum ac Verborum locupletissimo*. Straßburg: Lazarus Zetzner.
- Bacon, Francis. 1638. *Opervm Moralivm Et Civilivm Tomus. Qui continet [...] Sermones Fideles, sive Interiora Rerum [...]*. London: Edward Griffin und Richard Whitaker.
- Bacon, Francis. 1641. *Sermones Fideles, Ethici, Politici, Oeconomici: Sive Interiora Rerum. Accedit Faber Fortunae &c.* Leiden: Franziscus Hackius.
- Bacon, Francis. 1654a. *Fürtrefflicher Staats- Vernunft- und Sitten-Lehr-Schrifftten I. Von der Alten Weisheit. II. Etliche Einrahtungen/ aus den Sprüchen Salomonis. III. Die Farben (oder Kennzeichen) des Guten und Bösen. Übersetzt durch Ein Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft den Unglückseligen* [das ist Johann Wilhelm von Stubenberg]. Nürnberg: Michael Endter.
- Bacon, Francis. 1654b. *Getreue Reden: die Sitten- Regiments- und Haußlehre betreffend/ Aus dem Lateinischen gedolmetscht/ durch ein Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft den Unglückseligen* [das ist Johann Wilhelm von Stubenberg]. Nürnberg: Michael Endter.
- Bacon, Francis. 1665a. *Glücks-Werckmeister/ Von Herrn Frantz Bacon/ Freyherrn zu Verulam/ und VGrafen zu S. Alban/ [et]c. Ehmals Im Königreich Engelland Groß-Cantzlern/ Lateinisch beschriben/ Jetzo Verteutsch.* Stuttgart: Rößlin.
- Bacon, Francis. 1665b. *Opera Omnia, Quae extant: Philosophica, Moralia, Politica, Historica* [...]. Frankfurt a. M.: Johann Baptist Schönwetter.

⁶⁵ Waldberg (1888), S. 208. Auf den in diesem Absatz referierten Zusammenhang und auf die relevanten Textstellen in Waldbergs Renaissancelyrik-Buch und in Stubenbergs Bacon hat mich Fiona Walter (Heidelberg) aufmerksam gemacht; ich danke ihr sehr herzlich dafür.

- Bacon, Francis. 1719. *Des Englischen Cantzlers Francisci Baconis Vervlamii Glücks-Schmidt. Aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzt, auch mit Anmerkungen und andern hierher gehörigen Zusätzen vermehret von Johann Heinrich Acker*. Jena: Baillar.
- Bacon, Francis. 1783. *Über die Würde und den Fortgang der Wissenschaften. Verdeutschet und mit dem Leben des Verfaßers und einigen historischen Anmerkungen hrsg. von Johann Hermann Pfingsten*. Pest: Weingand und Köpfische Handlung.
- Bacon, Francis. 1963. *The Works of Francis Bacon*. Faksimile-Neudruck der Ausgabe von Spedding, Ellis und Heath, Bd. 6: *Essays or Counsels Civil and Moral* (1597/1612/1625), 365–604. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Bacon, Francis. 1989 (1623). *The Works of Francis Bacon*. Faksimile-Neudruck der Ausgabe von Spedding, Ellis und Heath, Bd. 1: *De augmentis scientiarum* (1623), 413–837. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Bacon, Francis. 1989 (1626). *The Works of Francis Bacon*. Faksimile-Neudruck der Ausgabe von Spedding, Ellis und Heath, Bd. 3: *New Atlantis* (1626), 119–166. Stuttgart-Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog.
- Bacon, Francis. 1990 (1620). *Neues Organon. Lateinisch – deutsch*. Teilbd. 1, Hrsg. Wolfgang Krohn. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Berns, Jörg Jochen. 1991. Gott und Götter. Harsdörffers Mythenkritik und der Pan-Theismus der Pegnitzschäfer unter dem Einfluß Francis Bacons. In *Georg Philipp Harsdörffer: Ein deutscher Dichter und europäischer Gelehrter*, Hrsg. Italo Michele Battafarano, 23–81 (*IRIS* 1). Bern, Berlin, Frankfurt a. M., New York, Paris, Wien: Peter Lang.
- Bircher, Martin. 1968. *Johann Wilhelm von Stubenberg (1619–1663) und sein Freundeskreis. Studien zur österreichischen Barockliteratur protestantischer Edelleute (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker* 25 [149]). Berlin: Walter de Gruyter.
- Birken, Sigmund von. 1657. *Ostländischer Lorbeerhähn/ Ein Ehrengedicht/ Dem höchstlöbl. Erzhaus Oesterreich [...]*. Nürnberg: Michael Endter.
- Birken, Sigmund von. 2007. *Werke und Korrespondenz*, Hrsg. Klaus Garber et al., Bd. 9: *Der Briefwechsel zwischen Sigmund von Birken und Georg Philipp Harsdörffer, Johann Rist, Justus Georg Schottelius, Johann Wilhelm von Stubenberg und Gottlieb von Windischgrätz*, Hrsg. Hartmut Laufhütte und Ralf Schuster, Teil 1: Texte und Teil 2: Apparate und Kommentare. Tübingen: Niemeyer.
- Breuer, Ingo. 1999. Literarische Sozietäten. In *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Begr. Rolf Grimminger, Bd. 2: *Die Literatur des 17. Jahrhunderts*, Hrsg. Albert Meier, 201–208. München und Wien: Hanser.
- Cave, Terence. 1982. Problems of reading in the Essais. In *Montaigne. Essays in memory of Richard Sayce*, Hrsg. I. D. McFarlane und Ian Maclean, 133–166. Oxford: Clarendon Press.
- Conermann, Klaus. 1985. *Die Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft 1617–1650*. Leipzig: Edition Leipzig.
- Dünnhaupt, Gerhard. 1993. *Personalbibliographien zu den Drucken des Barock*, Bd. 6. Stuttgart: Hiersemann.
- Gibson, Reginald W. 1950. *Francis Bacon. A bibliography of his works and of Baconiana to the year 1750*. Oxford: Scrivener Press.
- Harsdörffer, Georg Philipp. 1968 (1644). *Frauenzimmer Gesprächspiele*, Hrsg. Irmgard Böttcher, IV. Teil. Tübingen: Niemeyer.
- Hess, Peter. 2003. Neuplatonismus und Bacon-Rezeption: Naturphilosophie bei Harsdörffer. *Morgen-Blatz* 13: 321–349.
- Heydon, John. 1660. *Rosie Crucian Infallible Axiomata, or, Generall Rules to know all things past, present, and to come*. London: o. V.
- Klein, Jürgen. 2004. The Reception of Francis Bacon in 17th Century German Philosophy. *Intellectual News* 14(1): 75–93.
- Licht, Tino. 2006. Zu Entstehung und Überlieferung der *Nova Atlantis* des Francis Bacon anlässlich ihrer Neuauflage (Mailand 1996). In *Strenae Nataliciae. Neulateinische Studien*.

- Wilhelm Kühlmann zum 60. Geburtstag, Hrsg. Hermann Wiegand, 113–126. Heidelberg: Manutius.
- McKenzie, Edgar C. 1997. *A Catalog of British Devotional and Religious Books in German Translation from the Reformation to 1750*. Berlin und New York: Walter de Gruyter.
- Minkowski, Helmut. 1937. Die geistesgeschichtliche und die literarische Nachfolge der Ne Atlantis des Francis Bacon. *Neophilologus* 22: 185–200.
- Schärf, Christian. 1999. *Geschichte des Essays. Von Montaigne bis Adorno*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schildknecht, Christiane. 1995. ‚Ideen-Körner ausstreuen‘. Überlegungen zum Verhältnis von Metapher und Methode bei Bacon und Lichtenberg. In *Metapher und Innovation. Die Rolle der Metapher im Wandel von Sprache und Wissenschaft*, Hrsg. Lutz Danneberg, Andreas Graeser und Klaus Petrus (*Berner Reihe philosophischer Studien* 16), 196–215. Bern, Stuttgart, Wien: Haupt.
- Sittig, Claudius. 2018. Überlegungen zu einer Literaturgeschichte des Adels in der Frühen Neuzeit. In *Die ‚Kunst des Adels‘ in der Frühen Neuzeit*, Hrsg. Claudius Sittig und Christian Wieland, 127–145 (*Wolfenbütteler Forschungen* 144). Wiesbaden: Harrassowitz.
- Stälin, Paul. 1887. Pflingsten, Johann Hermann. In *Allgemeine Deutsche Biographie*, Hrsg. Historische Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften, Bd. 25, 663–664. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Sträter, Udo. 1987. *Sonthom, Bayly, Dyke und Hall. Studien zur Rezeption der englischen Erbauungsliteratur in Deutschland im 17. Jahrhundert (Beiträge zur historischen Theologie* 71). Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Waite, Arthur Edward. 1887. *The Real History of the Rosicrucians. Founded on their own manifestoes, and on facts and documents collected from the writings of initiated brethren*. London: Redway.
- Waldberg, Max von. 1888. *Die Deutsche Renaissance-Lyrik*. Berlin: Wilhelm Hertz.
- Werle, Dirk. 2007. *Copia librorum. Problemgeschichte imaginierter Bibliotheken 1580–1630 (Frühe Neuzeit* 119). Tübingen: Niemeyer.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 16

Weibliche Autorschaft im deutsch-englischen Kulturtransfer des 17. Jahrhunderts. Margareta Maria von Buwিংhausen und Walmerode und die Fruchtbringende Gesellschaft



Gabriele Ball

16.1 Kontextualisierung

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lassen sich im deutschsprachigen Raum nur wenige Spuren einer Englandrezeption feststellen, und diese sind in der Regel solche aus ‚zweiter Hand‘. Begonnen hatte der wirtschaftliche und politische Austausch mit England bereits im Mittelalter, jedoch gewann der Kulturtransfer erst mit dem gedruckten Wort, der Ausbreitung des Buchhandels und seit der Reformation, mit der Aufnahme theologischer Literatur, an Einfluss.¹ Bildungsreisen junger Adelliger, Entdeckungs- oder Gesandtschaftsreisen nach England respektive der Einfluss englischer Schauspieltruppen in Deutschland trugen weiterhin das Ihre zur kulturellen Öffnung von und nach den britischen Inseln bei.

Bestätigt wird diese Beobachtung durch die noch immer wertvolle Grundlagenarbeit von Lawrence Marsden Price und seinen ausführlichen Überblick über die *English-German Literary Influences*, der sich im zweiten Teil (*survey*) *The Eighteenth Century and before* auf ganzen 30 (von rund 600) Seiten mit dem 17. Jahrhundert beschäftigt.² In jüngerer Zeit bestätigt die eingehende Quellenstudie

¹ Z. B. Sträter (1987), S. 25–31.

² S. Price (1920) II, S. 125–154 (*Chapter 1 The seventeenth century in general*, S. 125–133; *Chapter 2 The seventeenth century – dramatic*, S. 134–154).

G. Ball (✉)

Theologische Fakultät, Georg-August-Universität Göttingen, Göttingen, Deutschland

E-Mail: gabriele.ball@theologie.uni-goettingen.de

Jennifer Willenbergs bisherige Forschungsergebnisse.³ Holland und Frankreich waren die Mittler englischer Literatur nach und in Kontinentaleuropa, und dem Lateinischen kam als internationaler Gelehrtensprache, besonders bei theologischen und historischen Werken, die wichtige Funktion eines Bindeglieds zwischen englischer und deutscher Sprache zu.

Somit befinden wir uns um 1650, zum Zeitpunkt der in Rede stehenden Übersetzungsleistung, gleichsam am Beginn des vermittelten englisch-deutschen Kulturtransferprozesses. Englische Bücher waren noch rar, auch weil die englische Sprache weder zum Bildungsgut der Gelehrten (Lateinisch, Hebräisch, Griechisch) gehörte, noch als Sprache in der Fürstenerziehung (Französisch, Italienisch, Spanisch) vorgesehen war. Carl Gustav von Hille kann als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft (in der Gesellschaft lautet sein Name „Der Unverdrossene“)⁴ somit durchaus als Ausnahmeerscheinung gelten, wenn er bereits 1647 eine Lanze für die englische Sprache brach und für Direktübersetzungen plädierte: „dannhero hertzlich zu wünschen/ daß wir Teutsche ein mehrern Fleiß an solcher Sprache legten/ als leider nicht geschiehet, damit wir ihre übrige Geistliche[!] Bücher/ die sie artlich und wol gegeben/ in unsere hochteutsche Sprache gleichfalls übersetzen könnten“⁵. Innerhalb der Fruchtbringenden Gesellschaft war der in England geborene „Unverdrossene“ Hille mit Blick auf anglophile Tendenzen keinesfalls exzeptionell. Ihm folgten die im Buwinghamusen-Kontext wichtigen Mitglieder Georg Philipp Harsdörffer („Der Spielende“) und Johann Wilhelm von Stubenberg („Der Unglückliche“/ „Der Unglückselige“)⁶ und – um den Vertreter Englands der späteren Phase der Fruchtbringenden Gesellschaft hervorzuheben – Martin Kempe („Der Erkorne“). Bereits in dem Lobgedicht auf die deutsche Sprache und Poesie, dem *Palmzweig* (1664), wandte er sich explizit „Britannien“ zu. Er übersetzte – wie Buwinghamusen und Harsdörffer – Joseph Hall, außerdem Thomas Goodwin und Charles Richardson. Seine 1677 erschienene Bibliographie der englischen theologischen Literatur mit dem Schwerpunkt im 17. Jahrhundert *Charismatum sacrorum trias, Sive Bibliotheca Anglorum theologica* lässt mit dem Appendix *De Regia societate Londinensi* hinter dem soziären Tugend-, Eruditio- und Conversatio-Ideal der

³ Willenberg (2008), S. 157–174 und passim.

⁴ Im vorliegenden Beitrag werden die im Briefwechsel und auf dem Buchmarkt verwendeten Gesellschaftsnamen in Klammern hinter dem Klarnamen angegeben und in Anhang I, der sich dem Personen-Netzwerk im Kontext der Übersetzung widmet, unter Angabe des Aufnahmejahrs des jeweiligen Mitglieds mitangeführt.

⁵ Hille (1647; Reprint 1970), S. 123; Bepler (1987).

⁶ Der offizielle, von Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (Der Nährende) verliehene Gesellschaftsname lautete „Der Unglückliche“. Stubenberg selbst nannte sich „Der Unglückselige“. Vgl. Conermann III (1985), S. 629. Buwinghamusen spricht in ihren Briefen durchgängig vom „Unglücks(e)eligen“. Zu Stubenberg und der Fruchtbringenden Gesellschaft vgl. Dirk Werle (Kap. 15).

Fruchtbringenden Gesellschaft bereits das neue Wissensmodell des Akademiewesens aufscheinen.⁷

Um 1650 jedoch war der Blick von Deutschland aus ins ‚literarische‘ Königreich England insgesamt ein vorsichtiger und der Kreis der (anfangs indirekten) Dolmetscher überschaubar und männlich. Deshalb könnte der Titel eines in Tübingen im Jahre 1652 veröffentlichten Werks beim Lesepublikum immerhin Aufmerksamkeit geweckt haben. Es handelt sich um eine Übertragung des 1606 in London erschienenen erbaulichen Werks des Calvinisten Joseph Hall *Heaven upon earth*, für die – wie auf dem Titelblatt zu lesen ist – „Eine Tugend-Begierige Liebhaberinnen der hochberühmten Teutschen Völkerschaft“ verantwortlich zeichnete.⁸ Die Autorin gibt sich erst am Ende ihrer Widmung (an die Herzogin Anna Katharina von Salm-Kyrburg, Gattin des württembergischen Herzogs Eberhard III.) zu erkennen: „Vnderthänig- und gehorsame Dienerin Margreta Maria/ Fräulen von Buwinckhaussen/ zu Walmerot“.⁹

Die junge Margareta Maria von Buwinghamen und Walmerode (1629 – nach 1679) stand zum Zeitpunkt der in Frage stehenden Veröffentlichung in engem Kontakt mit einigen herausragenden Mitgliedern der größten, männlichen und fast gänzlich adeligen Akademie des 17. Jahrhunderts, der Fruchtbringenden Gesellschaft, auf deren Programmatik in Kap. 2 näher einzugehen ist. Die Werke des in Deutschland äußerst beliebten Joseph Hall wurden innerhalb des Fruchtbringerkreises ebenso positiv aufgenommen, verband der englische Autor doch den allgemein christlichen, erbaulichen Inhalt einer praktischen Moralthologie mit dem luziden Stil Senecas, jenes Autors, den nicht nur Hall selbst, sondern auch die Gesellschafter im Zusammenhang ihrer eigenen neostoizistischen Neigungen sehr zu schätzen wussten.¹⁰ So übersetzte Georg Philipp Harsdörffer, wohlwollender Beförderer der Buwinghamen, auch die Erbauungsschrift „Characters of Vertues and Vices“ (1608) im gleichen Jahr 1652 und widmete dieselbe einem just aufgenommenen Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, dem königlich-dänischen Rat und Pinneberger Drostens Jaspas von Oertzen („Der Verständige“). Auch Harsdörffer erscheint als Autor-Übersetzer nicht auf dem Titelblatt. Es heißt dort schlicht „gedolmetscht Durch ein Mitglied der hochlöblichen Frucht-

⁷ Bircher und Herz (1997), S. 178 [Vers 430], 258–259, 263, 332–333 (i.e. Reprint *Palmzweig* und Kommentar Kempes). S. auch S. 55, 86, 93, 99–105, 111–116, 121–123 (Bibliographie der Werke Kempes); Marigold (1995), S. 62, 116. Vgl. zur europäischen Sozietätsbewegung auch den Beitrag Christina Struncks im vorliegenden Band.

⁸ Marigold (1995), S. 220–221.

⁹ *Waarer und Großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Friedenspiegel* 1652, Bl.)([v]v.

¹⁰ Zu Hall und dessen positiver Aufnahme in Deutschland Marigold (1995), S. 229–236; McCabe (1982), S. 184–189 und passim; Waterhouse (1914; Reprint 2015), passim. Zur Fruchtbringenden Gesellschaft und Hall vgl. Sträter (1987), S. 10; vgl. auch die aus dem Fruchtbringerkreis stammende Übersetzung aus dem Lateinischen *Der Christliche SENECA* (1648).

bringenden Gesellschaft“,¹¹ eine Provenienz, die im 17. Jahrhundert fraglos Qualität versprach. Diese Formulierung war üblich, genau wie eine andere Variante der anonymen Verfasserschaft innerhalb der Akademie: die Nennung des Gesellschaftsnamens. Dieser wurde bei Eintritt in die Gesellschaft verliehen, und er erlaubte es, sich innerhalb der sozial und politisch heterogenen Sozietät gleichberechtigt und ohne Standesunterschiede zu begegnen. Die kaum erforschten, zahlreichen Übersetzungen (und Paratexte) aus dem Fruchtbringer-Kreis spielten in der Programmatik und der fruchtbringerischen Kommunikation explizit eine herausgehobene Rolle bei der Aufgabe des hochdeutschen Sprachausbaus und der Entwicklung einer anspruchsvollen deutschen Kunstpoesie.¹²

Margareta Maria befand sich mit ihrem Unterfangen einer Hall-Übersetzung somit ‚in sehr guter Gesellschaft‘. Der Titel ihrer Übersetzung sei hier angeführt, deutet er doch die verschiedenen Ebenen der folgenden Argumentation an:

Waarer und großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel. Erstlich in Englischer Sprach herauß gegeben durch Msr. Joseph Hall; Hernach von Monsr. Cheureau, in Frantzösisch übersetzt: Vnd auß disem, Zu sonderbarer Bezeugung/ der Treu und Wolgewogenheit/ gegen Jhrem Geburts-Land‘ in rein Hoch-Teutsch gebracht. Durch Eine Tugend-Begierige Liebhaberin der hochberühmten Teutschen Völckerschafft. 2.Tim.2.v.5 Niemand wird gekrönet/ er kämpfe dann recht. Tübingen/ Getruckt bey Dieterich Werlin: Jm Jahr/ 1652.

Die weibliche Autorschaft, es wurde bereits erwähnt, wird unübersehbar auf dem Titelblatt festgehalten, genau wie der kulturpatriotische Akzent pro deutsche Sprache deutlich gesetzt wird.¹³ Auch aus der Vermittlung via französische Sprache und dem (Erst-)Übersetzernamen wird kein Geheimnis gemacht. Dagegen bleibt der Name und damit auch der Stand der Übersetzerin ungenannt, was im Übrigen auch auf die über das Lateinische vermittelte Vorgängerübersetzung des Gelehrten Christophorus Colerus (Köler) aus dem Jahre 1632 zutrif.¹⁴

Dass die Übertragung von einer Frau geleistet wurde, dürfte die frühneuzzeitliche Leserschaft der Hall-Übersetzung von 1652 *Waarer und großmütiger*

¹¹ Harsdörffer (1652) (*Kennzeichen der Tugenden und Laster*), Titelblatt. Vgl. Harsdörffer (1650) (*Nathan und Jotham*), Titelblatt, mit der identischen Formulierung „Durch ein Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft“.

¹² Vgl. das Forschungs- und Editionsprojekt Conermann und Herz (1991–2019). S. Ball et al. (2017); zuletzt Herz (2020). Über den Link <http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de> lassen sich ‚Edition‘ und sodann ‚Register‘ aufrufen. Hier wiederum erreicht man das für das Thema wesentliche Sachregister (z. B. das Lemma: ‚Übersetzung als Aufgabe und Kunst‘), und im Personenregister findet man weiterführende Literatur zu einzelnen Akteur*innen; vgl. auch Lange (2002); Gleixner (2008).

¹³ Zu frühneuzzeitlicher weiblicher Autorschaft zuletzt Sanmann (2021) und Czarnecka (2020). S. auch Czarnecka (2014), Czarnecka (2016). Zum Thema ‚Gender und Literaturwissenschaft‘ seit Silvia Bovenschen vgl. Hertrampf (2020).

¹⁴ Sträter (2003), S. 221. Die drei Übersetzungen der Schrift Halls *Heaven upon Earth* 1) 1632 (Colerus/ Köler) 2) 1652 (Buwinghausen) und 3) 1677 (Koch) werden bibliographisch erfasst in McKenzie (1997), Nr. 998–1000, S. 237–238.

Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel überrascht haben. Übersetzungen von weiblicher Hand ins Deutsche finden wir im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation um die Jahrhundertmitte äußerst selten, und wir finden sie – nach bisherigem Forschungsstand und mit o. g. Ausnahme – überhaupt nicht, wenn es um den englisch-deutschen Kulturtransfer im 17. Jahrhundert geht.¹⁵ Trotz der weiblichen Autorschaft, die im 18. Jahrhundert noch deutliche Rezeptionsspuren hinterließ, geriet die Übersetzung in der Folge in Vergessenheit.¹⁶ Es ist Martin Birchers Studie zum Freundeskreis des 500. Mitgliedes der Fruchtb ringenden Gesellschaft, des österreichischen Exulanten Johann Wilhelm von Stubenberg, zu verdanken, dass die Autorin und ihr Werk wieder ins wissenschaftliche Bewusstsein gelangten.¹⁷ In der Folge dieser Publikation widmeten sich einige Wissenschaftler*innen der adeligen Buw inghausen, ihrer Person und ihrer Lebensleistung.¹⁸ Ihr Name fand folgerichtig auch Eingang in das Lexikon *Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*.¹⁹

Der vorliegende Beitrag lenkt den Fokus auf die Briefeschreiberin und macht in diesem Kontext erstmalig auf ein zusammenhängendes Konvolut von zwölf Autographen aufmerksam. Diese wurden zwischen März 1650 und Februar 1653 verfasst, als die junge Adelige mit dem Universalgelehrten, Theologen und Enkel des Reformators und Tübinger Kanzlers Jakob Andreae, namentlich mit Johann Valentin Andreae, in Briefkontakt stand. Die Brieforiginale befinden sich in der Herzog August Bibliothek und sind bisher weder systematisch transkribiert noch inhaltlich analysiert worden.²⁰ Die Briefschreiberin thematisiert im Alter von 20 bis 23 Jahren in diesen Schreiben die Entstehungsgeschichte ihrer Übersetzung aus ihrer Sicht und in ihren Worten, was wiederum die seltene Chance eröffnet, die Entwicklung einer adeligen Autorin gleichsam als selbst bezeugte zu erfahren. Der Beitrag fragt nach dem Mindset der auf den zeitgenössischen Buchmarkt strebenden Autorin, die sich mit dem populären englischen Erbauungsschriftsteller positionieren möchte. Es stellt sich daher die Frage, welche Strategien sie

¹⁵ Zu ‚female cultural translators‘ Brown (2009).

¹⁶ Waterhouse (1914; Reprint 2015), S. 104 und Appendix A Nr. 210, S. 167, nennt einzig die Hall-Übersetzung von 1632; Bircher (1968), S. 87–88, weist auf die Informationen zur Buw inghausen und Hall-Übersetzung bei Christian Franz Paullini 1705 (Der Wachsame); Lehms (1715); Zedler IV (1733) hin.

¹⁷ Bircher (1968), passim.

¹⁸ Conermann (1985) III, S. 627–630; Woods und Fürstenwald (1984), S. 20; Bircher und Herz (1997), S. 337; Sträter (2003); Koloch und Mulsow (2006); Koloch (2011), S. 81–94; Conermann (2013), S. 14, 262, 297; Brown (2017), S. 91–95 (mit Bezug zum Briefwechsel mit Andreae); Gibbels (2018), S. 31–32, und Conermann und Herz (2019), S. 825–839 (= Abdruck des ersten Briefs vom 5.3.1650 mit ausführlicher Kommentierung).

¹⁹ Ehmer und Koloch (2008), S. 112–113.

²⁰ Vgl. das für die Netzwerk-Forschung unverzichtbare Andreae-Inventar von Stefania Salvadori aus dem Jahre 2018. Im Folgenden wird hinter dem jeweils zit. Brief in Klammern die Inventar-Briefnr. vermerkt. Im Vergleich zur Datierung Salvadoris nach dem Gregorianischen Kalender ziehe ich den im protestantischen Umfeld (und in den Briefen) verwendeten Julianischen Kalender vor (i.e. Subtraktion von 10 Tagen).

als unverheiratetes, früh vaterlos gewordenes Freifräulein auszubilden gezwungen war, da ihr die für die Sichtbarkeit auf dem Buchmarkt oft maßgeblichen männlichen Verwandten fehlten. Weiterhin wird untersucht, welche Netzwerke sie nutzte und wie sie den Prozess der Publizität vorantrieb.²¹

Margareta Maria von Buwinghamen und Walmerode wurde 1629 in Stuttgart geboren. Ihr Vater Benjamin (1571–1635) stammte aus dem Geschlecht derer von Buwinghamen, das bis ins 13. Jahrhundert nachweisbar ist und seinen ursprünglichen Sitz in Walmenroth über Betzdorf in Westfalen hatte. Auf seiner Bildungsreise nach Frankreich von König Henri IV. zum Ritter geschlagen, trat Benjamin Buwinghamen in den Dienst der Herzöge von Württemberg (Friedrich I., Johann Friedrich u. Eberhard III.) als Diplomat, Kriegsrat und Gesandter. Er begab sich im Auftrag der Protestantischen Union im Jahre 1610 zum englischen Königshaus, zu König James I.²² Die Quellen bestätigen, dass er einige Jahre später als Geheimer Rat des Herzogs (jetzt: Johann Friedrichs) angehalten war, in Regensburg den Verdacht Kaiser Ferdinands II. auszuräumen, sein Dienstherr wolle sich an einer neuen Union beteiligen.²³ Aus Westfalen stammend und durch seine Gesandtschaften geprägt, wusste er um die Bedeutung der europäischen Schaltebel in London, Paris und im Haag. Buwinghamen lebte in dieser Phase mit seiner Frau und fünf Kindern in der Nähe von Calw auf Schloss Zavelstein, und eine enge Freundschaft verband ihn mit dem erwähnten Theologen Andreae, welcher als Diakon in Vaihingen, wirkte.²⁴ 1619 verstarb Buwinghamens erste Frau, und der herzogliche Gesandte lernte die aus einem alten protestantischen Adelsgeschlecht Österreichs stammende Johanna Ursula von Concin kennen, die er 1621 ehelichte. Acht Jahre später wurde Margareta Maria als wiederum fünftes Kind dieser zweiten Verbindung Buwinghamen-Concin in Stuttgart geboren. Ihr Vater starb, als Margareta Maria sechs Jahre alt war. Über ihre Mutter ist wenig mehr bekannt, als dass sie die Tochter des Johann Christoph Concina und der Barbara von Pranckh war, und ihre Familie den Freiherrenstand 1607 erhielt. In unserem Zusammenhang erscheint es erwähnenswert, dass die (spätere) Freundin Margareta Marias, Catharina Regina von Greiffenberg, eine entfernte Verwandte war.²⁵

Der langjährige Freund der Familie, Johann Valentin Andreae, inzwischen Superintendent, lebte, wie Margareta Maria von Buwinghamen, seit 1638 eben-

²¹ Dabei folge ich dem ‚woman-interrogated approach‘ Carol Maiers, zit. n. Brown (2018). Zur Autor-Übersetzerin Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geb. Kulmus (1713–1762) in dem genannten Kontext vgl. auch Ball (2018), hier: 304–308. Beide beziehen sich besonders auf männliche Netzwerke und Sozietäten als positionsstärkende Kräfte.

²² Waterhouse (1914; Reprint 2015) S. 2, 11; Bircher (1968), S. 89–90; Gotthard (2003).

²³ Conermann (1992a), S. 177.

²⁴ Bircher (1968), S. 94. Andreae verfasste Benjamin Buwinghamens Porträt für den Sammelband *Amicorum singularium clarissimorum funera*. Lüneburg (1642).

²⁵ Birken (2005), II, S. 717. Zu Greiffenberg und Buwinghamen vgl. Birken (2005) I und II, passim.

falls in Stuttgart, da er dort in die württembergische Kirchenleitung berufen wurde und sein Amt als Hofprediger und Konsistorialrat in der herzoglichen Residenzstadt ausübte. Er blieb somit in persönlichem Kontakt mit den Buwinghamens, bis er sich im fortgeschrittenen Alter noch einmal beruflich veränderte. Er trat 1650 in Bebenhausen, nahe Tübingen, die Stelle als Abt und Generalsuperintendent der evangelischen Klosterschule an, die er bis zu seinem Tod 1654 ausfüllte. Seine späte Mitgliedschaft in der Fruchtbringenden Gesellschaft, der er mit 60 Jahren unter dem Gesellschaftsnamen „Der Mürbe“ und durch die Vermittlung Herzog Augusts d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel („Der Befreiende“) beitrug, war gleichsam Bezugs- und Angelpunkt in der brieflichen Kommunikation mit Margareta Maria von Buwinghamen und Walmerode.

Die junge Frau suchte und fand in dem mehr als 40 Jahre älteren Andreae einen väterlichen Freund, und in den Schreiben wird eine vertrauensvolle Lehrer-Schülerin-Beziehung deutlich. Die Bildungsvoraussetzungen Margareta Marias sowohl von Seiten der kosmopolitischen Eltern als auch vermittelt des Theologen und Ersatzvaters Andreae waren ideal, und die vorliegenden Briefe berichten nicht allein von ihrer Liebe zur deutschen Literatur und Sprache, sondern auch von aktiven Versuchen, ihre Kenntnisse auf diesem Gebiet zu erweitern. So schrieb sie 21-jährig an Andreae: „an büchern bin ich ietund gantz arm [...] bite zum allerhöchsten, der herr vatter [i.e. Andreae] wolle [...] mir jrjngdt etwas neues zu kommen lassen“.²⁶

Dieser Briefausschnitt deutet bereits an, dass wir mit der Auswertung dieser Frauenbriefe die Möglichkeit erhalten, weibliche Autorschaft im deutsch-englischen Kulturtransfer und deren Bedingungen in der Frühen Neuzeit zu erhellen, und die Briefquellen erlauben uns, diese mit Blick auf Stand, Konfession, Alter und Netzwerk nachzuzeichnen.²⁷ Die grundsätzliche Differenz zwischen männlicher und weiblicher Autorschaft wird in Kenntnis der unterschiedlichen Lebensbedingungen, Überlieferungslagen und Rezeptionshürden deutlich wahrnehmbar.

Eine Bemerkung zum Begriff des „Autors“ respektive „Übersetzers“ im 17. Jahrhundert und innerhalb der Fruchtbringenden Gesellschaft sei zunächst erlaubt. Es ist festzuhalten, dass Original und Übertragung keine Gegensätze, sondern komplementäre Begriffe darstellten. Die ‚dolmetscher‘ waren zugleich Stifter eines neuen Textes, und vor allem: Spracharbeit und damit auch Übersetzungen in die deutsche Sprache bildeten die angestrebte kulturelle Eigenständigkeit und die Qualität der Vernakularsprache erst aus.²⁸ Georg Philipp Harsdörffer formulierte diesen Zusammenhang in einer Vorrede zu einer Übertragung Stubenbergs aus dem Italienischen wie folgt: „Es ist fast so löblich eine Sache wol übersetzen/ als

²⁶HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 204r i.e. Brief vom 8.1.1651 (Nr. 4151).

²⁷Vgl. Ball (2014), S. 93–94; Brown (2018), S. 41.

²⁸Vgl. Herz (2016).

selbsten aus eignum Gehirn etwas zu Papier bringen“.²⁹ Der Übersetzer war im 17. Jahrhundert somit zugleich Autor, die Buwinghamusen mithin zugleich Autorin des Werks *Waarer und großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel*.

Die folgende Analyse bestätigt eine der unabdingbaren Voraussetzungen weiblichen Kulturschaffens in der Frühen Neuzeit: die Fähigkeit der meist adeligen Autor-Übersetzerin, männliche und manchmal weibliche Kräfte für das Ziel des Publizierens, i.e. Sichtbarmachens der eigenen Übersetzer-Kompetenz, zu akquirieren und zu bündeln.

16.2 Die Akteurin Buwinghamusen im Netzwerk der „Löblichen Genossenschaft“: Briefe an Johann Valentin Andreae („Der Mürbe“)³⁰

Der briefliche Kontakt im Entstehungsprozess der Joseph Hall-Übersetzung zwischen der in Stuttgart lebenden Buwinghamusen und dem Superintendenten Andreae in Bebenhausen begann am 5. März 1650. Es ist nicht bekannt, ob Buwinghamusens Entscheidung für dieses Vorhaben von Andreae (oder anderen Fruchtbringern) beeinflusst wurde, aber außer Frage steht Andreaes intensives Engagement für die Publikation, das er auch in seiner Biographie erwähnt.³¹ Während der Übersetzungsarbeit schrieb Buwinghamusen dem „vatter“ Andreae bis Mitte 1652 in mehrmonatigen Intervallen. Der Briefwechsel verdichtete sich seit Juni 1652 bis Februar 1653 zu einem etwa zweiwöchentlichen Rhythmus, was mit notwendigen Abschlussarbeiten der Übersetzung und der sich nähernden Publikation in engstem Zusammenhang stand.

Buwinghamusens Handschrift ist gut lesbar, Streichungen sind selten, und ihr flüssiger Stil verrät die geübte Leserin und Kennerin der deutschen Sprache. Er entbehrt insbesondere der Schwerfälligkeit manch anderer adeliger Briefverfasser aus dem weiteren Fruchtbringerkreis (im Gegensatz zum schreibgewandten *inner circle*). Sie ist als selbstsichere Schreiberin zu erkennen, die dem „hoch geehrten Hern vatter“ Andreae respektvoll begegnet, ihre Wünsche jedoch durchaus entschieden an ihn heranträgt. Die die Episteln kennzeichnende Schlusskurialie, in der sie sich als „gehorsame Tochter“ bezeichnet, konfirmiert die (Ersatz-)Vater-Tochter-Beziehung auf formaler Ebene, und die Briefinhalte füllen diese Bindung mit Leben. Sie vertraut auf ein Wachsen ihrer Kompetenzen neben und durch ihren Ziehvater:

²⁹ Stubenberg (1650), Bl. b[ix]v.

³⁰ Quelle: HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav. Bibliographischer Nachweis Otte (1993), S. 51. Gestrichene Wörter wurden in der Wiedergabe nicht erwähnt, Einfügungen am Rande oder im Text ungekennzeichnet ergänzt. – Hier: HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 223v i.e. Brief vom 23.11.1652 (Nr. 4715): „ein so höchst fruchtbares Mit-Glied der Löbl. Genossenschaft zu sehen“.

³¹ Zit. n. Bircher (1968), S. 94.

„in betrachtung aber, daß kein unrecht, wan ein kind seinen vatter, um eines buch-staben erkänntus fraget, sondern an ihm gelobt wirdt, als gebrauch ich mich Kindes-freyheit, damit ich gemächlich, nur ein wenig wissendt werde“.³² Ob es sich um grundsätzliche literarisch-sprachliche Fragen handelt oder Andreae als versierter Theologe adressiert wird, Buwinghamausen erscheint als autonome und reflektierte Briefkorrespondentin, die „ihre Welt wissen“³³ möchte. Ein Beispiel mag für viele stehen, wenn sie über die Etymologie des Wortes ‚Glück‘ nachdenkt und Andreae um „günstige Entdeckung seiner Meynung über das Wort“ gebeten wird, „ob nämlich solches seinen Ursprung auß unserer teutschen Haupt-Sprach³⁴, und dannenher ein Erstes Grund-Wort: Oder ob eß aus irgend einer andern Sprach, in außere eingeleytet worden; [ihr sei] nach vilem Nachforschen, nichts dienliches wissend worden“.³⁵

Sie ist sich zudem der (auch finanziell) prekären Situation, in der sie sich als vaterlose und unverheiratete Frau befindet, sehr bewusst und fasst 1652 ihre Erfahrungen in einer bemerkenswerten, ihre lutherische Haltung reflektierenden Devise zusammen: „nach dem mir aber bekant, das auf diser Welt nichts beständiges anzutreffen, mus ich mich auch in alle zufällige Veränderungen, ungewidert schicken“.³⁶ Folgt man den Briefen, fördert Andreae die Entwicklung der jungen Frau, und er tut dies en passant, kontinuierlich und – was besonders erstaunen mag – auf Augenhöhe. Faszinierend ist es zu beobachten, dass ihm sehr daran gelegen zu sein scheint, ihr andere Autorinnen nahezubringen, denn er lässt ihr auf dem Postweg entsprechende Neuerscheinungen zukommen. So übersandte Andreae 1653 beispielsweise das Buch *Deutsche poetische Gedichte* aus der Feder Sibylle Schwarz'. Über das Geschenk ist sie nicht nur erfreut und dankbar, sondern es lässt sie auch Opitz' Poetik aufrufen und veranlasst sie zu folgender literaturkritischer Bemerkung:

Ich bedanke mich auch höchstens, um übersendete Reim-Wercke der Sibilen Schw. Sie ähmen so sehr dem Opitz nach, daß man etliche Vers gar nicht vor einander kennet, weißwegen sie sehr fein seyn. [...] Die Erlaubniß das Buch zu behalten ist gar zu vil: damit ich aber nicht undankbar seyn müsse, hat mir das Glük beykom[m]enden Briefe von dem lobwürdigsten hern Unglückseeligen (D. i. Johann Wilhelm von Stubenberg) anvertraut. Der zweifels ohne, meinen vil ehrenden hern Vattern höchst anemem seyn wird (s. Abb. 16.1 und 16.2).³⁷

³²HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 205v i.e. Brief vom 5.3.1650 (Nr. 3905).

³³Vgl. den Titel des Ausstellungskatalogs von Schneider (2006).

³⁴Zu „unsrer teutschen Haupt-Sprach“: 1651 erscheint in Braunschweig bei Zilliger die zweite Auflage des Werkes Justus Georg Schottelius („Der Suchende“) *Teutsche SprachKunst [...] darin von allen Eigenschaften der so wortreichen und prächtigen Hauptsprache [...] gehandelt wird*, auf die Buwinghamausen Bezug nehmen könnte. Dort wird das Nomen „Glück“ tatsächlich als Stammwort, i.e. „Grundwort“, unter der Rubrik „Ausgehende auf k“ neben 13 weiteren gezählt, Schottelius (1651), S. 453.

³⁵HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 217v i.e. Brief vom 14.10.1652 (Nr. 4680). S. auch Anm. 45.

³⁶HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 208r i.e. Brief 27.11.1651 (Nr. 4388).

³⁷HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 228r i.e. Brief 9.2.1653 (Nr. 4802).

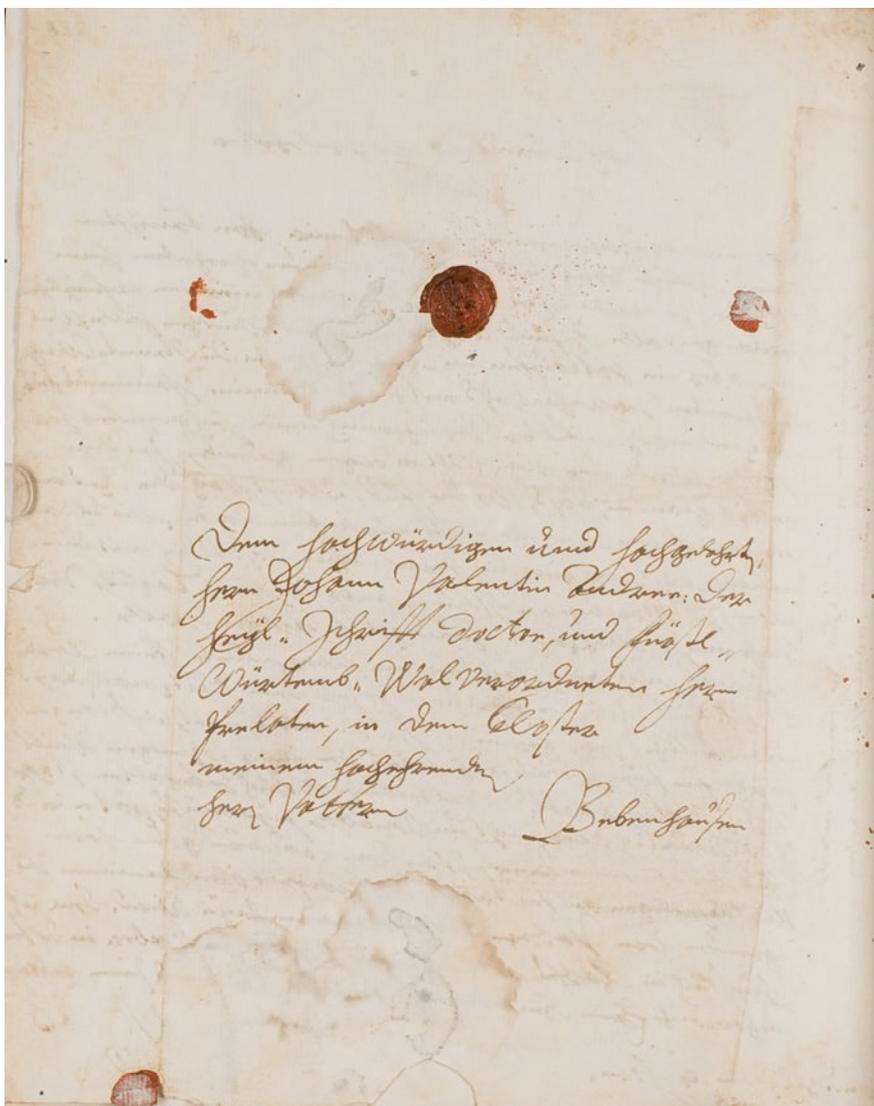


Abb. 16.2 Brief des Freifräuleins Margareta Maria von Buringhausen und Walmerode an Johann Valentin Andreae vom 9.2.1653 mit Adresse (HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 228v)

Und so lernen die Leser*innen der Frauenbriefe eine belastbare Freundschaft zwischen Alt und Jung, Mann und Frau, Bürgerlichem und Adeligem kennen, von der im Laufe des Kontakts das Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft Andreae selbst profitiert. Margareta Maria wird – als Nichtmitglied und nicht mit einem Mitglied verheiratete adelige Frau dieser bedeutendsten deutschen Sprach- und Tugendgesellschaft – zur literarischen Mittlerin und schließlich als Gleichberechtigte im Netz etablierter Mitglieder akzeptiert, was folgende kleine Episode unterstreichen mag. Harsdörffer möchte zwei Exemplare seiner 1652 erschienenen *Sonntagsandachten* dem „Mürben“, d. h. Andreae, zukommen lassen und sendet die Bücher via Boten nach Stuttgart zur Buwinghamen, die diese Sendung mit einer zusätzlichen Nachricht an Andreae ausstattet und per Kurier nach Bebenhausen weiterschickt.³⁸ Beachtenswert auch, dass Buwinghamen den „Mürben“ mit dem 1648 aufgenommenen und oben genannten 34-jährigen Freiherrn Johann Wilhelm von Stubenberg überhaupt erst bekanntmacht: „Den Preißwürdigen Unglückseligen betreffend, halt ich mir vor eine sonderliche Ehre, den Ersten Briefwechsel, zwischen zweyen so fürnemenen[!] GesellschaftsGenossen, gemittelt zu haben“.³⁹

Buwinghamen wusste also um die Chancen eines Netzwerks und nutzte dieses für ihre Zwecke. Da sie als Frau keine Mitgliedschaft in besagter Männerakademie erlangen konnte, partizipierte sie erfolgreich als informelle und vor allem gut informierte assoziierte Korrespondentin, ohne jedoch ihr eigentliches Ziel der Einbindung in eine Frauen akzeptierende Sozietät aus den Augen zu verlieren. Sie bat Andreae im Oktober 1652 eindringlich: „Worum ich ihne hoch Ehren freindlich bitte: gleichmassig um Erinnerung, wegen aufgerichteter Frauen Zimmer Gespilschaft; so ihne hiervon, schon etwaß bekant worden“.⁴⁰ Gemeint ist mit großer Wahrscheinlichkeit die Ister-Gesellschaft, die sich um 1650 bildete und Männern als auch Frauen offenstand. Buwinghamens sozietäre Ambitionen, eine Vollmitgliedschaft zu erlangen, stehen außer Frage. Solange jedoch eine solche für adelige Frauen zugängliche, protestantische Vereinigung im Süden Deutschlands nicht existiert (oder besser: nicht wirkungsmächtig existiert), weiß sie sehr wohl ihre Verbindung mit der seit 35 Jahren etablierten Männerakademie, vertreten durch die literarisch rührigen und anerkannten Mitglieder, den „Mürben“ (Andreae), den „Spielenden“ (Harsdörffer) und den „Unglückseligen“ (Stubenberg), zu schätzen. Die Akademie (1617–1680) befand sich 1650 auf ihrem

³⁸ Vgl. HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 229r i.e. Brief 19.2.1653 (Nr. 4810).

³⁹ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 229v i.e. Brief 19.2.1653 (Nr. 4810). – Lt. Bircher (1968), S. 95, wandte sich Stubenberg einen Monat später, am 23.1.1653, erstmals brieflich an Andreae.

⁴⁰ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 217v i.e. Brief vom 14/19.10.1652 (Nr. 4680). Ob sie hier zugleich auf eine Gemeinsamkeit (eines solchen sozietären Zusammenschlusses) hinsichtlich der Kommunikationssituation mit Harsdörffers *Frauenzimmer Gesprächspielen* (seit 1644) andeutet, vermag ich nicht zu entscheiden.

Zenit, den sie dem einflussreichen ersten Leiter, Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen („Der Nährende“), verdankte, der im Januar des Jahres verstorben war. Unter seiner Ägide hatte sich die Gesellschaft zur größten und tonangebenden Sozietät der Frühen Neuzeit entwickelt, die in ihrem Programm, das sich in den verschiedenen Auflagen ihrer Gesellschaftsbücher nicht veränderte, zwei die Sozietät bestimmende Ziele festschrieb:

Erstlich/ daß sich ein jedweder in dieser Gesellschaft/ erbar/ nütz- und ergetzlich bezeigen/ und also überall handeln solle/ bey Zusammenkunfften gütig/ frölich/ lustig und verträglich in worten und wercken seyn/ auch wie darbey keiner dem andern ein ergetzlich wort für übel auffzunehmen/ also soll man sich aller groben verdrießlichen reden und schertzes enthalten. Fürs ander/ daß man die Hochdeutsche Sprache in jhrem rechten wesen und standt/ ohne einmischung frembder ausländischer wort/ auffs möglichste und thunlichste erhalte/ und sich so wol der besten aussprache im reden/ als der reinesten und deutlichsten art im schreiben und Reimen-dichten befeissige.⁴¹

Um die Jahrhundertmitte gehörten der Gesellschaft 527 lutherische, reformierte und wenige katholische Mitglieder an, die meist aus dem adeligen Stand und durchweg männlich waren. Die Sozietät strebte demnach nicht nur – im Sinne der *conversazione civile* – vorbildliches Verhalten an und war einem irenischen Auftrag verpflichtet, sondern sie förderte auch maßgeblich die deutsche Sprache mittels Übersetzungen, besonders aus dem Lateinischen, Französischen, Italienischen und Spanischen (über französische Vermittlung), aber auch dem Niederländischen, Griechischen, Arabischen und Hebräischen. Die Kommunikationsform bildete in dieser ‚europäischen‘ Vereinigung der sogenannte Gesellschaftsbrief, in dem Fragen der Sprachkunst, der Grammatik und Übersetzung diskutiert wurden.⁴²

Die Übertragungen aus dem Fruchtbringer-Kreis betrafen vielfältige Themen der Poetik, Grammatik, Astrologie, Astronomie, Geschichte, Meteorologie, Medizin, Musik und Theologie (hier: Erbauungsschriften) und dienten, wie Briefkorrespondenzen und Paratexte belegen, gleichermaßen den beiden genannten Zielen der Gesellschaft, dem ethischen des tugendhaften Verhaltens wie auch dem ästhetischen der Förderung der deutschen Sprache und Literatur. Einige wenige literarische Formen mögen einen Einblick in die Übersetzungswelt der Fruchtbringer geben; dem jeweiligen Beispiel folgen Namen von übersetzten Autoren, um die europäische Dimension zu veranschaulichen: Übertragen wurden Bibeldichtungen (Guillaume de Saluste sieur Du Bartas), Fürstenspiegel (Antonio de Guevara), Heldenepen und -gedichte (Ludovico Ariosto, Torquato Tasso, Giambattista Marino), Sittenlehren (Seneca), Regimentslehren (Francis Bacon), Erbauungsliteratur (Charles Drelincourt, Piero Malvezzi, Puget de la Serre),

⁴¹ Conermann (1992b), S. 10.

⁴² Ball (2020).

Gesprächslehren à la *civil conversazione* (Giovanni Battista Gelli, Stefano Guazzo, Giovanni Francesco Loredano, Francesco Petrarca, Jacques Du Bosc) und Romane (John Barclay, Lope de Vega, Luca Assarino).⁴³

Buwinghausen war durch ihren Mentor Johann Valentin Andreae mit den sozietären Praktiken der Fruchtbriegen Gesellschaft durchaus vertraut, und ihre Briefe bezogen sich häufig auf die Akademie, was in den bisher erforschten Fruchtbrieger-Korrespondenzen eine Ausnahme darstellt. Weitere unverheiratete Frauen aus dem niederen Adel ohne enge verwandtschaftliche Bindungen zur Sozietät oder eine Mitgliedschaft in einer Damengesellschaft sind nicht bekannt. Dies bestätigt die ernstzunehmende Vaterrolle Andreaes, der sich, neben dem genannten Harsdörffer und dem österreichischen Protestanten Stubenberg, als zuverlässiger Ansprechpartner für ‚Fruchtbriegerisches‘ erwies. Eine Briefpassage mag das durchgängige und große Interesse Buwinghausens an der Männerakademie verdeutlichen. Die junge Frau bittet darum, den Namen des jüngsten Sohns Herzog Augusts von Braunschweig-Wolfenbüttel zu erfahren und äußert den Wunsch, dass Andreae ihr das Gesellschaftsbuch, ein von Matthäus Merian d. Ä. glanzvoll ausgestattetes Emblembuch mit den Mitgliederimpresen, ausleihen möge: „her doctor andræ wirdt von mir freundlich gebeten mir den namen deß jüngsten printzen hertzog augustii von lüneburg [i.e. Ferdinand Albrecht („Der Wunderliche“)] zu schicken, so wol mir auff ein tag etlich das buch der fruchtbringenden geselschafft zu vertrauen.“⁴⁴

Anzunehmen ist, dass die Buwinghausen aufgrund ihrer Sozialisation, von der sprachlichen Weltläufigkeit und Zivilität, die sich in den beiden Zielen der Gesellschaft ausdrücken, fasziniert war und diese sie nachhaltig prägten. Als sie Andreae im Juli 1651, kurz vor der Veröffentlichung, die Bekanntschaft mit dem Freiherrn Johann Wilhelm von Stubenberg mitteilt, argumentiert sie wie ein informiertes Mitglied des inneren Gesellschaftszirkels. Sie verwendet die im Fruchtbrieger-Netzwerk üblichen Gesellschaftsnamen gleichsam selbstverständlich und plädiert für Übersetzungen, um die Entwicklung einer konkurrenzfähigen deutschen Sprache voranzutreiben:

unlängsten aber hat mir das glückh, ein rühmliches mit-Glied der Frucht-bringenden geselschafft zugesicht gebracht, einen Freyhern von Stubenberg, der an der Zahl der 500te [d. h. Nr. 500 der unter Fürst Ludwig aufgenommenen 527] ist, und den namen des unglückseligen führet: habe mich sehr in seinen gesprächen erfreyet, er hat schon unterschiedliche bücher in unßer teutsches über-setzet, und alßo seinem Vatterland die Wider-erhebung befördern geholffen, ist auch in fernerem arbeit unverdrossen. wie ich von aussen verstanden, ist er willens in kurtzer zeit, der befreiendin ein schönes wercklein zuzuschreiben.⁴⁵

⁴³Vgl. Personenregister des Forschungs- und Editionsprojekts Fruchtbrieger Gesellschaft. S. auch Schwarzenbach (2002).

⁴⁴HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 209v i.e. Brief 27.11.1651 (Nr. 4388).

⁴⁵HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 207r i.e. Brief 30.7.1651 (Nr. 4285). Mir ist ein solches, der „Befreienden“ gewidmetes Werk nicht bekannt. – Es ist auffällig, dass Buwinghausen in den Briefen häufig das Adjektiv „unglückselig“ benutzt. Die Gesellschaftsnamen scheinen sie

Sie kennt nicht nur den Gesellschaftsnamen Stubenbergs, sondern auch jenen Herzog Augusts („Der Befreiende“). Seine Gattin, Herzogin Sophia Elisabeth, darf den „männlichen“ Gesellschaftsnamen tragen, unter dem sie auch veröffentlichte.⁴⁶ Die Herzogin wird von Buwinghamausen in den Briefen als Vorbild eingeführt, das den Weg in die Publizität – als Komponistin – bereits erfolgreich beschritten hatte. Buwinghamausen dürfte die 1651 erschienene zweite Auflage des Werks von Joachim Glasenapp („Der Erwachsene“), *Vinetum Evangelicum*, bekannt gewesen sein, zu der die Herzogin die Vertonungen beitrug und in der sie auf dem Titelblatt als „Befreyende“ genannt wird.⁴⁷

Margareta Maria von Buwinghamausen ihrerseits hatte den Ehrgeiz, als Autorin zu reüssieren, und reflektierte ihre eigene Sprache kritisch. Sie war sich der unterschiedlichen, geographisch bedingten Einflüsse auf ihre (Schrift-)Sprache sehr bewusst, und sie stellt bezüglich ihrer Übersetzungsleistung fest, dass „das dritte teihl an mir Niederländisch, das dritte teihl Österreichisch, und das dritte teihl Schwäbisch, [und sie] albo keiner Lands-Art recht zugetahn [sei]“.⁴⁸ Der väterliche Freund stärkte ihr Selbstbewusstsein und machte ihr deutlich, dass jedes Land das andere für die jeweilige Landessprache tadele und sie sich deshalb nicht beirren lassen solle. Buwinghamausen kommt dann zu dem durchaus überraschenden, aber argumentativ zulässigen Schluss, dass durch ihre dialektalen Eigenheiten eine Publikumerweiterung zu erhoffen sei: „albo werden die 3 obgesagte Ort [und ihre niederdeutschen, schwäbischen und österreichischen Leser*innen], doch etwaß in meinem Büchlein finden, daß ihnen eigentlich ist“.⁴⁹ Damit verteidigte sie die Geltung verschiedener deutscher Sprachvarietäten, die auf dem Weg zu einer standardisierten Ausgleichssprache ihre Wirksamkeit in der gesprochenen Sprache ja auch behielten, und fällt im Dialog mit Andreae erneut durch Unbeirrbarkeit in ihrem Wunsch nach Publizität auf.⁵⁰

zu Sprachreflexionen anzuregen. Auch im vorliegenden Zitat ist es sicherlich kein Zufall, wenn sie Stubenbergs Wirken als „unverdrossen“ bezeichnet. „Der Unverdrossene“ (Carl Gustav von Hille) war in der Fruchtbringenden Gesellschaft der Hofmeister der genannten „Befreiendin“, Gattin des Wolfenbütteler Herzogs August, Herzogin Sophia Elisabeth, geb. Mecklenburg-Güstrow. – S. auch Anm. 34, in der Buwinghamausens Interesse an der Herkunft des Wortes „Glück“ in Bezug auf den Gesellschaftsnamen Stubenbergs deutlich wird u. das Zitat zur Anm. 37 mit der Erwähnung beider Begriffe („Glük“ und „Unglükseeligen“).

⁴⁶ Ball (2012).

⁴⁷ Waczkat (2017).

⁴⁸ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 216r i.e. Brief 11.8.1652 (Nr. 4612). Das Niederländische betrifft die väterliche westfälische Seite, die sie mit dem Niederdeutschen vertraut sein ließ, das Österreichische die mütterliche und das Schwäbische ihren Geburtsort, die Kindheit und Jugend auf Zavelstein bzw. in Stuttgart.

⁴⁹ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 216r i.e. Brief 11.8.1652 (Nr. 4612).

⁵⁰ Auch Andreae selbst betont ihre Willensstärke: Andreae (2012) 1,2, S. 145: „Auch muß ich das edle Fräulein Margareta Maria von Bouwinghamausen erwähnen, unsere Sappho, die öffentlich mit Männern in gebundener und ungebundener Rede in der Muttersprache um die Siegespalme streitet und mich, den alten Freund ihres Vaters, als einen zweiten Vater anzunehmen keinesfalls verschmäh“.

Im Folgenden wenden wir uns der praktischen Umsetzung ihres Übersetzungsprojekts zu. Im März 1650 sandte sie die ersten sechs Kapitel mit der Bitte um Durchsicht an Andreae.⁵¹ Trotz ihres sprachlichen Interesses bleibt die problematische konfessionelle Provenienz des Werks Joseph Halls im Argumentationshorizont der jungen Frau. Hier verlässt sie sich auf den versierten Lutheraner, wenn sie ihn um eine Einschätzung bittet:

ihme nit mißfallen zulassen, das ich ihme hierbey die erstlinge, meines verteutschten werckleins schicke: weil ich nit allein in der reinen schreib-richtigkeit, noch eine a, b, c, schulerin, sonder auch und fürnemlich, weilen das büchlein eines Calvinisten erfindung, als darf ich meiner einfalt nit trauen, die villeicht das verborgene [205v] giff, das sie gewöhnlich in ihren schriften führen, nit erkennen möchte.⁵²

Erst neun Monate später, am 8. Jänner 1651, wagt sie ihm auf seine „grüss- und straffworte“⁵³ zu antworten und flicht in ihre Frage nach dem Ergehen des Ehepaars Andreae die Trauer über seinen Wegzug aus Stuttgart ins entfernt gelegene Bebenhausen.⁵⁴ Just an diesem 8. Januar 1651 geschieht in der Fruchtbringenden Gesellschaft Entscheidendes: 24 herausragende Mitglieder ersuchen den Lutheraner Herzog Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar („Der Schmachhafte“) die Nachfolge des reformierten Fürst Ludwig anzutreten. Diesen Brief lässt Georg Philipp Harsdörffer in seinem ebenfalls 1651 in Nürnberg bei Endter erschienenen Werk *Fortpflanzung der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft*⁵⁵ abdrucken. Buwilinghausen ist in Kenntnis der gelungenen Übergabe des Zepters vom „Nährenden“ auf den „Schmachhaften“ überzeugt davon, dass ihre Publikation in diesem Netzwerk und bei Andreae in den besten Händen ist. Im Sommer des gleichen Jahres bittet sie ihn dringlich, ihr die vor mehr als einem Jahr zugesandte Fassung „neben einer aus zeichnung was darinnen zu ändern“⁵⁶ zu senden, und „zu gleich um einen treuen raht, wie es mit dem trucken anzugreifen, damit ich nit grossen kosten darauf anwenden müste: ich suche wenigst einen nutzen, wan ich nur keinen schaden leide“.⁵⁷

Sie erhält die Fassung der Übersetzung durch eine gemeinsame Bekannte, durch die ebenfalls in Stuttgart lebende Witwe Rosina Reisch zurück, bei der Andreae während des Besuchs des Württemberger Landtags am 3.11.1651

⁵¹ Sechs Kapitel des Werks (im Druck bis einschl. S. 42), das auf S. [1] mit folgendem Titel abgedruckt wird: *Von der Ruhe des Gemühtes*. Dieser Titel wird auch in der Briefkorrespondenz und der Rezeptionsgeschichte des 18. Jahrhunderts vorgezogen, was auf die Tatsache zurückzuführen ist, dass Halls erbauliches Werk *Heaven upon Earth* im zweiten Titelteil fortführt „or, of True peace and Tranquility of minde“.

⁵² HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 205rv i.e. Brief vom 5.3.1650 (Nr. 3905).

⁵³ Der ihrem Brief vorausgehende Brief Johann Valentin Andreaes ist nicht erhalten und somit kennen wir auch seine „grüss- und straffworte“ nicht.

⁵⁴ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 204r i.e. Brief vom 8.1.1651 (Nr. 4151).

⁵⁵ Harsdörffer (1651) (*Fortpflanzung*), Bl. Aij r.

⁵⁶ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 207r i.e. Brief 30.7.1651 (Nr. 4285).

⁵⁷ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 207r i.e. Brief 30.7.1651 (Nr. 4285).

nächtigte.⁵⁸ In der Folge schreibt Buwinghamen Andreae Ende November, wie glücklich sie über den Empfang ihrer Übersetzung sei. Nichtsdestotrotz bliebe, ihrer geringen Meinung nach, das Problem des Druckers zu lösen. Hier sei sie Neuling und nicht sonderlich kompetent, um sogleich selbstsicher hinzuzufügen, dass dies Defizite seien, die sie mit Hilfe ihres von Gott gegebenen Verstandes sicherlich ausgleichen in der Lage sei.⁵⁹ Ende Juni 1652 scheint sie Andreaes Vorschläge eingearbeitet zu haben, denn sie sendet ihm das Werk erneut zu. In der Zwischenzeit fällt sie einen Entschluss von einiger Tragweite und ohne erkennbare Einflussnahme von außen: Sie widmet das Buch der Landesfürstin, Herzogin Anna Katharina von Württemberg (Gattin Hz. Eberhards III.), geb. Salm-Kyrburg (1614–1655),⁶⁰ und damit einer gesellschaftlich herausragenden Person ihres eigenen Geschlechts, um sich durch deren hohe Reputation vor Verleumdern zu schützen. Sie schreibt an Andreae:

schick ich auch hierbey mein Büchlein; welches ich in der Zeit volendet, und auß erheblicher Ursachen, unßerer hertzogin zugeschriben: bite zum allerhöchsten, der her Vatter erinnere sich seines Verspruchs, daß es under günstige Richter komme; in bedencken, daß der Meister der Übersetzung, noch ein Lehr-Jung, und seine Feder noch keines hohen Flugs mächtig.⁶¹

Mit dem treffenden Bild des noch nicht flügge gewordenen Jungvogels unterstreicht sie noch einmal die ihrer Einschätzung nach notwendige Verteidigung durch einerseits weibliche Personen hohen Standes und andererseits männliche Mitglieder der zeitgenössischen *Scientific Community* als Verbündete gegen mögliche Anfeindungen ihres Werkes. Diese Negativerwartungen werden sowohl in der Zuschrift als auch im Brief deutlich und könnten ihre Ursache in Erfahrungen haben, die sie als ‚gelehrte Frau‘ und ambitionierte Schriftstellerin erfuhr. Erwähnenswert erscheint in diesem Kontext, dass sie bei der Druckvorbereitung nur sehr ungern der Empfehlung Lotters folgt, mit einem Bekannten Andreaes, dem Theologen Heinrich Schmid, Kontakt aufzunehmen. Hier äußert sie ihre Bedenken vor Geringschätzung aufgrund ihres Geschlechts unverblümt: „bit‘ ich, alß eine gehorsame Tochter, um einen Fürspruch bey hern Schmid; darmit die sonsten gewöhnliche Ringschätzung, deß geneideten Weiblichen Ge-[214r] schlechts, um etwaß achtbarer gehalten werde“.⁶²

Die Suche nach dem Drucker gestaltete sich in der Folge als äußerst schwierig, und sie bittet Andreae ohne Scheu und unter Betonung des Ziels einer zügigen Publikation ein drittes Mal um Unterstützung, „weil ich sehr verlange, daß es

⁵⁸ Andreae (2012), 1,2, S. 120 „3. Novembris, hospitio nobilis matronae Rosinae Reischiae viduae“.

⁵⁹ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 208v i.e. Brief 27.11.1651 (Nr. 4388).

⁶⁰ Waarer und Großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Friedenspiegel (1652), Bl.)(v]; Decker-Hauff (1998), S. 81–90. Bircher (1968), S. 92, vermutet aus der Zuschrift, dass sich die Buwinghamen häufig bei der Herzogin aufgehhalten habe.

⁶¹ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 211v i.e. Brief Juni 1652 (Nr. 4566).

⁶² HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 213v-214r i.e. Brief 19.7.1652 (Nr. 4589).

ehest herauß [212v] kom[m]en solle“.⁶³ Dies tut sie, nicht ohne ihre Bedingungen an den potentiellen Drucker zu äußern, nämlich die genaue Beachtung ihrer Interpunktion und Auszeichnungen, die sie nach „anweisung guter Meister“ (ergänze: Harsdörffers⁶⁴) gesetzt habe.⁶⁵

Dass sie eigene Anstrengungen vor Ort in Stuttgart unternommen hatte, einen guten Drucker zu finden, verschweigt sie nicht. Diese seien leider nicht von Erfolg gekrönt gewesen. Sie habe Matthias Kautt um den Druck gebeten.⁶⁶ Dieser habe das Werk wegen schlechter Absatzmöglichkeiten auf dem Stuttgarter Buchmarkt abgelehnt: „der sagte mir er handle niergend hin, hier gehe nichts ab, und nam’ eß alßo nicht an“.⁶⁷

Ein Brief vom Juli 1652 belegt das kontinuierliche Engagement Andreaes für die Übersetzung am deutlichsten, wenn er seinen Verwandten, langjährigen Freund und seit 1642 Nachfolger in Calw, Christoph Zeller, um Endkorrektur bittet. Dieser wurde in der Folge mit der Durchsicht des Manuskripts durch den Geistlichen Rat, die Zensurbehörde der Landeskirche und des Herzogs beauftragt.⁶⁸ Margareta Maria von Buwinghamen konstatiert im Brief an Andreae recht bündig, dass sie die Vorschläge Zellers zur Kenntnis genommen und die fraglichen Textstellen „dan teihls nach sein hern Zellers gut heissen, teihls nach meiner Einfalt geändert“ habe.⁶⁹

Das Buch kommt gemäß dem Vorschlag des obgenannten Druckersohns Lotter und Bekannten Andreaes und mit Hilfe des gleichfalls mit dem Theologen befreundeten Heinrich Schmid schließlich in Tübingen heraus:

nun gieng es mir mit dem trucken, eine Weile sehr hinderlich, weil es hier gantz nichts tuhn wolte: es schlugte mir aber der Junge Lotter, mein Hauß-Herr, einen Trucken zu Tübingen, namens Wärrlin [Dietrich Werlin d. J.], vor, bey welchem ich [mich] entschlossen; weil das Wercklein klein, und der kosten nicht groß seyn kan, eß selbst zu verlegen: hab’ eß derwegen, durch gedachten hn. Lotter ihm anbieten lassen.⁷⁰

Die dem Text beigegebenen Lobgedichte, im gleichen Brief als „Schutz- und Geleyt-Verße“ (Bl. 214v) bezeichnet, legt sie – mit Ausnahme des von Stubenberg bereits früh zugesagten – ebenso in Andreaes Hände. Zudem bittet sie ihn dringlich, Schmid anzuhalten, keine Einwände gegen den Druck zu entwickeln. Diese Vorkehrungen seien nach ihrer Meinung notwendig, um die Widmungsempfängerin Herzogin Anna Katharina von Württemberg zügig von der Qualität

⁶³HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 212rv i.e. Brief Juni 1652 (Nr. 4566).

⁶⁴Vgl. Conermann und Herz (2019), S. 826–827, 836–837.

⁶⁵HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 212r i.e. Brief Juni 1652 (Nr. 4566).

⁶⁶Benzing (²1982), S. 457; Reske (2007), S. 991.

⁶⁷HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 211v i.e. Brief Juni 1652 (Nr. 4566).

⁶⁸HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 213r i.e. Brief 19.7.1652 (Nr. 4589).

⁶⁹HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 213r i.e. Brief 19.7.1652 (Nr. 4589). Zu den sprachlichen Modifikationen Christoph Zellers s. Conermann und Herz (2019), S. 826–827.

⁷⁰HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 213v i.e. Brief 19.7.1652 (Nr. 4589). Zum Drucker D. Werlin d. J. s. Reske (2007), S. 1009.

ihrer Arbeit zu überzeugen. Die Württembergerin müsse noch vor ihrer Abreise zum Reichstag, der am 1. November 1652 seinen Anfang nehme, erreicht werden, da es auf demselben turbulent zugehe und keine Zeit für eine Lektüre ihrer Übersetzung sei:

bite dennoch zum allerhöchsten, der her Vatter leyste einige Vorbitte bei herrn Doctor Schmid, das wercklein unbeschwert treiben zulassen; damit eß nur nach so bald geendet werde, daß ich eß unserer [218r] gn. Fürstin, noch vor deren Abreys auf den Reichstag, selbstn überreychen möchte; dan solches biß dort hin zu schicken, weyß der Herr Vatter, daß dergleichen Sachen handlende Bücher, bey so grossen Versammlungen, und stätigem Gezwänge, nicht geöffnet, weniger gelesen werden.⁷¹

Da Buwinghamen schon länger an einer Augenkrankheit litt, konnte sie die Fürstin vor der Abreise zum Reichstag nicht mehr aufsuchen, und erneut war es der Vermittlung Andreaes zu verdanken, dass das Buch durch seinen Verwandten Christoph Zeller, wahrscheinlich Anfang Dezember, in die fürstlichen Hände gelangte. Folgt man dem Brief vom 14.12.1652, blieb die positive Antwort seitens der Landesfürstin nicht aus: „[Ich] war höchlich erfreuet, alß ich durch zweymaligen Wort-Dank Versicherung bekam, daß meine geringe Arbeit in Gnaden aufgenommen war; worfür ich mehrest mich meinem vilgeehrten hern pflichtig erkenne“.⁷²

Mit diesem letzten Brief aus dem Publikationsjahr 1652 erhielt Johann Valentin Andreae zugleich das Exemplar der Hall-Übertragung *Waarer und großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel* mit „so vil schöner [Widmungs-] Gedichte“⁷³ frisch aus der Druckerpresse.⁷⁴ Erst im Februar des folgenden Jahres erfuhr Buwinghamen durch Harsdörffer, dass sie nicht die erste Übersetzerin des berühmten Erbauungswerks *Heaven upon Earth* war. Buwinghamens Kommentar ist ein erneuter Beweis ihrer vom ‚englischen Seneca‘ beeinflussten Lebenseinstellung: „reuet mich also schier, daß ich iemand nach gearbeitet; doch ists schon geschehen.“⁷⁵

Wie die Briefe lebhaft bezeugen, wurde das Projekt *Heaven upon Earth-Deutsch* maßgeblich mit der fortgesetzten Hilfe des (Ersatz-)Vaters Johann Valentin Andreae sowie im ‚programmatischen‘ Geist der Fruchtbringenden Gesellschaft verwirklicht. Zwei weitere, im Verlauf der 1640er Jahre aufgenommene Männer profilierten sich ebenfalls als wichtige Unterstützer des von Margareta Maria mit Nachdruck und Engagement vorfolgten Unterfangens, ihren Landsleuten den Engländer und Erbauungsschriftsteller Joseph Hall in gutem Deutsch bekanntzumachen: Georg Philipp Harsdörffer, zugleich Stifter des im Jahre 1644 entstandenen Pegnesischen Blumenordens, und der österreichische Exulant und spätere Lebensgefährte der jungen Adeligein Johann Wilhelm von

⁷¹ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 217v-218r i.e. Brief vom 14.10.1652 (Nr. 4680).

⁷² HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 226v i.e. Brief vom 14.12.1652 (Nr. 4731).

⁷³ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 226r i.e. Brief vom 14.12.1652 (Nr. 4731).

⁷⁴ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 226r i.e. Brief vom 14.12.1652 (Nr. 4731).

⁷⁵ HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 229r i.e. Brief 19.2.1653 (Nr. 4810).

Stubenberg. Diese beiden, ebenso im englisch-deutschen Kulturtransfer aktiven Männer und zudem im Fruchtbringer-Sinne in deutscher Sprache publizierenden „GesellschaftGenossen“ begleiteten und förderten den publizistischen Weg und das Erscheinen der jungen Autorin auf dem deutschen Buchmarkt wirkungsvoll.

16.3 Die Paratexte der Hall-Übertragung *Waarer und großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel*: Publizität durch Buchdruck

Der Blick richtet sich jetzt auf den Druck selbst, auf das Unikat, das sich im Bestand der Herzog August Bibliothek in der sogenannten Mittleren Aufstellung mit der Signatur Th. 1127 befindet. Dabei werden zunächst die im Briefwechsel verhandelten Paratexte (Widmung, Vorrede und ‚Geleitverse‘) eingeordnet, bevor das Netzwerk der am Vorwerk beteiligten Sozietätsmitglieder in den Mittelpunkt gerückt wird.⁷⁶ Die sehr bewusste Einbettung der Übersetzung in das Fruchtbringer-Umfeld lässt sich an der Entscheidung der Beiträger Stubenberg, Andreae und Harsdörffer ablesen, sich nicht etwa des Geburtsnamens zu bedienen, sondern die Poemata mit den Gesellschaftsnamen zu signieren.

Der in den Briefen ausführlich besprochenen und acht Seiten umfassenden Zuschrift an die Landesfürstin folgt die dreiseitige Vorrede Buwinghamens „An den Leser“, die allein mittels der Anrede „Tugendliebender Teutscher“ die beiden Ziele der Fruchtbringenden Gesellschaft, Virtus und deutsche Sprache, aufruft. Vergleicht man die Briefmanuskripte mit dem Druck, so erweist sich besonders eine in der Vorrede wiederkehrende Argumentationslinie als auffällig. Wir finden im Briefgespräch mit Andreae vom Juni 1652 eine das Streben nach Sprachrichtigkeit betonende Stelle, wobei Buwinghamen nüchtern konstatiert: „das Teutsch betreffend, hab’ ich etliche’ unßerer besten Sprach-Lehrer, zu Raht gezogen, und mich ihnen zu folgen möglichst befließen; wiewol es sehr schwehr ist, weil sie selber in den mehresten haubtregeln, noch uneinig.“⁷⁷

Auch im Druck lesen wir von der Uneinigkeit der Gelehrten in der *Scientific Community* (der Fruchtbringenden Gesellschaft), die eine angemessene Anwendung von Sprachregeln für Außenstehende schwierig mache. Es heißt dort:

⁷⁶Der Druck stammt aus dem Kloster zur Ehre Gottes in Wolfenbüttel. Dorthin ist es durch eine Schenkung Herzogin Juliane Elisabeths von Braunschweig-Wolfenbüttel gelangt. S. Moore (2010). Dies trifft auch auf die dritte Übersetzung des Werks *Heaven upon Earth* durch Henning Koch von 1677 zu, die ebenso über das Französische vermittelt wurde. Man findet das Buch unter der Signatur Th 1128 mit o. g. Provenienzhinweis. Vgl. auch Kamp (2020), S. 383–387. Auf diese jüngst erschienene Arbeit machte mich freundlicherweise Cornelia Niekus Moore aufmerksam.

⁷⁷HAB: Cod. Guelf. 236.13 Extrav., Bl. 211v i.e. Brief Juni 1652 (Nr. 4566).

zu dem' auch unsere gelehrtesten Männer/ in Vnderweisung der Schreib-Richtigkeit/ noch nicht Einerley Meinung; derhalben in vilem/ nur jedes Gutachten/ den Schluß machen muß; welcher dann bey denen/ denen jhr Stand nicht gestattet/ ander' als stumme Lehr-Meister zu suchen/ gar leicht jrrig sey kan.⁷⁸

Im Druck geht Buwinghamen somit einen Schritt weiter und fragt – öffentlich – nach den Gründen der Uneinigkeit und den Folgen für ihren (weiblichen) Stand. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass die *Societas fructifera* die Regeln ständig weiterentwickle, sodass die vom unmittelbaren literaturkritischen Diskurs ausgeschlossenen Personen (hier: gebildete Frauen), die sich auf gedruckte Regelwerke („stumme Lehrmeister“) verlassen müssten, leicht in die Irre gehen können. Es lässt sich hier keine in Vorreden übliche weibliche Demutsgeste erkennen, vielmehr macht Buwinghamen sehr deutlich auf objektive Hürden in puncto ‚weibliche Autorschaft‘ aufmerksam.

Nach der Vorrede folgen Dedikationspoemata von fünf adeligen und bürgerlichen Männern, sodann die 27 eigentlichen Kapitel des Werks. Abgeschlossen und ergänzt wird die Übertragung aus dem Französischen durch ein Lobgedicht des sechsten männlichen Beiträgers, des „Spielenden“, der die Verse am 12. Dezember 1652 verfasste. Es heißt nach der letzten paginierten Seite 187 (Übersetzungsende) und vor dem Druckfehlerverzeichnis, „wegen zuspater Einkommung diser Gedichte/ haben sie hier [auf dem letzten Druckbogen] nachgesetzt werden müssen“.⁷⁹

Die fünf Widmungsgedichte des Vorwerks sind in deutscher sowie in französischer (1) und lateinischer (1) Sprache verfasst. Unter den Autoren lassen sich – wenig überraschend – die beiden Akademiemitglieder Stubenberg und Andreae identifizieren. Den Anfang macht der „Unglückselige“, der ihr früh und als erster Beiträger eine Widmung zusagte. Er legt im Sinne der Sozietät Wert auf das Faktum einer Übersetzung, auf die Zielsprache ‚Deutsch‘ und auf die tugend- und sprachliche Kompetenz der Autorin: „Ruhm-Schrift an die Tugendliebende Fräulen Vbersetzerin über die Glückliche vollendete Verteutschung dieses Büchleins“ und zeichnet bereits am 31. Oktober 1651 mit „benahmt der Unglückseelige“. An dritter Stelle kommt der „hochgeehrte vatter“ in deutscher Sprache zu Wort, und er nimmt damit die Mittelstellung innerhalb der Beiträger ein. Andreaes Poem findet seinen Platz zwischen dem französischen und dem lateinischen Gedicht. Mit dem für das protestantische Kirchenlied typischen jambischen Vierheber evoziert er, antike und christliche Topoi in fruchtbringerischer Manier verbindend, einen unter Gottes Schutz stehenden blühenden und Früchte bringenden Garten mit einer klugen Nymphe (i.e. Buwinghamen). Möglicherweise bezieht sich Andreae sehr konkret auf die Ister-Gesellschaft als Schäfer-Akademie und auf ihr neues Mitglied M. M. v. B. W.

⁷⁸ *Waarer und großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel* (1652), Bl.)(vi]v.

⁷⁹ *Waarer und großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel* (1652), Bl. Nv.

III.
 Ehrengzeugnuß
 Einem Edlen Frembden Gewächs/
 so in Teutschen garten
 zierlich versezet.

WAs gepflanzt in Engeland/
 Vnd in Fränckhisch Reich versandt/
 Hat ein Teutscher Blumen-gart
 Deß ein Kluge Nimf hat wahr/
 (zu Trei Rosen wolgenandt/
 Hohe Zier seim VatterLand)
 Vber-Schön vnd Tugent-reich
 Wenig hat des seinen gleich/
 Wol-versezt mit Kunst vnd Fleis
 Billich heißt der Ehren-Preis
 GOTT diß Gwächse wol bewahr
 Blüh vnd Fruchte alle Jahr.

gegeben von dem Murben.
 20. Augst. 1652.⁸⁰

Die übrigen drei Nichtmitglieder und Autoren der (lateinischen, französischen und deutschen) Lobgedichte sind 1) der im Briefwechsel präsen- te, als nicht sonderlich frauenfreundlich vermutete Tübinger Theologieprofessor Dr. Heinrich Schmid, der ein lateinisches Poem beitrug, das er – ohne Datumsangabe – mit HENRICUS SCHMIDIUS D. zeichnete. Die beiden anderen Dichter, die im Briefwechsel nicht genannt werden, jedoch von Andreae gewonnen werden konnten, sind 2) der Theologe, Dichter und Verfasser des *Triumphus Pacis* (1649)⁸¹ Johann Ebermayer⁸² und – mit letzterem eng verbunden – 3) der politisch-historische Autor und Rat am Hof Herzog Eberhards III., Gatte der Widmungsempfängerin Anna Katharina, Louis du May, der zugleich Mitglied des Ordre de Saint-Michel war.⁸³

Ebermayer wurde von Andreae 1636 als Pfarrer von Zavelstein eingesetzt, kam also ein Jahr nach dem Tod Benjamin Buwinghamens in dessen ehemalige Heimat,⁸⁴ und übernahm 1662 als einer der Nachfolger Andreaes und Zellers das

⁸⁰ *Waarer und großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel* (1652), Bl. A iijv. Vgl. auch Conermann und Herz (2019), S. 829–830.

⁸¹ Haye (2012), S. 189, weist auf das Distichon von Louis du May [Ludovicus du May], S. 108, hin. Auch im Vorwerk, Bl. O [iv]v, wird dieser in einer Anmerkung positiv hervorgehoben. Haye hält es durchaus für möglich, dass der herzogliche Rat die Entstehung des *Triumphus Pacis* begleitete und die Drucklegung finanzierte. Es sei außerdem denkbar, dass er auch für die Dichterkrönung verantwortlich war.

⁸² Haye (2012).

⁸³ S. zur Verbindung mit Ebermayer siehe Anm. 81. Louis du May war auch Verfasser einiger Leichenpredigten zu Ehren Herzog Eberhards III. von Württemberg.

⁸⁴ Andreae (2012), 1,1, S. 320–321.

Amt des Superintendenten und Stadtpfarrers in Calw. Wichtig für das erweiterte Netzwerk der Hall-Übersetzung sind seine beiden emblematischen Werke *New Poetisch Hoffnungs-Gärtlein* (1653) und die im gleichen Jahre publizierte Gelegenheitschrift *Syzygia Connubialis Cerui et Leaenae* (1653). Letztere erblickte anlässlich der Hochzeit Prinzessin Clara Augustas von Braunschweig-Wolfenbüttel, Tochter des „Befreienden“ (Herzog Augusts), mit Herzog Friedrich von Württemberg-Neuenstadt, das Licht der Bücherwelt. Die Okkasionaldichtung diente Ebermayer offensichtlich als formale Vorlage für sein Lobgedicht auf Buwinghamusen in deren Werk. Er übernahm die dort verwendete Einteilung der Pindarischen Ode („Satz – Gegen-Satz – Nach-Klang“) und dichtete den Inhalt um.⁸⁵ Somit spielte das Netzwerk um die Fruchtbringende Gesellschaft und den Wolfenbütteler Hof in der Entstehungsgeschichte der Hall-Übersetzung erneut eine bedeutende Rolle.

Das *Poetisch Hoffnungs-Gärtlein* Ebermayers dagegen bot der Protagonistin selbst, nach ihrem Debüt, eine literarische Bühne. Sie beteiligte sich als *prima inter pares* mit einer Sapphischen Ode über die Hoffnung – vor Louis du May und zwei weiteren Andreae-Korrespondenten – an dem Emblembuch.⁸⁶

16.4 Resümee

Über die Kontakte zur Fruchtbringenden Gesellschaft hat sich Buwinghamusen, ein assoziiertes weibliches (und daher per definitionem) Nichtmitglied, auf dem damals religiös geprägten Buchmarkt behaupten können, der – anders als häufig vermutet – kein ‚typisch‘ weiblicher Ort der Profilierung war. Gerade in der erbaulichen Literatur gibt es um die Mitte des 17. Jahrhunderts noch keine geschlechtsspezifische Vorliebe für allgemein christliche, irenisch geprägte Schriften.

Die Fruchtbringende Gesellschaft ließ Buwinghamusen in der Folge weiterhin an ihren Schriften, auch solchen säkularen Inhalts, teilhaben.⁸⁷ Die Rolle ihres 1654 verstorbenen wichtigsten Mentors Andreae wird in ihrer nächsten und zugleich letzten Übersetzung (1668 *Das Liecht der Weißheit* nach Pierre Charrons *De la sagesse*) vom zweiten, Frauen besonders fördernden Oberhaupt des Pegnesischen Blumenordens, Sigmund von Birken (Der Erwachsene), übernommen. Er verfasste einen vierseitigen „Zuruff“, der sechzehn Jahre nach

⁸⁵ Pindarische Ode über das Büchlin Von der Ruhe der Seelen. In *Waarer und Großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Friedenspiegel* (1652), Bl. iijv – [v]v.

⁸⁶ Ebermayer (1653a), S. [10]–[11]; paginiert ab S. 17. Die beiden Andreae-Korrespondenten und Beiträger waren Wilhelm Koch, Pfarrer in Sulz a. Neckar, und Matthias Esenwein, Abt in Hirsau (heute Stadtteil von Calw).

⁸⁷ Widmung an Buwinghamusen in Stubenberg (1652) (*Geschichtreden*) u. Lobgedicht Buwinghamusens in Stubenberg (1653) (*Frauenzimmer Belustigung*), Bl. a [vi] r an herausgehobener, erster Stelle.

ihrem Debüt in vertrauter Manier gezeichnet wurde: „Der Hoch-Wolgeborenen Fräulin/ als hochfürtrefflichen Uebersererin/ opfert dieses mit tiefschönster Gnad-Empfehlung/ Der Erwachsene.“⁸⁸

Auch nach Buinghausens Tod lassen sich Hinweise auf ihre Publizität finden, so im Jahre 1695, in dem lateinischen, in Nürnberg erschienenen Werk *Pera Librorum Jyvenilivm* Johann Christoph Wagenseils, wo sie als positives Exemplum einer Friedensdichterin angeführt wird: „Ein Beyspiel wird mitgetheilet/ wie ich es aus der edlen Hand/ der an Schönheit des Gemüths und Leibes höchstgezierten Fräulein Margaretha Maria von Bubingshausen/ empfangen/ welches Gedicht von ihr/ nach den zu Münster und Osnabruck glücklich geschlossenen Teutschen Frieden sinnreich verfertigt worden“.⁸⁹

Diese bis dato letzte Spur ihrer Sichtbarkeit in der Literatur des 17. Jahrhunderts weist erneut zurück auf ihre programmatische Nähe zur Fruchtbringenden Gesellschaft, auf deren irenische Haltung und das erste Fruchtbringer-Ziel eines tugend- und vorbildhaften Lebens.

Anhang

Personen-Netzwerk im Kontext des Werks *Waarer und großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel*. Die eckigen Klammern weisen auf einen indirekten Einfluss hin.

1. Andreae, Johann Valentin („Der Mürbe“) und [Agnes Elisabeth, geb. Grüninger]
2. [Braunschweig-Wolfenbüttel, Sophia Elisabeth und August d. J.]
3. [Chevreau, Urbain]
4. [Colerus, Christophorus]
5. Concin von, Johanna Ursula
6. Du May, Louis
7. Ebermayer, Johann
8. [Greiffenberg, Catharina Regina]
9. [Hall, Joseph]
10. Harsdörffer, Georg Philipp („Der Spielende“)
11. Kaut, Matthias (Drucker)
12. Lotter, (Drucker und Hauswirt)
13. Reisch, Rosina
14. Schmid, Heinrich
15. Schottelius, Justus Georg („Der Suchende“)
16. [Schwarz, Sibylle]

⁸⁸ Buinghausen (1668), Bl. (a6). Vgl. zu den ‚Pegnitz-Schäferinnen‘ Schuster (2009).

⁸⁹ Wagenseil (1695), S. 699.

17. Stubenberg, Johann Wilhelm von („Der Unglückliche“)
18. Werlin Dietrich d. J., Drucker
19. Württemberg, Herzogin Anna Katharina von, geb. Kyrburg-Salm
20. Zeller, Christoph (Verwandter Andreaes)

Brief Margareta Maria von Buwinghamen und Walmerode an Johann Valentin Andreae aus dem Jahre 1653

Literatur

Handschriften

Herzog August Bibliothek. Cod. Guelf. 236.13 Extrav. (Briefe M. M. von Buwinghamens an J. V. Andreae).

Gedruckte Quellen

- Andreae, Johann Valentin. 1642. *Amicorum singularium clarissimorum funera*. Lüneburg.
- Andreae, Johann Valentin. 2012. *Autobiographie. Bücher 1 bis 5 resp. 6 bis 8*, Bearb. Frank Böhling. Übersetzt Beate Hintzen, 1,1 u. 1,2. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog.
- Birken, Sigmund von. 2005. *Der Briefwechsel zwischen Sigmund von Birken und Catharina Regina von Greiffenberg*, Hrsg. Hartmut Laufhütte. In Zusammenarbeit mit Dietrich Jöns und Ralf Schuster. Bd. I: Die Texte. Bd. II: Apparate und Kommentare. Tübingen: Niemeyer.
- [Buwinghamen und Walmerode, Margareta Maria von]. 1652. *Waarer und großmütiger Christen Krieg- Sieg- und Frieden-Spiegel. Erstlich in Englischer Sprach herauß gegeben durch Msr. Joseph Hall; Hernach von Monsr. Cheureau, in Frantzösisch übersetzt: Vnd auß disem, Zu sonderbarer Bezeugung/ der Treu und Wolgewogenheit/ gegen Jhrem Geburts-Land' in rein Hoch-Teutsch gebracht. Durch Eine Tugend-Begierige Liebhaberin der hochberühmten Teutschen Völckerschaft. 2.Tim.2.v.5 Niemand wird gekrönet/ er kämpfe dann recht.* Tübingen/ Getruckt bey Dieterich Werlin: Im Jahr/ 1652. <http://diglib.hab.de/drucke/th-1127/start.htm>.
- [Buwinghamen und Walmerode, Margareta Maria von]. 1668. *Das Liecht der Weißheit. Zu Erforschung deß Ursprungs und wahrer Eigenschafftien aller Dinge Den Weg zeigend.* Ulm: Kühn .
- Conermann, Klaus, Martin Bircher und Andreas Herz, Hrsg. 1991–2019. *Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts. Fruchtbringende Gesellschaft. Kritische Ausgabe der Briefe, Beilagen und Akademiearbeiten (Reihe I), Dokumente und Darstellungen (Reihe II)*, begr. von Martin Bircher und Klaus Conermann. Im Auftrag der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, in Kooperation mit der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel Reihe I, Abt. A: Köthen, Abt. B: Weimar, Abt. C: Halle, Reihe II, Abt. A: Köthen, Abt. B: Weimar, Abt. C: Halle. Wolfenbüttel bzw. Leipzig: Akademie-Verlag bzw. Niemeyer. http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de/index.php?category_id=11&article_id=11. Hier: Bircher, Martin, Andreas Herz, Hrsg. 1997. *Die Fruchtbringende Gesellschaft unter Herzog August von Weißenfels. Die preußischen Mitglieder Martin Kempe (der Erkorne) und Gottfried Zahmehl (der Ronde)*. Reihe II. Abteilung C: Halle Bd. 1. Tübingen: Niemeyer.

- Conermann, Klaus, Hrsg. 1992a. *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650*. Sechster Band: 1617–1626, unter Mitarbeit von Andreas Herz. Leipzig, Wolfenbüttel und Tübingen: Niemeyer.
- Conermann, Klaus, Hrsg. 1992b. *Werke. Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen*. Erster Band: Die ersten Gesellschaftsbücher der Fruchtbringenden Gesellschaft (1622, 1624 und 1628). Tübingen: Niemeyer.
- Conermann, Klaus, Hrsg. 2013. *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650*. Sechster Band: 1641–1643, unter Mitarbeit von Gabriele Ball und Andreas Herz. Berlin: de Gruyter.
- Conermann, Klaus und Andreas Herz, Hrsg. 2019. *Briefe der Fruchtbringenden Gesellschaft und Beilagen. Die Zeit Fürst Ludwigs von Anhalt-Köthen 1617–1650*. Achter Band: 1647–1650 unter Mitarbeit von Gabriele Ball, Nico Dorn und Alexander Zir. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Ebermayer, Johann. 1649. *Triumphus Pacis Osnabruggensis Et Noribergensis. Heroico carmine ut plurimum adumbratus*. Tübingen: Brunn. <http://diglib.hab.de/drucke/65-11-poet/start.htm>.
- Ebermayer, Johann. 1653a. *New Poetisch Hoffnungs-Gärtlein/ Das ist: CCC. und XXX. Sinnbilder von der Hoffnung/. So zum theils auß der Heiligen Schrift/ zum theils auß allerhand alten Kirchenvätern/ Geschichtschreibern/ Poeten/ Naturkündigern/ Vernunft- und Zucht-Lehrern gezogen. Vnd mit Lateinisch- und Teutschen Versen erkläret werden/*. Tübingen: Kerner. <http://diglib.hab.de/drucke/80-4-eth/start.htm>.
- Ebermayer, Johann. 1653b. *Syzygia Connubialis Cerui Et Leaenae in montibus Lunae, Das ist Eheliche Verlobung deß Hirschen und Löwin/ auff deß Mondes-Bergen. Durch Simbilder vorgestellt [...] Als [...] Herr Friderich, Hertzog zu Würtemberg und Teck [...] Mit ... Fräwlein Clara Augusta [...] Ebermeier, Johann*. Stuttgart: Rößlin. <http://diglib.hab.de/drucke/154-3-poet/start.htm>.
- [Fruchtbringende Gesellschaft]. 1648. *Der Christliche SENECA. Das ist: Christliche Reden aus des SENECAE Briefen zusammen getragen/ und in Acht und Dreissig Capittel abgetheilet. Aus dem Lateinischen/ wie es unterschiedlich zu Lucern 1640. und zu Köln am Rein 1644. gedruckt. Auf gut befinden der Fruchtbringenden Gesellschaft Jns Deutsche übersetzt/ Übersehen/ und an den Tag gegeben*. Gedruckt zu Zerbst. Im Jahre/ 1648.
- Harsdörffer, Georg Philipp. 1652. *Pentagone Historique H. von Belley [...] Diesem sind angefüget H. Joseph Halls Kennzeichen der Tugenden und Laster gedolmetscht Durch ein Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft*. Frankfurt a. M., [Hamburg]: Naumann. <http://diglib.hab.de/drucke/145-18-eth/start.htm> [angefügt mit S. 1 beginnend]. <http://diglib.hab.de/drucke/145-18-eth/start.htm?image=00323>.
- Harsdörffer, Georg Philipp. 1651. *Fortpflanzung der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft: Das ist/ Kurtze Erzählung alles dessen/ Was sich bey Erwehlung und Antretung hochbesagter Gesellschaft Oberhauptes/ Deß [...] Schmachhaften/ [...] zugetragen. Samt Etlichen Glückwünschungen/ und Einer Lobrede deß Geschmacks*. Nürnberg: Endter. <http://diglib.hab.de/drucke/ln-183/start.htm>.
- Harsdörffer, Georg Philipp. 1650. *Nathan und Jotham. Das ist: Geistliche und Weltliche Lehrgedichte. Zu sinnreicher Ausbildung der waaren Gottseligkeit/ wie auch aller löblichen Sitten und Tugenden vorgestellt; Samt einer Zugabe genennet Simson/ Begreifend hundert vierzeilige Räthsel/ Durch ein Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft*. Nürnberg: Endter.
- Hille, Carl Gustav von. 1647. *Der Teutsche Palmbaum: Das ist, Lobschrift Von der Hochlöblichen/ Fruchtbringenden Gesellschaft Anfang/ Satzungen/ Vorhaben/ Namen/ Sprüchen/ Gemähen, Schriften und unverwelklichem Tugendruhm*. Nürnberg: Endter. <http://diglib.hab.de/drucke/166-13-eth/start.htm>.
- Schottelius, Justus Georg. 1651. *Teutsche SprachKunst/ Vielfältig vermehret und verbessert/ darin von allen Eigenschaften der so wortreichen und prächtigen Teutschen Hauptsprache ausführlich und gründlich gehandelt wird*. Zum anderen mahle heraus gegeben im Jahr 1651. 2. Aufl., Braunschweig: Zilliger.

- Schwarz, Sibylle. 1980. *Deutsche Poëtische Gedichte*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1650. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Helmut W. Zieffle. Bern, Frankfurt a. M., Las Vegas: Peter Lang.
- Stubenberg, Johann Wilhelm von. 1653. *Frauenzimmer Belustigung. Ein so wol zu Geistlicher Sittenlehre als zierlicher Wolredenheit nutz- und ergötzliches Wercklein. Ursprünglich in Frantzösischer Sprache durch Herrn von Grenaille auf Chatoumieres/ beschrieben/ und der Königin in Groß-Brittanien zugeeignet/ Anjetzo aber in Hochdeutsch übersetzt Durch Ein Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft den Unglückseligen*. Nürnberg: Endter.
- Stubenberg, Johann Wilhelm von. 1652. *Geschicht-Reden: Das ist Freywillige Gemüts-Schertze Herrn Johann Frantz Loredano hochgelehrten vornehmen Venetischen Edelmannes, Zu löblichen Tugenden und Sitten/ auch zierlicher Wohlredenheit aus Jalienischer in unsere geehrte hochteutsche Mutter-sprach übersetzt durch Ein Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft den Unglückseligen*. Nürnberg: Endter.
- Stubenberg, Georg Wilhelm von. 1650. *Eromena: Das ist/ Liebs- und Heldengedicht/ In welchem/ nechst seltenen Begebenheiten viel kluge Gedancken/ merckwürdige Lehren/ verständige Gespräche und verborgene Geschichte zu beobachten/ Von Herrn Johann Frantz Biondi/ Rittern und der Königl. Majestät in Großbritannien Kämmerern in Welscher Sprache beschrieben/ anjetzo aber/ in die Hochteutsche übersetzt. Durch Ein Mitglied der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft/ den Unglückseligen*. Nürnberg: Endter.
- Wagenseil, Johann Christoph. 1695. *Pera Librorum Jvenilivm. Qva, Ingenvos, Viamque Ad Ervditionem Et Bonam Mentem Affectantes Adolscentes*. Nürnberg: Hofmann.

Forschungsliteratur

- Ball, Gabriele. 2020. Der Gesellschaftsbrief der Renaissanceakademie *Fruchtbringende Gesellschaft*. In *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis ins 21. Jahrhundert*, Hrsg. Marie Isabel Matthews-Schlinzig, Jörg Schuster, Gesa Steinbrink, und Jochen Strobel, 773–779. Berlin, München und Boston: de Gruyter.
- Ball, Gabriele, Klaus Conermann, Andreas Herz, und Helwig Schmidt-Glintzer. 2017. *Fruchtbringende Gesellschaft (1617–1680). Hundert Jahre nach der Reformation. Forschungen der Arbeitsstelle der Sächsischen Akademie der Wissenschaften an der Herzog August Bibliothek*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Ball, Gabriele. 2018. Die Arbeitsbibliothek der kulturellen Übersetzerin Luise Gottsched. Englische Literatur im Catalogue de la bibliotheque choisie de feue Madame Gottsched, neé Kulmus. In *FÉMININVISIBLE. Women authors of the Enlightenment. Übersetzen, schreiben, vermitteln*, Hrsg. Angela Sanmann, Marine Hennard Dutheil de la Rochère, und Valérie Cossy, 301–327. Lausanne: Centre de Traduction Littéraire.
- Ball, Gabriele. 2014. Das Inventar der Gräfin Anna Sophia von Schwarzburg-Rudolstadt als Spiegel eines fürstlichen Netzwerks im 17. Jahrhundert. In *Frühneuzeitliche Bibliotheken als Zentren des europäischen Kulturtransfers*, Hrsg. Claudia Brinker-von der Heyde, Annetkatrin Inder, Marie Isabelle Vogel, und Jürgen Wolf, 77–94. Stuttgart: Hirzel.
- Ball, Gabriele. 2012. Das sozietäre Netzwerk der Herzogin Sophia Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel. „Die Fortbringende“ – „Die Gutwillige“ – „Die Befreiende“. *Schütz-Jahrbuch* 34: 29–48.
- Benzing, Josef. 1982. *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet*. 2. Aufl. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Bepler, Jill. 1987. Karl Gustav von Hille (ca. 1590–1647). Zu seiner Biographie und zu seinen Beziehungen nach England. *Chloe* 8: 253–290.

- Bircher, Martin. 1968. *Johann Wilhelm von Stubenberg (1619–1663) und sein Freundeskreis. Studien zur österreichischen Barockliteratur protestantischer Edelleute*. Berlin: de Gruyter & Co. 1968.
- Brown, Hilary. 2018. Women Translators in History: Towards a ‚Woman-Interrogated‘ Approach. In *FÉMININ|VISIBLE. Women authors of the Enlightenment. Übersetzen, schreiben, vermitteln*, Hrsg. Angela Sanmann, Marine Hennard Dutheil de la Rochère, und Valérie Cossy, 27–51. Lausanne: Centre de Traduction Littéraire.
- Brown, Hilary. 2017. Rethinking agency and creativity: Translation, collaboration and gender in early modern Germany. In *Translation Studies* 11:1, 84–102. <https://doi.org/10.1080/14781700.2017.1300103>.
- Brown, Hilary. 2009. Women translators in the Sprachgesellschaften. *Daphnis* 38: 621–646.
- Conermann, Klaus. 1985. *Fruchtbringende Gesellschaft. Der Fruchtbringenden Gesellschaft geöffneter Erzschein. Das Köthener Gesellschaftsbuch Fürst Ludwigs I. von Anhalt-Köthen 1617–1650*. III: Die Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft 1617–1650. 527 Biographien. Transkription aller handschriftlichen Eintragungen und Kommentare zu den Abbildungen und Texten im Köthener Gesellschaftsbuch. Leipzig [zugleich: Weinheim]: VCH.
- Czarnecka, Mirosława. 2020. Frauenstimmen mit emanzipatorischem Impetus in Gedichten und Paratexten des 17. Jahrhunderts. In *Femmes de lettres – Europäische Autorinnen des 17. und 18. Jahrhunderts*, Hrsg. Marina Ortrud M. Hertrampf, 111–122. Berlin: Frank & Timme.
- Czarnecka, Mirosława. 2016. Autorschaft und Geschlecht. Frauenstimmen in der ästhetischen Diskussion über Grenzen und Möglichkeiten schreibender Frauen im 17. Jahrhundert. *Euphorion* 210(2): 207–229.
- Czarnecka, Mirosława. 2014. Zur Frühgeschichte der weiblichen Autorschaft und zur Figur der Autorin im 17. Jahrhundert. In *Gebundene Zeit: Zeitlichkeit in Literatur, Philologie und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Wolfgang Adam*, Hrsg. Jan Standke unter Mitwirkung von Holger Dainat, 307–312. Heidelberg: Winter.
- Decker-Hauff, Hansmartin. 1998. Anna Katharina von Salm-Kyrburg (1614–1655). Hansmartin Decker-Hauff. In *Frauen im Hause Württemberg*, Hrsg. Wilfried Setzler, Volker Schäfer und Sonke Lorenz in Zusammenarbeit mit Andreas Schmauder, 81–89. 2. Aufl., Leinfelden-Echterdingen: DRW-Verlag.
- Ehmer, Hermann, und Sabine Koloch. 2008. Bouwinghausen von Wallmerode, Margareta Maria. In *Killy Literaturlexikon. Autoren und Werke des deutschsprachigen Kulturraumes*. Hrsg. Wilhelm Kühlmann, II, 112–113. 2., vollständig überarbeitete Aufl. Berlin und New York: de Gruyter.
- Gibbels, Elisabeth. 2018. *Lexikon der deutschen Übersetzerinnen 1200–1850*. Berlin: Frank & Timme.
- Gleixner, Ulrike. 2008. Sprachreform durch Übersetzen. Die *Fruchtbringende Gesellschaft* und ihre ‚Verdeutschungsleistung‘ in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. *WerkstattGeschichte* 48: 7–23.
- Gotthard, Axel. 2003. ‚Bey der Union ain directorium‘ – Benjamin Bouwinghausen und die protestantische Aktionspartei. In *Dimensionen der europäischen Außenpolitik zur Zeit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert*, Hrsg. Friedrich Beiderbeck, Gregor Horstkemper, und Winfried Schulze, 161–186. Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag.
- Haye, Thomas. 2012. Europas Versöhnung im *Triumphus Pacis* des Johann Ebermaier. In *Frieden durch Sprache? Studien zum kommunikativen Umgang mit Konflikten und Konfliktlösungen*, Hrsg. Martin Espenhorst, 175–196. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hertrampf, Marina Ortrud M. 2020. Femmes de lettres: Einführende Gedanken zu Wiederentdeckungen und Neulektüren europäischer Autorinnen des 17. und 18. Jahrhunderts. In *Femmes de lettres – Europäische Autorinnen des 17. und 18. Jahrhunderts*, Hrsg. Marina Ortrud M. Hertrampf, 11–32. Berlin: Frank & Timme.

- Herz, Andreas 2016. Sprachausbau und -regulierung. Zur Spracharbeit der Fruchtbringenden Gesellschaft am Beispiel der Orthografie. *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften* 16: 52–68. http://www.denkstroeme.de/heft-16/s_52-68_herz.
- Herz, Andreas. 2020. ‚Dem allgemeinen Nutzen‘: Die deutsche Akademie des 17. Jahrhunderts: Fruchtbringende Gesellschaft. *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften* 22: 139–146. http://www.denkstroeme.de/heft-22/s_139-146_herz.
- Kamp, Jan van de. 2020. *Übersetzungen von Erbauungsliteratur und die Rolle von Netzwerken am Ende des 17. Jahrhunderts*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Koloch, Sabine. 2011. *Kommunikation, Macht, Bildung. Frauen im Kulturprozesse der Frühen Neuzeit*. Berlin: Akademie Verlag.
- Koloch, Sabine, und Martin Mulsow. 2006. Die erste deutsche Übersetzung von Pierre Charrons *De la sagesse*: Ein unbekanntes Werk der Übersetzerin und Lyrikerin Margareta Maria von Bouwinghamen (1629– nach 1679). *Wolfenbütteler Barock-Nachrichten* 33(2): 119–150.
- Lange, Winfried. 2002. Fruchtbringende Gesellschaft und Übersetzung im 17. Jahrhundert. In *Geschichte der Übersetzung. Beiträge zur Geschichte der neuzeitlichen, mittelalterlichen und antiken Übersetzung*, Hrsg. Bogdan Kovtyk, Hans-Joachim Solms und Gerhard Meiser, 89–107. Berlin: Logos-Verlag.
- Marigold, W. Gordon. 1995. Religiöses Denken in England und Deutschland im Zeitalter des Vorpietismus. Deutsche Übersetzungen des Bischofs Joseph Hall. *Morgen-Glanz* 5: 217–236.
- McCabe, Richard A. 1982. *Joseph Hall. A Study in Satire and Meditation*. Oxford: Clarendon Press.
- Moore, Cornelia Niekus. 2010. Der Bücherschatz der Elisabeth Juliane von Braunschweig-Wolfenbüttel (1634–1704) als Beispiel einer Frauenbibliothek des 17. Jahrhunderts. In *Sammeln, Lesen, Übersetzen. Die böhmische Bibliothek der Fürsten Eggenberg im Kontext der Fürsten- und Fürstinnenbibliotheken der Zeit*, Hrsg. Jill Bepler und Helga Meise, 283–307. Wolfenbüttel: Harrassowitz.
- Otto, Wolf-Dieter 1993. *Die Neueren Handschriften der Gruppe Extravagantes*. Teil 3: 220.1 Extrav. – 317 Extrav. Frankfurt a. M.: Klostermann.
- Price, Lawrence Marsden. 1920. English-German Literary Influences Bibliography and Survey. Part II Survey. *University of California Publications in Modern Philology* 8(2): 113–616.
- Reske, Christoph. 2007. *Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Auf der Grundlage des gleichnamigen Werkes von Josef Benzing*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Salvadori, Stefania. 2018. *Inventar des Briefwechsels von Johann Valentin Andreae (1586–1654)*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Sanmann, Angela. 2021. *Die andere Kreativität. Übersetzerinnen im 18. Jahrhundert und die Problematik weiblicher Autorschaft*. Heidelberg: Winter.
- Schneider, Johannes Ulrich, Hrsg. 2006. *Seine Welt wissen. Enzyklopädien in der Frühen Neuzeit*. Darmstadt: WBG.
- Schuster, Ralf. 2009. *Die Pegnitz-Schäferinnen. Eine Anthologie*. Zusammengestellt mit einer Einleitung versehen. Passau: Ralf Schuster Verlag.
- Schwarzenbach, Stina Rahel. 2002. *Stratonica und Demetrius. Zwei Barockromane. Italienisch und Deutsch. Eine vergleichende Untersuchung der Assarino-Übersetzungen von Veit Daniel von Colewaldt (1652), Johann Wilhelm von Stubenberg (1653) und Johanna Laurentia von Adlershelm (1663)*. Bern, Berlin: Lang.
- Sträter, Uwe. 2003. Joseph Hall in Württemberg. Eine Miscelle zu Johann Valentin Andreae. *Pietismus und Neuzeit* 29: 215–225.
- Sträter, Uwe. 1987. *Sonthom, Bayly, Dyke und Hall. Studien zur Rezeption der englischen Erbauungsliteratur im 17. Jahrhundert*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).
- Waczkat, Andreas. 2017. Ein fruchtbringendes Vorhaben: Die zweite Auflage des Vinetum Evangelicum von Joachim von Glasenapp mit den von Sophie Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg verfassten Melodien. In *Kontinuitäten und Wendepunkte der Wolfenbütteler Hof-*

- und Kirchenmusik, Hrsg. Sigrid Wirth, Gerhard Aumüller, Karl-Jürgen Kemmelmeier, und Arne Spohr, 149–159. Hannover: Institut für Musikpädagogische Forschung der HMTMH.
- Waterhouse, Gilbert. 1914 (Reprint 2015). *The Literary Relations of England and Germany in Seventeenth Century*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Willenberg, Jennifer. 2008. *Distribution und Übersetzung englischen Schrifttums im Deutschland des 18. Jahrhunderts*. München: K G Saur.
- Woods, Jean Muir, und Maria Anna Fürstenwald. 1984. *Schriftstellerinnen, Künstlerinnen und gelehrte Frauen des deutschen Barock: ein Lexikon*. Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- <http://www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de/files/personenregister.pdf>.
- www.die-fruchtbringende-gesellschaft.de.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 17

Vom Geist der Strafe. Andreas Gryphius’ *Carolus Stuardus* und die englischen Debatten über den Tod Karls I.



Maximilian Bergengruen

17.1 Einleitung

Meine Überlegungen setzen an den Debatten für und wider das Todesurteil gegen den englischen König Karl I. in Andreas Gryphius’ *Carolus Stuardus* an; einer Debatte, die ursprünglich in England geführt wurde, aber nicht zuletzt durch verschiedene Übersetzungen Auswirkungen auf und in ganz Europa hatte (3). Im Mittelpunkt steht die Austauschbarkeit der Argumente in Bezug auf die göttliche Legitimation von Herrschaft, die sowohl die royale wie auch die independente Position für sich beanspruchen. Geführt wird diese Debatte im *Carolus Stuardus*, zumindest auf der royalen Seite, durch die Geister (der Vergangenheit). Diese Geister, ein zentrales Thema in Gryphius’ Theaterschaffen (1), fordern göttliche Rache für den Tod Karls (2). Da diese Forderung jedoch – anders als von Karl selbst, der für sich eine *Imitatio Christi* beansprucht – nur auf Basis des mosaischen Talionsgesetzes vorgetragen wird, welches die Gegenseite ebenfalls für sich mit den gleichen Argumenten, nur andersherum gerichtet, beansprucht, führt das ganze Unterfangen, besonders deutlich in der B-Fassung, in die Aporie: Es stehen sich zwei Geister-Gruppen gegenüber, die mit gleichem Recht Rache anstreben, die damit aber im Sinne der im Aufsatz rekonstruierten Rechtsbegrifflichkeit der Frühen Neuzeit nur *privates* Strafbegehren, nicht aber göttliche Strafe sein kann (4/5). Die Suche nach dem Geist, d. h. der Legitimation von peinlicher Strafe endet also, zumindest in diesem besonderen Falle, im Nichts.

M. Bergengruen (✉)
Institut deutsche Philologie, Universität Würzburg, Würzburg, Deutschland
E-Mail: maximilian.bergengruen@uni-wuerzburg.de

17.2 Geister bei Gryphius

In der Vorrede zur B-Auflage des *Carolus Stuardus* zitiert Gryphius ein „Diktum Petrons“ (*Satyricon* 118,6) – mit einem bemerkenswerten Einschub:

„Historische Tatsachen sollen nicht in Verse gefasst werden, das tun die Historiker weit besser; vielmehr muss durch Zweideutigkeit, durch Eingriff der Götter' – ergänze: aber auch der Gespenster und Geister – ‚und durch die sagenhafte Gewalt der Sprache der Inspiration freie Bahn gelassen werden, damit eher die Prophezeiung eines Rasenden zur Erscheinung komme als die unter Zeugen beglaubigte, sorgfältig abgewogene Rede'.¹

Mit dieser Textmontage wird einer Unterscheidung verschiedener Sprech- und Schreibweisen das Wort geredet: Der literarische oder theatrale Text bedient sich einer anderen Sprache als juristische, politische oder historisch argumentierende Abhandlungen. Trotzdem wendet er sich mit seiner anderen Sprache dem gleichen Sujet zu wie diese und erhebt den Anspruch, Aussagen über es zu machen. Was die Charakteristika der literarischen Rede anbetrifft, ist die Zuordnung der „Zweideutigkeit“ („ambages“) zum literarischen Text von besonderer Bedeutung, weil sie die Unterscheidung zur juristischen, „unter Zeugen beglaubigte[n], sorgfältig abgewogene[n] Rede“, die – wie man hinzufügen muss – wie die politische oder historische Rede auf Eindeutigkeit abzielt, ausmacht.

Für diese Darstellungsweise der Zweideutigkeit gibt Gryphius einige Beispiele. Es ist insbesondere die „Prophezeiung eines Wahnsinnigen“, die gegen die eindeutige Rede gestellt wird; das weist auf die – in der B-Auflage neu eingefügte – Vision Polehs im fünften Akt voraus. Zu der genannten Zweideutigkeit der Rede gehört aber auch, das ist alles noch mit Petron gesprochen, der Eingriff der Götter, also, theatertechnisch gesprochen, der Auftritt des *Deus ex machina*. Benjamins

¹Im Original: „*Non res gestæ versibus comprehendendæ sunt, quod longe melius historici faciunt: sed per ambages, Deorum', adde spectrorum, Larvarumq; ,ministeria, et fabulosum sententiarum tormentum præcipitandus est liber spiritus, ut potius furentis animi Vaticinatio appareat, quam religiosæ orationis sub testibus fides.*“ (Gryphius 1991, S. 446; im Folgenden mit der Sigle D abgekürzt). Bei Petron lautet die Stelle: „*non enim res gestæ versibus comprehendendæ sunt, quod longe melius historici faciunt, sed per ambages deorumque ministeria et fabulosum sententiarum tormentum præcipitandus est liber spiritus, ut potius furentis animi vaticinatio appareat quam religiosæ orationis sub testibus fides*“ – „Denn nicht historische Tatsachen gilt es in Verse zu fassen – das tun Geschichtsschreiber viel besser –, sondern auf Umwegen und durch Eingreifen der Götter und mythologische Ausschmückungen des Inhalts muß der Inspiration freie Bahn gelassen werden, so daß das Werk eher als Eingebung eines verzückten Geistes erscheine denn als ein an Eides Statt und unter Beibringung von Zeugen abgegebener Tatsachenbericht“, Petron (1995), S. 129–130; Petron (1975), S. 148. Meine Übersetzung im Haupttext versucht, Gryphius' Lesart der Passage hervorzuheben. Damit setze ich mich von den Übersetzungen von Bornscheuer (1997), S. 522–523, und Mannack in Gryphius (1991), S. 1102 (im Folgenden: D) ab.

Satz, dass die barocke „Bühne“ in „der Machination“ ihren „Gott“ habe,² gilt also augenscheinlich auch hier. Gryphius geht aber noch einmal einen Schritt weiter, wenn er in das Zitat von Petron einen eigenen Zusatz einflieht: „ergänze: aber auch der Gespenster und Geister“.

Damit ist dreierlei gesagt: Erstens gehören für Gryphius Geistererscheinungen grundsätzlich zur als ambig gekennzeichneten theatralischen Darstellungsweise. Das Auftreten der Geister ist, zweitens, in seiner Zweideutigkeit analog zur prophetischen Rede von Wahnsinnigen oder Entrückten einzuordnen. Vor allem aber wird, drittens, durch den Zusatz, auch grammatikalisch („Eingriff“ der „Götter“ und „Geister“ bzw. „Gespenster“), eine Analogie zwischen Göttern und Geistern hergestellt.

Dieses Zitat lässt sich nicht nur als eine poetologische Rechtfertigung für das folgende Drama lesen, sondern auch als eine Art Kurzkommentar zu den bisherigen Geisterauftritten in Gryphius' Trauerspielen:³ Geister handeln dort in der Tat im göttlichen Auftrag und sprechen Gottes Wort aus, allerdings mit einer gewissen Zweideutigkeit versehen. Dieser Verlust der „claritas“,⁴ die Luther in seiner Schrift *De servo arbitrio* dem Wort Gottes in der Heiligen Schrift zumaß, ist der Preis, der gezahlt werden muss, wenn das Wort Gottes theatral wird. ‚Theatral‘ bedeutet in diesem Kontext nicht nur, dass das genannte Gotteswort auf der Bühne ausgesprochen, sondern dass es mit allen Regeln der zu Gryphius Zeiten zur Verfügung stehenden Theater-Kunst inszeniert wird. Tarasii Geist – aus dem *Leo Armenius* – „erscheinet“ und „verschwinde[t]“ mit Licht und Musik durch ein bewegliches Bühnenelement;⁵ Catharina von Georgien „erscheinet“⁶ im gleichnamigen Trauerspiel am Ende mit einem Fluggerät auf der Bühne (wie vor ihr die allegorisierte Ewigkeit).

Solche Auftritte sind, theatertechnisch gesprochen, State of the art in Deutschland und daher medienwirksamer als die Lektüre der Heiligen Schrift oder ein Gebet. Die damit erzielte theatrale Wirksamkeit des göttlichen Wortes ist aber wie gesagt mit dem Preis einer gewissen Zweideutigkeit zu bezahlen, explizit abzulesen an der Prophezeiung des höllischen Geistes aus dem *Leo Armenius*, der den Verschwörern einen erfolgreichen Umsturz voraussagt. Seine Worte werden sich bewahrheiten; die Verschwörer werden Leo töten und Balbus am Weihnachtstag in der Kirche (ein Ort, „Wo man kein Blut vergeust“) zum König krönen. Trotzdem lässt sich das „dir wird/ was Leo trägt.“⁷ weiter auslegen, als es der Verschwörer anfangs wahrhaben wollen: Es ist nicht nur die „Cron“, die Michael

² Benjamin (1991), S. 261. Vgl. hierzu auch Kaminski (1998), S. 118.

³ Vgl. zum Folgenden ausführlich Bergengruen (2015; 2016; 2021).

⁴ Luther (1883–2009), I/18, S. 609.

⁵ D, S. 64.

⁶ D, S. 222.

⁷ D, S. 83; II, V. 135–138.

Balbus erringen, sondern auch der „Tod“ Leos, der ihn eines Tages ereilen wird.⁸ Der Beschwörer Jamblich gibt dies gerne zu, wenn er die teuflische Vorhersage, nach Abgang der Verschwörer wohlgermerkt, mit den Worten kommentiert: „Was uns der Geist erklärt; | Siht *doppelsinnig* aus.“⁹ Es muss jedoch hinzugefügt werden, dass gerade diese – als Geisterscheinung notwendige – Doppelsinnigkeit auf die göttliche Gerechtigkeit hinzielt, da der teuflische Geist mit seiner zweifachen Semantik nicht nur den Zeitpunkt und das Gelingen des Anschlags vorher-sagt, sondern auch bereits den des Vollzugs des göttlichen Urteils über diese Tat.

Trotz der theatralischen Ambiguität bleibt das Wort der Geister, sogar das der bösen, also Gottes Wort. Dies ist nur bedingt mit der lutherischen Lehre in Übereinstimmung zu bringen, da nach ihr sich hinter Gespenstern und Geistern niemand anderes als der „Teufel“ selbst verbirgt, der „des Nachts“ für die Erscheinungen der „Gespenst vnd Poltergeister“ verantwortlich zeichnet.¹⁰ Nach Meinung der Orthodoxie spricht in und mit den Geistern also nicht Gott, sondern sein größter Gegenspieler, mit dem der lutherische Christ aufgrund dessen biblisch garantierter Lügenhaftigkeit eigentlich keine Zwiesprache halten und dem er nicht glauben darf.

Aber das Theater hat eben, das weiß der Gryphius als Lutheraner *und* Theatermann in Personalunion, seine eigenen Gesetze. Es liegt nahe, zu vermuten, dass Gryphius, der den Auftritt der Geister dem jesuistischen Theater abgesehen hat,¹¹ mit seinem Geisterprojekt auch der katholischen Gespensterlehre folgt oder sich ihrer zumindest bedient. Derzufolge wären Geister „animae damnatae“ bzw. „animae purgandae“;¹² also Verdammte bzw. Seelen im Fegefeuer, die zum Menschen kommen, um ihn zu schrecken oder ihn für ihre Erlösung um Hilfe zu bitten.¹³ Sie hätten also ein, wie es bei Salman Rushdie heißt, „unfinished business“ auf Erden.¹⁴

Bei Gryphius geht es bei dieser unerledigten Geschichte um Rache, Strafe und Gerechtigkeit, die den Geistern herbeizuführen zu Lebzeiten nicht möglich war. Dieser Position scheint beispielsweise Chach Abbas – aus *Catharina von Georgien* – anzuhängen, wenn er den „Geist“¹⁵ seiner märtyrerhaften Gegenspielerin Catharina, die er nota bene gerade hat hinrichten lassen (was er nun bitterlich bereut), beschwört, Gott um Rache an ihm anzurufen: „Princessin heische Rach!“¹⁶ Doch Catharina, als Geist, widersteht dieser Versuchung, wie sie auch vorher, als

⁸Vgl. hierzu Szondi (1978), S. 233; Rusterholz (1971), S. 137.

⁹D, S. 84; II, V. 155–157; Herv. MB.

¹⁰Porta (1591), Fol. 328r.

¹¹Vgl. Bergengruen (2015).

¹²Schott (1667), S. 292.

¹³Hierzu Rieger (2011), S. 39–47; Neuber (2005), S. 31–32; sowie Mahlmann-Bauer (2004), S. 124–125.

¹⁴Rushdie (1988), S. 129.

¹⁵D, S. 222.

¹⁶D, S. 221; V, V. 415. Hier wie im Folgenden werden nach der Seitenangabe Abhandlung und Vers(e) genannt.

Mensch, der Folter widerstanden hat – und bittet den obersten „Richter“ nicht um persönliche Rache. Auch ohne ihr Einwirken wird es eines Tages so kommen, dass, wie sie prophezeit, Abas’ „sigen [...] ein Ende“ hat und er „dem Richter übergeben“ wird.¹⁷ Catharina, zumindest die der B-Fassung,¹⁸ reiht sich also in die Reihe der unabhängigen, wahrhaft prophezeienden Geister aus *Leo Armenius* ein, die mit dem göttlichen Wort in Verbindung stehen – und dem Zeitpunkt eins, dem Sieg ihres Widersachers, einen zweiten Zeitpunkt gegenüberstellen, nämlich den, an dem Gott als Richter über das zuvor erfolgte Unrecht auftritt.

Aber durch die Einflüsterung des Chach Abas ist eine zweite Position, dass nämlich Geister vor dem ewigen Richter „Rache heischen“ können, zumindest als Möglichkeit aufgerufen; eine Möglichkeit, die im Reyen zur zweiten Abhandlung realisiert wird, wenn die „von Chach Abas erwürgeten Fürsten“¹⁹ – auch das logischerweise Geister – tatsächlich vor Gott als Ankläger auftauchen und vor dem „Richter“ fordern: „Rache! Rache! Rache!“²⁰ In dieser und in der von Chach Abas evozierten, von Catherina aber nicht ergriffenen Position sind die Geister gerade keine Propheten mehr, sondern Ankläger in eigener Sache in einem Akkusationsprozess, die nur dann zu Propheten würden, wenn der oberste Richter ihrer Anklage auf ganzer Linie stattgäbe.

17.3 Geister im *Carolus Stuardus*

Im *Carolus Stuardus* (Entst. 1649/50 [A]/1660? [B]; Erstdruck 1657 [A]/1663 [B]) wird diese Tendenz der Abwertung oder auch Umrüstung der Geister – von Propheten zu Anklägern in eigener Sache – fortgesetzt. Die erste Abhandlung der A-Fassung (bzw. die zweite der B-Fassung)²¹ beginnt mit dem Auftritt der Geister Straffords und Lauds; später tritt auch der Geist Marias Stuarts hinzu. Die beiden ersteren – ehemalige Berater des Königs, die dieser später hinrichten ließ – sind nicht gekommen, um sich an Karl zu rächen. Sie wissen, dass der englische König bei ihrer Hinrichtung letztlich auf Druck des Parlaments gehandelt hat: „Doch klag ich werther Printz nicht über deine Treue“, wird explizit gesagt.²² Vielmehr

¹⁷D, S. 222; V, V. 433–440.

¹⁸Vgl. den Kommentar Mannacks in D, S. 958–959: Catharina wird erst in B als Geist bezeichnet.

¹⁹D, S. 168.

²⁰D, S. 170; II, V. 413; 416. Vgl. Wels (2016), S. 237–238, die bereits die Differenz zwischen Chor und Catharina hervorhebt.

²¹Zu den Differenzen in Bezug auf die Frage nach der Legitimierung Karls vgl. Kraft (2016).

²²A: W, S. 4; I, V. 45/ B: D, S. 467; II, V. 45; Zusätzlich zur B-Auflage nach D wird hier mit der Sigle W die A-Auflage nach dem vierten Band der Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke (Gryphius 1964) zitiert, jeweils mit Abhandlung und Vers. Schreibweise nach B. Relevante Abweichungen sind markiert.

ist es ihnen anscheinend vor allem um das Unrecht zu tun, das Carolus bei seiner Hinrichtung widerfährt:

Er/ der sein Leben waget
Für sein verdrucktes Reich/ wird von dem Reich vertaget/
Für eines Henckers Fuß/ und legt auff einen Streich
Für aller Augen hin sein itzt enthalste Leich,²³

so der Geist Marias. Dieses Unrecht hat sich in Marias Augen den Anstrich des Rechts gegeben: In der Form der Independenten hat „thörichte Gewalt den Richterstuhl besetzt“²⁴; das „allzeit-blinde Volck sucht GOTT und Printz zu rächen“²⁵. Dieses – in Form der Hinrichtung unmittelbar bevorstehende – Bestreben wird als nicht gerechtfertigter Rachewunsch, als, wie es später heißt, „Rachgier“²⁶ bezeichnet. Also bedarf es nach royalistischer Logik einer Besetzung des Richterstuhls ohne „thörichte Gewalt“, in der diese falsche Rache durch eine richtige gerächt wird.

Vorderhand gerieren sich die drei genannten Geister als neutrale Propheten für eine Vergeltung des Unrechts, das Karl geschehen wird. Laud sagt in Richtung der Independenten bzw. des ganzen englischen Volks: „Weh! Weh! muß denn mein Geist sich wittern | Vnd dein [A: ein] Mord-Prophete seyn.“²⁷ Und wie die Vergeltung des Unrechts aussehen soll, weiß wiederum Maria: „Das gantze Land ist voll. | Voll Volck/ das bald dein [Karls] Blut mit Blut aussöhnen soll.“²⁸

Es besteht allerdings Anlass zum Zweifel, ob Laud und Maria (bei Strafford sieht es anders aus) wirklich neutrale Propheten im Sinne Catharinas sind oder ob sie nicht aus ihrer Parteilichkeit heraus um Rache heischen. Denn sie sind ja nicht irgendwelche Geister, sondern sie wurden allesamt im Rahmen politischer Prozesse hingerichtet und bezeugen qua Analogie mit ihrem – wie sie denken: ungerechten – Schicksal, die Ungerechtigkeit des Schicksals Carolus'. Maria macht diese Analogie ganz deutlich „So/ wie Maria fil/ wird unser Sohns Sohn leiden“.²⁹ Dementsprechend verlangt sie in der Form der Vergeltung für Carolus' Prozess und Todesurteil auch Vergeltung für ihren eigenen Prozess und ihre eigene Hinrichtung.

Und bei genauerem Hinsehen gilt das, in ihren Augen, nicht nur für sie, sondern für alle englischen Könige, die nach der „Insell Art“ hingerichtet wurden: „Edwart“ (Eduard der Bekenner, 1003–1066), „Wilhelm“ (Wilhelm der Rote; 1056–1100), „Richard“ (Richard I., 1157/89–1199) usw.³⁰ Maria zählt also ein

²³A: W, S. 8–9; I, V. 205–208/ B: D, S. 474; II, V. 237–240.

²⁴A: W, S. 7; I, V. 155/ B: D, S. 472; II, V. 187.

²⁵A: W, S. 5; I, V. 77/ B: D, S. 468; II, V. 77.

²⁶B: D, S. 528; V, V. 320.

²⁷A: W, S. 6; I, V. 109–110/ B: D, S. 470; II, V. 121–122.

²⁸A: W, S. 9; I, V. 219/ B: D, S. 474; II, V. 251–252.

²⁹A: W, S. 7; I, V. 138–139/ B: D, S. 471; II, V. 169; Herv. MB.

³⁰A: W, S. 7; I, V. 164–166/ B: D, S. 472; II, V. 196–198.

großes, anhaltendes Unrecht gegenüber der englischen Krone auf, das in dem Unrecht an Carolus kulminiert. Und all diese Formen des Unrechts werden, so die Vorstellung Marias, in der von ihr angestrebten Vergeltung für Carolus' Unrecht sozusagen mitvergolten.

Angesichts dieser ‚Ahnenreihe‘ und angesichts der Tatsache, dass Maria in ihr einen Platz beansprucht, wird deutlich, dass das „soll“ aus Marias Rede alles andere als eine neutrale Prophezeiung ist (was ja auch die ironische Formulierung von der Aussöhnung mit und durch Blut erahnen lässt). Vielmehr ist sie nicht nur Beraterin Karls oder göttliche Prophetin, sondern anklagende Partei, die hofft, dass ihr Rachebegehren in „Gottes Recht“³¹ überführt wird. Maria wird dabei eingerahmt von Laud und Strafford, die zwar nicht dem Hochadel entstammen, aber trotzdem durch ihren politischen Tod die gleiche Analogie heraufbeschwören. Beide unterscheiden sich jedoch untereinander. Laud gibt unmissverständlich zu Protokoll, dass er „durch ernster *Rache* wille | Aus seiner Gruben bracht“.³² Ihm geht es also in erster Linie um seine persönliche Rache; erst in B wird etwas pflichtschuldig nachgeschoben, dass er diese persönliche Rache in eine göttliche „Rach“, die in seiner Hoffnung irgendwann „erscheint“,³³ zu überführen sucht. Strafford hingegen hegt keine Gelüste dieser Art, sondern möchte sich vielmehr „von keiner Rache“ leiten lassen: „Dein letztes [Wort] auff der Welt“, sagt er zu Carolus – Strafford gibt hier also eine kleine Prophezeiung für den Todeszeitpunkt am Ende des Tages ab – „war meines: ich verzih“.³⁴

In der B-Fassung treten die von Maria aufgerufenen „ermordeten Engelländischen Könige“³⁵ dann selbst auf – und machen explizit, was bei Maria noch implizit war: Der „HErr“ wird angerufen, ja aufgeweckt („Wie lange schlummerst du“), damit er endlich „ewig Recht“ über das falsche irdische Recht spricht.³⁶ Und in beiden Fassungen endet das Stück mit dem – an einen Selbstplagiat gegenüber der *Catharina* gemahnenden – Aufruf der „Geister der ermordeten Könige“³⁷: „Rach! Rache! Rache! Rach! Rach! über disen Tod!“/ „Rach Himmel! übe Rach!“³⁸ – und zwar als „Rach über diß Gericht“³⁹. Gott soll also „zu Gericht“ über das Gericht gegen Karl „sitze[n]“.⁴⁰

³¹ A: W, S. 10; I, V. 253/ B: D, S. 475; II, V. 284.

³² A: W, S. 4; I, V. 31–32/ B: D, S. 467; II, V. 31–32; Herv. MB.

³³ B: D, S. 471; II, V. 149.

³⁴ A: W, S. 4; I, V. 24–25/ B: D, S. 466; II, V. 24–25; Dementsprechend stellt er in B Marias Blut- und Rachelogik, auch wenn sie (anders als Laud) zumindest die göttliche Rache meint, in Frage: „Sol man denn [...] Blut mit Blut abfegen!“ (D, S. 470; II, V. 142).

³⁵ D, S. 463.

³⁶ D, S. 464; II, V. 321; 324; 327.

³⁷ A: W, S. 51/ B: D, S. 547.

³⁸ A: W, S. 51; V, V. 327/ B: D, S. 547–548; V, V. 499.

³⁹ A: W, S. 52; V, V. 340/ B: D, S. 548; V, V. 512.

⁴⁰ A: W, S. 51; V, V. 330/ B: D, S. 547; V, V. 502.

Bemerkenswert ist nun, dass die derart aufgerufene „Rache“ allegorisch am Ende des Trauerspiels (also genau zu dem Zeitpunkt, da Catharina in ihrem Stück als Ewigkeit ihren großen Geister-Auftritt hat) tatsächlich auf den Plan bzw. die Bühne tritt – und zwar genauso, wie sich das die königlichen Geister gewünscht haben: Ihr persönlicher Vergeltungswunsch ist identisch mit der himmlischen Strafe: „Jhr Geister! laufft! weckt die Gewissen /[...] Vnd zeigt warumb ich eingerissen!“⁴¹ heißt es aus dem Mund der Rache. Allerdings wird auch eine Option, wie das Rachebegehren nicht in die Tat umgesetzt werden müsste, ausdrücklich genannt: „Wo es [England] sich reuend nicht in Thränen gantz verteufft.“⁴² Dass explizit eine Option auf Gnade und Vergebung genannt wird, die jedoch an keiner Stelle von Seiten der Royalisten auch nur erwogen wird, lässt es zumindest als zweifelhaft erscheinen, dass die Durchführung der Rache mit Gottes Willen in vollständiger Übereinstimmung steht.⁴³

Um diesen Befund besser einordnen zu können, müssen zwei historische Kontexte akzentuiert werden: die publizistischen Debatten in England (und Europa) rund um die (fehlende) Rechtfertigung der Hinrichtung des Königs (3) und die juristische Terminologie von Rache und Strafen im frühneuzeitlichen Deutschland (4).

17.4 Die publizistischen Debatten in England um den Tod des Königs

Schauen wir uns die rekonstruierte Konstellation von Rache, Strafe und Gerechtigkeit der Geister vor dem Hintergrund der englischen Publizistik der Zeit⁴⁴ bezüglich der Hinrichtung Karls I. an, die Gryphius in sein Stück über- setzt – und dies sowohl durch Einzelzitate als auch (und darauf kommt es mir besonders an) auf Strukturebene.

Royalisten und Antiroyalisten liefern sich nämlich eine Art von publizistischer Propagandaschlacht, in der in verschiedenen Anläufen die Argumente nicht nur ausgetauscht werden, sondern die Pro- und Kontrapositionen direkt aufeinandertreffen. Dieses argumentative Hin und Her kann auf verschiedene Arten geordnet werden. Eine besonders markante Argumentationslinie beginnt, wie- wohl es schwierig ist, von einem wirklichen Anfang zu sprechen,⁴⁵ mit John Miltons *The Tenure of Kings and Magistrates* (dt. *Das Lehnbesitztum der Könige und Obrigkeiten*), geschrieben während des Prozesses gegen Karl und kurze Zeit

⁴¹A: W, S. 52; V, V. 365; 367/ B: D, S. 549; V, V. 537; 539.

⁴²A: W, S. 52; V, V. 372/ B: D, S. 549; V, V. 544.

⁴³Vgl. hierzu auch Niefanger (2016).

⁴⁴Hierzu ausführlich Berghaus (1989); Dubbels (2018).

⁴⁵Vgl. zu den Schriften, auf die Milton reagiert, Lamla und Lamla (1981), S. 179–180.

nach dessen Hinrichtung 1649 veröffentlicht. In diesem Text entwickelt Milton, ausgehend von der Vorstellung, dass die Macht nach dem Willen Gottes beim (Gottes-)Volk liegt, die Theorie einer Übertragung dieser Macht an Herrscher qua Wahlrecht, die aber im Gegenzug auch deren Absetzbarkeit beinhaltet (wenn die Herrscher nämlich nicht dem Gemeinwohl dienen), was, nach der Exekution, als Rechtfertigung des Todesurteils gelesen wird.⁴⁶

Beinahe gleichzeitig, nämlich bereits am Tag nach der Beerdigung, erscheint *Eikon basilike*, mindestens in seiner letzten Fassung aus der Feder des Bischofs von Exeter John Gauden,⁴⁷ zeitgenössisch aber Karl selbst zugeschrieben, was dem Text eine hohe Popularität verleiht.⁴⁸ Eine vielfache Anzahl an Auflagen, vor allem aber (anders als bei Milton) eine schnelle Übersetzung in andere Sprachen, auch ins Deutsche, tut ein Übriges.⁴⁹ In diesem Text entwickelt ‚Karl‘ die Theorie einer Gottesgnadenschaft des Königs und reiht sich in die *Imitatio Christi* ein; dazu gleich mehr.

An Milton wiederum ergeht nach Erscheinen von *Eikon basilike* der Auftrag vom Council of State, auf diese Schrift zu reagieren; eine Aufforderung, der er mit einer Schrift namens *Eikonoklastes* nachkommt, in der er sich insofern als Kritiker der Eikon-Schrift und damit als Bilderstürmer zu erkennen gibt, als er das gezeichnete Bild Karls Kapitel für Kapitel, Argument für Argument widerlegt; alles basierend auf seinen oben genannten Überlegungen zur Wahlkönigschaft und, gemäß seines Auftrags, auf den Vorstellungen des Parlaments als gesetzgebender Institution.⁵⁰

Damit hört die Auseinandersetzung zwischen Royalisten und ihren Gegnern nicht auf – und auch Milton legt als Auftragsschriftsteller des Staatsrats die Feder nicht beiseite. In seiner *Defensio pro populo anglicano* von 1651 (die sogenannte *Defensio prima*) reagiert er auf Claudius Salmasius' *Defensio regia*, die ebenfalls eine Auftragsarbeit (in diesem Falle von royalistischer Seite) war, erschienen in kurzem zeitlichen Abstand nach Karls Tod. Diese Auseinandersetzung ist ebenfalls ist von der Frage nach dem Für und Wider des Gottesgnadentums bzw. des göttlichen Rechts geprägt; auch in diesem Falle reagiert Milton Punkt für Punkt.⁵¹

Die skizzierten Debatten, genauer gesagt: die beschriebene unmittelbare Konfrontation der sich ausschließenden Argumente in Bezug auf die göttliche Legitimation des Königs bzw. der Anhänger des Parlaments, werden in genau dieser Struktur in Gryphius' Stück eingearbeitet. Ältere Forschungen, in deren Rahmen davon ausgegangen wurde, dass im *Carolus Stuardus* einzig der

⁴⁶Hierzu Lamla und Lamla (1981), S. 184–185; Achinstein (1999), S. 141–143. Zu Miltons sonstiger Publikationstätigkeit vgl. Beer (2008), S. 209–211.

⁴⁷Vgl. Wheeler (1999), S. 124.

⁴⁸Vgl. Wedgwood (2011), S. 206–207.

⁴⁹Hierzu Wheeler (1999), S. 122.

⁵⁰Vgl. Lamla und Lamla (1981), S. 202–219; Achinstein (1999), S. 153–157; Beer (2008), S. 213–216.

⁵¹Vgl. hierzu Lamla und Lamla (1981), S. 236–254; Beer (2008), S. 218–219.

royalistischen und (in diesem ‚und‘ liegt möglicherweise das Problem) Karls Vorstellungen der *Imitatio Christi* Rechnung getragen würde,⁵² haben hauptsächlich auf die zweite, vierte und fünfte Abhandlung in der Zählung der B-Fassung abgestellt. Neuere Forschungen haben jedoch gezeigt, dass in der bisher vernachlässigten dritten Abhandlung die Position der Antiroyalisten wiedergegeben wird – mit dem gleichen Effekt, den wir auch aus der oben genannten publizistischen Debatte kennen, nämlich einer Konfrontation von sich ausschließenden axiomatischen Grundannahmen,⁵³ die in eine unabschließbare Reihe von Argumenten und Gegenargumenten führt, also in eine „argumentative Blockade“.⁵⁴ Die Topiken sind bei den Royalisten und Independents gleich, nur spiegelbildlich aufgerufen und realisiert: In beiden Fällen wird behauptet, dass die göttliche Gerechtigkeit auf der jeweils eigenen Seite sei. Und diese Anordnung ist so beschaffen, dass kein Argument das andere aushebeln kann.

Gehen wir diese argumentative Blockade mit Hinblick auf die strafenden Geister bei Gryphius durch und beginnen wir mit der royalistischen Perspektive, wobei hier zwischen Karl und seinen Geist-Berater*innen unterschieden werden muss. Beide – also Laud, Maria und die englischen Königsgeister einerseits und Karl (und Wentword) andererseits – zeihen ihre Gegner eines Unrechts, weil sie mit dem Prozess und der geplanten Todesstrafe die göttliche Abstammung der Königswürde missachten, sind doch die Könige, in Marias Worten, die von „Gott[] Gesalbten“.⁵⁵ Demzufolge steht Karl in einer Linie mit dem göttlichen Richter, kann die richten, die ihn richten wollen, aber nicht von ihnen, sondern nur vom göttlichen Richter gerichtet werden.

Auch Karl denkt, zumindest in einer ersten argumentativen Linie, über Vergeltung nach, wenn er die Logik des *Ius talionis* als Folge des beschriebenen Unrechts seiner Gegner aufruft: „Wer nach der Klinge greift/ muß durch die Kling’ auff-fligen: Wer durch Tumult’ auffsteigt: wird plötzlich unterliegen“.⁵⁶ Darauf aufbauend setzt er jedoch, einen Schritt weitergehend, sein Leiden analog zur *Imitatio Christi*: „wir sind bereit zu leiden.“⁵⁷ In B wird die Analogie noch deutlicher ausgearbeitet: „Er schöpfte wahre Lust/ daß JESUS durch sein Leiden | Sich fast den Tag mit ihm gewürdigt abzuschneiden.“⁵⁸ Interessanterweise handelt es sich, genau genommen, um eine doppelte oder vermittelte Form von

⁵²Vgl. Schöne (1968); zur Präzisierung von Schönes Thesen in Richtung der *Imitatio Christi*: Voßkamp (1967), S. 157–159; weiterhin Habersetzer (1985), S. 15–42; Streller (1993), S. 117–118; so noch Sternke (2011), S. 175–176.

⁵³Hierzu Cressy (2015), S. 304–305.

⁵⁴Koschorke et al. (2007), S. 147. Ähnlich Koschorke (2016), S. 663–666; ansatzweise Scholz (1998), S. 213, 223; dezidierter Michelsen (1981), S. 58–59; Bornscheuer (1997), S. 495; 513–515; Campe (2000), S. 273; 284; Herold (2007), S. 202–209; Greiner (2014), S. 150.

⁵⁵A: W, S. 7; I, V. 140/ B: D, S. 471; II, V. 172.

⁵⁶A: W, S. 38–39; IV, V. 149–150/ B: D, S. 522; IV, V. 149–150.

⁵⁷A: W, S. 37; IV, V. 81/ B: D, S. 520; IV, V. 81.

⁵⁸B: D, S. 533; V, V. 117–118.

Imitatio Christi, nämlich über Strafford alias Wentwort, dessen Imitatio Christi zum Zeitpunkt seiner Exekution Karl nun in der gedanklichen Vorwegnahme seiner eigenen imitiert (was ihm, der er ja eigentlich unschuldig war, die Möglichkeit gibt, die Schuld dafür wie Jesus die der Welt auf sich zu nehmen).⁵⁹

Komm Wentworts werthe Seel! ich wil den Frevel büssen!
 Ich wil wie du den Tod: ich wil das Mord-Beil küssen!
 Erlöser blick' uns an! Erlöser! Ach verzeih!
 Erlöser nimm' uns auff! Erlöser steh uns bey!⁶⁰

Diese Position ist, wie Berghaus nachgewiesen hat,⁶¹ eine mehr oder weniger direkte Paraphrase des 1649 erschienenen, Karl wie gesagt selbst zugeschriebenen *Eikon Basilike*, in dem die Gottesunmittelbarkeit des Königs (Karl ist „als einem Könige von GOTT und den Rechten/ so wol der Kirchen als des Reichs Wolfahrt anvertrauet“/„as King, entrusted by God, and the Laws, with the good both of Church and State“)⁶² in den Mittelpunkt gestellt wird.⁶³ Daraus folgt, wie bei Gryphius, eine Vergeltung im Sinne des Ius talionis. Dies besagt, dass die „Rächer meines Todes [...] alles Ubel/ so sie an mich [Karl] verübet haben/ ihnen auff ihren Kopff vergelten werden“ („*Avengers of My death [...]: the injuries I have susteined from them shall bee [...]* punished“).⁶⁴

Auch der bei Gryphius vorgeführte Übergang zur Imitatio passionis Christi ist ganz im Sinne von *Eikon basilike*. Dort heißt es beispielsweise in einem Gebet, dass Karl, in Erwartung seines Todesurteils, spricht, dass er das „Exempel“ („example“) Jesu aufnehmen und seinen „Fußstapffen der Liebe nach[folgen]“ („to imitate [...] charitie“) möchte – und zwar trotz oder wegen der Tatsache, dass ihm „Ungerechtigkeit“ („Injustice“) nachgesagt wird.⁶⁵ Auch hier werden also die angeblichen Missetaten des Königs so gewendet, dass sie als Übernahme der Sünde der Welt gedacht und so in den Gedanken der Imitatio überführt werden können.

Schauen wir uns nun den dritten Akt an, in dem wie gesagt den Independenten Raum für ihre Argumente gegeben wird. Es ist mehr als auffallend, dass hier (deutlicher in der B-Fassung, in der anhand der neu eingeführten Figur Fairfax als Diskussionspartner von Cromwell und Hugo Peter einiges explizit gemacht wird, was vorher implizit war) für alles, was auf der royalen Seite gesagt wurde, ein antiroyalistisches Gegenargument gebracht wird – und zwar entwickelt aus dem zu widerlegenden Argument, nur auf den Urheber zurückgewendet. Wenn,

⁵⁹ Hierzu Scholz (1998), S. 218–219.

⁶⁰ A: W, S. 40; IV, V. 221–224/ B: D, S. 524–525; IV, V. 221–224.

⁶¹ Vgl. Berghaus (1984), S. 136–137.

⁶² *Eikon* (1649), Fol. L4r.; S. 130. Hier und im Folgenden bezieht sich die erste Seiten- bzw. Blattangabe immer auf die deutsche Übersetzung, die zweite auf den englischen Text.

⁶³ Vgl. Berghaus (1984), S. 138.

⁶⁴ *Eikon* (1649), Fol. T4v.; S. 227.

⁶⁵ *Eikon* (1649), Fol. T4v.; S. 228.

wie gezeigt, auf royalistischer Seite die Vorstellung geäußert wird, dass im Sinne des *Ius talionis* auf das Unrecht der Gegenseite eine Strafe folgen muss, die das Unrecht ahndet, so gilt oder galt dies auch für die Vertreter der independenten Position. Auch sie glauben: „Wer frevelt: der vergeh“⁶⁶ – und meinen dabei nicht ihre Verfehlungen, sondern die des Königs, die durch sie geahndet werden, und zwar im Sinne des *Ius talionis*: „Wir wütten wider den/ der über uns getobt.“⁶⁷

Die Independenten dürfen diese Strafinstanz darstellen, weil Gott ihnen die Rechte dazu im Sieg über Karl verliehen hat: „der gerechte Gott/ hat uns den Sig gegeben.“⁶⁸ Aus dieser Situation leiten sie das Recht ab, eine neue Verfassung und damit eine neue Rechtssituation zu etablieren: „Wir haben Krafft des Sigs/ macht Satzungen zu stifften.“⁶⁹ Die gleiche Argumentation wie bei den englischen Königen also, nur aus der Zukunft in die Vergangenheit gelegt: Die Rache der republikanischen Partei *wurde* zur Rache/Strafe Gottes. Und weil dem so war, ist die Königswürde vernichtet, will heißen, dass „Carl [...] kein König nicht“ mehr ist.⁷⁰ Der „Geist Gottes“ ist also jetzt nicht mehr in Karl als König, sondern, wie es Cromwell in B in bemerkenswerter Deutlichkeit ausspricht, „in mir“⁷¹, als dem rechtmäßigen Überwinder. Aus diesem Grund glaubt Cromwell nun auch das Recht zu haben, Karl hinrichten zu lassen: „Der Richter Schärfe wird durchs heil'ge Recht versöhnt.“⁷²

Genau diese Spiegellogik findet sich auch in Miltons *Eikonoklastes*.⁷³ Auch hier wird darauf hingewiesen, dass des Königs „Handlungen und Absichten“ („actions and intentions“) genauso viel „Ungerechtigkeit in sich“ („injustice in them“) tragen wie „die, deren er Andere anklagt“ („then what he charges upon others“).⁷⁴ Wenn man Karls Aussagen und Gebete nur richtig zu lesen wisse, so Milton, dann könne man erkennen, dass Karls Anschuldigungen gegenüber seinen Gegnern solche „über ihn selbst“ („upon himself“) sind.⁷⁵ Insbesondere das entscheidende Argument Cromwells, dass nämlich Gott über den Sieg im Bürgerkrieg sozusagen Recht gesprochen und zugleich Rache verübt hat, findet sich genauso bei Milton. Dieser zitiert genüsslich, dass Karl gesagt habe, dass es „Gott gefiel“,

⁶⁶ B: D, S. 498; III, V. 310.

⁶⁷ B: D, S. 492; III, V. 167.

⁶⁸ A: W, S. 30; III, V. 134/ B: D, S. 511; III, V. 686.

⁶⁹ B: D, S. 500; III, V. 361.

⁷⁰ B: D, S. 494; III, V. 208.

⁷¹ B: D, S. 510; III, V. 678.

⁷² A: W, S. 30; III, V. 120/ B: D, S. 510; III, V. 668.

⁷³ Dieser Text wird weder beim Herausgeber Mannack in D noch bei Berghaus (1984) als Quelle gelistet. In meinen Überlegungen geht es jedoch nicht nur um den Nachweis direkter Übernahmen (obwohl man auch hier diskutieren könnte), sondern auch und besonders um die strukturellen Über-Setzungen im Sinne der oben erwähnten Konfrontation von Argument und Gegenargument.

⁷⁴ Milton (1876), S. 81; Milton (1649), S. 98.

⁷⁵ Milton (1876), S. 131; Milton (1649), S. 175.

ihm Sieg oder Niederlage zu senden“ („*it pleas'd God to send him Victory or Loss*“)⁷⁶ – um dann noch genüsslicher zu betonen, wem „Gott den Sieg“ („to whom God gave Victory“) im Bürgerkrieg tatsächlich gegeben hat, nämlich der parlamentarischen Partei.⁷⁷ Und daraus leitet er den Anspruch ab, das Junktim „Gottes Verehrung und Unterthanentreue gegen den König“ („*Religion to thir God, and loyalty to thir King*“) zu lösen;⁷⁸ zugunsten einer Treue gegenüber der „Autorität der Gesetze“ („the authority of Law“) und dem Parlament (allerdings nicht gegenüber Cromwell als Person, das ist ein Zusatz Gryphius'),⁷⁹ das der „gerechten Sache“ („just cause“) in diesem Krieg verpflichtet war.⁸⁰

Daraus erhellt: Die argumentative Logik der politischen Geister aus dem zweiten Akt der B-Fassung in Bezug auf Unrecht und Strafe hat, so überzeugend sie für Royalisten sein mag, einen entscheidenden Nachteil. Sie kann die Umdrehung der Argumente für die Gegenseite, die sich damit genauso im Recht fühlt, nicht unterbinden und muss daher ihrer Neutralisierung hilflos zusehen.

17.5 Über Rache und Strafen

Ich möchte nun behaupten, dass die Spiegelung der Argumente von Royalisten und Independenten sich ihrerseits spiegelt, nämlich in den Rache- bzw. Strafbegehren der beiden Seiten gegeneinander. Dies einmal in einem ursprünglichen Sinne, weil beide Parteien für das Unrecht der jeweils anderen eine „spiegelnde[] Strafe“,⁸¹ also eine Strafe, die das Unrecht der Gegenseite spiegelverkehrt abbildet, fordern, zum anderen in der Konfrontation der Rache bzw. Strafbegehren: Was die Independenten als Strafe für die Missetat der royalistischen Seite ansehen, ist von deren Warte aus gesehen die Missetat, die es ihrerseits zu strafen oder eben zu rächen gilt, und so weiter und so fort.

„Rache“ ist, wie oben ausgeführt, ein häufig verwendeter Begriff bei Gryphius, der einer historischen Erläuterung bedarf: Aufgerufen wird, so habe ich gezeigt, vordringlich die Rache Gottes, die überparteilich ist – und das private Rachebegehren der entweder royalistischen oder independenten Seite, das erst einmal parteilich ist, aber immer in der Hoffnung, ja sicheren Überzeugung formuliert wird, dass es in die göttliche Rache übergehen wird. Um diese Überdeterminierung zu verstehen, bedarf es eines Blicks in das frühzeitliche Verständnis von Strafe und Rache.

⁷⁶ Milton (1876), S. 128; Milton (1649), S. 170.

⁷⁷ Milton (1876), S. 130; Milton (1649), S. 172.

⁷⁸ Milton (1876), S. 162; Milton (1649), S. 225.

⁷⁹ Milton (1876), S. 129; Milton (1649), S. 171.

⁸⁰ Milton (1876), S. 131; Milton (1649), S. 176.

⁸¹ Brunner (1892), S. 589.

Beginnen wir mit der Rache Gottes: Man muss wissen, dass die Gerichtbarkeit Gottes (oder allgemeiner: seine Straftätigkeit) in der Luther-Übersetzung des Alten Testaments (z. B. Ps 58,11, Jer 50,28, Ez 25,17 u. a.) immer als „Rache“ wiedergegeben wird. Rache wiederum steht in einem engen Zusammenhang mit dem Zorn Gottes, insbesondere dem, der sich am Bruch der Zehn Gebote entzündet. In 2 Mo 20,3–5 (wiederholt in 5 Mo 5,9–10) heißt es: „*Dv* solt kein andere Götter neben mir haben. [...] Bete sie nicht an/ vnd diene jnen nicht/ Denn ich der *Herr* dein Gott/ bin ein *eyueriger* Gott/ Der da heimsucht der Veter missethat an den Kindern/ bis in das dritte vnd vierde Glied/ die mich hassen“.⁸² Zwar bezieht sich die Androhung Gottes, seinen „zorn“ bis ins dritte und vierte Geschlecht des Sünders auszuagieren, eigentlich nur auf denjenigen, der das erste der Zehn Gebote (in der lutherischen Zählung) gebrochen hat, nämlich auf die Forderung, keine anderen Götter neben dem einen zu haben. Sie gilt aber, wie Luther im *Großen Katechismus* ausführt, auch „auff alle gepot“,⁸³ die in dem Hauptgebot sozusagen in nuce schon enthalten sind. Gott straft also in seinem Zorn den Bruch der mosaischen Gebote durch Rache.

Auf diesen Zorn- und Rachebegriff bezieht sich der Kirchenvater Laktanz,⁸⁴ wenn er sich vom Zornbegriff der Stoiker, insbesondere von Senecas *De ira*, distanziert („Hier handelt es sich um den ungerechten Zorn“/ „haec est ira [...] iniusta“) – und diesem den „gerechte[n] Zorn“ („ira iusta“) gegenüberstellt, der für die „Züchtigung der Schlechtigkeit“ („pravitatis correctio“) zuständig ist.⁸⁵ Dies ist nach Laktanz der Zorn, den wir „bei Gott“ („in deo“) finden.⁸⁶ Schon der Kirchenvater betont in diesem Zusammenhang, dass der solcherart definierte göttliche Zorn das „Beispiel“ ist, das „auf die Menschen gekommen ist“ („ad hominem pervenit exemplum“).⁸⁷ Auch die Nähe von Rache und Zorn wird bei ihm thematisiert. Mit Cicero befindet er: „ira est libido ulciscendi“ („Zorn ist Lust, sich zu rächen“).⁸⁸

Auf Laktanz' Interpretation des Alten Testaments stützt sich wiederum Deutschlands wichtigster Jurist der Frühen Neuzeit, Benedikt Carpzov, wenn er mit explizitem Bezug auf *De ira dei* das Strafgebot des Staates mit dem göttlichen Zorn analogisiert: „Denn so wie wir mit unserer Macht unsere Untergebenen zügeln müssen, so muß auch Gott die Sünden aller Welt zügeln, und um dies zu tun, muß er in Zorn geraten“ („Nam sicut nos potestati nostra subjectos coercere debemus, ita etiam peccata universorum Deus coercere debet; quod ut faciat,

⁸²Luther (1545); letzte Herv. MB.

⁸³Luther (1883–2009), Bd. I/30.1, S. 137.

⁸⁴Vgl. hierzu und zum Folgenden auch Lehmann (2009), S. 188–190.

⁸⁵Lact. ira 17,14.

⁸⁶Lact. ira 17,18.

⁸⁷Lact. ira 17,18.

⁸⁸Lact. ira 17, 20; Cic. Tusc. 4,44 (3,11); Alle deutschen Zitate: Lactantius (1957), S. 59–60.

irascatur necesse est“).⁸⁹ In diesem Zusammenhang leitet Carpzov das Grundprinzip des *Ius talionis*, wie zeitgenössisch üblich, aus 5 Mos 19,21 ab: „Dein auge sol sein nicht schonen/ Seel vmb seel/ Auge vmb auge/ Zan vmb zan/ Hand vmb hand/ Fus vmb fus“.⁹⁰

Carpzov bezieht sich jedoch zugleich auf das Neue Testament, nämlich auf den Anfang des 13. Kapitels des Römerbriefs (V. 1–4), der für das protestantische Ordnungs- und Rechtsverständnis der frühen Neuzeit, insbesondere die Zweireiche-Lehre, von zentraler Bedeutung ist:

JEderman sey vnterthan der Oberkeit/ die gewalt vber jn hat. Denn es ist keine Oberkeit/ on von Gott/ Wo aber Oberkeit ist/ die ist von Gott verordnet. Wer sich nu wider die Oberkeit setzet/ Der widerstrebet Gottes ordnung/ Die aber widerstreben/ werden vber sich ein Vrteil empfaen. Denn die Gewaltigen sind nicht den guten wercken/ Sondern den bösen zu fürchten. Wiltu dich aber nicht fürchten fur der Oberkeit/ so thue gutes/ so wirstu lob von derselbigen haben/ Denn sie ist Gottes Dienerin/ dir zu gut. Thustu aber böses/ so fürchte dich/ Denn sie tregt das Schwert nicht vmb sonst/ Sie ist Gottes Dienerin/ eine Racherin zur straffe vber den/ der böses thut.⁹¹

Zentral für Carpzov ist die Weitergabe der Rache Gottes an die Obrigkeit: „Gottes Dienerin/ eine *Racherin* zur straffe“. Kommt nämlich der Magistrat der heiligen Pflicht, die göttliche Rache als Ausdrucksform seines Zorns auszuführen, nicht nach, so „zieht Gott ihn selbst zur Strafe“ („*Deus ipsem et ad vindictam exurgit*“).⁹²

Damit ist neben dem Grundprinzip des *Ius talionis* – der Spiegelbildlichkeit von Tat und Strafe – auch das der Inquisition formuliert, dass nämlich bei einer Straftat nur noch von einer Seite ermittelt, angeklagt und gestraft wird, nämlich der der Obrigkeit (im Auftrag Gottes).⁹³ Diese Strafnotwendigkeit wird bei Carpzov über Gottes Zorn und Rache hergeleitet: Der Delinquent lehnt sich mit der Tat ursprünglich gegen Gott auf. Der damit hervorgerufene „Fluch“ („*maledictio*“) kann nur durch eine das Unrecht spiegelnde Bestrafung abgewendet werden – und zwar durch die Obrigkeit.⁹⁴

Die Vorstellung von der Obrigkeit als „von Gott“ kommend und sich in der heiligen Pflicht befindend,⁹⁵ den göttlichen Zorn und die göttliche Rache auf weltlicher Ebene auszuagieren, ist jedoch nur dann widerspruchsfrei, wenn sie singular ist und in ihrer Singularität von Gott legitimiert wurde. In Gryphius' Drama gibt es

⁸⁹ Carpzov (1998), S. 28.

⁹⁰ Luther (1545).

⁹¹ Luther (1545).

⁹² Carpzov (1998), S. 28, Herv. MB.

⁹³ Vgl. zur Entwicklung des Inquisitionsstrafrechts bei Innozenz III. und dessen weltliche Aufnahme bei dem Stauferkaiser Friedrich II. Trusen 1988. Zu den Prinzipien des frühneuzeitlichen Inquisitionsrechts vgl. Conrad (2011), S. 390–393, sowie Schmoeckel (2012). Vgl. auch Bergengruen et al. (2015).

⁹⁴ Carpzov (1998), S. 29–30.

⁹⁵ Luther (1883–2009), Bd. I/11, S. 257.

jedoch, wie gesehen, zwei Obrigkeiten, die beide den Anspruch haben, „von Gott“ zu kommen. Deswegen können diese Obrigkeiten nicht Ausführende einer göttlichen Strafe sein; vielmehr stehen sie als Geschädigte und Partei im Sinne einer Majestätsverletzung vor Gottes Gericht und erheben Klage. Insofern ist ihre Rache eben nicht mehr im Sinne des Inquisitionsrechts identisch mit der Gottes, sondern fällt zurück auf den Status einer für das mittelalterliche Akkusationsstrafrecht typischen Privatklage⁹⁶ bzw. tendiert sogar dazu, den individuellen Zorn in einer rechtsgeschichtlich noch früher anzusetzenden Privatstrafe zu realisieren (deren Spuren sich allerdings bis in die Neuzeit verfolgen lassen).⁹⁷

Damit ist jedoch nicht gesagt, dass beide Parteien den Anspruch auf Objektivität ihres Rachebegehrens fallenließen. Da der genannte Anspruch jedoch doppelt vorhanden und in sich gespiegelt ist, verbleibt es auch auf dieser Ebene bei der Blockade, die wir bereits aus der Publizistik kennen, nur dass die Situation hier in eine tendenziell nicht endende Spirale von Gewalt und Gegengewalt führt, da jede Strafe/Rache der Gegenseite ein neuerdings zu sühnendes Verbrechen darstellt und vice versa.

17.6 Zwei Gruppen von Leichen im Keller der englischen Geschichte

Nun habe ich oben bereits ausgeführt, dass die royalistische Position über ein Argument verfügt, das sie aus der alttestamentlichen Logik von Schlag und Gegenschlag – publikatorisch wie auf der Strafebene – ausbrechen lässt, nämlich Karls bereits in der A-Fassung formulierte, in B jedoch stärker herausgearbeitete Hinwendung zur *Imitatio Christi* und damit zum Liebesgebot des Neuen Testaments. Dieses Argument formuliert mit dem Imperativ des Verzeihens theoretisch eine Stoppregel in der genannten Gewaltspirale. Doch genau hier erweisen sich, wie ich zeigen möchte, die (royalistischen) Geister stärker als der König und machen ihm mit ihrer unauflöslchen und unauslöschlichen Rachelogik einen Strich durch die Rechnung.

Schauen wir uns Karls Hinwendung zum Liebesgebot im Detail an: In einem einzigen Punkt folgt Gryphius im dritten Akt der B-Fassung Milton nicht. Milton zerpflückt nämlich auch die Vermahnung Karls an „seinen Sohn, nicht nach Rache zu trachten“ („his Son *not to study revenge*“) wie alle anderen religiös-moralischen Handlungen/Aussagen des Königs als etwas,⁹⁸ das den „Sauerartig

⁹⁶ Hierzu Brunner (1892), S. 488–489.

⁹⁷ Vgl. Günther (1891), S. 14–24; Holzhauer (1984). Vgl. zum Nachleben des Fehderechts in der Frühen Neuzeit die luziden Auslassungen von Boockmann (1985), S. 91–94.

⁹⁸ Milton (1876), S. 159; Milton (1649), S. 221.

der Unwahrheit“ („leven of untruth“) trage.⁹⁹ Bei Gryphius hingegen wird kein Fragezeichen daran angebracht, wenn der König, wie es in *Eikon basilike* heißt, Gott bittet, dass „GOTT mein Blut [...] nicht wolle zurechnen“ („God would not impute My blood“), also sich dafür einsetzt, die Logik der Talion und der Rache zu beenden – und zwar deswegen, weil er Jesus nachfolgen möchte; auch in der „Liebe“ („charitie“) und auch im „vergeben“ („forgive“).¹⁰⁰

Diese Position wird nämlich, ich kehre zu Gryphius' Text zurück, als Konsequenz aus der *Imitatio Christi* angesehen. Das Verzeihen, das Karl von Christus für seine Untaten erbittet („Erlöser [...] Ach verzeih“; s.o.), möchte er, der er sich in einer strukturellen Identität mit diesem Erlöser zu befinden glaubt, auch für seine Peiniger walten lassen. „[V]on Christo lernen“ heißt lernen, „Wie man verzeihen“ und noch mehr: wie man „[I]iben“ soll.¹⁰¹ Und das wiederum heißt, dass Gott nicht nur ihm, sondern auch seinen Peinigern vergeben und also die Rache aussetzen soll, selbst wenn diese gerechtfertigt sein sollte, wie es die englische Krone glaubt. Wentword hatte also ganz richtig prophezeit. Karls letzte Worte kreisen tatsächlich ums Verzeihen, ihm gegenüber – vor allem aber gegenüber seinen Gegnern: „Vergib mir was ich je verbrach | Vnd fordre vmb diß Blut nicht Rach!“¹⁰²; leicht variiert in B: D, S. 547; V, V. 479–480: „Vergib mir was ich je verbrochen | Vnd laß die Blutschuld ungerochen“).

Karls Bitte an Gott um Aussetzen der Rache, also die Bitte um Verzeihen als Form der übergesetzlichen Liebe, im vorletzten Auftritt (nach A-Zählung), wird dadurch kontrastiert, dass im letzten die Geister der ermordeten Könige ihr Rachgeheul anstimmen. Deutlich zu sehen also, dass in diesem Stück auch auf Seiten der Royalisten zwei sehr unterschiedliche Logiken am Werk sind, die dem Neuen und dem Alten Testament zuzuordnen sind: Wenn Maria und die von ihr auf den Plan gerufenen altenglischen Königsgeister und ehemaligen Berater argumentieren, dass sich die Independenten gegen Gott schuldig machen, weil sie eine Position für sich beanspruchen, die nur Gott zusteht, dann klagen sie ihre Gegner des Bruchs des ersten der zehn Gebote an. Karl hingegen hat über den bei Carpzov herangezogenen Anfang von Röm 13 hinausgelesen und weiß, dass genau anschließend an die Vorstellung von der Obrigkeit, die „aus Gott“ ist und daher dessen Zorn in der von ihr festgesetzten Strafe ausagiert, das Liebesgebot formuliert wird, und zwar als Erfüllung und Überwindung der zehn Gebote. In Röm 13,9–13,10 heißt es: „Denn das da gesagt ist/ Du solt nicht ehebrechen/ Du solt nicht tödten/ Du solt nicht stelen/ Du solt nicht falsch gezeugnis geben/ Dich sol nichts gelüsten. Vnd so ein anders Gebot mehr ist/ das wird in diesem wort

⁹⁹ Milton (1876), S. 131; Milton (1649), S. 175.

¹⁰⁰ *Eikon* (1649), Fol. T4v.; S. 228.

¹⁰¹ A: W, S. 46; V, V. 152–153; 161/ B: D, S. 541; V, V. 324–325; 333.

¹⁰² A: W, S. 50; V, V. 307–308.

verfasst/ Du solt deinen Nehesten lieben/ als dich selbs. Die Liebe thut dem Nehesten nichts böses. So ist nu die Liebe des Gesetzes erfüllung“.¹⁰³

Durch die Konfrontation der beiden letzten Auftritte wird deutlich, dass es etwas gibt, das sich Karls Vorstellung einer Aufhebung der Gesetze in Verzeihen und Liebe widersetzt: Und dieses Etwas, das sind die Leichen im Keller der politischen Geschichte oder die sprichwörtlichen Geister der Vergangenheit, sozusagen als figurgewordene Erinnerung an die Unabgeschlossenheit politischer Geschichte. Die in ihnen manifestierte alttestamentliche Logik lässt sich anscheinend nicht durch eine einzige neutestamentliche Figur wie Karl, auch wenn sie den Anspruch erhebt, durch das ganze Land durch den zweiten Körper des Königs¹⁰⁴ verbreitet zu sein, aufheben. Die Geister der Vergangenheit sind zäher als jede Forderung nach Amnesie und Amnestie, selbst wenn diese vom König selbst kommt. In der A-Fassung, die noch nicht weiß, was sich Anfang der sechziger Jahre des 17. Jahrhunderts ereignen wird, drückt sich diese Resistenz gegenüber dem Liebesgebot in der besagten Konfrontation der beiden Auftritte aus. Es wird also zumindest eine Ahnung von der Unmöglichkeit, das Rachebegehren durch Verzeihen aufzulösen, formuliert.

In der B-Fassung von 1663, also drei Jahre nach der Inthronisierung von Karl II. und der Tötung bzw. Schändung der Independenten, ist aus dieser Ahnung Gewissheit geworden. Dementsprechend belässt Gryphius die beiden letzten Szenen und montiert vor sie einen Auftritt des (erfundenen) Independenten Poleh, der „rasend“ wird, weil er die Unschuld Karls I. und seine Schuld eingesehen hat: „Du stirbst ohn Schuld; und ich leb’ allem Recht zu wider!“¹⁰⁵

Dieser Auftritt wirkt nun auf das erste Sehen als eine Verstärkung der royalistischen Position, weil zum ersten Mal jemand auf Seiten der Independenten das eigene Straf- und Rachebegehren für illegitim erklärt. Aber wie schon am Anfang herausgearbeitet, sind Auftritte von Wahnsinnigen und Geistern – und in der Vision des wahnsinnigen Poleh werden die „freyen Geister Independenten genant“ tatsächlich zu „Geister[n]“ im metaphysischen Sinne;¹⁰⁶ – immer ambig („ambages“; s.o.); und dies nicht zuletzt durch ihren Bezug auf mehrere Zeitpunkte:¹⁰⁷ In Polehs Vision wird dem jetzigen Unrecht, das Karl widerfährt (Zeitpunkt 1), bereits die spätere Rache dafür durch die Royalisten gegenübergestellt (Zeitpunkt 2), aber eben auch, wie ich argumentieren möchte, die Möglichkeit einer Rache für diese Rache (Zeitpunkt 3) usw. usf.

Gezeigt werden in Polehs Wahnsinnsvision/Geisterdarstellung nämlich nicht einfach eine Strafe, sondern die grausame „*Virtheilung des Hugo Peters und*

¹⁰³ Luther (1545).

¹⁰⁴ Hierzu Koschorke et al. (2007), S. 137–138 u. ö.

¹⁰⁵ B: D, S. 535; V, V. 161.

¹⁰⁶ B: D, S. 539–540; erste Herv. MB.

¹⁰⁷ Vgl. zur Ordnung der Zeit im *Carolus Stuardus* allgemein Gamper (2016).

*Hewleds*¹⁰⁸ und die Leichen „*Cromwels*“ und seiner Mitstreiter, die wiewohl schon tot, erneut am Galgen aufgehängt und damit geschändet werden.¹⁰⁹ Auch die royalistischen Geister aus dem ersten (A-Auflage) bzw. zweiten Akt (B-Auflage) sind wieder anwesend: „*Wentwort*“ und „*Laud*“. Wentword scheint vergessen zu haben, dass er mal das Vorbild für Karl bei der *Imitatio Christi* (und dem Verzeihen) war, denn beide Geister vertreten Poleh „*den Außgang*“.¹¹⁰ Sie verweigern damit dessen letzte Bitte: „Last! last mich offenen Weg zu eurer *Rache* finden; | Last/ Wentwort/ Mittel mich zu meiner *Straff* ergründen“¹¹¹ – und suchen Rache und Strafe selbst. Wie das aussieht, sehen die Zuschauenden ja in der grausamen Bestrafung der anderen Independenten.

Wiewohl das Trauerspiel wenig Zweifel daran lässt, dass die monarchische Partei – zumindest in Form von Karls Trachten nach Liebe und Verzeihen – im Recht ist, so sehr setzt es sie ins Unrecht, da sie dieses Trachten sehr schnell nach seinem Tod vergisst; ganz im Gegenteil zu den Dingen, um deren Vergessen Karl gebeten hatte, nämlich das Unrecht, das ihr widerfahren ist.¹¹² Und nach der Ausführung ihrer Rache in Form der Tötung und Schändung der Independenten gibt es – dieses Ergebnis macht die B-Fassung ganz deutlich – nicht mehr nur eine Partei, deren Geister der Vergangenheit, deren Leichen im Keller, deren figurgewordene Erinnerung an das eigene Unrecht nach alttestamentlicher Rache schreien, sondern zwei, nämlich Royalisten *und* Independenten. Denn spätestens jetzt widerfährt auch Letzteren Unrecht, was zur Folge haben wird, dass sie ihrerseits durch ihre Geister auf Beendigung des „unfinished business“ dringen werden. Die Chance auf Liebe und Verzeihen ist damit gegen Null gesunken; und die monarchistische Partei hat sich durch den Bruch des Liebesgebots ganz offiziell um den Anspruch gebracht, göttliches Recht zu manifestieren. Die Geister sprechen da trotz oder wegen ihrer Ambiguität eine ganz eindeutige Sprache.

Literatur

- Achinstein, Sharon. 1999. Milton and King Charles. In *The Royal Image. Representations of Charles I*, Hrsg. Thomas N. Corns, 141–161. Cambridge: Cambridge University Press.
- Anon. 1649a. *Eikon Basilike. The Pourtraicture of His Sacred Majestie in His Solitudes and Sufferings*. s.l.
- Anon. 1649b. *Eikon Basilike Oder Abbildung des Königs Carl in seinen Drangsaalen und Gefänglicher Verwahrung*. Übers. John Earles. s.l.

¹⁰⁸D, S. 536.

¹⁰⁹D, S. 537.

¹¹⁰D, S. 538.

¹¹¹B: D, S. 538; V, V. 253–254; Herv. MB.

¹¹²Vgl. in diesem Zusammenhang auch Bornscheuers These, dass Karls theologischer Anspruch an der Realität der Politik zerbricht; Bornscheuer (1997), S. 522–529.

- Arntzen, Helmut. 2016. Barockes Trauerspiel. Andreas Gryphius, ‚Carolus Stuardus‘ – Daniel Casper von Lohenstein, ‚Sophonisbe‘. In *Über Literatur. Aufsätze aus vier Jahrzehnten*, Hrsg. Helmut Arntzen, 17–56. Frankfurt a. M.: Peter Lang Edition.
- Beer, Anna R. 2008. *Milton. Poet, Pamphleteer and Patriot*. London: Bloomsbury.
- Benjamin, Walter. 1991. Ursprung des deutschen Trauerspiels. In *Gesammelte Schriften. Bd. I/1*, Walter Benjamin, Hrsg. Rolf Tiedemann, 203–430. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bergengruen, Maximilian, Gideon Haut und Stephanie Langer. 2015. Einleitung. In *Tötungsarten und Ermittlungspraktiken. Zum literarischen und kriminalistischen Wissen von Mord und Detektion*, Hrsg. Maximilian Bergengruen, Gideon Haut, und Stephanie Langer, 7–18. Freiburg: Rombach.
- Bergengruen, Maximilian. 2015. ‚Betriegliche Apparentzen‘. Techniken der Imaginationssteuerung in Andreas Gryphius‘ ‚Leo Armenius‘. *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 89: 182–197.
- Bergengruen, Maximilian. 2016. Heilung des Wahns durch den Wahn. Psychologie, Theologie und Technik der Geistererscheinungen in Gryphius‘ ‚Cardenio und Celine‘. *Daphnis* 44: 374–395.
- Bergengruen, Maximilian. 2021. The Physics of Metaphysics: The Technique of Ghost Apparation in Gryphius‘ ‚Catharina von Georgien‘ and ‚Carolus Stuardus‘. In *Physics and Literature. Concepts – Transfer – Aestheticization*, Hrsg. Aura Heydenreich, Klaus Mecke, 341–359. Berlin: De Gruyter.
- Berghaus, Günter. 1984. *Die Quellen zu Andreas Gryphius‘ Trauerspiel ‚Carolus Stuardus‘. Studien zur Entstehung eines historisch-politischen Märtyrerdramas der Barockzeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Berghaus, Günter. 1989. *Die Aufnahme der englischen Revolution in Deutschland 1640–1669*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Boockmann, Hartmut. 1985. Mittelalterliches Recht bei Kleist. Ein Beitrag zum Verständnis des ‚Michael Kohlhaas‘. *Kleist-Jahrbuch*: 84–108.
- Bornscheuer, Lothar. 1997. Diskurs-Synkretismus im Zerfall der politischen Theologie. Zur Tragödienpoetik der Gryphschen Trauerspiele. In *Studien zur Literatur des 17. Jahrhunderts. Gedenkschrift für Gerhard Spellerberg (1937–1996)*, Hrsg. Hans Feger, 489–529. Amsterdam: Editions Rodopi.
- Brunner, Heinrich. 1892. *Deutsche Rechtsgeschichte. Bd. II*. München, Leipzig: Duncker & Humblot.
- Campe, Rüdiger. 2000. Theater der Institution. Gryphius‘ Trauerspiele ‚Leo Armenius‘, ‚Catharina von Georgien‘, ‚Carolus Stuardus‘ und ‚Papinianus‘. In *Konfigurationen der Macht in der Frühen Neuzeit*, Hrsg. Roland Galle, und Rudolf Behrens, 257–287. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter.
- Carpzov, Benedict. 1998. *Practica nova imperialis saxonica rerum criminalium (1635)*. In *Strafrechtsdenker der Neuzeit*, Hrsg. Thomas Vormbaum, 26–35. Baden-Baden: Nomos.
- Conrad, Hermann. 2011. *Deutsche Rechtsgeschichte. Bd. I: Frühzeit und Mittelalter*. Heidelberg: Müller.
- Cressy, David. 2015. *Charles I and the People of England*. Oxford: Oxford University Press.
- Dubbels, Elke. 2018. Beispiellose Öffentlichkeit. Zu Andreas Gryphius‘ ‚Carolus Stuardus‘. In *Aktualität. Zur Geschichte literarischer Gegenwartsbezüge vom 17. bis zum 21. Jahrhundert*, Hrsg. Stefan Geyer, und Johannes F. Lehmann, 157–175. Hannover: Wehrhahn.
- Gamper, Michael. 2016. Dramatische Zeit-Form der Revolution in Gryphius‘ ‚Carolus Stuardus‘. In *Zeiten der Form – Formen der Zeit*, Hrsg. Michael Gamper et al., 275–298. Hannover: Wehrhahn.
- Greiner, Bernhard. 2014. Postfiguration als Gegenstand und Quelle der Trauer und des Spiels: Andreas Gryphius‘ ‚Carolus Stuardus‘. In *Benjamins Trauerspiel. Theorie – Lektüren – Nachleben*, Hrsg. Claude Haas und Daniel Weidner, 142–157. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Gryphius, Andreas. 1964. *Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke. Bd. IV*, Hrsg. Marian Szyrocki. Tübingen: Niemeyer.

- Gryphius, Andreas. 1991. *Dramen*, Hrsg. Eberhard Mannack. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker-Verlag.
- Günther, Louis. 1891. *Die Idee der Wiedervergeltung in der Geschichte und Philosophie des Strafrechts. Bd. II*. Erlangen: Bläsing.
- Habersetzer, Karl-Heinz. 1985. *Politische Typologie und dramatisches Exemplum. Studien zum historisch-ästhetischen Horizont des barocken Trauerspiels am Beispiel von Andreas Gryphius', Carolus Stuardus' und 'Papinianus'*. Stuttgart: Metzler.
- Herold, Thomas. 2007. Von Kronen und Haaren. Zur Imitatio Christi in Gryphius' Trauerspiel 'Carolus Stuardus'. *Colloquia Germanica* 40: 201–212.
- Holzhauser, H. 1984. Privatstrafe. In *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. III*, Hrsg. Adalbert Erler und Ekkehard Kaufmann, 1993–1998. Berlin: Erich Schmidt.
- Kaminski, Nicola. 1998. *Andreas Gryphius*. Stuttgart: Reclam.
- Koschorke, Albrecht, Susanne Lüdemann, Thomas Frank und Ethel Matala de Mazza. 2007. *Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Koschorke, Albrecht. 2016. Märtyrer/Tyrann. In *Gryphius-Handbuch*, Hrsg. Nicola Kaminski und Robert Schütze, 655–667. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Kraft, Stephan. 2016. Vom Umgang mit einem unerhörten Ereignis. Andreas Gryphius: 'Ermordete Majestät. Oder Carolus Stuardus' (1657/63). In *Geschichte in Geschichten*, Hrsg. Friederike Felicitas Günther und Markus Hien, 57–76. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Lactantius, Lucius Caecilius Firmianus. 1957. *De ira dei – Vom Zorne Gottes*, Hrsg. und übers. Heinrich Kraft und Antonie Wlosok. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Lamla, Max, und Gertraud Lamla. 1981. *Wahlidee, Wahlrecht und Wahlpraxis in den Prosaschriften John Miltons zur Zeit der englischen Revolution (1640–1660)*. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang.
- Lehmann, Johannes F. 2009. Zorn, Rache, Recht. Zum Bedingungsverhältnis zwischen Affekt- und Straftheorie (von der Aufklärung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts). In *Bann der Gewalt. Studien zur Literatur- und Wissensgeschichte*, Hrsg. Maximilian Bergengruen und Roland Borgards, 177–226. Göttingen: Wallstein.
- Luther, Martin. 1545. *Biblia: das ist: Die gantze Heilige Schrift*. Wittenberg: Lufft.
- Luther, Martin. 1883–2009. *Werke. Kritische Gesamtausgabe (Weimarer Ausgabe)*. Weimar: Böhlau.
- Mahlmann-Bauer, Barbara. 2004. Grimmelshausens Gespenster. *Simpliciana* 26: 105–141.
- Michelsen, Peter. 1981. Der Zeit Gewalt. Andreas Gryphius: 'Ermordete Majestät. Oder Carolus Stuardus'. In *Geschichte als Schauspiel. Deutsche Geschichtsdramen. Interpretationen*, Hrsg. Walter Hinck, 48–66. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Milton, John. 1649. *Eikonoklastes. In Answer to a Book Intitil'd Eikon Basilike*. London: Matthew Simmons.
- Milton, John. 1876. *Eikonoklastes. Antwort auf ein Buch unter dem Titel: Eikon Basilike*. In *John Milton's Politische Hauptschriften. Bd. II*. Übers. Wilhelm Bernhardt, 1–174. Leipzig: Erich Koschny (L. Heimann's Verlag).
- Neuber, Wolfgang. 2005. Die Theologie der Geister in der Frühen Neuzeit. In *Gespenster. Erscheinungen – Medien – Theorien*, Hrsg. Moritz Baßler, Bettina Gruber, und Martina Wagner-Egelhaaf, 25–38. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Niefänger, Dirk. 2016. Carolus Stuardus (B-Fassung). In *Gryphius-Handbuch*, Hrsg. Nicola Kaminski und Robert Schütze, 260–271. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Petron. 1975. *Satyricon. Ein römischer Schelmenroman*, Übers. Harry C. Schnur. Stuttgart: Reclam.
- Petron. 41995. *Petronii Arbitri Satyricon reliquiae*, Hrsg. Konrad Müller. Leipzig: Teubner.
- Porta, Conrad. 1591. *Pastorale Lvytheri. Das ist: Nützlicher vnd nötiger Vnterricht/von den fürnemsten stücken zum heiligen Ministerio gehörig*. S. 1.
- Rieger, Miriam. 2011. *Der Teufel im Pfarrhaus. Gespenster, Geisterglaube und Besessenheit um Luthertum der Frühen Neuzeit*. Stuttgart: Franz Steiner.

- Rushdie, Salman. 1988. *The Satanic Verses*. London: Viking.
- Rusterholz, Peter. 1971. Nachwort. In *Leo Armenius. Trauerspiel*, Andreas Gryphius, Hrsg. Peter Rusterholz, 127–146. Stuttgart: Reclam.
- Schmoeckel, Mathias. 2012. Inquisition. In *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Bd. II*, Hrsg. Albrecht Cordes et al., 1236–1242. Berlin: Erich Schmidt.
- Scholz, Rüdiger. 1998. Dialektik, Parteilichkeit und Tragik des historisch-politischen Dramas ‚Carolus Stuardus‘ von Andreas Gryphius. *Sprachkunst. Beiträge zur Literaturwissenschaft* 29: 207–239.
- Schöne, Albrecht. 1968. Ermordete Majestät. Oder Carolus Stuardus König von Groß Britannien. In *Die Dramen des Andreas Gryphius. Eine Sammlung von Einzelinterpretationen*, Hrsg. Gerhard Kaiser, 117–169. Stuttgart: Metzler.
- Schott, Caspar. 1667. *Physica curiosa Aucta & Correcta, sive Mirabilia Naturae et Artis*. Würzburg: Hertz.
- Sternke, René. 2011. Andreas Gryphius' Tragödie ‚Carolus Stuardus‘ und die Geburt des Imaginaire der Revolution. *Literaturwissenschaftliches Jahrbuch* 52: 175–191.
- Streller, Siegfried. 1993. Staats- und Rechtsauffassung. Andreas Gryphius' in ‚Carolus Stuardus‘ und ‚Aemilius Paulus Papinianus‘. In *Andreas Gryphius. Weltgeschick und Lebenszeit. Ein schlesischer Barockdichter aus deutscher und polnischer Sicht*, Hrsg. Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus, 109–124. Düsseldorf: Droste.
- Szondi, Peter. 1978. Versuch über das Tragische. In *Schriften. Bd. I*, Peter Szondi, Hrsg. Jean Bollack et al., 149–260. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Trusen, Winfried. 1988. Der Inquisitionsprozess. Seine historischen Grundlagen und frühen Formen. *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte/Kanonistische Abteilung* 74: 168–230.
- Voßkamp, Wilhelm. 1967. *Untersuchungen zur Zeit- und Geschichtsauffassung im 17. Jahrhundert bei Gryphius und Lohenstein*. Bonn: Bouvier.
- Wedgwood, Cicely V. 2011. *A King Condemned. The Trial and Execution of Charles I*. London: Tauris Parke Paperbacks.
- Wels, Ulrike. 2016. Transzendenz und Didaxe oder Die heile Welt des Chors im Theater des siebzehnten Jahrhunderts. In *Chor-Figuren. Transdisziplinäre Beiträge*, Hrsg. Julia Bodenburg, Katharina Grabbe, und Nicole Haitzinger, 231–246. Freiburg: Rombach.
- Wheeler, Elizabeth Skerpan. 1999. ‚Eikon Basilike‘ and the Rhetoric of Self-Representation. In *The Royal Image. Representations of Charles I*, Hrsg. Thomas N. Corns, 122–140. Cambridge: Cambridge University Press.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 18

Zwischen Historia und Fabula. Maria Stuart als gespenstische Schwellenfigur in Andreas Gryphius' *Carolus Stuardus*



Conrad Fischer

18.1 Einleitung

In einer ergänzten Anmerkung für die zweite Ausgabe¹ des *Carolus Stuardus* (1657/63) ist es dem Autor Andreas Gryphius ein Bedürfnis, den Auftritt einer bestimmten Figur weitläufiger zu kommentieren, denn: „[e]s haben sich etliche verwundert/ daß ich allhir den Geist Mariae eingeführet“.² Gemeint ist die schottische Königin Maria Stuart, die ebenso wie die beiden ehemaligen Gefährten Carl Stuarts, Laud und Strafford, den zweiten Akt als Totengeist einleitet. Nicht aber ihr Auftritt als Totengeist, sondern ihr Auftreten als historische Person hat laut Gryphius bei denjenigen für Verwunderung gesorgt, die Marias' Gefangenschaft und Tod nur aus den älteren Geschichtsbüchern kennen. Tatsächlich ist die Rezeptionsgeschichte der historischen Maria Stuart eine bereits kurz nach ihrem Tod höchst umstrittene, wie der Autor³ selbst anmerkt: „Vber ihrem unglücklichem Tode hat es vil Streitens gegeben.“⁴ Wie man den Tod Marias beurteilen sollte: Dieser Frage nähert sich Gryphius nun über zwei Seiten an. Einerseits paratextuell über ein kurzes, historisches Referat der von ihm reflektierten Quellen von Buchanan bis Camden im Anmerkungsapparat, andererseits textuell über die

¹Generell zu den Unterschieden von A- und B-Fassung des *Carolus Stuardus* (1657/1663) vgl. Powells Anmerkungen in: Gryphius (1964).

²Gryphius (1991a, b), S. 559.

³Gryphius (1991a, b), S. 560.

⁴Die Kontroversen über Maria Stuart beginnen schon zu ihren Lebzeiten. Vgl. dazu Stump und Felcher (2009), S. 137–182; und S. 313–372, sowie Phillips (1964).

C. Fischer (✉)

Institut für deutsche Philologie, Universität Würzburg, Würzburg, Deutschland

E-Mail: conrad.fischer@uni-wuerzburg.de

geisterhaften Eigenaussagen Marias im Trauerspiel. Unerwähnt lässt Gryphius mögliche literarische Vorlagen des historischen Stoffes, sie schwingen aber in der frühneuzeitlichen Rezeption der Figur Maria Stuarts sicherlich mit, wie exemplarisch anhand von Vondels *Maria Stuart* zu zeigen sein wird.

Ausgehend von diesen Annahmen sehe ich eine dreifache Konzeption der Maria-Stuart-Figur: zunächst als die historische Maria, die bei Buchanan und Thou als infame Tyrannin, bei Camden als Leidtragende mehrfachen Unrechts dargestellt wird. Zweitens als die literarische Maria, wie sie vor allem in jesuitisch-katholischen Trauerspielen als bußfertige Märtyrerin inszeniert wird und drittens als die gespenstische Maria, wie sie Gryphius inszeniert und innerhalb seiner Gespensterpoetologie übersetzt⁵. Letztere bietet dabei eine neue dramatische Exposition des Maria-Stuart-Mythos⁶: Sie ist bei Gryphius weder eine reine Tyrannin noch Märtyrerin im Zeichen des katholischen Christentums. Im Zentrum der Darstellung steht im *Carolus Stuardus* vielmehr ihr politisches Martyrium⁷ des unrechten, sich nun in ihrem Enkel Carl wiederholenden Königsmordes, dem sie als emblematisches Exempel⁸ ihre Geisterstimme verleiht.

Dass dies, inspiriert von William Camdens *Rerum anglicarum et hibernicarum annales* (1615/1639), eine neue Perspektive in der Bewertung von Maria Stuarts Leben und Tod darstellt, erläutert Gryphius selbst in der paratextuellen Anmerkung zu Marias Geisterauftritt im *Carolus Stuardus*⁹.

⁵Der Übersetzungsbegriff wird hier im Kontext einer ‚interkulturellen Kommunikation‘ verstanden, das heißt: „Die Übersetzungsbeziehung zwischen Texten wird in ihren Untersuchungen auf die Beziehung zwischen den beteiligten Literaturen und Kulturen ausgeweitet.“ Vgl. Apel und Kopetzki (2003), S. 53–55.

⁶Zum aitiologischen Verfahren und den narrativen Strukturen des Mythos, unter welche auch der Maria-Stuart-Stoff rezeptionsgeschichtlich geformt wird, empfehlenswert: Wilhelmy (2004), hier S. 39–47 und S. 68–80.

⁷Vgl. Kiedron (1993), S. 76–78. Bereits Kiedron hat im Vergleich von Vondels *Maria Stuart* und Gryphius’ *Carolus Stuardus* auf die inhaltliche Verschiebung der religiösen (Vondel) auf eine politische Frage (Gryphius) hingewiesen. Bei Gryphius wäre demnach aber Maria Stuart „keine Märtyrerin, sondern eine politisch denkende Königin“ (Kiedron 1993, S. 78). In Abgrenzung zu Kiedron möchte ich nun darauf verweisen, dass das eine das andere nicht ausschließen muss, sondern im Element des Gespenstischen zusammengeführt wird, die Figur Maria Stuart im *Carolus Stuardus* also zur politischen Märtyrerin als Exempel des unrechten Königsmordes wird.

⁸Zur Definition von ‚Exempel‘ als Fall allgemein: vgl. Pethes et al. (2007), S. 8: „Das Exemplarische und seine narrative Ausformung, so die bisherige Bilanz der Forschung, lässt sich als epistemische Figur verstehen, die über das Beispiel-Geben eine ihr eigene Formen der Wissensvermittlung erzeugt. So scheint das Exemplarische vor allem dort zum Einsatz zu kommen, wo nicht direkt oder systematisch erklärt werden kann, sondern mithilfe einer Transferleistung ein einzelner Fall als paradigmatisch für weitere Fälle gesetzt werden muss.“ Zur frühneuzeitlichen Exempelfigur als induktives Lehrbeispiel (locus) und Mittel der Welterkenntnis vgl. Bergengruen (2007), S. 124–127; ebenso am Beispiel von Erasmus und Shakespeare vgl. Müller (1995), S. 79–95; speziell zur literarischen Übertragung von der ‚Historia‘ biblischer oder historischer Personen in ‚Exempla‘ im protestantischen Bibeldrama: vgl. Washof (2007), S. 68–81.

⁹Im Folgenden wird der Titel *Carolus Stuardus* bei Zitaten mit der Sigle CS abgekürzt.

18.2 Maria Stuart – historisch

Für Gryphius ist die Hinrichtung Marias durch das Urteil eines englischen Gerichts ein „unglückselige[r] Tod“.¹⁰ Die unglücklichen Umstände ihres Todes wurden, so der Vorwurf durch Gryphius, von der Geschichtsschreibung auf ihr Leben umgedeutet und fortgeschrieben:

„Es haben sich etliche verwundert/ daß ich alhir den Geist Mariae eingeführet. Etliche/ schreib ich/ welchen Maria nirgends anders her als aus den Geschicht-Büchern des Hochgelehrten/ aber damals ihren Feinden und Verfolgern zugethanem *Buchanans*, dem auch *Thuanus* nachgegangen/ bekant; Andere welche etwas fleissiger sich der Beschaffenheit ihres Lebens erkündiget/ wissen besser von ihrem Gefängnüß und Tode zu urtheilen.“¹¹

Gryphius teilt also die ihm bekannte Maria-Stuart-Geschichtsschreibung in zwei Lager ein: Diejenigen, die ihr feindlich gesinnt sind, das sind der Schotte George Buchanan sowie der Franzose Auguste de Thou; und diejenigen, die „besser von ihrem Gefängnüß und Tode zu urtheilen“ wissen. Für letztere steht der Engländer William Camden. Damit spielt Gryphius auch die ältere gegen die neuere Geschichtsschreibung aus: Denn während George Buchanan und der ihm folgende Thou ein tendenziöses Geschichtsbild Marias im Stile der mittelalterlichen Vita kreieren, bemüht sich Camden um eine quellenorientierte Darstellung, die meist ohne weitläufige Bewertung der Ereignisse auskommt und Authentizität durch Zitate beansprucht. Gelobt wird der „aufrichtige *Cambdenus*“¹² vom Landessyndikus Gryphius auch dafür, dass er die Ereignisse um Maria Stuart immer wieder in einen zeitgenössischen, juristischen Kontext rückbindet. So kritisiert Camden in den von Gryphius zitierten Annalen (1615/1639) die Gefangennahme Maria Stuarts 1568 nach der Flucht aus Schottland, weil diese mit dem (englischen) Kriegsrecht gerechtfertigt wird – obwohl so Gryphius,¹³ „damals Elisabeth keinen öffentlichen Krieg wider sie [Maria] geführt“. Gryphius' implizite Kritik richtet sich dabei auch an de Thou und Buchanan, die beide in ihren Historien ein überwiegend negatives Bild Marias als Tyrannin zeichnen.¹⁴

Ein weiteres juristisch-politisches Skandalon sieht Gryphius nun in der von Camden zitierten Verteidigungsrede William Davisons, dem ehemaligen Privatsekretär Elisabeths. Dieser hatte das Hinrichtungsdekret, das Elisabeth zu Marias Fall unterzeichnete, überhastet dem Kronrat übergeben, wofür er sich nach der Enthauptung Marias vor Gericht zu verantworten hatte. Dabei gibt Davison, so deutet es Gryphius an, heikle Interna preis: „Ists der Warheit gemeß/ was Davison in seiner Schutz-Schriff außgibet/ so lasse ich jdweden/ der noch bey Vernunfft

¹⁰ Gryphius (1991a, b), S. 560.

¹¹ Gryphius (1991a, b), S. 559.

¹² Gryphius (1991a, b), S. 560.

¹³ Gryphius (1991a, b), S. 560.

¹⁴ Vgl. Thou (1604) und Buchanan (1583), Liber XV., S. 151–161; und dazu kommentierend Berghaus (1984), S. 22–27.

urtheilen/ welche Stats-Geheimnisse dadurch entdeckt.“¹⁵ Doch welche Staatsgeheimnisse werden durch Davisons Verteidigungsaussage konkret entdeckt?

Die von Gryphius zitierte Passage der Verteidigungsrede behandelt den dritten Tag der Vollmachtsaffäre um Maria Stuarts Hinrichtungsdekret. Hier berichtet Davison von der verunsicherten Elisabeth, die in der Nacht zuvor von Maria Stuarts Tod geträumt hatte. Er fragte sie daraufhin:

rogavi an sententiam mutarat. Negavit, At, inquit, alia ratio, excogitari poterat	I asked her, if shee had changed her purpose. She answered me, That some other meanes might have beene vsed.
--	--

Diese „other meanes“ bzw. „alia ratio“ fällt Elisabeth gleich selbst in den Sinn, wie Davison berichtet:

simulque an a Povvletto aliquid responsi acceptum, quaesivit. Cujus literas cum monstrassem; in quibus planè recusavit id suscipere, quod cum honore & justitia non conjunctum: Illa commotior ¹⁷	and then inquiring of me, Whether I had received any answer from Sir Ayme Poulet; I shewed her his letters, wherein he refused to vndertake the execution, as vniust: to which, in great choler she replied. ¹⁶
--	--

Was Elisabeth laut Davison hier andeutet, ist ein Eingreifen des 1584 als Reaktion auf die Ermordung Wilhelms von Oranien gegründeten *Bond of Association*. Diesem Bundpakt gehörten mehrere englische Adelige und Bürger an, die sich im Falle eines Anschlages auf Elisabeth zur blutigen Rache, in diesem Fall legitimierte Lynchjustiz, gegenüber den Tätern verschworen haben,¹⁸ u. a. eben auch Sir Ayme Poulet, der Gefängniswächter Maria Stuarts. Elisabeths Vorschlag, „[t]hat some other meanes might have beene vsed“, bezieht sich also auf die heimliche Hinrichtung Marias – außerhalb des Gerichtsprozesses, den Maria Stuart, so kann man es Camdens Annalen (1615/1639) entnehmen, bei ihrer Selbstverteidigung als illegitim deklassiert. Mit ihren Plänen, Maria per Lynchmord zu

¹⁵ Gryphius (1991a, b), S. 560.

¹⁶ Übersetzungen von Camdens lateinischen Annalen gab es zeitnah. Die hier zitierte englische Version entnehme ich: William Camden (1625), S. 216. In der von Maria Stuarts Sohn Jakob beauftragten englischsprachigen Version mit dem Titel *Historie of the Life and Death of Mary Stuart Queene of Scotland* (1636), S. 484–485, wird die Szene folgendermaßen beschrieben: „The third day after, when I perceived that her minde wavered, hearing her tell a dreame of the death of the Queene of Scotland, I asked her, if shee had changed her minde; She said no, but, said she, another way might have beene invented: and withall asked if any answer were come from Powlet. And when I shewed his letters, wherein, in plaine termes, he refused to take upon him that which was neither honourable nor just; shee chafing, said, that he and others, who had taken the oath of the *Association*, were perjured and forsworne men, as they had promised many things, but would performe nothing.“

¹⁷ Zitiert nach Gryphius (1991a, b), S. 560. Die Passage findet sich bei Camden im dritten Buch der Annalen (1615/39) zum Jahre 1587 auf 502.

¹⁸ Vgl. Suerbaum (1989), S. 177.

beseitigen, führt Elisabeth aber den eigentlichen juristischen Prozess nun wirklich *ad absurdum*, weshalb Poulet diesen Vorschlag als unvereinbar mit Recht und Ehre sieht.

Mit seiner historischen Quellenstudie möchte Gryphius meiner Ansicht nach nun auf folgenden Punkt hinaus: Diejenigen, die sich über Maria Stuarts Auftritt im *Carolus Stuardus* wundern, sollen sich bewusst machen, dass ihr Schicksal eine historische Parallele zu Carl Stuart aufweist: Beide unterliegen einer menschlichen Gerichtsbarkeit, die dazu nicht immer zweifelsfrei legitimiert ist, was die Gefangennahme und Hinrichtung bzw. den Königsmord als das entlarvt, was er ist: Ein politisch-juristischer Skandal. Der gespenstische Auftritt Marias in Gryphius' Trauerspiel unterstreicht dabei auch die historische Entwicklung. Wo zu Beginn noch mit Recht argumentiert wird (Buchanan), kann der historische Abstand, und mithin die Geschichtsschreibung, auch die Unrechtmäßigkeit der zeitigen Ereignisse entlarven (Camden).

18.3 Maria Stuart – literarisch am Beispiel von Joost van den Vondels *Maria Stuart* (1646)

Wo Buchanan und Thou Maria in ihrer Geschichtsschreibung als Tyrannin beschreiben, nimmt die literarische Bearbeitung des historischen Maria-Stoffs im katholisch-jesuitischen Milieu nach ihrer Hinrichtung eine frühe Gegenposition ein. Thomas Diecks sieht dabei zwei Grundtypen, die entweder Maria als sterbende Katholikin stilisieren oder den Streit der beiden englischen Königinnen fokussieren,¹⁹ wie etwa Montchretiens Tragödie *L'Ecossaise ou le Desastre* (1601), in der Maria als unschuldiges, aber bußfertiges, stoisches Opfer der sie umgebenden Intrigen dargestellt wird.²⁰ Quantitativ dominierend sind bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts die lateinisch-jesuitischen Märtyrerdramen, die Maria als sterbende Katholikin zeichnen. Eine erste deutschsprachige Aufführung des Maria-Stuart-Stoffes vermutet Karl Kipka²¹ 1644 in Prag mit dem Jesuitendrama *Königliche Tragödie. Oder Maria Stuarta, Königin von Schottland und des Königreichs Engellandt Erbin, welche Elisabetha, regierende Königin in Engellandt, auss Hass gegen der katholischen Religion und Ehrgeiz hat enthaupten lassen*. Die Tendenz des Stückes ist aus dem Titel ersichtlich.

¹⁹Diecks (1990), S. 233–234.

²⁰Vgl. dazu auch Robertson (2011), S. 322.

²¹Kipka (1907), S. 26; zit. n. Diecks (1990), S. 234.

Zu den Tendenzdramen rechnen darf man auch Joost van den Vondels 1646 zunächst anonym erschienene *Maria Stuart of garmartelde Majesteit*.²² Hier wird Maria Stuart als gottesfürchtige, katholische Märtyrerin inszeniert, während Elisabeth, die im Stück nie als Person auftritt, von der gefangenen Maria sowie den Reyen als Tyrannin beschrieben wird. Getragen wird dieser Antagonismus auf Distanz auch von christlicher Bildmetaphorik: So gilt Elisabeth als moderner Herodes, Maria hingegen als Braut Christi, deren Hinrichtung von ihrem Arzt per Botenbericht metaphorisch in die Nähe der Kreuzigung Jesu gerückt wird.²³ Kein Wunder also, dass das Trauerspiel in den protestantisch-calvinistisch geprägten Niederlanden, die vor Ausbruch des ersten niederländisch-englischen Krieges von 1652 eine verbindende Religions- und Handelspolitik mit England betrieben,²⁴ für einen kleinen Skandal sorgte. Als man am Druckort Amsterdam Vondels Autorschaft aufdeckte, wurde dieser, der erst wenige Jahre zuvor zum Katholizismus konvertiert war, zu einer hohen Geldstrafe von 180 Gulden verurteilt, die allerdings sein Verleger für ihn übernahm.²⁵

Gryphius nun wird mit aller Wahrscheinlichkeit auch dieses skandalumwitterte Trauerspiel des Autors gekannt haben, dessen *De Gebroeders* er 1648 aus dem Niederländischen ins Deutsche (*Sieben Brüder oder Die Gibeoniter*) übersetzte. Stefan Kiedron²⁶ hat jedoch aufgrund der fehlenden, allgemein-christlichen Haltung Marias sowie der nicht präsenten Antagonistin keine intertextuelle oder überhaupt inhaltliche Verbindung zwischen Vondels *Maria Stuart* und Gryphius' *Carolus Stuardus* erkennen können; Vondels Drama sei viel zu „eintönig, ja ein-dimensional. Schon deshalb kann es für Gryphius kein Leitbild sein“. Einzig die Ausgangssituation einer ermordeten Majestät biete eine Ähnlichkeit des Stoffes, „[f]ür Gryphius aber ging es bei seinem Drama um eine politische Frage (,gottgesalbter Fürst‘), für Vondel dagegen um eine religiöse – er sah Maria Stuart als ein Märtyrerin für den Glauben“. ²⁷ Grundlegend ist das richtig, allerdings gibt es, wie ich im Folgenden *en detail* zeigen möchte, bei einem genaueren Paratext-Vergleich der beiden Trauerspiele eben doch rezeptionsgeschichtlich interessante Verbindungen, die auch einen (gespenster-poetologischen) Übersetzungsprozess

²²Zitiert wird im Folgenden nach der Werkausgabe Vondel (1931). Vergleichend erwähnt sei jedoch aufgrund des zusammenhängenden Paratext-Apparates auch der Stichel-Druck von 1646 aus der ULB Münster (vgl. Vondel [1646]).

²³Vgl. den fünften Akt in: Vondel (1931), S. 226–232, etwa Vers 1489 f.: „Zy [Maria] draeght den Bruidegom, aen 't heiligh Kruis ontslapen, En onze Lieve Vrouws getyboeck in de hant. Men ziet aen haren riem, van gout en diamant, Den Roozenhoet gehecht, tot een gebedeteken, Van hare zachte hant gesleten en gestreken. Dus volghet Marie vast den Heilant op Kalvaer, En torst met hem zijn kruis, heur opgeleit zoo zwaer“. Zur Darstellung als Kreuzigung sowie Elisabeth als Herodes vgl. Robertson (2011), S. 322.

²⁴Vgl. Parry (1967).

²⁵Vgl. Ingen (1978), S. 134, und Kiedron (1993), S. 72.

²⁶Kiedron (1993), S. 73.

²⁷Kiedron (1993), S. 76.

der historisch bekannten zu einer zunehmend literarisch überformten Maria Stuart belegen.

Zunächst zu Vondels *Maria Stuart*: Hier findet sich eine Vielzahl von Paratexten, die das eigentliche Trauerspiel umschließen.²⁸ Besonders interessant erscheint mir im Zusammenhang des historisch-literarischen Übersetzungsprozesses das zweiseitige „Getuigenis uit Kamdeen, Elizabeths Historischryver, een Protestant“²⁹. Hier wird ein wichtiger Unterschied zwischen Vondels und Gryphius' Quellenarbeit ersichtlich. Denn Vondel zitiert William Camden vor allem mit dem Ziel der Authentifizierung: Selbst ein protestantischer Historien-schreiber muss vom Leid der katholischen Königin berichten, das belegt Vondel durch das bei Camden überlieferte Grabepitaph Maria Stuarts.³⁰ Dabei geht es Vondel weniger um das juristische Unrecht, das Maria widerfahren ist und Gryphius quellenorientiert hervorhebt, sondern um das allgemeine Gefühl der Verfolgung einer katholischen Königin im protestantischen England. Im Trauerspiel selbst konzentriert sich Maria, die insgesamt wenig Redeanteile besitzt, auf ihr Martyrium, das stoische Erdulden der unausweichlichen Hinrichtung. Erst im Paratext, dem von Vondel gewählten Ort der religionspolitischen Debatte, spricht Maria Stuart umfänglich über das ihr widerfahrere Unrecht. Gemeint ist der bei Vondel überschriebene „Triomf van Maria Stuart“. Dieser schließt sich unmittelbar an die letzte Szene des Trauerspiels an, als der Bischof den Tod von Maria Stuart beklagt. Maria aber betritt noch einmal die Bühne. Die erst vor kurzem Hingerichtete blickt auf ihr Leben im Zeichen der irdischen *vanitas* zurück und bilanziert im zweiten Teil: Erst wer bereit ist, vor Gott zu sterben, kann sich von

²⁸Neben dem obligatorischen Widmungsschreiben (an den Pfalzgrafen Eduard) sowie dem Inhalts- und Personenverzeichnis finden sich eine dem Trauerspiel vorausgesetzte „Byschrift op d'afbeelinge van Koningin“, welche Maria hier bereits als erbberechtigte Königin ausweist. Danach folgen im Stichel-Druck (1646) chronologisch der „Triomf van Maria Stuart“, das „Getuigenis uit Kamdeen, Elizabeths Historischryver, een Protestant“, die „Grafschrift en Graf-dicht door Koning JAKOBUS [...]“, eine „Klaghte over de weêrspanningen In Groot Britanje aen de zelve“ sowie abschließend eine weitere „Grafschrift“ auf Maria Stuart. Die angehängten Texte, die zumeist Grabschriften darstellen und das Leid Marias in Schottland und England beklagen, umfassen insgesamt 13 Seiten.

²⁹Vgl. Vondel (1646), S. 70 f. sowie zur Einbettung in die Paratext-Struktur die vorhergehende Fußnote. Vondel nutzt Camdens Geschichtsschreibung vor allem als Referenzquelle für das Grabepitaph. Davor schaltet er nach den biographischen Grunddaten zu Maria Stuart eine eigenständige Bewertung der historischen Ereignisse, etwa Maria als Gejagte Englands oder ihres Halbbruders James Stewart Moray, der als „bastertbroeder“ bezeichnet wird und so in dieser Schärfe in Camdens Annalen nicht vorkommen.

³⁰Dieses Grabepitaph wurde laut Camden zunächst an Maria Stuarts Grabstätte angebracht, dann aber wieder weggenommen. Camden zitiert es sowohl in seinen Annalen auf Latein (1583), S. 207, als auch in seiner *Historie of the Life and Death of Mary Stuart* auf Latein sowie übersetzt in Englisch (1636), S. 472–473. Vondel zitiert nicht das lateinische Original, er übersetzt den Inhalt mit großer Worttreue direkt ins Niederländische.

allem Irdischen, darunter auch die von ihr erlittene Schmach des „schijnrecht[s]“ und „mortkrackeelen[s]“, ³¹ lossagen.

Diese Szene ist zweifach gespenstisch, auf der Text- und der Figurenebene: Zunächst verschränken sich hier Trauerspiel- und kommentierender Paratext mit der Metalepse der Figur Maria Stuart, die wiederum selbst zwischen Tod und Leben steht, und hier als Sprechende den großen Stumm-Macher des Todes überwindet. ³² Sie wird dabei, und das mag auch im Hinblick auf die barocke Epitaph-Kultur von Bedeutung sein, zu einem Epitaph ihrer selbst, das sich über das irdische Bühnen- bzw. Weltengeschehen als Wissende an die Schauenden wendet. Die bühnenpräsente Wiederauferstehung Maria Stuarts mag ungewöhnlich sein, sie steht jedoch im weiteren Sinne in der Tradition des Geisterepilogs, wie man ihn etwa aus Senecas Trauerspielen ³³ und vereinzelt auch aus dem Jesuitendrama ³⁴ kennt.

Wie verzahnt sind aber Vondels Geisterepilog und Gryphius' Geisterprolog über die verbindende Figur der Maria Stuart hinaus? Diese Frage soll in aller Kürze geklärt, und daran anschließend die Funktion des Gespenstischen für Gryphius' Poetik allgemein erläutert werden.

18.4 Maria Stuart – gespenstisch

Es ist unklar, ob Gryphius den Geisterepilog aus Vondels *Maria Stuart* kennt und ihn vielleicht sogar als Inspiration für den Geisterprolog in der A-Fassung seines Trauerspiels *Carolus Stuardus* nutzt. Auf materieller Ebene, d. h. der bloßen Totengeistererscheinung, mag dies naheliegen, auf textueller Ebene argumentiert Gryphius' Maria Stuart-Figur jedoch anders als ihre vondelsche Vorgängerin: Gryphius' Maria Stuart beklagt nicht ihr christliches Martyrium, sondern ihr politisches. Sie ist kein (weiteres) historisches Beispiel einer gequälten Märtyrerin, sondern dramatisches Exempel einer ermordeten Majestät. Auch wenn sich beide Autoren, Vondel und Gryphius, auf dieselbe historische Quelle beziehen, so nutzt Vondel Camdens Geschichtsschreibung als Referenz für das christliche Martyrium der, entsprechend der jeweiligen Doppeltitel, „gemartelde“, d. h. von allen Seiten gequälten und gefolterten, Majestät, Gryphius hingegen als

³¹ Vondel (1931), S. 239–240.

³² Vgl. generell zum Thema der Sprachmacht über den Tod hinaus in Gryphius' Epigrammen und Trauerspielen: Benthien (2003).

³³ Vgl. dazu Stachel (1905) und Fischer (2008).

³⁴ Bis heute liegt noch keine Einzelstudie zu Geistern und Gespenstern in Jesuitendramen vor. Einzig Treppmann (1954/1999), S. 59–66, bietet einen ersten Überblick über Geisterpassagen in Jesuitendramen, ohne diese weiter zu systematisieren. Speziell zu Gryphius und dem Jesuitendrama immer noch hilfreich: Harring (1907).

Referenz für das politisch-juristische Martyrium der „ermordeten“ Majestät(-en). Dementsprechend findet sich auch in der Figurenrede der beiden Szenen kein Intertext. Einzig im Streitgespräch mit ihrem Gefängniswächter Paulet spricht Vondels Maria Stuart das Problem des englischen Königsmordes kurz an:

De Koningen des Rijcks zijn meer dan eens gestorven
Een doot, zoo eereijck voor 't Koninglijck geslacht,
Als schandelijck voor 't volck, dat in die boosheit lacht
Wat wonder is het dan, zoo weder een verwoede
't Getal der Koningen van Engelantschen bloede

Vermeere met mijn lijck? 't is Engelants manier.³⁵
Die Könige des Reiches sind mehr als einmal gestorben.
Ein Tod, so ehrenvoll für das königliche Geschlecht
wie schändlich für das Volk, das über diese Bosheit lacht.
Was Wunder ist es dann, wenn wiederum ein bösertiger [Mensch]
die Zahl der Könige von englischem Blut
um meine Leiche vermehren würde? Es ist Englands Art.³⁶

Ähnlichkeiten in der Formulierung³⁷ finden sich hierbei in der Figurenrede von Gryphius' Maria Stuart wieder:

„Des rasenden Gebrüts/ daß die entweihte Hand/
Gewohnt in Fürsten Blutt ohn unterlaß zu baden
Vnd Königs Leich auff Leich' und Mord auff Mord zu laden. [...]
Was ists den Britten mehr umb eines Königs Haupt?
Es ist der Jnsell Art! [...].“³⁸

Gryphius verweist aber für den Vers 196 „Es ist der Jnsell Art“ in einer Anmerkung direkt auf Camden: „Dises sind Mariae eigene Worte bey Cambdeno in dem [1586.] Jahre“³⁹ und bezieht sich damit, ohne es explizit zu zitieren, auf einen Vorwurf Marias an die englische Nation, der in Camdens Annalen zitiert wird:

Anglos in suos reges subinde caedibus saevisse, ut neutiquam novum nunc sit, si me ex eorum sanguine natam itidem saevierint.⁴⁰

The English have many times mur|dered their Kings: & it is no strange thing, if they do the like to me, who am derived of their Royall blood.⁴¹

³⁵Vondel (1931), MS II, Vers 684–689, S. 194.

³⁶Für die Korrektur der Übersetzung möchte ich an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. Heinz Eickmans danken.

³⁷Eberhard Mannack hat bereits, ohne dies weiter zu erläutern, für den Vers „der Jnsell Art“ auf Vondels *Maria Stuart* hingewiesen (vgl. Gryphius (1991a, b), S. 1112).

³⁸Gryphius (1991a, b), CS II, Vers 164–166; 195–196, S. 472.

³⁹Gryphius (1991a, b), S. 560.

⁴⁰Camden (1615/1639), S. 473.

⁴¹Camden (1625), S. 178.

Bemerkenswerterweise fällt der Satz „Es ist der Jnsell Art“ in dieser syntagmatischen Form bei Camden nicht – eine mögliche Vorlage für Gryphius könnte daher eher in Vondels Formulierung „’t is Engelants manier“ liegen. Über diesen ‚Kernsatz‘ sowie die beiderseitige Quellennutzung von Camdens Annalen hinaus gibt es jedoch keine intertextuellen und inhaltlichen Schnittpunkte, denn beide Autoren setzen unterschiedliche argumentatorische Schwerpunkte.

Deutlich wird dies in den jeweiligen ‚Geister-Szenen‘, wo Vondels Maria Stuart als besonderes Exempel der himmlischen Erlösung vom irdischen Leid, Gryphius’ Maria Stuart hingegen als allgemeines Exempel der Zyklenhaftigkeit des (englischen) Königsmordes auftritt. Ihre eigene himmlische Erlösung erwähnt Gryphius’ Maria, anders als ihre literarische Vorgängerin in Vondels „Triomf“, nicht, deutet diese nur vage in ihren letzten Versen für Carl an (CS II, 241–251)⁴². Sie konzentriert sich vielmehr auf die irdischen Ereignisse des Königsmordes, den vergangenen und eben dem Carl nun zukünftig drohenden. Der Skandal liegt aber nicht in der Ermordung Carls – das ist eben der „Jnsell Art!“ (CS II, 196). Nein, es ist der Richterspruch der bürgerlichen Untertanen über des Königs Hals, der Versuch der Verschiebung der himmlischen auf die irdische Gerichtsbarkeit. Die Rechtssicherheit eines solchen Richterspruchs von Gottgläubigen über Gottgesalbte stellt Maria denn auch offen in Frage.⁴³ Doch der Fall ist klar: Wie bereits Maria so wird auch Carl zu Unrecht hingerichtet werden, es ist ein juristischer „Doppelmord“.⁴⁴

Bezüglich der Frage um Rechts- oder Unrechtsprozess konnte bereits gezeigt werden, dass Gryphius über die Figurenrede Maria Stuarts seine eigene Quellenlektüre von Camdens Annalen (1615/1639) wiedergibt. Und auch wenn Camden einer Unrechtmäßigkeit des Prozesses um Maria Stuart nie selbst das Wort redet, so liest es Gryphius aus dessen Aussagen heraus und leistet mithin einen ganz eigenen ‚Übersetzungskniff‘ von historischer Quelle in poetische Verse: indem er seiner poetischen Übertragung eine Geisterstimme verleiht. Angekündigt hat Gryphius das bereits im Vorwort des *Carolus Stuardus* unter Bezug auf Petrons *Satyricon* 118,6:

Sane, si ullibi, hic certè obtinet illud Petronii: ‚Non res gestae versibus comprehendendae sunt, quod longe melius historici faciunt: sed per ambages, Deorum‘, adde spectrorum, Larvarumq; ‚ministerial, et fabulosum sentantiarum tormentum praecipitandus est liber spiritus, ut potius furentis animi Vaticinatio appareat, quam religiosae orationis sub testibus fides.‘ Quamvis igitur seriem sceleris immutare, aut penitus evertere, mihi haud

⁴² „nur du bleib unbeweget Vnd dencke daß hir nichts als Creutz werd‘ abgeleget“ (Gryphius [1991a, b], CS II, V. 249–250, S. 472).

⁴³ „Wo jemand mit Vernunft/ diß Stück wil überlegen: Der denck ihm etwas nach! kan Recht ein Vrtheil hegen Wenn thörichte Gewalt den Richterstuhl besetzt.“ (Gryphius [1991a, b], CS II, V. 185–187, S. 472).

⁴⁴ „Sie rasen mit Vernunft/ sie setzen Richter ein Es muß ihr Doppelmord durch Recht beschönert seyn.“ (Gryphius [1991a, b], CS II, V. 231–232, S. 473).

fuerit integrum: ea tamen Peripetiarum Varietate theatrum hoc instruxi, ut plura me jam olim praedixisse, quàm narrasse non nemo affirmarit.⁴⁵

Nicht die historische Tatsache steht also für den Dichter als *poeta vates* im Vordergrund, sondern die theatrale, sprachgewaltige Umsetzung des historischen Stoffs in eine geradezu prophetische Poesie.⁴⁶ Ein ideales poetisches Stilmittel der Umsetzung von Historie in Poesie stellen dabei laut Gryphius Gespenster („adde spectrorum, Larvarumq“) in ihrer Verschleierung dar: In ihrer Liminalität von Zeit, Raum und Stimme eröffnen sie einen ambigen Spielraum zwischen Wahrheit und Dichtung. Wer Geister und Gespenster nur „als Tand und Mährlin oder traurige Einbildung verlach[t]“, wie Gryphius im Vorwort von *Cardenio und Celine* mahnt,⁴⁷ unterminiert die poetische Kraft des Ambigen, die der arkane, göttliche Kosmos bereithält.⁴⁸ Geister und Gespenster, in Gryphius' Trauerspielen oft unentscheidbar changierend zwischen entrücktem Wahn und göttlicher Wahrheit, erhalten schließlich in der Dichtkunst einen Legitimationsraum als Figuration des Überzeitlichen und Personifikation des letztrichterlichen Eingriffs der Götter. Anders als der Gott aus dem Gerüste ist der gryphische Geist aus dem Grabe aber kein Weltenumwälzer. In der Geisterstimme wird im *Carolus Stuardus* vielmehr der barocken ‚Entragisierung‘ der Tragödie vorgegriffen: der kommende Tod stellt keinen Untergang des Monarchen, der Monarchin, dar; er ist vielmehr der Auftakt der seelischen Erhöhung und Überwindung des irdischen Unrechts durch den Tod.

Und so wird Maria Stuart im *Carolus Stuardus* in ihrem Bild, ihrer *pictura*, als ein zyklisches Exempel des (eigenen) vergangenen, aber auch des zukünftigen bürgerlich-juristischen Königsmordes inszeniert. Und wer sonst als Maria Stuart könnte diesem Skandal ein emblematisches Exempel geben? In ihrer

⁴⁵Gryphius (1991a, b), S. 446. Eine Übersetzung bietet Eberhard Mannack im Stellenkommentar zu Gryphius (1991a, b), S. 1102: „Freilich gilt hier mit Sicherheit jenes Diktums Petrons: ‚Historische Tatsachen sind nicht einfach in Verse zu bringen, weil das die Historiker weit besser machen, sondern durch die Retardierung und Verwendung mythologischer Figuren‘ – dazu füge noch Geistererscheinungen und Masken – ‚und die sentenziöse Prägnanz des Stils erscheint der poetische Geist, damit eher die Weissagung eines Rasenden offenbar werde als ein religiöses Vertrauen durch Zeugnisse einer Rede.‘ Wie sehr auch die Kette des Verbrechens geändert oder völlig umgekehrt wurde, so ist mir zugute zu halten: daß ich mit Hilfe der Veränderung der Umschwünge durch das Theater belehrt habe, so daß jeder bekräftige, daß ich schon einmal mehr vorausgesagt als erzählt hatte.“ Eine Neu-Übersetzung bietet auch Maximilian Bergengruen in seinem Beitrag zu diesem Band. s. Kap. 17

⁴⁶Bereits Aristoteles hat in seiner Poetik (1451a–1451b) darauf verwiesen, dass die Dichtung in ihrem Kern des Mythos bzw. der Fabel nicht mitteilen solle, „was wirklich geschehen ist, sondern vielmehr, was geschehen könnte, d. h. das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Mögliche. Denn der Geschichtsschreiber und der Dichter unterscheiden sich nicht dadurch voneinander, daß sich der eine in Versen und der andere in Prosa mitteilt [...]; sie unterscheiden sich vielmehr dadurch, daß der eine das wirklich Geschehene mitteilt, der andere, was geschehen könnte.“ (Aristoteles 2014, S. 29)

⁴⁷Gryphius im Vorwort von *Cardenio und Celine* (1991), S. 235.

⁴⁸Zur Semiologie und Funktion der Gespenster bei Gryphius als Handlungskatalysatoren vgl. Wesche 2005, S. 69–90.

Geistererscheinung personalisiert sie die den Justizskandal des Königsmordes als eine die irdische Vernunft übersteigende, verkehrte Rechtsprechung,⁴⁹ und unterschreibt das novellistische, nun in Carl wiederholte, Skandalon in ihrer eigenen, sprachgewaltigen Geisterstimme gleich mit: „So/ wie Maria fil/ wird unser Sohns Sohn leiden. Der Greuel sol anitz vil tausend Augen weiden [d]en Foudringen verbarg.“⁵⁰ Über biographische Andeutungen geht Marias Klage jedoch nie hinaus. Im Fokus steht nicht ihr persönliches oder christliches, sondern ihr politisches, sich nun in Carl wiederholendes Martyrium: der, dank William Camdens Annalen ins Bewusstsein gerufene, durch Recht beschönigte Doppelmord an ihr und ihrem Enkel.

18.5 Fazit

Ausgangspunkt dieses Beitrags war eine Anmerkung von Gryphius zur Figur der Maria Stuart: Etliche hätten sich demnach über ihren Auftritt verwundert. Nicht aber ihr Zustand als Totengeist sorgte für Verwunderung, – das dramatische Mittel des Totengeistes ist im Barock bekannt und wird vielfach genutzt⁵¹ – sondern ihre politisierte Darstellung als ein Exempel des englischen Königsmordes. Gryphius nennt als Grund der Verwunderung die hermeneutische Vorbelastung derjenigen, welche nur die ‚alte‘ Geschichtsschreibung, also mit Buchanan und de Thou Maria Stuart als ränkeschmiedende, unreflektierte Tyrannin, kennen, und setzt die neuere Geschichtsdarstellung William Camdens gewissermaßen als ‚Antidot‘ dagegen ein. Camdens Quellenstudie, die spätestens mit der durch Jakob Stuart I. beauftragten Schrift *The Life and Death of Mary Stuart Queene of Scotland* eine Rehabilitierung des historischen Urteils über Maria Stuart beabsichtigt, greift Gryphius in ihrer grundlegenden Argumentation exemplarisch auf. Er ‚übersetzt‘ sie aber nicht einfach nur in Dramenverse, sondern überträgt das Element des historischen Fehlurteils eines irdischen Gerichts über Maria Stuart auf eine poetisch vermittelte, zukünftige Geschichtsschreibung über ihren Enkel Carl Stuart und dessen Hinrichtung. Damit leistet der Poet Gryphius auch einen neuen Beitrag in einem literarischen Feld, das vor allem im jesuitisch-katholischen Milieu Maria Stuart als eher unpolitische, bußfertige Märtyrerin inszeniert hat.

Diese Versatilität des Maria-Stuart-Stoffes liegt in der historischen Person begründet. Man könnte auch sagen: Im Sujet ihrer polarisierenden Person ist das Potenzial zur literarischen Figur bereits eingeschrieben. Wie schwierig allein die Bewertung der historischen Ereignisse rund um Maria Stuart ist, zeigt die historische Debatte um die von Gryphius’ angesprochenen Autoren Buchanan,

⁴⁹Vgl. Bach (2014), S. 554–558.

⁵⁰Gryphius (1991a, b), II, V. 169–171, S. 471.

⁵¹Vgl. allgemein zu Geister- und Gespenstererscheinungen im barocken Drama: Egon Treppmann. (1954/1999).

de Thou und Camden, deren Geschichtsschreibungen alle aus einer jeweils unterschiedlichen Auftragslage und politischen Konstellation heraus entstanden sind. Gryphius installiert nun den für ihn „aufrichtigen Cambdenus“ aus zwei Gründen als bevorzugte Referenzquelle für Maria Stuart: Erstens kann dessen neue Form der zitierenden Quellenstudie im Vergleich zu seinen Vorgängern als ‚authentischer‘ gelten, zweitens liefern Camdens Annalen Argumente für Gryphius' eigene historische Bewertung, dass Maria Stuarts Gefangennahme und Hinrichtung juristisch unhaltbar war, d. h. mithin einen Königsmord des Volkes, in dessen Namen Recht gesprochen wurde, darstellt.

Wie auch Gryphius hat sich bereits Vondel für die Gestaltung seiner Maria Stuart-Figur auf Camdens Annalen (1615/1639) gestützt. Während Vondel aber die Rezeptionsleerstellen bzw. Fragen um die Ermordung der schottischen Königin in ein mythisches Exempel der katholischen Märtyrerin überführt, nutzt Gryphius das narrative Potenzial eher für die Darstellung Maria Stuarts als Exempel des fortwährenden Königsmordes in England. Bedingt ist das auch durch die Grundkonzeption der beiden Trauerspiele, bei Vondel ist Maria Stuart Haupt-, bei Gryphius Nebenfigur. Dementsprechend steht bei Gryphius auch nicht, wie bei Vondel, das persönliche Leiden der lebenden Maria Stuart im Fokus der Trauerspielhandlung, sondern das Beispiel der verstorbenen Maria Stuart als einer zu Unrecht Hingerichteten, wie es auch noch ihrem Enkel Carl Stuart im gleichnamigen Trauerspiel droht.

Das Gespenstische leistet dabei, wie es bei Vondel nur (para-)textuell angedeutet wurde, einen geschichtsrevisionistischen Übersetzungsprozess: Als Totengeist schwebt Maria Stuart zwischen Vergangenheit und Zukunft, irdischer Körperlast und himmlischer Seelenbefreiung und besetzt als dramatische Erscheinung einer historisch identifizierbaren Königin einen Raum zwischen Dichtung und Wahrheit. Die Poesie hat daher mit ihren poetischen Mitteln, und hier insbesondere der phantastischen Geister und Gespenster, der Geschichtsschreibung etwas voraus, wie Gryphius nicht ohne Stolz im Vorwort des *Carolus Stuardus* anmerkt: „mihi haud fuerit integrum: ea tamen Peripetiarum Varietate theatrum hoc instruxi, ut plura me jam olim praedixisse, quàm narrasse non nemo affirmarit.“⁵² Wer die Geschichte nacherzählt, verbleibt in der Vergangenheit der Historia. Erst die Poesie vermag durch ihre theatralen Mittel sich der Zukunft zuzuneigen. Auf diese Weise wird auch Maria Stuart nicht einfach nur in ein historisches Beispiel in Versen übersetzt. Sie ist in ihrer Geisterstimme ein dramatisches Exempel des ungerechtfertigten, englischen Königsmordes – eine gespenstische Schwellenfigur zwischen Historia und Fabula.

⁵² Gryphius (1991a, b), S. 446. In deutscher Übersetzung von Mannack im Stellenkommentar zu Gryphius (1991a, b), S. 1102: „so ist mir zugute zu halten: daß ich mit Hilfe der Veränderung der Umschwünge durch das Theater belehrt habe, so daß jeder bekräftige, daß ich schon einmal mehr vorausgesagt als erzählt hätte.“

Literatur

- Apel, Friedmar, und Annette Kopetzki. 2003. *Literarische Übersetzung*. 2. Aufl. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Aristoteles. 2014. *Poetik*. Griechisch/Deutsch. Übers. und Hrsg. Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam.
- Bach, Oliver. 2014. *Zwischen Heilsgeschichte und säkularer Jurisprudenz: politische Theologie in den Trauerspielen des Andreas Gryphius*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Benthien, Claudia. 2003. „Itzt nun die Zunge fault“. Der Tod als ‚Stumm-Macher‘ in Andreas Gryphius‘ Lyrik und Trauerspielen“. In: *Memoriae Silesiae: Leben und Tod im Barock. Zum Gedenken an Marian Szyrocki (1928–1992)*. Hrsg. Mirosława Czarnecka, Andreas Solbach, Jolanta Szafarz und Knut Kiesant, 227–240. Breslau: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego.
- Bergengruen, Maximilian. 2007. Exempel, Exempel-Sammlung und Exempel-Literatur – am Beispiel von Harsdörffers teuflischer ‚Mord-geschichte‘ „Die bestrafte Hexen“. In *Das Beispiel Epistemologie des Exemplarischen*. Hrsg. Jens Ruchatz, Stefan Willer und Nicolas Pethes. 122–142. Berlin: Kadmos.
- Berghaus, Günter. 1984. *Die Quellen zu Andreas Gryphius‘ Trauerspiel „Carolus Stuardus“*. Studien zur Entstehung eines historisch-politischen Märtyrerdramas der Barockzeit. Tübingen: Niemeyer.
- Buchanan, George. 1583. *Rerum Scoticarum historia accessit de iure regni apud Scotos dialogus*. Edinburgh: Arbutnetus. <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10196418-6>. Zugriff: 12. März 2021.
- Camden, William. 1615/1639. *Rerum anglicarum et hibernicarum annales, regnante Elisabetha. Ultima Editio*, Lugdunum: Batavorum/Leiden. https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10278945_00540.html. Zugriff: 19. März 2021.
- Camden, William. 1625. *Annales the true and royall history of the famous empress Elizabeth Queene of England France and Ireland [...]*. <https://quod.lib.umich.edu/e/eebo/A17808.0001.001/1:38.1?rgn=div2;vid=7782;view=fulltext>. Zugriff: 19. März 2021.
- Camden, William. 1636. *The Historie of the Life and Death of Mary Stuart Queene of Scotland*. London: Haviland. <https://quod.lib.umich.edu/e/eebo/A14194.0001.001?view=toc>. Zugriff: 12. März 2021.
- Diecks, Thomas. 1990. „Schuldige Unschuld“: Schillers *Maria Stuart* vor dem Hintergrund barocker Dramatisierungen des Stoffes. In *Schiller und die höfische Welt*. Hrsg. Achim Aurnhammer, Klaus Manger und Friedrich Strack, 233–246. Tübingen: Niemeyer.
- Fischer, Susanna. 2008. *Seneca als Theologe. Studien zum Verhältnis von Philosophie und Tragödiendichtung*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Gryphius, Andreas. 1964. Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus. König von Grossbritannien. Traur-Spil. In *Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke. Bd 4: Trauerspiele I*. Hrsg. Hugh Powell. Tübingen: Niemeyer.
- Gryphius, Andreas. 1991a. Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus. König von Grossbritannien. Traur-Spil. In *Gryphius Dramen. Kritische Edition mit umfassendem Kommentar*. Hrsg. Eberhard Mannack, 443–575. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag.
- Gryphius, Andreas. 1991b. Cardenio und Celinde oder Unglücklich Verlibete. Trauer-Spiel. In *Gryphius Dramen. Kritische Edition mit umfassendem Kommentar*. Hrsg. Eberhard Mannack, 227–306. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag.
- Harring, Willi. 1907. *Andreas Gryphius und das Drama der Jesuiten*. Halle: Niemeyer.
- Ingen, Ferdinand. 1978. Die Übersetzung als Rezeptionsdokument: Vondel in Deutschland–Gryphius in Holland. In *Michigan Germanic Studies* 4(2): 131–164.
- Kiedron, Stefan. 1993. *Andreas Gryphius und die Niederlande: niederländische Einflüsse auf sein Leben und Schaffen*. Wrocław: Wydawn.

- Kipka, Karl. 1907. *Maria Stuart im Drama der Weltliteratur, vornehmlich des 17. und 18. Jahrhunderts*. Leipzig: Hesse.
- Müller, Wolfgang G. 1995. Theorie und Praxis des Exemplums in der Renaissance: Erasmus und Shakespeare. In *Exempla. Studien zur Bedeutung und Funktion exemplarischen Erzählens*. Hrsg. Bernd Engler und Kurt Müller, 79–95. Berlin: Duncker&Humblot.
- Parry, J.H. 1967. Transport and Trade Routes. In *The Cambridge Economic History of Europe*. Hrsg. E.E. Rich und C.H. Wilson, 155–219. London: Cambridge University Press.
- Pethes, Nicolas, Jens Ruchatz, und Stefan Willer. 2007. Zur Systematik des Beispiels. In *Das Beispiel. Epistemologie des Exemplarischen*. Hrsg. Nicolas Pethes, Jens Ruchatz und Stefan Willer, 7–59. Berlin: Kadmos.
- Phillips, James Emerson. 1964. *Images of a Queen. Mary Stuart in Sixteenth-Century Literature*. Berkeley: University of California Press.
- Robertson, Ritchie. 2011. From Martyr to Vampire: The Figure of Mary Stuart in Drama from Vondel to Swinburne. In *Who is this Schiller now? Essays on His Reception and Significance*. Hrsg. Jeffrey High, Nicholas Martin and Norbert Oellers, 321–339. Rochester: Camden House.
- Suerbaum, Ulrich. 1989. *Das elisabethanische Zeitalter*. Stuttgart: Reclam.
- Stachel, Paul. 1905. *Seneca und das Renaissancedrama*. Berlin: Mayer & Müller.
- Stump, Donald und Susan M. Felch (Hrsg.). 2009. *Elizabeth I. and her age. Authoritative Texts. Commentary and Criticism*. New York, London: Norton.
- Thou, Jacques Auguste de. 1604. *Historiarum sui temporis. Pars prima*. Paris: Patisson. Digitalisat unter: <http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10940768-3>. Zugriff: 12. März 2021.
- Treppmann, Egon. 1954/1999. *Besuche aus dem Jenseits. Geistererscheinungen auf dem deutschen Theater im Barock*. Konstanz: UVK.
- Vondel, Joost van den. 1646. Maria Stuart Of Gemartelde Majesteit. Kevlen: Oude Druckerye [eigentlich Amsterdam: de Wees. Gedruckt bei Dominicus van der Stichel]. Digitalisat unter: <https://sammlungen.ulb.unimuenster.de/hd/content/titleinfo/4681118>. Zugriff: 12. März 2021.
- Vondel, Joost van den. 1931. Maria Stuart Of Gemartelde Majesteit. In: *De werken van Vondel. Band 5: 1645–1656*. Hrsg. J.F.M. Sterck, H.W.E. Moller, C.G.N. de Vooy, C.R. de Klerk, B.H. Molkenboer, J. Prinsen J.Lzn., L. Simons, C.C. van de Graft, L.C. Michels en A.A. Verdenius. Amsterdam: Verlag. Digitalisat unter: https://www.dbnl.org/tekst/vond001dewe05_01/. Zugriff: 21. März 2021.
- Washof, Wolfram. 2007. *Die Bibel auf der Bühne. Exempelfiguren und protestantische Theologie im lateinischen und deutschen Bibeldrama der Reformationszeit*. Münster: Rhema.
- Wesche, Jörg. 2005. Die Leibhaftigkeit der Gespenster. Theatergeists Rollenspiel bei Gryphius und Der Höllische Proteus Erasmus Franciscis. In *Wolfenbütteler Barocknachrichten 32*, 69–90.
- Wilhelmy, Thorsten. 2004. *Legitimationsstrategien der Mythosrezeption. Thomas Mann, Christa Wolf, John Barth, Christoph Ransmayr, John Banville*. Würzburg: K&N.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 19

Es ist der Insel Art! Inselgeographie und politisches Experiment in *Carolus Stuardus* von Andreas Gryphius



Franz Fromholzer

19.1 Die Insellage und der Königsmord

Es gehört zu den Eigenschaften des britischen Königreichs, das dieses sich über ein Inselreich erstreckt. Andreas Gryphius hat den Inselcharakter Großbritanniens in seinem Trauerspiel *Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus. König von Gross Britanien* als eine der zentralen Erklärungen für den unerhörten Königsmord hervorgehoben. Als „insula totius orbis longè celeberrima“¹ bezeichnete der von Gryphius vielzitierte William Camden sein Mutterland und erklärte dieses damit zur Insel schlechthin. So wird die planvolle Hinrichtung des gekrönten Herrschers bei Gryphius über das gesamte Trauerspiel hinweg als politisches Geschehen auf einer Insel vorgestellt. „Ach! Insel rauher denn dein Meer!“² (I.345), singt der Chor der ermordeten englischen Könige am Ende der ersten Abhandlung. Die Ermordung von Königen sei seit Jahrhunderten der „Insel Art“ (II.196), stellt der Geist Maria Stuarts düster fest. Vom „Leben/ das uns die Insel nimmt“ (II.403–404), spricht Carolus Stuardus selbst dann vor seinem Hofstaat. Der schottische General Fairfax konstatiert resigniert, die Revolution würde das Königreich „den wilden Inseln gleich“ (III.384) machen. Der Hoffemeister des Churfürsten kann jene Sichtweise bei der Hinrichtung des Königs nur bestätigen:

¹Camden (1586), S. 1. Diese einleitend Britannien charakterisierende Formulierung findet sich auch zu Beginn von Camdens *Rerum Anglicarum et Hibernicarum annales*, die bekannterweise Gryphius benutzte. Vgl. Camden (1616), S. 1.

²Alle Zitate nach folgender Ausgabe: Gryphius (1991), S. 443–575.

F. Fromholzer (✉)

Neue deutsche Literaturwissenschaft, Universität Augsburg, Augsburg, Deutschland

E-Mail: franz.fromholzer@philhist.uni-augsburg.de

„Wer wil nun rechte Treu in wilden Inseln suchen?“ (V.149). Die kontinentale Perspektive des Hoffemeisters stellt das englische Inselreich damit in eine Reihe mit jenen ‚wilden Inseln‘, die in der Neuen Welt entdeckt wurden. Die auf dem Kontinent schockierenden Ereignisse der Englischen Revolution werden zum Anlass einer „Neuvermessung Europas“³, die auch die geographischen Inselgegebenheiten in den Blick nimmt.

Dies wird ebenso in den dem Trauerspiel beigegebenen Anmerkungen deutlich (*Kurtze Anmerckungen über Carolum*). Gryphius hat seine Epitheta von der wilden, mörderischen, untreuen englischen Insel in seinen Anmerkungen ausführlich erläutert. Dabei erweist sich, dass die Insel – in der Neuzeit häufig literarischer Ort politischer und sozialer Experimente (Thomas Morus, *Utopia*; Francis Bacon, *New Atlantis*; Grimmelshausens Inselutopie in der *Continuatio*)⁴ – angesichts der englischen Geschichte als geradezu dystopischer Ort beschrieben werden muss. Während etwa bei Morus die Insel als „ideal environment in which nature and society exist in perfect harmony“⁵ fungiert, kann davon bei Gryphius nicht gesprochen werden. Mit anderen Worten: Die imaginierte Insel als bevorzugter Ort politischer Experimente wird bei Gryphius zum Schrecken verbreitenden Experimentierfeld, zum „Land/ Des rasenden Gebrüts“ (der Geist Maria Stuarts, II.163–164). Gryphius war dabei gut mit den Geschehnissen auf der Insel vertraut, lernte bereits in Danzig einen schottischen Katholiken kennen, hatte in Holland englische Flüchtlinge getroffen und informierte sich, wie die Forschung intensiv herausgearbeitet hat, auf vielfältige Weise über das Hinrichtungsgeschehen, sodass er dieses „gleichsam hautnah miterlebte.“⁶

Schon der von Andreas Gryphius verfasste Kommentar zum Gesang der ermordeten englischen Könige hebt unter Verweis auf Porphyrius hervor: „Britannia fertilis Provincia Tyrannorum“⁷. Das aus der *Epistula ad Ctesiphontem adversus Pelagium* des Heiligen Hieronymus übernommene Zitat lautet vollständig: „neque enim Britanni, fertilis prouincia tyrannorum, et Scythiae gentes omnesque usque ad oceanum per circuitum barbarae nationes Moysen prophetasque cognouerant.“⁸ Die von Porphyrios im 3. Jahrhundert nach Christus auf die Engländer und Schotten (*Scythiae gentes*) entworfene Perspektive, die jene zu den barbarischen Völkern zählt, erneuert Gryphius für die königsmörderische Insel des 17. Jahrhunderts. Zugleich ist aufschlussreich, dass Gryphius nicht zufällig aus einem Brief des Heiligen Hieronymus zitiert, der gegen Pelagius gerichtet ist. Pelagius, ein britischer Mönch und Laienprediger, war 418 auf der Synode von Karthago als Häretiker verurteilt worden. Die Polemik gegen die

³ Bachmann-Medick (2010), S. 301.

⁴ Briese (2012), S. 188–189; Glaser (1996); Voßkamp (1982).

⁵ Kamps/Smith (2008), S. 116.

⁶ Mannacks Kommentar in: Gryphius (1991), S. 1095.

⁷ Gryphius (1991), S. 552.

⁸ Hieronymus (1996), S. 255 (Epistula CXXXIII 9).

Irrlehre des Pelagianismus hatte vor allem Augustinus angeführt.⁹ Jenem Konflikt, dem „ersten großen theologischen Konflikt der Westkirche“¹⁰, liegt folglich das Wirken eines häretischen Briten zugrunde.

Gryphius gibt daran unmittelbar anschließend vier der insgesamt sechs Epigramme des Ausonius *De quodam Silvio bono, qui erat Brito* wieder.¹¹ In diesen Epigrammen variiert Ausonius sechsfach den Gegensatz zwischen Gut-Sein und Brite-Sein. Der Dichter Silvius sei entweder Brite und „malus“ oder kein Brite, aber gut und ehrlich. „Nemo bonus Brito est“¹², so zitiert Gryphius kommentarlos. Der aus Bordeaux gebürtige Ausonius, der durch seine Liebesgedichte auf seine germanische Sklavin, die er heiratete (*Bissula*), und die hymnische Feier der Mosellandschaft (*Mosella*) der Leserschaft vertraut ist, wird von Gryphius als gallo-romanischer Kronzeuge einer Britannien-Feindschaft zitiert.¹³ Der Ausonius-Herausgeber Dräger kommentiert diese Epigramme wie folgt: „Der (für uns kaum nachvollziehbare) ‚Witz‘ der *Epigr. 116–121* beruht auf einem offensichtlichen Widerspruch zwischen ‚guter Mann‘ und ‚Britannier‘, zur Absurdität potenziert in ‚guter Britannier‘ [...].“¹⁴ Der britische Kommentator Green sieht die Angriffe des Ausonius noch schärfer: „the point may have been that a Briton is not even a (decent) human being.“¹⁵ Ausonius ist darüber hinaus für die Forschung der antike Dichter einer ‚poetischen Topographie‘, der die deutschen Lande durch Mosel, Rhein und Donau charakterisiert.¹⁶ Mit dem Verweis auf Ausonius macht Gryphius deutlich, dass er sich poetischer Verfahren einer topographischen Wahrnehmung von Herrschaftsräumen sehr wohl bewusst ist.

Gryphius hat hier offensichtlich zwei Britannien besonders feindliche Zitate aus der Spätantike ausgewählt, die seine Sichtweise auf die Insel im Trauerspiel stützen sollen. Das vorurteilsbeladende Ausonius-Zitat steht markant am Ende der Anmerkungen zur ersten Abhandlung des Trauerspiels.

Damit nicht genug. Der Geist Maria Stuarts erklärt den Königsmord zur Wesenseigenschaft der britischen Inselbewohner: „Was ists den Britten mehr umb eines Königs Haut?! Es ist der Jnsell Art!“ (II.195–196). Diese Formulierung hat Gryphius sinngemäß aus Vondels Trauerspiel *Maria Stuart* übernommen,¹⁷ sodass der Blick über den Ärmelkanal als durch holländische Autoritäten vermittelt

⁹Vgl. hierzu konzise Bonner (1996), S. 178–180.

¹⁰Greshake (2006), Sp. 8.

¹¹Vollständig zitiert bei Ausonius (2012), S. 244–247.

¹²Gryphius (1991), S. 552.

¹³Zur Biografie des Ausonius vgl. etwa Favez (1991). Zum wenig erforschten Verhältnis von Gryphius zur französischen Literatur vgl. Mourey (2020).

¹⁴Paul Drägers Erläuterungen in: Ausonius (2012), S. 823.

¹⁵Roger P.H. Greens Kommentar in: Ausonius (1991), S. 420.

¹⁶Vgl. hierzu Knoll (2014.2), S. 93.

¹⁷Vgl. Eberhard Mannacks Kommentar in: Gryphius (1991), S. 1112. Zur Wahrnehmung des Werkes von Vondel durch Andreas Gryphius zuletzt Niefanger (2016a), S. 225–226.

erscheint (Vondels Maria: „’t is Engelantsch manier“¹⁸), wobei Gryphius die Insellage besonders hervorkehrt. Darüber hinaus macht Gryphius in seinen Anmerkungen deutlich, dass dies der „Mariæ eigene Worte bey Cambdeno“¹⁹ seien. Das hierzu angeführte lateinische Zitat aus William Camdens Geschichtswerk belegt das vielfache, blutige Wüten der Engländer gegen ihre Herrscher, weshalb sie auch gegen Maria Stuart („ex eorum sanguine natam ibidem sævierint“²⁰) vorgegangen seien. Die sanguinische Veranlagung, die hier den Inselbewohnern zugesprochen wird, deutet den Königsmord als Folge einer physischen Prägung durch das Inselklima. „Wenn ein Ueberfluß an wässerigten Theilgen vorhanden, die in eine hefftige Bewegung gebracht“²¹, so entstehe das sanguinische Temperament, erläutert Zedler und stellt ebenso einen Zusammenhang zwischen Lebensort und Temperament her. So kann angenommen werden, dass Gryphius die Revolutionäre humoralpathologisch als Sanguiniker zeichnete. Auf der Insel hatte man in jenen Jahren ferner bereits begonnen, Häresie medizinisch als Erkrankung des Gehirns zu deuten,²² sodass Gryphius auf eine Vielzahl an naturwissenschaftlichen Erklärungsmöglichkeiten zurückgreifen konnte, die englische Revolution eben nicht nur aus politischen Ursachen heraus zu betrachten.

Dabei hatte der Chor der ermordeten englischen Könige jene medizinische Diagnose schon auf die seelische Beschaffenheit übertragen („Britten ist kein Ort vor stille Seelen!“ I.361) und Carolus Stuardus wiederholt Maria Stuarts Behauptung nur: „Diß Land darinn ihr sitzt/ Jst gantz mit Fürsten Blut durch alle Zeit besprützt“ (II.399–400). Maria Stuart führt eine ganze Reihe an ermordeten Königen auf, die die Geschichte des Königreichs prägten: Eduard der Bekenner, Wilhelm der Rote, Richard I., Johann ohne Land, Eduard II., Richard II., Heinrich IV., Richard III., Eduard V., Eduard VI., daneben Johanna Gray (vgl. II.196–209). Der geschichtliche Rückgriff nun bis ins Hochmittelalter macht evident, wie sehr Marias kategorische Feststellung „Es ist der Jnsell Art!“ an zahlreichen *exempla* verbürgt werden kann – der Inselraum determiniert politische Ereignisse bis in die Gegenwart. Die Insel, auf der von Antike und Mittelalter bis in die Neuzeit „der Raum über die Zeit dominiert“²³, erscheint so über die Jahrhunderte hinweg als negatives politisches Experimentierfeld. Folglich kann die Insel, die sich seit der Entdeckung Amerikas als utopische Möglichkeit einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung darbot, mit Augustinus im Zeichen einer verwerflichen

¹⁸Vondel (1661), S. 25 (II.5).

¹⁹Gryphius (1991), S. 560.

²⁰Gryphius (1991), S. 560.

²¹Zedler (1744), Sp. 765 [Bd. 42].

²²Vgl. Fromholzer (2020), S. 207.

²³Moser (2005), S. 408.

curiositas auch als besonders sündhafter Lebensraum gebrandmarkt werden.²⁴ Bezeichnenderweise macht Gryphius zwischen ‚Engelland‘ und ‚Neu-Engelland‘ (bzw. „neu Albion“ III.389, V.211) keine politischen Unterschiede – ja, der verurteilte Aufrehrer Hugo Peter ist gerade ein Re-Import aus ‚NeuEngelland‘, ein Amerika-Rückkehrer, „in NeuEngelland erwehlet zu einem Friedenstörer/ und in Engelland gesendet Krieg zu erwecken“²⁵. Die auf der englischen Insel über Jahrhunderte praktizierten mörderischen politischen Experimente werden auf dem neu entdeckten Kontinent, der ebenfalls als Insel imaginiert wurde,²⁶ nur fortgesetzt, um eine verheerende globale Dynamik in Gang zu bringen. So lässt Gryphius Carolus Stuardus auch beispielhaft einen Ort in Virginia erwähnen, der für die unzivilisierte, neue Welt eintreten soll.²⁷ Von utopischen Entwürfen bei Gryphius also keine Spur. Hervorgehoben werden soll dabei auch, dass Hugo Peter sich zuvor von „Deutschland nach Rotterdam/ und in Neu Engelland begeben“²⁸, mithin der Anführer der Independenten auch in Deutschland tätig gewesen war. Doch erst außerhalb des Kontinents entfalten diese ihr zerstörerisches Werk. In der fünften Abhandlung wird denn die bedrohliche, globale Dimension der revolutionären Independenten deutlich angesprochen: „Laß diß den Fürsten nur ein Schau- nicht Vor-Spil seyn!“ (V.15).

Gryphius hat die grundsätzlich negative Sichtweise auf die Insulaner auch in den Anmerkungen zur fünften Abhandlung nochmals hervorgehoben. Hier führt er dezidiert an (zu „Wer wil nun rechte Treu in wilden Jnseln suchen?“, V.149): „Es wird gezielhet auff das gemeine Sprichwort: *Omnes Insulani mali, pessimi autem Siculi*.“²⁹ Die grundsätzliche Verkommenheit aller Insulaner sieht Gryphius sprichwörtlich schon im antiken Wissen verbürgt.

Dabei erweist sich als Besonderheit, dass Gryphius die insulare Lage immer wieder als beengend fasst, die scharfe Grenze zum umgebenden Meer erzeuge eine Enge, der die Inselbewohner nicht entweichen können und die damit den Affektdruck, der bis zum Kontrollverlust führt,³⁰ deutlich steigere. Straffords Geist³¹ spricht mit Autorität aus dem Jenseits: „Das enge Reich ist ja dem scheußlichen Gedränge/ Dem Bürgerlichen Krieg und Mordtumult zu enge“ (II.9–10). Revolution, Bürgerkrieg und verbrecherische Tumulte lassen sich aus der Unentrinnbarkeit der Insel erklären. Das britische Reich leidet ferner unter einer

²⁴Vgl. hierzu Breuer (2007), S. 193–194.

²⁵Gryphius (1991), S. 551.

²⁶Vgl. hierzu Moser (2005), S. 421–422.

²⁷„O besser köntet ihr in Pamanuke wohnen/ Als in dem Mord-Pallast“ (II.398–399). Gryphius vermerkt hierzu in seinem Kommentar: „Pamanuke. Ein Stück Landes bey einem Fluß in Virginien.“ Gryphius (1991), S. 563.

²⁸Gryphius (1991), S. 551.

²⁹Gryphius (1991), S. 574.

³⁰Zur Affektauffassung der Stoa vgl. konzise Bormann (1981).

³¹Vgl. hierzu auch die Beiträge von Maximilian Bergengruen und Conrad Fischer in diesem Band.

Überbevölkerung, einer Untertanenschaft, die eben der Insel nicht entkommen kann: „Das gantze Land ist voll/ Voll Volck/ das bald dein Blut mit Blut aussöhnen soll“ (II.251–252), so Maria Stuarts Geist. Schließlich gibt Carolus Stuardus eine etymologische Herleitung des Landesnamens ‚England‘, die die Insel als ‚enges Land‘ begreift: „Wir gehen aus dem Engen-Lande in der Engel weites Land“ (V.441). Die bedrängende Enge auf der kriegerischen Insel im Diesseits wird der himmlischen Weite des Jenseits gegenübergestellt. Gryphius mag hier bei einem Blick auf Kartenmaterial die längliche, schmale Gestalt der Insel vor Augen gehabt haben, die ihn zur etymologischen Herleitung ‚enges Land‘ poetisch verleitete. Es ist hier nicht zuletzt die höchste Autorität, Gott, „der Schöpfer selbst, der in seinem Werk eben auch die Grenzen vorgesehen hatte“³², wie Achim Landwehr formuliert. So ist England qua göttlicher Autorität als beengtes Territorium zu begreifen. ‚Engelländisch‘ bei Gryphius meint so nicht das Englische, das Schiller noch als das Engelsgleiche fasst, sondern im Gegenteil das Beengende und Unentrinnbare der Insel im Bürgerkrieg.

Diese Insellage Großbritanniens wird ferner dadurch hervorgehoben, dass die Hauptstadt London (nur dreimal im Trauerspiel namentlich als ‚Londen‘ erwähnt: II.171, III.799, V.242) vor allem als Hafenstadt durch den Themse-Fluss charakterisiert ist, der in engem Wechselspiel mit dem Meer steht („Amphitrit ist gantz bestürztet daß die Tems es wagen kann“, so der Chor der Sirenen; II.485).³³ Cromwell verweist mit Mordlust auf die Insellage und ruft den Königssohn aus seinem Exil zurück: „Komm’ Plimuth läst dich ein! die weitte Tems ist offen“ (III.282). Die revoltierenden Independenten heben nicht die Abgeschlossenheit der Insel hervor, sondern ihre Möglichkeiten, durch Häfen, Flüsse und Meer an Austausch und globaler Zirkulation von Menschen und Waren teilzunehmen (vgl. Hugo Peter). London steigt im 17. Jahrhundert ja zur Welthandelsmetropole auf, die zusehends auch deutsche Kaufleute auf die Insel zieht.³⁴ Diese Offenheit trägt bei Gryphius expansiv-aggressive Züge. Demgegenüber appellieren die Königsanhänger traditionell an Reue und Buße für die Schuld, die durch „Tamesis und See“ (II.328) abgewaschen werden soll. In drastischer Farbsymbolik wechselt die Themse, zu Beginn der zweiten Abhandlung als blutiger „Purpur-schaum“ (II.11) beschrieben, zur Farbe des Schwefelbrandes in der fünften Abhandlung: „Die Tems brennt Schwefel-blau! [...] Der Tag verschwartzt!“ (V.241–242) bei der Hinrichtung des Königs. „Der Fluss als identitätsstiftendes Symbol einer statischen gesellschaftlichen Ordnung“³⁵ verliert hier seine traditionelle Bedeutung. Im 17. Jahrhundert, das als ein Jahrhundert der topographischen Erschließung charakterisiert werden kann, führen Gryphius’ Trauerspiel-Figuren in ihren Disputen vor, wie sehr natürliche Gegebenheiten von Herrschaftsräumen vor dem

³²Landwehr (2010), S. 142.

³³Zu den Hafenstädten der Frühen Neuzeit vgl. zuletzt Fromholzer (2019).

³⁴Vgl. hierzu Schulte Beerbühl (2007), S. 74–81.

³⁵Knoll (2014.1), S. 78.

Hintergrund „kommunikativer und sozialer Praxis“³⁶ zu begreifen ist. Insgesamt lässt sich folglich schließen, dass Gryphius in seiner literarischen Auffassung der Insel an mittelalterliche Traditionen anknüpft, die das Eiland zum Buß- und Straf-ort stilisieren, zu einem Ort der Prüfung des Gottvertrauens.³⁷

Dieses durchgehend düstere Bild der britischen Inselbewohner und ihrer Geschichte wird allein bei einer Episode aus dem Leben Carls aufgeheilt – als die beiden Königssöhne durch Parlamentsbeschluss vor der Stadt Hull „in heißlichem Regen-Wetter verzappeln“³⁸ müssen bis sie doch noch eingelassen werden. Gryphius spricht hier von einem „Narren-Spill“ oder einer Komödie im Stil des „zweyfachen *Amphitruo*“³⁹ von Plautus. Ein wenig Humor mag Gryphius den sonst so abschreckenden Briten denn doch auch zugestehen, der den widrigen klimatischen Bedingungen geschuldet zu sein scheint.

19.2 König von Gross Britanien

Es sollte deutlich werden, dass Gryphius die Hinrichtung des Stuart-Königs nicht als Einzelfall sieht, sondern eine Kontinuität in der Geschichte der rauen Insulaner aufzeigt, die bis in die Antike und zu den frühesten historischen Erwähnungen Britanniens zurückreicht. Dabei werden zwischen den unterschiedlichen Insel-Völkern bei Gryphius vor dem Hintergrund der Belege aus den Anmerkungen keine Unterschiede gemacht: Die Iren sind wüst („den wüsten Jrr“ II.422), die Schotten treulos (vgl. V.465), die Briten verstockt und trotzig (vgl. III.458–459), wenn nicht gar verblendet („Verblendet Brittenland!“ I.342), die Insel selbst ein gefährliches Gebiet – das Königreich liegt vom Kontinent aus besehen an der Peripherie, damit auch am Rande von Kultur und Zivilisation. „Jch schau’ in England nur wilde Thire wohnen“ (II.117), so stellt der gespenstische Laud denn auch fest. Der Vergleich von Insulanern mit ‚Wilden‘, die nicht im vollen Sinne als rechtsfähig bezeichnet werden können, wird im Trauerspiel von Gryphius gezielt eingesetzt. Denn im Rechtsdiskurs der Frühen Neuzeit war nicht immer eindeutig, ob die Bewohner entdeckter Inseln herrschaftsfähig sind (in diese Richtung zielen bereits die Ausonius-Epigramme).⁴⁰ Maria Stuarts Geist vergleicht die Revolutionäre mit jungen Hunden („die rasend tolle Zucht der jungen Hunde“ II.178). Auch botanisch sind Charakterisierungen Englands als raue Insel denkbar, wenn die königliche Gattin mit einer zarten Blume verglichen wird: „In Albion versetzt“ (II.366) ist sie „[v]erblüht“ (II.367). Dieser Vergleich, der

³⁶ Knoll (2013), S. 399.

³⁷ Vgl. hierzu Brunner (2018), S. 29.

³⁸ Gryphius (1991), S. 567.

³⁹ Gryphius (1991), S. 567.

⁴⁰ Hierzu insbesondere Bach (2018), S. 153–154.

raue klimatische und politische Bedingungen in eins bringt, ist charakteristisch für eine nahezu klimatheoretische Sichtweise auf die Insulaner, die wesentlich mehr von der Natur geprägt zu sein scheinen als dies auf dem (als Kultur überlegen aufgefassten) Kontinent der Fall ist. Es geht am Beispiel der englischen Independenten mithin auch um die „Spannung zwischen den Wahrheiten der Religion und denen der Empirie“⁴¹, mithin um die Wahrheitsfähigkeit der Inselbewohner. So wird das sich wiederholende Aufbegehren der Briten gegen ihre Monarchen von Fairfax auch mit Ebbe und Flut verglichen („das Volck als Ebb und Flut“ III.191).

Die von den Anhängern der Königspartei unternommenen Charakterisierungen der Insulaner sind dabei paradox ja Fremd- und Selbstzuschreibungen zugleich, sodass die Royalisten selbst auch jene Diskreditierung der Inselbewohner trifft. Der aus der Chur-Pfalz Entsandte nennt Britannien „ein wilder Land als seine See“ (III.452). Erst eine genaue Analyse ermöglicht es, die von Klima und Insel-lage geprägten Briten bei Gryphius zu differenzieren und die politische Herrschaft, die Engländer, Schotten und Iren aneinanderbindet, präziser zu fassen.

Dies geschieht bei Gryphius zunächst durch die Vorstellung des Wappens von Großbritannien, die von einem Geist am Beginn der zweiten Abhandlung unternommen wird. In der ersten Fassung hatte Gryphius diese gespenstische Wappen-präsentation an den Beginn des Trauerspiels gestellt und damit den hoffnungslosen politischen Zustand des Landes noch deutlicher hervorgehoben (nach der Wiederherstellung der Stuart-Monarchie war dieser düstere Beginn nicht mehr angebracht).⁴² Hier lassen sich die Gespenster zweifellos als „göttliche Boten zur Bekehrung sündig gewordener Seelen“⁴³ deuten:

Die gantz entstimm'te Harff' und das erhitzte Brüllen/
Der Leuen Mordgeschrey die Ohr und Hertzen füllen/
Die Lilje sonder Glantz/ die unter grimmen Fuß
Des Pövels sich zu Kott/ zutretten lassen muß;
Rufft Wentworts Geist hervor! Ertzrichter aller Sachen!
Sinckt Albion nun gantz dem Abgrund in den Rachen?
Muß mein Jerne dann in lichten Flammen stehn?
Heist du Britannien in eignem Blut vergeh'n? (II.1–8)

Gryphius selbst erläutert in den Anmerkungen den Hinweis auf das Wappen Großbritanniens: Die Harfe stehe für das Wappen Irlands, der von einem Lilienbord umgebene Löwe repräsentiere Schottland, England führe drei Löwen und drei Lilien im Schild. Das visuelle Wappen wird bei Gryphius in ein akustisches Phänomen überführt, das an Lautstärke zunimmt: Die Harfe ist verstimmt, ein Brüllen ist vernehmbar, das sich schon im nächsten Vers zum Mordgeschrei der

⁴¹ Michelsen (1981), S. 52.

⁴² Vgl. Gryphius (1964), S. 3.

⁴³ Bamberger (2020), S. 583.

Löwen steigert. Während Gryphius in den Anmerkungen nüchtern vom „gevirzten Schilde“⁴⁴ spricht, inszeniert das Trauerspiel ein furchteinflößendes animalisches Geschrei, das vom Wappen ausgehend bis zu den Geistern im Jenseits dringt. Der blutige englische Bürgerkrieg, so zeigt es der gespenstische Earl of Strafford, umfasst drei Reiche, die dem Abgrund entgegengehen. Thomas Wentworth hatte von 1632 bis 1640 als Lord Deputy of Ireland die englische Herrschaft auf der irischen Insel durchgesetzt, scheiterte allerdings 1640 bei einem Feldzug gegen die aufbegehrenden Schotten und wurde vom Unterhaus daraufhin zum Tode verurteilt. Der König widersprach dem Todesurteil des Unterhauses nicht, die Hinrichtung erfolgte 1641 in London. Die gespenstische Person des Earl of Strafford steht so für die gescheiterte Einheit des britischen Herrscherhauses ein, an der sich auch der König schuldig gemacht hat.⁴⁵

In der zweiten Fassung setzt die Handlung dagegen beim schottischen Feldherrn Fairfax und seiner Gattin ein,⁴⁶ der nun wiederum für die brüchige Einheit von England und Schottland einzustehen vermag. Es ist hier vor allem die Gattin des Feldherrn, die sich für den gefangenen Herrscher engagiert, während der Schotte Fairfax als lavierender Revolutionär erscheint. Fairfax, „[s]intemal Er ein geborner Schotte“⁴⁷, wie es in den Anmerkungen heißt, offenbart den „Zweyspalt zwischen dem Könige und den Schotten“⁴⁸, denn er schwankt zwischen Treulosigkeit und Unentschiedenheit. Jedenfalls macht Gryphius deutlich, dass es die Schotten waren, die Carolus Stuardus an das Parlament verkauften (vgl. II.263) und so überhaupt erst das Todesurteil ermöglichten.

Folglich deutet der Geist Lauds die Insel bereits als schwimmendes Schiff (ein Rückgriff auf antike Topik),⁴⁹ das untergehen wird, und zeigt an, wie durchlässig die Landmasse einer Insel gegenüber dem Meer ist: „Weh Albion! Weh! Weh! schau wie die Felsen zittern/ Die wilde See bricht ein“ (II.123). Der Fels, als Emblem der unerschütterlichen Standhaftigkeit und unnachgiebigen Tugend weit verbreitet,⁵⁰ vermag den rauen politischen und klimatischen Bedingungen Englands nicht zu trotzen. Diese zerbrechende Einheit des Inselreichs charakterisiert der König selbst, in dem Carolus Stuardus seinen Machtbereich im Folgenden nun mit einem in Brüche gehenden Schiff vergleicht – die Insel droht, wieder dem Meer anheimzufallen:

⁴⁴Vgl. Gryphius (1991), S. 552.

⁴⁵Vgl. hierzu die Anmerkung von Gryphius (1991), S. 570.

⁴⁶Zu den Umarbeitungen der Exposition vgl. konzise Niefanger (2016b), S. 260–262.

⁴⁷Gryphius (1991), S. 565.

⁴⁸Gryphius (1991), S. 554.

⁴⁹Vgl. etwa Homer, Odyssee X.5 oder Ovid, *Metamorphosen* XV.334–337. Plinius, *Naturgeschichte*, II.94–95. Hierzu ferner Lestringant (2002), S. 24–28.

⁵⁰Vgl. Schöne (1993), S. 104, 140, 216, 221.

Wir schwimmen auff dem Meer
 Auff dem zustückten Schiff' nur einsam und verlassen.
 Das Ruder ist entzwey! Die frechen Winde fassen
 Die halben Segel an. Die Seite weicht der Last
 Vnd gibt den Wellen nach/ die Splitter von dem Mast
 Zuschmettern Bord und Gang. Die Ancker sind gesunken/
 Die Kabell gantz zuschleift. Die hell-entbrandte Funcken
 Des Saltzes stiben schir/ wo vor die Flacke stund
 Compas und Glas ist weg/ wir stürzten auff den Grund
 Vnd schissen in die 'Höh' und scheitern an die Steine [...]. (II.332–341)

In der ersten Fassung des Trauerspiels findet sich diese Charakterisierung des Königreichs noch in der ersten Abhandlung, sodass die Exposition zunächst das verfallende Wappen, dann die Geschichte der englischen Königsmorde (von Gespenstern aus dem Jenseits vorgestellt) und schließlich das untergehende Staatsschiff präsentieren sollte. Die schiffbrüchige Insel läuft ohne Kompass auf Grund.⁵¹ So beschließt denn auch die Rache am Ende der fünften Abhandlung mit „Albion erseufft“ (V.543) das Trauerspiel und fordert zu Reue und Buße auf. Dass hier eine Insel wie ein untergehendes Schiff auseinanderbricht, lenkt den Blick insbesondere auf das zerberstende Ganze, die auseinanderdriftenden Landesteile. Florian Krobb hat zurecht darauf hingewiesen, dass der Vergleich des insularen Königreichs Großbritannien mit einem untergehenden Schiff „the general state of the world“⁵² meine – doch wird die Fragilität einer monarchischen Herrschaft am *exemplum* des Inselreichs, das sich dem Meerestosen ausgesetzt sieht, geographisch besonders deutlich. Gryphius hat für das Königreich Großbritannien und seine Landesteile unterschiedliche Namen eingesetzt, deren Verwendung nun im Folgenden genauer in Betracht gezogen werden soll.

Als dominanter Begriff für den Herrschaftsbereich von Carolus Stuardus erweist sich ‚Albion‘, wobei Gryphius darunter eben nicht England versteht, sondern die Einheit des englischen und schottischen Königreiches:

Albion. Ist der Name welcher vor Zeiten Engelland und Schottland gegeben/ von den weissen Felsen so an derselbigen See ligen. Andere wollen mehr darüber halten es sey dises ein alter Engelländischer Namen/ massen die Schotten noch heute ihr Land *Albin* nenneten.⁵³

Aus dem Lateinischen ‚albus‘ leitet Gryphius den Namen für die Insel ab, der den weißen Felsen der Küste geschuldet sei.⁵⁴ Die geographischen Gegebenheiten, so

⁵¹ Vgl. hierzu auch das Sonett *Andencken eines auf der See ausgestandenen gefährlichen Sturms*: „Wir missen Glas/ Compaß/ und Tag/ und Stern/ und Nacht“. Gryphius (1963), S. 107.

⁵² Krobb (2019), S. 10.

⁵³ Gryphius (1991), S. 550.

⁵⁴ Vgl. hierzu auch das Sonett *An einen höchstberühmten Feldherrn/ bey Überreichung des Carl Stuards*: „Beschwärtzt das weisse Land“ Gryphius (1963), S. 118. Auch bei Zedler ist diese Etymologie zu finden: „Albion, mit diesem Namen wurde vormals England und Schottland, der daselbst befindlichen hohen und von ferne weiß aussehenden Berge wegen, benennet. Es wird auch eine Provinz in Nord-America, welche der englische Admiral Drac zuerst entdeckt, Neu-Albion genennet.“ Zedler (1731), Sp. 1026.

die Schlussfolgerung, hätten die Römer zu dieser Namensgebung veranlasst. Im Folgenden wird auch deutlich, dass der Autor von einer kulturellen Einheit der Länder England und Schottland ausgeht, denn es sind hier die Schotten, die den englischen Namen noch heute für „ihr“ Land verwenden würden. In der Tat war ursprünglich die Bezeichnung ‚Albion‘ dem mittelalterlichen schottischen Königreich Alba vorbehalten.⁵⁵ Entscheidend ist für Gryphius, dass mit dem Namen ‚Albion‘ auf einen historisch möglichst weit zurückreichenden Begriff verwiesen werden kann, der zugleich die politische Einheit von England und Schottland verbürgt. Gryphius geht folglich davon aus, dass Engländer und Schotten historisch betrachtet mit Recht in einem Herrschaftsgebiet zusammengefasst sind. Bei Alsted etwa ist dagegen zu lesen „Britannia insula dividitur in duo regna, Angliæ, & Scotiæ.“⁵⁶

Gleichwohl verwendet Gryphius für Schottland im Trauerspiel konsequent ‚Calidon‘ (z. B. I.99, II.105; III.213; V.106), das aus dem Lateinischen entlehnt ist (‚caledones‘ bzw. ‚caledonii‘ als Bezeichnung für die Schotten). Allein in den Anmerkungen begegnet auch der Name ‚Schottland‘,⁵⁷ hier allerdings vor allem im Sinne der Kirche von Schottland – und weniger im Sinne einer politischen Einheit. Jedoch bezeichnet Gryphius in den Anmerkungen die Schotten auch als „Nation“.⁵⁸ Diese den Quellen geschuldete Unklarheit der Verhältnisse benennt Gryphius explizit, wenn etwa das Gebetsbuch für Schottland nicht dem für England gültigen Gebetsbuch angeglichen werden kann.⁵⁹ Geographisch sind es ausgedehnte Wälder, die für Gryphius Schottland charakterisieren. So spricht er in Bezug auf Schottland auch von „Grampens Höhen“ („Es müssen Grampens Höhen/ Erschallen von Geheul“; III.490–491) und merkt an: „*Mons Grampius* ist das Gebirge so in Schottland die Caledonischen Wälder theilet. Besihe *Cambd.* und andere *Geographos*.“⁶⁰ Aus Camden hat Gryphius die Ortsbezeichnung übernommen, die auf das antike Schlachtfeld zwischen Römern und Kaledoniern zurückgeht („ad montem Graupium“; Tacitus, *Agricola* 29).⁶¹ Die Schotten hatten hier eine Niederlage gegen das römische Imperium erlitten. Gryphius verweist hier allerdings nicht auf die antike Quelle – er ist sich des schottischen Konflikts mit den Römern nicht bewusst.

Während Gryphius den Ländernamen ‚Calidon‘ nicht erläutert, stellt er Irland als Teil des Königreichs Großbritannien kurz mit Quellenverweis vor. Zum Wappen Irlands kommentiert Gryphius: „Jerne/ oder *Juerna* ist der alte

⁵⁵ Vgl. etwa Webster (1997), S. 21.

⁵⁶ Alsted (1989), S. 1147 [Bd. 2].

⁵⁷ Vgl. Gryphius (1991), S. 556–558.

⁵⁸ Gryphius (1991), S. 563.

⁵⁹ Vgl. Gryphius (1991), S. 557–558.

⁶⁰ Gryphius (1991), S. 567.

⁶¹ Vgl. hierzu etwa Campbell (2015), S. 407–410.

Namen Irlands. So auch bey *Euchstathio*, *Bernia* genennet.“⁶² Wiederum steht für Gryphius der alte Name, die historische Tiefendimension, im Vordergrund, wobei Gryphius offensichtlich den antiken Namen Irlands, Hibernia, den etwa auch Tacitus erwähnt (Tacitus, *Agricola* 24.3), nicht zu kennen scheint. Die erste Erwähnung der Insel im Trauerspiel wird allerdings dem Independenten Daniel Axtel in den Mund gelegt, der das Land für einen künftigen Ämterschacher der siegreichen Cromwell-Anhänger ins Spiel bringt („Auch will man in *Jern* vor dich bemühet seyn;/ So bald ein Ehrenstand dort offen; ist er dein“ I.263–264). Machtgier und Käuflichkeit charakterisieren den Umgang der revolutionären Bewegung mit dem historischen Land. Es sind in der dritten Abhandlung dann gerade zwei ‚Engelländische Grafen‘, die auf die grausame Unterdrückung Irlands nach der Hinrichtung des Earl of Straffords hinweisen: „Was lid Jerne nicht?“ (III.630), wobei das Schicksal Wentworts wiederum eng mit dem irischen Schicksal verknüpft erscheint. Doch wird in den wenigen Erwähnungen Irlands auch deutlich, dass für Gryphius grundsätzlich die (englische) Herrschaft über die irische Insel – wie sie in der Person Wentworts vom König eingesetzt worden ist – legitim ist. Dies wird im Dialog zwischen Cromwell und dem schottischen Gesandten deutlich:

CROM. Wer hat Jerne wol zum Auffruhr ausgetagt?

GESA. Wer hat Jernes Zaum durch Straffords Beil zuschnitten? (III.724–725)

Der Zaum, der dem „wüsten Jrr“ (II.422) durch den rechtmäßigen Herrscher angelegt worden ist, wurde aufgrund der erzwungenen Hinrichtung Wentworts wieder beseitigt, sodass sich das ganze Land in Aufruhr befindet. Über Irland wird allerdings im gesamten Trauerspiel nur gesprochen, eine irische Figur hat Gryphius nicht eingeführt, der englische Earl of Strafford wird zur Stimme Irlands („mein Jerne“ II.7). Der irische Aufruhr kann im Sinne einer gottgegebenen monarchischen Herrschaft nicht für rechtmäßig anerkannt werden. So überrascht es auch nicht, dass im Chor der fünften Abhandlung die Rache ihr Wüten auch in Irland den aufrührerischen Untertanen ankündigt:

„Ich gebe Jerne Preiß und Britten Vogelfrey!

Jhr Seuchen! spannt die schnellen Bogen!

Komm! komm geschwinder Tod! nim aller Gräntzen ein!

Der Hunger ist voran gezogen /

Vnd wird an Seelen statt in dürren Glidern seyn!“ (V.528–532)

Hier wird nun zwischen ‚Jerne‘ und ‚Britten‘ unterschieden, die Einheit des Wappens von Großbritannien besteht am Ende der fünften Abhandlung nicht.⁶³ Im Trauerspiel erscheinen die revoltierenden Insulaner allerdings ohne Unterschied der göttlichen Rache preisgegeben, auf die das Trauerspiel teleologisch zuläuft.⁶⁴

⁶² Gryphius (1991), S. 552.

⁶³ Zum Sonderstatus von Irland vgl. die Anmerkungen von Gryphius (1991), S. 558.

⁶⁴ Vgl. Kaminski (2016), S. 733.

Im Trauerspiel begegnet der Name ‚Engelland‘ weit seltener als Albion, geläufiger ist hingegen das Adjektiv ‚Engelländisch‘ (Engelländische Grafen, Engelländische Frauen und Jungfrauen, Engelländische Reichsstände, Engelländische Kirchen-Verfassung, Engelländisches Gefängnis etc.). Die „Engelländer“ als Personenbenennung verwendet Gryphius allein beim Sieg der Flotte über die spanische Armada.⁶⁵ Hier zeigt sich, dass ‚Engelland‘ für Gryphius ein unscharfer Begriff ist, der von ‚Albion‘ kaum abgegrenzt werden kann, dagegen aber weniger historische Legitimität besitzt. „Weh Albion! O Engelland Weh! Weh!“ (II.140), klagt der gespenstische Laud, sodass jenes Engelland auch Schottland umfasst (ebenso das ‚Engelland‘, das Maria Stuarts Geist bezeichnet II.191). In der fünften Abhandlung stellt ein Graf jedoch „Engelland und Calidon“ (V.106) abgrenzend nebeneinander, während die Rache am Ende Schottland nicht mehr explizit nennt und so ‚Engelland‘ wiederum die Einheit von Schottland und England meint: „Aus Engelland wird helle werden“ (V.523). Besonders spannend ist natürlich die Frage nach der Wahrnehmung der englischen Sprache bei Gryphius. Allein in der Anmerkung zu ‚Albion‘ spricht Gryphius von „ein alter Engelländischer Namen“⁶⁶ in dem Sinne, dass hier ‚Engelländisch‘ die englische Sprache meint. Die Quellen, die Gryphius als Belegstellen für sein Trauerspiel benennt, sind fast ausnahmslos in lateinischer Sprache verfasst, wenige auf Italienisch oder Deutsch.⁶⁷ Berghaus konnte aufzeigen, dass Gryphius „viele seiner Quellschriften aus Holland erhalten hat. Ob Gryphius diese Werke direkt aus den Niederlanden oder aber aus Leipzig bezog, läßt sich nicht feststellen.“⁶⁸ Es wird offensichtlich, dass Gryphius – wenn überhaupt – kaum auf englischsprachige Quellen zurückgriff und eine Verwendung englischsprachiger Literatur im Bereich der Vermutung bleiben muss.⁶⁹ So spielt die englische Sprache für die Wahrnehmung Großbritanniens bei Gryphius allenfalls eine marginale Rolle.⁷⁰

Neben Albion und Engelland verwendet Gryphius häufig ‚Britten‘ als Bezeichnung für die Insel, wobei damit insbesondere die Bevölkerung gemeint ist. ‚Britten‘ dient als übergreifende Benennung der Engländer, Schotten und auch Iren, wie sie seit der Antike geläufig ist („Der Oberbegriff für die Insel ist eine Schöpfung klassischer Autoren“⁷¹). Doch wird jene vermeintliche Einheit häufig schon durch die Erwähnung als brüchig vorgestellt: der „Britten Ketzerey“ (III.616), der „Britten Zanck“ (III.670), der „Britten Mord“ (IV.325), der „Britten Opfer-Platz“ (V.468). ‚Britten‘ erscheint als kollektive Bezeichnung, die auf

⁶⁵Vgl. Gryphius (1991), S. 566.

⁶⁶Gryphius (1991), S. 550.

⁶⁷Zur Rezeption englischsprachiger Literatur vgl. etwa Willenberg (2012).

⁶⁸Berghaus (1984), S. 298. Zur Wahrnehmung deutschsprachiger Büchermessen von englischer Seite vgl. etwa den Reisebericht *Crudities* von Thomas Coryate aus dem Jahr 1608. Coryate (1970), S. 308–310.

⁶⁹Vgl. Berghaus (1984), S. 298.

⁷⁰Zur Rezeption der englischen Erbauungsliteratur bei Gryphius vgl. Sebastian (2020).

⁷¹Eck (1997), Sp. 783.

das gemeinsame schuldhafte Wirken aller Inselbewohner an der Hinrichtung ihres Königs abzielt („Gantz Britten hat den Stab auff Stuards Hals gebrochen“ Cromwell III.694). Als kollektive Benennung des Inselreichs evozieren die Independenten die potenzielle Macht und Größe des Landes („wird gantz Britten rein“ Hugo Peter III.343), eine Größe, die dem kurpfälzischen Gesandten unheimlich ist („Der herbe Grimm der ungeheuren Britten/ Hat disen Schluß gefast auffß Königs Hals zu wüthen.“ III.446). Es ist vor allem die dritte Abhandlung, die in der zweiten Fassung den Independenten breiten Raum gibt, in der die britische Identität von den Aufrührern beschworen wird. So ist es im Trauerspiel denn auch allein Cromwell, der von „uns Britten“ (III.218) spricht, während der Mitverschwörer Fairfax hierzu die Größe des Landes hervorhebt („Der Briten grosses Land“ III.177). In der revolutionären Bewegung, so zeigt Gryphius, formiere sich eine die einzelnen Länder übergreifende britische Identität, die jedoch allein zerstörerische Züge trägt, indem die Vereinigung der Länder unter dem Vorzeichen des Königsmordes verwirklicht wird. Carolus Stuardus spricht dagegen nur von „mein müdes Britten-Land“ (IV.165), das durch das Todesurteil schiffbrüchig untergeht und im Chaos versinkt. So kann es auch nicht verwundern, dass der Name ‚Gross Britanien‘ nur im Titel erscheint (*Ermordete Majestät. Oder Carolus Stuardus. König von Gross Britanien. Trauer-Spil*).⁷² Großbritannien ist für Gryphius allein das dem von Gott eingesetzten König gehorsame Reich. Der dem Trauerspiel vorangestellte Epitaph Cromwells formuliert ja eingangs: „Magnæ Britannæ ATLAS corrui.“⁷³ Das lateinische Gedicht wird Hoffmann von Hoffmanswaldau zugeschrieben⁷⁴ und weist auf den sich entfaltenden Zerfalls- und Untergangsprozess Großbritanniens hin, dem die Zuschauer des Trauerspiels folgen werden. Doch hat Gryphius in der dritten Abhandlung auch das britische Selbstverständnis der Independenten deutlich hervorgestrichen. ‚Groß‘ sind diese Revolutionäre für Gryphius freilich nicht.

Das im kriegerischen Gegeneinander von Albion, Calidon und Jerne (Wales erscheint nur in den zitierten Quellen⁷⁵) unregierbar gewordene ‚Gross Britanien‘, das von Konflikten um Glaubensrichtungen und Kirchenordnung erschüttert wird, steht so ein für ein „Jahrhundert der maximalen Pluralisierung“⁷⁶, eine Pluralisierung, die als Bedrohung der überkommenen Ordnung gesehen werden muss. Am Beispiel des nicht mehr unter einem König zu vereinigenden Inselreichs wird diese Pluralisierung auch topographisch als insulares Untergangsgeschehen

⁷² Gryphius (1991), S. 443.

⁷³ Gryphius (1991), S. 447.

⁷⁴ Vgl. Eberhard Mannacks Kommentar in: Gryphius (1991), S. 1106.

⁷⁵ Vgl. etwa Gryphius (1991), S. 568.

⁷⁶ Previšić Mongelli (2019), S. 67.

sichtbar. Den machtpolitischen Aufstieg Großbritanniens, etwa durch den Sieg über die Armada, verfolgt Gryphius nur am Rande.⁷⁷

19.3 Das Parlament – Tyrannen im Plural

Als Besonderheit des Inselreichs kann des Weiteren die starke politische Stellung des Parlaments bezeichnet werden, das im Fall des Stuart-Königs das Todesurteil über den Monarchen ausspricht. Dies hat Gryphius auch deutlich so wahrgenommen. Schon in der ersten Abhandlung spricht Fairfax vom Druck, den das Unterhaus auf seine Entscheidung ausüben kann: „Wird nicht das Vnterhauß sich grimmigst widersetzen?“ (I.122), und macht so offensichtlich, dass der entschiedene Wille des Unterhauses sich für die Hinrichtung des Königs ausgesprochen hat.

In der dritten Abhandlung zeigt der Hoffe-Meister des Pfaltz-Graff-Churfürsten auf, wie sehr die Autorität des Herrenhauses bereits untergraben ist – ein tyrannisches Zwangssystem sei an seine Stelle getreten:

Was ist der Herren Hauß itzt als ein leerer Nam.
 Wer in des Pövels Mund durch Schrifft und Reden kam;
 Sitzt nun mit Eisen fest. Man muß den Cromwell ehren/
 Vnd Fairfax wolt uns vor eh' als die Landständ hören. (III.495–498)

Der holländische Gesandte, der ja Vertreter eines republikanischen Systems ist, kann dem nur zustimmen und bemerkt bedauernd, er habe nur der „Häuser Schatten sehen“ (III.502) dürfen. Es ist dies der ‚Blick von außen‘, vom Kontinent aus, und der Blick eines Republikaners auf die revolutionären Geschehnisse, der eine Entmachtung insbesondere des Herrenhauses deutlich hervorkehrt. Im Disput der zwei ‚Engelländischen Graffen‘ wird jene Frage nach der Entscheidungsfreiheit des Parlaments wiederum erneuert. Das Todesurteil über den König sei vom Parlament tyrannisch erzwungen worden, so der erste Graff:

I. Wem ist das Parlament in Albion verholten?
 II. Diß/ wenn der König hin/ setzt andre König' ein.
 I. Wer greiff den König an? wer kräncket die Gemein?
 II. Hat ein und ander Hauß nicht Stuards Tod beschlossen?
 I. Hat ein und ander Hauß der Freyheit itzt genossen?
 II. Zeucht man der Häuser Recht bey jemand in Verdacht?
 I. Jst ein und ander Hauß nicht längst zu nicht gemacht?
 II. Durch wen? Der sich bemüht die Freyheit uns zu geben!
 I. Als ein und ander Haus liß Sitz und Recht auffheben?

⁷⁷ Gryphius hierzu: „Der herrliche Sig über die Spanische unerhörete Schiffsmacht so wider Engelland in dem 1588. Jahr ausgerüet; rührt nechst Gott mehrenteils dannenher/ daß die Engelländer sich der Winde wohl zu gebrauchen gewust welche den Spaniern damals gantz zu wider gewesen.“ Gryphius (1991), S. 565–566.

- II. Wer zwang das Parlament daß es sich selbst verliff?
 I. Wer war es/ der itzt ein itzt ander Glid angriff?
 II. Aus Noth/ umb viler Wahn/ und harten Sinn zu schrecken! (III.594–605)

Die Stichomythie gibt Schlag auf Schlag Position und Gegenposition von Königsanhänger und Cromwell-Sympathisant wieder, eine Zwietracht, die selbst im englischen Adel auszumachen ist. Während die Autorität des Parlaments außer Frage steht, bleibt doch für den Royalisten offensichtlich, dass unter der Herrschaft der Independenten keine freien Entscheidungen mehr möglich sind. Die so wesentliche „souveräne Instituierung des Selbst in der Rede“⁷⁸ wird undenkbar. Dieser schlagfertige Disput wiederholt sich nochmals in der dritten Abhandlung zwischen Cromwell und dem schottischen Gesandten:

- CROM. Hat nicht das Parlament die Richter selbst gesetzt?
 GESA. Das Parlament? wo ists? in welches Kerckers Hölen?
 CROM. Man kärckert niemand ein/ als dinstbegir'ge Seelen
 GESA. Wer richtet? der nicht vor gewaffnet bey euch stundt.
 CROM. Vnd der/ dem Landes Bräuch' und Grundgesetze kundt. (III.696–700)

Während der schottische Gesandte nochmals den Vorwurf wiederholt, unliebsame Parlamentarier würden bedroht und eingekerkert, macht Cromwell deutlich, dass die Bräuche und Grundgesetze des Königreichs zu befolgen seien. Cromwell wird hier die Möglichkeit gegeben, die Position der Independenten ausführlich vorzutragen – und damit auch hervorzukehren, dass sich auch ihr Anliegen juristisch begründen lässt. In den Anmerkungen stützt Gryphius die Argumentation von Cromwell durch die ausführliche Zitierung von Parlamentsbeschlüssen, so wenn Cromwell darauf insistiert, dass sich keine anderen Mächte in die Angelegenheiten Britanniens einzumischen hätten („Was geht es ander an was Britten kann befreyen?“ III.750).⁷⁹ Folglich kann die für sich bestehende, mit Revolutionen politisch experimentierende Insel als quasi empirisches Erkenntnismodell dienen, denn „es schlägt der evolutionäre Prozeß in dieser abgeschlossenen Inselwelt einen Sonderweg ein, der seine Gesetzmäßigkeiten um so deutlicher sichtbar macht.“⁸⁰

In der vierten Abhandlung zeigt sich nun am zum Tode verurteilten König mehrfach deutlich, dass seine Entscheidungen nicht gegen das Parlament gerichtet waren (vgl. etwa IV.101; IV.185). Doch bleibt das Spannungsverhältnis zwischen König und Parlament im Trauerspiel offensichtlich blass: Solange das Parlament noch frei entscheiden kann, so vermittelt es das Trauerspiel, kam es zwischen König und Parlament zu keinem Konflikt, der eine Hinrichtung rechtfertigen würde („the two Parliamentarians' assertion in Gryphius to speak on behalf of the populace is discredited, as the bond between the monarch and the community

⁷⁸ Campe (2000), S. 287.

⁷⁹Vgl. hierzu den bei Gryphius angeführten Parlamentsbeschluss: Gryphius (1991), S. 569.

⁸⁰Moser (2005), S. 410.

is asserted and sanctified.“⁸¹). In den Anmerkungen äußert sich Gryphius weit polemischer und zitiert aus einem „Außschreiben des Parlaments“⁸², das auf das Recht pocht, auch Könige absetzen zu können. Die Ratlosigkeit, die nach Stephan Kraft die erste Fassung des Trauerspiels charakterisiert, ist auch in der zweiten Fassung noch festzustellen: es „gewinnt doch eine gewisse Ratlosigkeit gegenüber diesem in der historischen Situation von 1650 so wenig klaren Geschehen Raum. Es gibt die Position der Parlamentarier, und es gibt die Position der Royalisten. Aber wohin wird dies am Ende führen? Und vor allem: Was will Gott?“⁸³. Allein in den Anmerkungen wird das Parlament vehement diskreditiert und so auch deutlich, dass das Parlament durch Zahlung einer hohen Summe die Auslieferung des Königs vom schottischen Heer erreichte.⁸⁴ Das so agierende Parlament ist des Machiavellismus verdächtig.⁸⁵ Dieser Vorwurf trifft ja insbesondere die Independenten,⁸⁶ als deren Vollstrecker sich die Parlamentarier im Trauerspiel zeigen.

Aus der Sicht der Königsanhänger gleichen die von Cromwell ins Parlament gebrachten Unterhaus-Vertreter zusehends der revoltierenden Rotte, denn sie machen sich mit dem Pöbel gemein:

Eh' als das Parlament die Catten hat erlassen;
Liff schon das Vnterhauß durch die zertheilten Gassen.
Vnd that durch dises Stück ihn augenscheinlich dar/
Wie angenehm die Bitt und die Gesandtschaft war. (V.25–29)

Das Unterhaus ist an einer Einmischung der republikanischen Holländer (Catten) oder des schottischen Gesandten für den König nicht interessiert. Dies wird der Öffentlichkeit durch das demonstrative Nicht-Anhören königstreuer Positionen kundgetan. Gryphius macht auch wiederum in den Anmerkungen deutlich, wie sehr ihm das Zusammenlaufen der Massen und die politischen Forderungen der Menge in London missfallen, so wenn er ausführt: „daß sich die Lehrbuben der Handwercks Leute und dergleichen junge Rotten mit vil tausenden zusammen gegeben/ und mit grossem abscheulichen Geschrey bald vor dem Parlaments Hause/ bald vor dem Königlichen Pallast dises und jenes mutwilligst begehren dörrffen [...]“⁸⁷ Auf die „anti-egalitäre Anthropologie“⁸⁸ von Gryphius hat die Forschung bereits hingewiesen. Hier drückt sich aber auch das Selbstverständnis eines Gelehrten aus, der in einer „ritualisierten Gelehrtenkommunikation“⁸⁹

⁸¹ Krobb (2019), S. 14.

⁸² Gryphius (1991), S. 563.

⁸³ Kraft (2016), S. 72.

⁸⁴ Vgl. Gryphius (1991), S. 563.

⁸⁵ Vgl. Krobb (2019), S. 16.

⁸⁶ Vgl. Bach (2014), S. 543–546.

⁸⁷ Gryphius (1991), S. 553.

⁸⁸ Bach (2014), S. 552.

⁸⁹ Czarnecka (2020), S. 255.

von seinem Gelehrtenhaushalt aus tätig war und eben „nicht an öffentlichen Orten.“ Die zunehmende Bedeutung einer sich konstituierenden Präsenzöffentlichkeit, wie es sich nicht nur auf der Insel abzeichnete, hinterfragt jenes Gelehrten-selbstverständnis auf radikale Weise.

In den Anmerkungen zur Hinrichtung benennt Gryphius dann explizit, wie wortbrüchig und tyrannisch er das Vorgehen des Parlaments empfindet: Zum einen sei Juxton dazu gezwungen worden, vor dem Unterhaus die letzten Worte des Königs öffentlich zu machen, zum anderen hätten die „Glider der beeden Parlamente“⁹⁰ Carl zugesagt, ihm zum großen, glorreichen König machen zu wollen. Dies deutet Gryphius nun als Umkehrung der gebrochenen Gelübde des Parlaments im Sinne des königlichen Martyriums.

Die enge Verbindung von Parlament und Volk vollzieht sich bei Gryphius weniger staatsrechtlich, denn anthropologisch auf der Ebene mangelnder Affektkontrolle. Das Rasen und Toben, die unkontrollierte Freisetzung der Affekte, die im Trauerspiel den Tyrannen charakterisieren (Chach Abbas etwa: „Wir verlodern/ wir verschmelzen angesteckt durch Schwefel-Kertzen!“⁹¹), zeigt Gryphius in *Carolus Stuardus* am Volk auf: ein „hoch-verführtes Volck“ (IV.8), das bereits der Gespensterauftritt als das „allzeit-blinde Volck“ (II.77) vorstellte, und dessen zügellose Affekte durch „das tolle Toben“ (II.50) hervorgestrichen werden. Insbesondere sind es Racheeffekte, die Parlament und Volk antreiben: das „Wütten das Gekreusch/ und unversetzte Tödten“ (II.14) machen bei den Anhängern des Königs eine gegen sich selbst rasende Inselbevölkerung offenbar.

Auch im Bereich der Kirchenordnung skizziert Gryphius auf der Insel eine Tendenz zur Ermächtigung der einzelnen Geistlichen, die sich einem allgemeinen Gebetsbuch widersetzen und dadurch „in kurzem allerhand Verwirrungen“⁹² stiften. Gab es in Glogau in jener Zeit ein Druckverbot für theologische Schriften, das auch Gryphius selbst betraf,⁹³ so herrschte hier auf der Insel eine von kontinentaler Perspektive aus betrachtet nur als unvorstellbar zu bezeichnende Freiheit der religiösen Meinungsäußerung. Diese wird noch gesteigert durch ein allgemeines Prophetentum, das zum Kernbestand der Lehre der Independenten gehörte und nach der Machtergreifung Cromwells weit verbreitet war.⁹⁴ Dass diese vermeintlich selbstbestimmten, nahezu prophetischen englischen Entscheidungsträger allerdings für Gryphius letztlich Getriebene ihrer Affekte sind, lässt sich auch bis in die Druckgraphik nachweisen („Die Figur wird sozusagen

⁹⁰ Gryphius (1991), S. 575.

⁹¹ Gryphius (1991), S. 221 (V.409).

⁹² Gryphius (1991), S. 573.

⁹³ Garber (2020), S. 43–44.

⁹⁴ Vgl. Minois (1998), S. 428–430.

zum Gefangenen des Nebentextes, dem sie nicht entkommen kann.“⁹⁵). Das sich theologisch äußernde Volk ist zudem schriftunkundig.⁹⁶

Die „offensichtlich übersteigerte Rache“⁹⁷ am revoltierenden Volk korreliert folglich mit den Verhaltensbeschreibungen der ‚wilden‘ Insulaner, wie sie Gryphius schon aus den antiken Quellen exzerpiert hatte. Zwar werden in der dritten Abhandlung ihre Positionen ausführlich vorgestellt,⁹⁸ doch: „Sechsmal wird während der 800 Verse der dritten Abhandlung das gesamte Personal ausgewechselt, nur viermal verbindet eine Person zwei Szenen“⁹⁹, wodurch eine starke Pluralisierung der Perspektiven auch innerhalb der revoltierenden Gruppe erzielt wird. Folglich „allerhand Verwirrung“ auch hier – wie bei den Auseinandersetzungen um das Kirchenbuch. „Überhaupt gibt es in Gryphius’ Trauerspiel *Carolus Stuardus* mehr als zwei Parteien, deren Perspektiven auf Prozess und Urteil über den König zudem durch die Kommentare ausländischer Diplomaten vermehrt werden“¹⁰⁰, so Barbara Mahlmann-Bauer. Das Handeln der Independenten steht zusätzlich im Zeichen eines „hektischen Aktivismus“¹⁰¹, der immer mehr Unruhe und Chaos verbreitet. „Die Zeit verläuft!“ (III.779), ruft Cromwell im Zeichen einer frühneuzeitlichen rasenden Beschleunigung, die auf ein unkontrollierbares Rasen der Revolutionäre selbst hinausläuft. Das sanguinische Temperament der Inselbewohner mag hierbei eine Rolle spielen.

Die Ermächtigung breiter Bevölkerungsschichten zu politischen Entscheidungsträgern lässt die nun unkontrollierte Masse zum Tyrannen aufsteigen. „Britannia fertilis Provincia Tyrannorum“ – der Tyrann kann unter solchen Vorzeichen auf dem zerfallenden Inselreich nur mehr im Plural gedacht werden. Dies betrifft vor allem auch die Einheit des Glaubens, die unter parlamentarischer Herrschaft zerbricht: „Nachdem das Parlament in England die Bischofsherrschaft beseitigt hatte, war es wegen des Bürgerkrieges und der Uneinigkeit der Parlamentarier nicht möglich, eine neue, uniformierte Kirche zu errichten.“¹⁰² Der Herrschaftswille des Parlaments in Glaubensangelegenheiten erweist sich für Gryphius als höchst problematisch.

Eine solche tyrannische Neigung unter Inselbedingungen kann aber auch dem König nicht abgesprochen werden – wie die ungerechtfertigten Hinrichtungen und die Leichenschändungen seiner Anhängerschaft aufzeigen. Cromwell zeichnet Carl in diesem Sinn als rasenden Tyrannen: „Wir wütten wider den/ der über uns

⁹⁵ Baum (2020), S. 394.

⁹⁶ Vgl. hierzu Fromholzer (2013), S. 120–127.

⁹⁷ Niefanger (2016b), S. 265.

⁹⁸ „das hypertrophe Herzstück gehört nun in der zweiten Fassung des Gryph’schen *Carolus Stuardus* einzig und allein den Gegner Karls“, so Stephan Kraft. Kraft (2016), S. 75.

⁹⁹ Gamper (2016), S. 292.

¹⁰⁰ Mahlmann-Bauer (2020), S. 443.

¹⁰¹ Gamper (2016), S. 297.

¹⁰² Berghaus (1984), S. 205.

getobt.“ III.167). So wird im Trauerspiel der englische Bürgerkrieg, eine „fatale Spiegelbildlichkeit der Antagonisten“¹⁰³, als eine Eskalation der Affekte auf beiden Seiten der Insulaner inszeniert. Steht die Insel im Utopie-Diskurs für das in die Moderne verweisende Paradigma von „systematisch organisierten Räumen“¹⁰⁴ ein, so zeigt das Trauerspiel von Gryphius implizit die menschliche Hybris dieser politischen Ideen auf, die die Geschichte seit dem Sündenfall nur weiter fortschreibt.

19.4 Erwünschte insulare Isolation – Europas instabile Lage

Die geographische Lage des ‚wilden‘ Inselreichs wird im Trauerspiel vom Kontinent aus betrachtet als Peripherie wahrgenommen.¹⁰⁵ Doch besteht auch kein Zweifel darüber, dass Großbritannien ein Teil Europas ist – wie dies bereits der Geist Maria Stuarts mit Autorität aus dem Jenseits formuliert:

Europe selbst zureist ihr Tränen-nasses Kleid
In dem was sterblich ist/ dein letztes Grabe-Leid
Mit heissen Zehren ehrt/ nur du bleib unbeweget [...] (II.247–249)

Hier wird ganz offen von der Anteilnahme Europas an der Hinrichtung Carls gesprochen, wobei die Heftigkeit der Affekte durch das Zerreißen des Kleides verdeutlicht wird. Bei den Revolutionären herrscht ein hohes Bewusstsein von der Parteinahme Europas für Carl. „Den gantz Europ’ und selbst gantz Albion gelobt“ (III.168), so Fairfax im Disput mit Cromwell. Es ist vor allem der Hoffe-Meister des Pfaltz-Graff-Chur-Fürsten, der dann die Einbindung Großbritanniens in die europäische Staatengemeinschaft beschwört. Hierbei spielen die verwandtschaftlichen Beziehungen der Adelsgeschlechter eine zentrale Rolle:

Europens Götter höret
Printz Stuards Seufftzer an! lern und lehret
Wie leicht der Thron versinck. Europens Götter kennt/
Kennt euch und eure Pflicht. Der grosse Nachbar brennt!
Gekrönte denckt was nach. Das Blut das hir wird flissen/
Das Blut mit welchem Carl sein Leichtuch wird begissen;
Jst eur/ und euch verwandt! (III.529–535)

Nicht die geographische Nachbarschaft der Insel zum Kontinent wird hier zum entscheidenden Argument, sondern die grundsätzliche Gefährdung der monarchischen Verfassung und die Solidarität der Herrscherhäuser untereinander.

¹⁰³ Koschorke (2016), S. 667.

¹⁰⁴ Mohr (2011), S. 227.

¹⁰⁵ Zur Charakterisierung der Briten als „Barbaren“ bereits in der italienischen Renaissance vgl. Garin (1960).

Gryphius war Carl Stuarts Frau, Maria Henrietta, im französischen Exil begegnet und hat im Sonett *Auff den Einzug der Durchleuchtigsten Königin MARIÆ HENRIETTÆ in Angiers* den monarchischen Standpunkt vehement vertreten:

Die Könige gezeugt/ die Königlich gebohren/
 Die Könige geliebt/ die bey noch zartem Jahr
 Ein König ihr vermählt/ die Könige gebahr/
 Nach dem drey Kronen sie/ zur Königin erkohren [...].¹⁰⁶

Die Exilsituation der englischen Königin in Frankreich, gezeichnet von Kummer und Sorgen, zeigt auf, wie sehr das Schicksal der englischen Monarchie mit Europa verwoben ist. Gryphius hatte in den Anmerkungen zum Wappen Großbritanniens auf die Verbindung von Frankreich und Inselreich im *Coat of Arms* zusätzlich hingewiesen.¹⁰⁷

Dieser erneuten Einbindung Großbritanniens in die europäische Ordnung (die dynastische Einbindung droht zu scheitern) stehen im Trauerspiel zwei Aspekte entgegen: das jede politische Einmischung verweigernde, für sich bestehende Inselreich und die sich dynamisierenden Möglichkeiten des globalen Austausches, wie sie der aus NeuEngelland zurückgekehrte Hugo Peters repräsentiert („den neu Albion zu lehren außgesendet“ III.389), die auch vielfältige Chancen für eine Glaubensfreiheit eröffnen. So wird im Sonett *An einen höchstberühmten Feldherrn/ bey Ueberreichung des Carl Stuards* denn auch eine gewissermaßen kontinental gedachte ‚splendid isolation‘ imaginiert, die Welt möge sich von Britannien abtrennen – die Insel möge für sich bestehen: „schreckt die grosse Welt/ Die sich von Britten sucht weit mehr denn vor zu schneiden“¹⁰⁸. Gleichsam chirurgisch soll hier die Abtrennung Britanniens von globalen Geschehen vorgenommen werden. Doch eine solche insulare Isolierung des Revolutionsgeschehens ist gar nicht mehr denkbar.

Es ist vor allem der Chor der Sirenen, der am Ende der zweiten Abhandlung das Geschehen auf der Insel dem Geschehen auf dem Kontinent gegenüberstellt. Der Niedergang der Monarchien in Dänemark, Polen und der Türkei wird hier vermerkt, um schließlich die kriegerischen Konflikte zwischen Spanien und Portugal, Heiligem Römischen Reich und Frankreich aufzuführen. Der verführerische Gesang der Sirenen von der Revolution, der von der Insel nach Europa herüberklingt (in einem „wohl als Ritornell-Arie konzipierten Wechselgesang“¹⁰⁹), ist bei Gryphius nur abschreckend und angsteinflößend. Doch auch das Inselgeschehen kann als wüstes Toben gar nicht mehr vom Geschehen auf dem ebenfalls in Kriegen zerfallenden Kontinent unterschieden werden. Das vermeintlich ferne britische Inselreich zeigt sich ebenso „als Ort intimster Vertrautheit“¹¹⁰ eines

¹⁰⁶Gryphius (1963), S. 73–74.

¹⁰⁷Gryphius (1991), S. 552.

¹⁰⁸Gryphius (1963), S. 118.

¹⁰⁹Aurnhammer (2020), S. 562.

¹¹⁰Gaede (2003), S. 41.

in Kriegen auseinanderberstenden Kontinents. Die Insel im stürmischen Meer – dies meint in der Emblematik ja vor allem die Unbeständigkeit der Welt.¹¹¹

Im Gesang der Syrenen erscheint Großbritannien als erste Vorburg, die vom tosenden Meer, dem politischen Chaos, genommen wird („Wil die Vorburg Amphitritens auch nicht länger felsern seyn“ II.542). Hier wird eine geschichtliche Dynamik offensichtlich, die vom politischen Experimentierfeld der Insel auf den Kontinent übergreift, ein politisches Experimentieren, das die Möglichkeit einer abgeschlossenen Insel schon längst verabschiedet hat und die expansiv-aggressiven Tendenzen im politischen Geschehen Europas offenlegt, das längst Teil einer globalen Geschichte geworden ist: „die weitte Tems ist offen“ (III.282) – „Rent in neu Albion“ (V.210), so lassen sich die Independenten bereits nur mehr als globale politische Agenten begreifen. Bemerkenswert ist hier, wie sehr das von einer gesellschaftlichen Dynamik erfasste Inselreich mit der Nähe zu Meer und Fluss in Verbindung gebracht wird. Martin Knoll, der die Hydrographie des 17. Jahrhunderts erforschte, bilanziert: „Rhetorische Statik versus fluviale Dynamik“¹¹² charakterisiere die Wahrnehmung von Flusslandschaften im Barockzeitalter. Die postulierte Statik der Gesellschaftsordnung steht im Widerspruch zum permanenten Wechsel der Fluss- und Wasserverläufe. Auf dem Inselreich hat bei Gryphius die Dynamik des Wassers über die Statik der Landmasse (und der Gesellschaft) obsiegt. Dies entspricht Vorstellungen bei Grotius, die davon ausgehen, dass der die Landmassen umschließende Ozean eher das Land beherrsche als umgekehrt.¹¹³ Der Zerfall des Machtzentrums von Großbritannien kann folglich als Modell verstanden werden für „eine Dezentrierung, zu der die ‚Entdeckung‘ der Neuen Welt maßgeblich beigetragen hat.“¹¹⁴ Nicht nur steht im Zentrum der Macht auf dem Inselreich kein König mehr, sondern eine Vielzahl an aus dem breiten Volk hervorgegangenen Entscheidungsträgern, auch die Landesteile Irland, Schottland und England scheinen im Bürgerkrieg nicht von einem Zentrum her regiert werden zu können (gerade die topographische Wahrnehmung eines Herrschaftsraums schärft den Blick für die erwünschte „Zentralisierung von Regierungs- und Verwaltungshandeln“¹¹⁵). Und so deutet sich mit dem Auftritt ‚neu Albions‘ auf der politischen Weltbühne auch eine Ordnung an, die den europäischen Kontinent nicht mehr wie selbstverständlich als organisierendes Zentrum begreift. Besonders bemerkenswert bei Gryphius ist, dass jene seit Homer vertrauten Erzählungen von der Kulturation einer Insel hier im Trauerspiel auch dystopisch zurückgenommen werden können. Die voranschreitende Kulturation der wilden Insel verkehrt sich in ihr Gegenteil, in Krieg und Chaos. Auch für die Dystopie erweist sich die Insel als ideales Experimentierfeld.

¹¹¹ Vgl. Henkel/ Schöne (1967), Sp. 73.

¹¹² Knoll (2010), S. 123.

¹¹³ Vgl. hierzu Brayton (2011), S. 181.

¹¹⁴ Moser (2005), S. 423.

¹¹⁵ Knoll (2013), S. 414.

Literatur

Quellen

- Alsted, Johann Heinrich. 1989. *Encyclopaedia*. Faksimile-Neudruck der Ausgabe Herborn 1630. Stuttgart: Frommann-Holzboog.
- Ausonius, Decimus Magnus. 2012. *Opera omnia/ Sämtliche Werke. Tomus I: Opera ad vitam eius pertinentia/ Bd. I: (Auto-)biographische Werke*, Hrsg., übersetzt u. kommentiert von Paul Dräger. Trier: Kliemedial.
- Ausonius, Decimus Magnus. 1991. *The Works of Ausonius*, Hrsg. Roger P. H. Green. Oxford: Clarendon.
- Camden, William. 1586. *Britannia siue Florentissimorum regnorum, Angliæ, Scotiæ, Hiberniæ, et insularum adiacentium ex intima antiquitate chorographica description*. London: Newbery.
- Camden, William. 1616. *Annales Rerum Anglicarum, Et Hibernicarum regnante Elizabetha*. Frankfurt: Ruland.
- Coryate, Thomas. 1970. *Die Venedig- und Rheinfahrt A. D. 1608*, Übersetzung von Hans E. Adler. Stuttgart: Goyerts Krüger Stahlberg.
- Gryphius, Andreas. 1991. Ermordete Majestät Oder Carolus Stuardus. König von Gross Britanien. Trauer-Spil. In *Dramen*, Hrsg. Eberhard Mannack, 443–575. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag.
- Gryphius, Andreas. 1964. Carolus Stuardus A. In *Trauerspiele I*, Hrsg. Hugh Powell, 1–52. Tübingen: Niemeyer (Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke 4).
- Gryphius, Andreas. 1963. *Sonette*, Hrsg. Marian Szyrocki. Tübingen: Niemeyer (Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke 1).
- Henkel, Arthur und Albrecht Schöne, Hrsg. 1967. *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*, Ergänzte Neuausgabe. Stuttgart: Metzler.
- Hieronymus, Sophronius Eusebius. 1996. *Sancti Eusebii Hieronymi Epistulae. Pars III: Epistulae CXXXI-CLIV*, Hrsg. Isidor Hilberg, 2. Aufl. Wien: Tempsky (Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum 56/1).
- Vondel, Joost van den. 1661. *Maria Stuart, of Gemartelde Majesteit*. Köln: Oude.
- Zedler, Johann Heinrich. 1731. Art. Albion. In *Universal-Lexicon* Bd. 1, Hrsg. Johann Heinrich Zedler, 1026. Halle, Leipzig: Zedler.
- Zedler, Johann Heinrich. 1744. Art. Temperament des Leibes. In *Universal-Lexicon* Bd. 42, Hrsg. Johann Heinrich Zedler, 764–772. Halle, Leipzig: Zedler.

Forschungsliteratur

- Aurnhammer, Achim. 2020. Aspekte der Opernästhetik im Werk des Andreas Gryphius. In *Andreas Gryphius (1616–1664). Zwischen Tradition und Aufbruch*, Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 555–575. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Bach, Oliver. 2018. Nicht-Orte. Die Insel im Rechtsdenken und in der Literatur der Frühen Neuzeit. In *Natur in politischen Ordnungsentwürfen der Vormoderne*, Hrsg. Andreas Höfele und Beate Kellner, 143–165. München: Fink.
- Bach, Oliver. 2014. *Zwischen Heilsgeschichte und säkularer Jurisprudenz. Politische Theologie in den Trauerspielen des Andreas Gryphius*. Berlin, Boston: de Gruyter (Frühe Neuzeit 188).
- Bachmann-Medick, Doris. 2010. Spatial Turn. In *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Hrsg. Doris Bachmann-Medick, 284–328. 4. Aufl. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.

- Baum, Constanze. 2020. „Unter diesen Worten öffnet sich der innere Schau-Platz“. Der Nebentext als Bedeutungsträger in Andreas Gryphius' Dramen. In *Andreas Gryphius (1616–1664). Zwischen Tradition und Aufbruch*, Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 390–410. Berlin, Boston: de Gruyter (Frühe Neuzeit 231).
- Bonner, Gerald. 1996. Art. Pelagius/ Pelagianischer Streit. In *Theologische Realenzyklopädie*, Bd. 26, Hrsg. Gerhard Krause u. a., 176–185. Berlin, New York: De Gruyter.
- Bamberger, Gudrun. 2020. Geisterexperimente in Andreas Gryphius' Cardenio und Celinde. In *Andreas Gryphius (1616–1664). Zwischen Tradition und Aufbruch*, Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 576–600. Berlin/ Boston: de Gruyter (Frühe Neuzeit 231).
- Berghaus, Günter. 1984. *Die Quellen zu Andreas Gryphius' Trauerspiel „Carolus Stuardus“*. Studien zur Entstehung eines historisch-politischen Märtyrerdramas der Barockzeit. Tübingen: Niemeyer (Studien zur deutschen Literatur 79).
- Bormann, Karl. 1981. Zur stoischen Affektenlehre. In *Pathos, Affekt, Gefühl*, Hrsg. Ingrid Craemer-Ruegenberg, 79–102. Freiburg i.Br., München: Alber.
- Brayton, Dan. 2011. Shakespeare and the Global Ocean. In *Ecocritical Shakespeare*, Hrsg. Lynne Bruckner und Dan Brayton, 173–190. Farnham, Burlington: Ashgate.
- Breuer, Dieter. 2007. Grimmelshausens Inselutopie. In *Simpliciana* 29: 193–205.
- Briese, Olaf. 2012. Insel. In *Lexikon der Raumphilosophie*, Hrsg. Stephan Günzel, 188–189. Darmstadt: WBG.
- Brunner, Horst. 2018. Inseln als Schauplätze in der mittelalterlichen deutschen Literatur. In *Literarisches Leben. Studien zur deutschen Literatur*, Hrsg. Horst Brunner, 11–39. Berlin: Erich Schmidt.
- Campbell, Duncan B. 2015. A note on the Battle of Mons Graupius. In *Classical Quarterly* 65: 407–410.
- Campe, Rüdiger. 2000. Theater der Institution. Gryphius' Trauerspiel *Leo Arminius, Catharina von Georgien, Carolus Stuardus und Papinianus*. In Konfigurationen der Macht in der Frühen Neuzeit. Hrsg. Roland Galle und Rudolf Behrens, 257–287. Heidelberg: Winter.
- Czarnecka, Mirosława. 2020. „Räume der Unaufmerksamkeit“. Zur Interdependenz der Analyse-kategorien Gender, Stand (soziale Herkunft), Bildung (Zugang zu exklusivem Wissen), Kommunikation und Alter in sozialen Räumen des Andreas Gryphius und seinen Werken. In *Andreas Gryphius (1616–1664). Zwischen Tradition und Aufbruch*, Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 246–264. Berlin, Boston: de Gruyter (Frühe Neuzeit 231).
- Eck, Werner. 1997. Art. Britannia. In *Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike*. Bd. 2, Hrsg. Hubert Cancik, Helmuth Schneider, Manfred Landfester, 783–787. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Favez, Charles. 1991. Eine gallo-romanische Familie des 4. Jahrhunderts. In *Ausonius*, Hrsg. Manfred Joachim Lossau, 11–33. Darmstadt: WBG (Wege der Forschung 652).
- Fromholzer, Franz. 2020. Verrückte Wahrheiten. Zur Diagnostik von Liebeswahn, Besessenheit und prophetischem Enthusiasmus bei Gryphius. In *Andreas Gryphius (1616–1664). Zwischen Tradition und Aufbruch*, Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 189–210. Berlin, Boston: de Gruyter (Frühe Neuzeit 231).
- Fromholzer, Franz. 2019. Der Hafen. Topos – Transitraum – epistemische Verunsicherung. In *Lose Leute. Figuren, Schauplätze und Künste des Vaganten in der Frühen Neuzeit*, Hrsg. Julia Amslinger, Franz Fromholzer und Jörg Wesche, 157–180. München: Fink.
- Fromholzer, Franz. 2013. *Gefangen im Gewissen. Evidenz und Polyphonie der Gewissensentscheidung auf dem deutschsprachigen Theater der Frühen Neuzeit*. München: Fink (Ethik - Text - Kultur 8).
- Gaede, Friedrich. 2003. Die Inselhöhle in der Ortenau. Das selbstreferentielle Substrat des *Simplicissimus*. In *Simpliciana* 25: 33–45.
- Gamper, Michael. 2016. Dramatische Zeit-Form der Revolution in Gryphius' *Carolus Stuardus*. In *Zeit der Form – Formen der Zeit*, Hrsg. Michael Gamper, Eva Geulen, Johannes Grave u. a., 275–298. Hannover: Wehrhahn.

- Garber, Klaus. 2020. ‚Heimatkunde‘. Der schlesische Lebensraum des Dichters im Zeichen von Konfessionalismus und Gegenreformation. In *Andreas Gryphius (1616–1664). Zwischen Tradition und Aufbruch*, Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 23–54. Berlin und Boston: de Gruyter (Frühe Neuzeit 231).
- Garin, Eugenio. 1960. La cultura fiorentina nella seconda metà del 300 e i barbari britanni. In *La rassegna della letteratura italiana* 64: 181–195.
- Glaser, Horst Albert. 1996. *Utopische Inseln. Beiträge zu ihrer Geschichte und Theorie*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Greshake, Gisbert. 2006. Art. Pelagius, Pelagianismus. In *Lexikon für Theologie und Kirche* Bd. 8. 3. Aufl., 5–9. Freiburg, Basel, Wien: Herder.
- Kaminski, Nicola. 2016. Transzendenz/ Immanenz. In *Gryphius-Handbuch*, Hrsg. Nicola Kaminski und Robert Schütze, 724–73. Berlin, Boston: de Gruyter 2016,
- Kamps, Ivo/ Smith, Melissa L. 2008. Utopian Ecocriticism. Naturalizing Nature in Thomas More’s *Utopia*. In *Early Modern Ecocriticism. From the Florentine Codex to Shakespeare*, Hrsg. Thomas Hallock, Ivo Kamps, Karen L. Raber, 115–129. New York: Palgrave Macmillan.
- Knoll, Martin. 2010. Fließende Grenzen. Zur Rolle von Flüssen bei der Repräsentation historisch-topographischer Räume der Frühen Neuzeit. In *Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuezeitforschung*, Hrsg. Christine Poll, Frank Pohle, Matthias Myrczek, 109–129. Köln, Weimar, Wien: 2010.
- Knoll, Martin. 2013. *Die Natur der menschlichen Welt. Siedlung, Territorium und Umwelt in der historisch-topografischen Literatur der Frühen Neuzeit*. Bielefeld: transcript.
- Knoll, Martin. 2014.1. Fluss und Flusslandschaft. Eine Kultur- und Umweltgeschichte. In *Mitteilungen des Verbandes Bayerischer Geschichtsvereine* 26: 65–86.
- Knoll, Martin. 2014.2. Hydrographie und regionale Identitätsstiftung im Barock. Die mediale Repräsentation der Donau zwischen Schwarzwald und Wien in der historisch-topographischen Literatur der Frühen Neuzeit. In *Barocke Kunst und Kultur im Donaauraum*, Bd. 1, Hrsg. Karl Möseneder, Michael Thimann, Adolf Hofstetter, 90–99. Petersberg: Michael Imhof.
- Koschorke, Albrecht. 2016. Märtyrer/ Tyrann. In *Gryphius-Handbuch*, Hrsg. Nicola Kaminski, Robert Schütze, 655–667. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Kraft, Stephan. 2016. Vom Umgang mit einem unerhörten Ereignis. Andreas Gryphius: Ermordete Majestät. Oder Carolus Stuardus (1657/63). In *Geschichte in Geschichten*, Hrsg. Friederike F. Günther und Markus Hien, 57–76. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Krobb, Florian. 2019. Transnational Crisis Management. Glaphorne’s Albertvs Wallenstein und Gryphius’s Carolus Stuardus. In *Angermion* 12: 1–16
- Landwehr, Achim. 2010. Die Zeichen der Natur lesen. „Natürliche“ Autorität im habsburgisch-venezianischen Grenzgebiet in der Frühen Neuzeit. In *Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuezeitforschung*, Hrsg. Christine Poll, Frank Pohle, Matthias Myrczek, 131–145. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Lestrangant, Frank. 2002. *Le livre des îles. Atlas et récits insulaires de la Genèse à Jules Verne*. Genève: Droz.
- Mahlmann-Bauer, Barbara. 2020. Gryphius und die Jesuiten. Carolus Stuardus und Nicolaus Avancinis Pietas victrix. In *Andreas Gryphius (1616–1664). Zwischen Tradition und Aufbruch*. Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 413–458. Berlin, Boston: de Gruyter (Frühe Neuzeit 231).
- Michelsen, Peter. 1981. Der Zeit Gewalt. Andreas Gryphius: Ermordete Majestät. Oder Carolus Stuardus. In *Geschichte als Schauspiel*, Hrsg. Walter Hinck, 48–66. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Minois, Georges. 1998. *Geschichte der Zukunft. Orakel, Prophezeiungen, Utopien, Prognosen*, Übers. aus dem Französischen Eva Moldenhauer. Düsseldorf, Zürich: Artemis & Winkler.
- Mohr, Jan. 2011. Inseln und Inselräume. Kontingenz in Grimmelshausens und Dürers Schelmenromanen. In *Inseln und Archipela. Kulturelle Figuren des Insularen zwischen Isolation und*

- Entgrenzung*, Hrsg. Anna E. Wilkens, Patrick Ramponi und Helge Wendt, 225–244. Bielefeld: transcript 2011.
- Moser, Christian. 2005. Archipele der Erinnerung. Die Insel als Topos der Kulturation. In *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext*, Hrsg. Hartmut Böhme, 408–432. Stuttgart, Weimar: Metzler (Germanistische Symposien 27).
- Mourey, Marie-Thérèse. 2020. Andreas Gryphius' Verhältnis zur französischen Literatur. In *Andreas Gryphius (1616–1664). Zwischen Tradition und Aufbruch*, Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 506–520. Berlin, Boston: De Gruyter 2020 (Frühe Neuzeit 231).
- Niefanger, Dirk. 2016a. Carolus Stuardus (A-Fassung). In *Gryphius-Handbuch*, Hrsg. Nicola Kaminski und Robert Schütze, 221–232. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Niefanger, Dirk. 2016b. Carolus Stuardus (B-Fassung). In *Gryphius-Handbuch*, Hrsg. Nicola Kaminski und Robert Schütze, 260–271. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Previšić Mongelli, Boris. 2019. Akustische Repräsentationen und Polyphonie in Gryphius' Carolus Stuardus. In *arcadia* 54.1: 66–85.
- Schöne, Albrecht. 1993. *Emblematik und Drama im Zeitalter des Barock*, 3. Aufl., München: C.H. Beck.
- Schulte Beerbühl, Margrit. 2007. *Deutsche Kaufleute in London. Welthandel und Einbürgerung*. München: Oldenbourg 2007.
- Sebastian, Anna. 2020. Zum Einfluss der Übersetzungen Richard Bakers auf die theologische Konzeption der Sonn- und Feiertagssonette des Andreas Gryphius, In *Andreas Gryphius (1616–1664). Zwischen Tradition und Aufbruch*. Hrsg. Oliver Bach und Astrid Dröse, 521–552. Berlin, Boston: de Gruyter (Frühe Neuzeit 231).
- Voßkamp Wilhelm, Hrsg. 1982. *Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie*, Bd. 2. Stuttgart: Metzler.
- Webster, Bruce. 1997. *Medieval Scotland. The Making of an Identity*. London: Red Globe.
- Willenberg, Jennifer. 2012. „Dieses ist das erste weltliche Buch, das ich gelesen...“. Leser deutscher Übersetzungen aus dem Englischen im 18. Jahrhundert, In „*Die Bienen fremder Literaturen*“. *Der literarische Transfer zwischen Großbritannien, Frankreich und dem deutschsprachigen Raum im Zeitalter der Weltliteratur (170–1850)*, Hrsg. Norbert Bachleitner und Murray G. Hall, 45–57. Wiesbaden: Harrassowitz.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Kapitel 20

Bildwechsel. Frühneuzeitliche Pocahontasillustrationen im deutsch-englischen Spannungsfeld



Stephan Kraft

20.1 Pocahontas als Text- und Bildphänomen in der Frühen Neuzeit

Neben der Aztekin La Malinche ist Pocahontas sicherlich die bekannteste Indigene aus der Frühzeit der europäischen Kolonisierung Nordamerikas. Sie wurde um 1595 als Häuptlingstochter aus dem Stamm der Powhatan in der Nähe des heutigen Washington geboren und half 1608 im Alter von etwa 13 Jahren mit Nahrungsmittelgaben den vor dem Verhungern stehenden frühen englischen Siedlern in der ein Jahr zuvor gegründeten Kolonie Jamestown. Jahre später wurde sie von den Neuankömmlingen entführt und als erste Indigene in den englischen Kolonien in Nordamerika christlich getauft. Sie heiratete einen europäischen Siedler, wurde Mutter eines Sohnes und Stammutter eines Südstaatengeschlechtes, dessen Reichtum auf dem Tabakanbau gründete. Unter ihre zahlreichen direkten Kindeskinde r zählt unter anderen die ehemalige First Lady Nancy Reagan.

Pocahontas (Abb. 20.1) alias Matoaka alias The Nonpareil of Virginia alias Rebecca Rolfe selbst starb allerdings bereits 1617 im Alter von etwa 22 Jahren an einer Infektionskrankheit auf einer Reise nach England, während derer sie als ‚Werbeikone‘ der immer geldbedürftigen Virginia Company herumgereicht und unter anderem von Königin Anne empfangen worden war.

Ihre eigentliche Berühmtheit hat sie aber durch eine Episode erlangt, von der wir nur aus einem erst nach ihrem Tod veröffentlichten Bericht des einzigen, selbst betroffenen europäischen Augenzeugen wissen und deren Realitätsgehalt bis

S. Kraft (✉)

Institut für deutsche Philologie, Universität Würzburg, Würzburg, Deutschland

E-Mail: stephan.kraft@uni-wuerzburg.de

© Der/die Autor(en) 2024

J. Wesche et al., *Neues von der Insel*, Übersetzungskulturen der Frühen Neuzeit 2,
https://doi.org/10.1007/978-3-662-66949-5_20

441

Abb. 20.1 Die einzige Darstellung von Pocahontas zu Lebzeiten. Stich von Simon van de Passe aus dem Jahr 1624 nach einem nicht überlieferten Gemälde von 1616 (Library of Congress in Washington, D.C.)



heute höchst umstritten ist. Im Winter 1607/1608 soll sie den Siedlerführer John Smith gerettet haben, der in die Gefangenschaft ihres Stammes geraten war. Smith behauptet, sie sei dem Tötungsbefehl ihres Vaters dadurch entgegengetreten, dass sie sich schützend über seinen Körper warf.

Dieser Komplex, der bis ins 21. Jahrhundert hinein vor allem im Kinofilm höchst produktiv geblieben ist,¹ ist natürlich historisch, kultur- und literatur-

¹ Dies geht durchaus über die beiden Disneyfilme *Pocahontas* (1995) und *Pocahontas II. Journey to a New World* (1998) hinaus. Die letzte größere Realfilmadaption ist *The New World* (2005) von Terence Malick, und auch James Camerons 3D-Spektakel *Avatar* (2009) greift Motive aus diesem Komplex auf. Und wenn Donald Trump die demokratische Politikerin Elisabeth Warren, die teils von Native Americans abstammt, als ‚Pocahontas‘ verhöhnen zu können glaubt, nutzt er damit natürlich den hier angedeuteten enormen Resonanzraum dieses Namens.

wissenschaftlich vielfältig untersucht worden.² Ich selbst habe mich vor längerer Zeit mit den ersten eigenständigen literarischen Fassungen des Stoffs beschäftigt, die ausgerechnet aus Deutschland stammen. Das deutsche 18. Jahrhundert brachte noch vor den frühesten englischsprachigen Literarisierungen einen Roman, ein Singspiel und eine Erzählung mit Pocahontas im Zentrum hervor.³ Schon von daher ist es ein Thema, das für Fragen des deutsch-englischen Kulturaustauschs von nicht geringer Relevanz ist.

Bei der Aufarbeitung der deutschen Überlieferungslinie habe ich die frühen Fassungen des 17. Jahrhunderts nur knapp registriert. Sie waren sämtlich nicht eigenständig und hatten zumeist eher einen berichtenden als einen literarischen Charakter. Auszumachen waren immerhin sieben Stück, zunächst als entsprechende Passagen in Quellenübersetzungen aus dem Englischen, deren älteste bereits auf Pocahontas' Todesjahr 1617 datiert ist, und dann im zeittypischen Kompilationsschrifttum.

Eigenständiger und auch folgenreicher als die Texte selbst, so soll hier im Folgenden ausgeführt werden, ist die Genese und Entwicklung der Illustrationen, die bereits diese frühen Fassungen begleiten und um die herum sich ein ganz eigenes deutsch-englisches kulturelles Wechselspiel – ein ‚Bildwechsel‘ – entwickelt hat, der auch noch durch einen niederländischen ‚Zwischenruf‘ ergänzt wird. Zugleich tut sich hiermit die Tür zu einem weit über diesen besonderen Fall hinausreichenden, niederländisch-englisch-deutschen Druck- und vor allem Bilduniversum auf, das mit den Namen de Bry und Merian verbunden ist. Als notwendige Voraussetzung ist dieses zunächst für sich knapp zu kartieren.

20.2 Der Kupferstecher Theodor de Bry und die Ikonographie der Indigenen Nordamerikas

Die Initial- und zugleich Zentralfigur dieser Vorgeschichte ist der 1527 oder 1528 in Lüttich geborene Theodor de Bry,⁴ der zunächst die väterliche Goldschmiedekunst erlernte, sich später aber hauptsächlich auf den im Laufe des 16.

²Die Arbeiten zu ihr aus dem angloamerikanischen Raum sind Legion. Im deutschsprachigen Raum stand zuletzt die vierbändige Mammutstudie von Klaus Theweleit zu diesem Themenkomplex im Zentrum. Vgl. Theweleit (1999a; 1999b; 2013; 2020). Als kompakterer Überblick empfiehlt sich Lampe (1995).

³Vgl. Kraft (2005; 2008) sowie die dort beigefügte Werk- und Forschungsbibliographie – hier konkret Scheibler (1781) (vgl. auch Scheibler [1782]), Rose (1784/2008) und Schulz (1800).

⁴Die mit Abstand wichtigste und in mancherlei Hinsicht bahnbrechende neuere Studie zu dieser Kupferstecherfamilie von europaweiter Bedeutung ist sicherlich Groesen (2012), der auch eine prachtvolle Sammelausgabe aller Stiche in der „Americae“-Sammlung der de Brys und Merians herausgegeben hat. Vgl. dazu Bry (2019) und darin die pointierte Einführung erneut von Groesen. Perplies (2017), der sich zudem auf die Bände I–VII der Reihe beschränkt, kann dem Komplex leider nicht viel Eigenes hinzufügen. Spezifischer zur Bildpolitik der Frankfurter Kupferstecher vgl. Greve (2004) sowie Burghartz (2004; 2008).

Jahrhunderts immer mehr florierenden Kupferstich verlegte.⁵ Er lebte einige Zeit in Straßburg, dann als calvinistischer Glaubensflüchtling in Antwerpen und wechselte von dort 1585, nachdem die Stadt an die spanische Krone gefallen war, mit seiner Familie nach London. Immer dann, wenn es in England größere Aufträge gab, war Hilfe aus Antwerpen höchst willkommen. Das Projekt, in das de Bry einstieg, war der 1588 abgeschlossene Doppelband *The Mariners Mirrour*, eine englische Übersetzung und Bearbeitung des ersten großen Seeatlas des niederländischen Kartographen Lucas Janszoon Waghenaer, der zuerst 1584 unter dem Titel *Spiegel der Zeevaerdt* in Leiden erschienen war.

Es handelte sich hierbei um einen der frühesten opulenten und sehr kostspieligen Bände, die Textdruck und Kupferstich miteinander verbanden. Es war zwar nicht völlig unerhört, den Hochdruck des Buchdrucks mit dem Tiefdruck des Kupferstichs zusammenzubringen, doch systematische Kombinationen waren technisch aufwändig und wurden erst in der Zeit um 1600 langsam zu einem breiter genutzten Geschäftsmodell. Produziert wurden Atlanten, Anatomiebücher, Architekturbände usw., – kurz: alles, was vom feineren Strich und der größeren Detailfülle profitierte, die der Kupferstich gegenüber dem Holzschnitt ermöglichte.

De Bry hatte bis dahin, wie es üblich war, Kupferstiche als Einzeldrucke hergestellt und war hier nun erstmals in ein derartiges Buchgroßprojekt eingebunden. Durch seine Arbeit an den Seekarten kam er auch mit den aktuellen englischen Kolonialbestrebungen in Kontakt. Zentral war hier der Geograph und Schriftsteller Richard Hakluyt, der Berichte von englischen Seereisenden zusammentrug und diese ab 1589 auch in Sammelausgaben unter dem Titel *The Principal Navigations, Voyages and Discoveries of the English Nation* veröffentlichte.⁶ Sein Ziel lag vor allem darin, durch eine Verbreitung von Informationen die englischen Anstrengungen in der Kolonialisierung zu flankieren und zu befördern.

Hakluyt versorgte nun de Bry mit Material, das für diesen hochattraktiv war. Während seine eigene geplante Edition vor allem große Mengen von Texten miteinander verband, sollte der Partner herausragende Reiseberichte in Kombination mit hochwertigem Bildmaterial herausgeben und das sehr profitable Publikationsmodell, an dem er aktuell als Kupferstecher mitwirkte, in Zukunft in Eigenregie durchführen. Hakluyt wollte de Bry somit als zusätzlichen Arm in seinem breit angelegten Propagandafeldzug für die Erforschung und Eroberung der Welt durch England nutzen.

De Bry ging mit dem Material, das er von Hakluyt und anderen erhalten hatte, nach Frankfurt, der Heimatstadt seiner zweiten Ehefrau und durch ihre Buchmesse einer der europäischen Knotenpunkte des Buchdruckgewerbes und -handels. Als Band I seiner später so von ihm benannten *Americae*-Reihe erschien dann im Jahr 1590 eine Fassung von Thomas Harriots Bericht über die erste, bald gescheiterte englische Koloniegründung auf der Insel Roanoke vor der Küste des heutigen

⁵Zur Person Theodor de Brys kursieren zahlreiche Falschangaben. Zuverlässig ist Groesen (2012), S. 51–78.

⁶Vgl. zu diesem und seiner Kooperation mit Theodor de Bry Groesen (2012), S. 41–49 u. ö.

North Carolina in den Jahren 1585/86: *A Briefe and True Report of the New Found Land of Virginia*. Dieser Bericht war zuerst 1588 in England im Druck erschienen, dort allerdings als reine Textfassung. Vor dem Druck in Frankfurt waren auch schon mehrere lateinische Übersetzungen auf den Markt gekommen, ebenfalls ohne Illustrationen.⁷

De Bry hatte nun aber auch die heute so berühmten, zunächst noch nicht mitpublizierten Aquarelle zur Verfügung gestellt bekommen, die das Expeditionsmitglied John White in Amerika angefertigt hatte und die vor allem das Leben der dort ansässigen Algonkin dokumentierten (Abb. 20.2). In dem 1590 in nicht weniger als vier Paralleldrucken auf Deutsch, Englisch, Französisch und Latein erscheinenden großformatigen Prachtband wurden diese heute ikonischen Bilder aus dem frühen Nordamerika nun erstmals der Öffentlichkeit präsentiert (Abb. 20.3). Es handelte sich, wie deutlich geworden sein dürfte, um ein sorgfältig vorbereitetes, auf den gesamteuropäischen Markt zielendes Druckunternehmen.⁸

Auch der Band II der Reihe⁹ ging direkt auf den Aufenthalt Theodor de Brys in London zurück. Es handelt sich um eine Sammlung von Berichten über den französisch-hugenottischen Siedlungsversuch in Florida aus den Jahren 1562–1565, der von der in dieser Region konkurrierenden spanischen Krone schließlich vereitelt worden war. Auch hier bestand das Attraktive in der Verbindung von Text und bis dahin noch nicht veröffentlichten Bildvorlagen von Jacques Le Moyne de Morgues.¹⁰

Etwa von diesem Moment an emanzipierte sich das Unternehmen von seinem Initiator Hakluyt. Es war klar geworden, dass man mit dem Modell des illustrierten Reiseberichts, der von Frankfurt aus europaweit vertrieben wurde, viel Geld machen konnte. Es folgten unter Theodor de Bry und seinen beiden Söhnen sowie seinem Schwiegerenkel Matthäus Merian bis 1634 in zwei Reihen insgesamt 25 Bände mit Amerikaberichten sowie solchen von Reisen nach Ostasien. Lediglich die Viersprachigkeit gab man auf. Ab dem Band II erschienen die Texte nur noch auf Deutsch und Latein.

Der Hauptsitz des Unternehmens auf der Frankfurter Zeil trug den Namen „Zum indianischen König“,¹¹ und in seiner Auslage fanden sich immer Exemplare dieser ‚Paradereihe‘ des Verlags, mit der dieser deutlich mehr als die Hälfte seines Gesamtumsatzes erzielte. Während die ältere Forschung sie primär als Propagandainstrumente eines dezidiert protestantischen und am liebsten noch

⁷Vgl. Bry (2019), S. 53.

⁸Dies wiederholt sich noch einmal mit der jüngst veröffentlichten, großformatigen Sammlung aller „Americae“-Kupferstiche, die der Kölner Taschen-Verlag parallel auf Deutsch, Englisch und Französisch auf den internationalen Markt gebracht hat. Vgl. Bry (2019).

⁹Laudonnière et al. (1591).

¹⁰Vgl. als Beispiel daraus die Abb. 20.5. Die Originale zu diesen Stichen sind nicht überliefert.

¹¹Groesen (2019), S. 15.

Abb. 20.2 Hochgestellter Algonkinkrieger, Aquarell von John White von 1585 (Wikimedia Foundation, Original im Besitz des British Museum in London)



eines calvinistischen Kolonialismus betrachtet hat,¹² liegt der Fokus in der letzten Zeit darauf, die de Brys als höchst erfolgreiche Geschäftsleute zu präsentieren, die ihre Bücher sehr wohl auch in katholischen Gebieten verkaufen wollten und die für das Ziel der Gewinnmaximierung zahlreiche Kompromisse eingingen.

So konnte etwa nachgewiesen werden, dass in den jeweiligen lateinischen Fassungen, deren Absatzmärkte vor allem in den südeuropäischen Ländern lagen, die gar nicht so seltenen antikatholischen Passagen der Vorlagen gekürzt oder

¹²Vgl. dazu die Forschungsreferate bei Greve (2004), Burghartz (2004; 2008) und Groesen (2012).



Abb. 20.3 Hochgestellter Algonkinkrieger – „Der Fürsten und Herrn in Virginia abcontrafeytung.“, Kupferstich von de Bry, in Harriot 1590 (UB Heidelberg)

gestrichen wurden, um die entsprechende Zensur zu umgehen. Dies erfolgte ohne konkrete Hinweise und wurde auch in der Forschung erst jüngst überhaupt bemerkt.¹³

Vielleicht noch ‚großzügiger‘ als mit den Texten selbst ging man mit dem Bildmaterial um: Wo es an Originalabbildungen mangelte, dachte man sich recht freihändig das Erwünschte aus¹⁴ oder übernahm Motive aus anderen Kontexten. So trägt etwa die Figur aus dem Band I, die ein religiöses Idol der Algonkin darstellen soll (Abb. 20.4), eine Kopfbedeckung oder eine Haartracht, die eigentlich in die Bildwelt der Indigenen aus Florida im Band II der Reihe gehört (Abb. 20.5).¹⁵ Weil die Aquarelle von John White wohl kein entsprechendes Motiv boten, bediente man sich bei dieser ebenfalls schon in Arbeit befindlichen Sammlung oder lehnte sich zumindest bei dieser an.

Ein weiteres Modell ist das der Effektsteigerung durch Dramatisierung. Wenn sich etwas Entsprechendes anbot, um die Verkäuflichkeit der Bände zu erhöhen,

¹³Vgl. Groesen (2012), S. 249–307.

¹⁴Vgl. Groesen (2019), S. 7, der davon ausgeht, dass rund 40% der Drucke in der gesamten Serie ohne konkrete Vorlage entstanden sind. Dass dies nicht unbedingt heißen muss, dass sie aus dem Nichts frei erfunden sind, wird die Diskussion um die Abb. 20.8 und 20.9 weiter unten zeigen.

¹⁵Vgl. Groesen (2008), S. 13–15.



Abb. 20.4 Angebliches Idol der Algonkin – „Von einem Götzen/ den disz Volck ehret/ und Kiwasa nennet.“, Kupferstich von de Bry, in Harriot 1590 (UB Heidelberg)

war man im Hause de Bry nicht zimperlich. In der Forschung spricht man in diesem Zusammenhang auch von einer sekundären ‚Barbarisierung‘, etwa in Bezug auf die Betonung der heidnischen religiösen Zeremonien sowie die Phänomene der Nacktheit oder der Anthropophagie.¹⁶ Ein gutes Beispiel bietet hier die Beschreibung der Reise von Hans Staden nach Südamerika. Der Frankfurter Kupferstecher druckte den erstmals 1557 veröffentlichten Bericht 1593 als Band III der *Americae*-Reihe nach und erweiterte die beigefügten schlichten Holzschnitte teils zu opulenten und höchst eindrücklichen Schreckensszenarien (Abb. 20.6 und 20.7).¹⁷

Hierbei handelt es sich um Veränderungen, die durchaus in einem Spannungsverhältnis zur Ursprungsintention des Initiators Richard Hakluyt stehen. Diesem war es um die Beförderung der Besiedlung der neuen Welt und einen Handel mit dieser gegangen, wobei ihm die Aquarelle, die John White von den Algonkin angefertigt hatte, sehr zupass kamen. Sie zeigten die Indigenen vor allem in sozialen Zusammenhängen und ihrem friedlichen, alltäglichen Tun. Der hochgestellte Krieger von Abb. 20.2 vermittelt dabei geradezu die Anmutung eines

¹⁶Vgl. u. a. Groesen (2012), S. 219–247, 182–188, 195–199. Auch Burghartz (2004; 2008) und teils auch Greve (2004) stellen eine mit der Zeit ansteigende Betonung der Alterität fest.

¹⁷Vgl. Groesen (2019), S. 18.



Abb. 20.5 Floridaindianer jagen ein Krokodil – „Wie sie die Crocodilen schiessen“, Kupferstich von de Bry nach einem Aquarell von Jacques Le Moyne de Morgues, in Laudonnière 1591 (Staatsbibliothek zu Berlin)

Idealmenschen der Renaissance. Auch wenn die spärliche Kleidung, die Haartracht und einige Accessoires fremd erscheinen mögen, so treten uns in den Bildern von John White Menschen wie du und ich entgegen, bei denen sich Anstrengungen, sie aus kolonial-europäischer Sicht zu ‚zivilisieren‘, durchaus vielversprechend erscheinen.¹⁸

In Deutschland, das selbst am kolonialen Geschehen der Zeit kaum beteiligt war, konnte eine so betriebene ‚Werbung für die neue Welt‘ hingegen kaum eine Rolle spielen. Es war eher genau andersherum so, dass eine visuelle Dramatisierung die Verkaufszahlen zu erhöhen versprach. Dies ist auch der Weg, der mit den Pocahontasillustrationen auf lange Sicht gegangen wurde. Im Zuge des Transfers von England auf den Kontinent wird mit der Kappung der realen Kontakte nach Virginia die Bildsprache schrittweise immer drastischer und die dargestellten Menschen zugleich immer fremdartiger. Dies soll im Folgenden als ein spezifisches Phänomen der ‚Übersetzung‘ im Sinne einer politisch-kulturellen Transposition gefasst werden, die sich auf die jeweils herrschenden Interessen und Gegebenheiten neu einstellt. Dass diese Entwicklung auf der Bildebene dann auch

¹⁸Vgl. Burghartz (2008).



Abb. 20.6 Menschenfresserszene bei Hans Staden, anonymen Holzschnitt, in Staden 1557/1978

wiederum Rückwirkungen auf die Textebene hat, wird Gegenstand des Schlussabschnitts.

20.3 Der Eintritt von Pocahontas in die Bildwelt von John White und Theodor de Bry

Pocahontas war bei der Gründung der Firma de Bry in Frankfurt und der Publikation des Bandes mit den Kupferstichen nach den Aquarellen von John White 1590 noch nicht geboren. Doch die Reihe der *Americae*-Publikationen war ein Langzeitunternehmen. Die ersten neun Bände erschienen in zügiger Abfolge bis 1602, dann pausierte die Serie, bis sie im Jahre 1617/18 wiederum einsetzte.



Abb. 20.7 Menschenfresserszene bei Hans Staden, Kupferstich von de Bry, in Staden 1593 (BSB München)

Der Band X, mit dem die Reihe neu startete, war wie zuvor der Band I erneut vor allem den aktuellen englischen Kolonialbestrebungen in Nordamerika gewidmet.¹⁹ In dem Sammelband enthalten waren zwei Texte über den zweiten und nun dauerhaft erfolgreichen Siedlungsversuch in Virginia, der ab 1607 angestellt worden war. Die Berichte vom Sekretär der Kolonie Ralph Hamor (1615) und vom zeitweiligen Leiter der Kolonie John Smith (1616) reichen in der Chronologie der Ereignisse sehr nah an die Gegenwart heran.

Dieser Neueinsatz ist nun auch der Punkt, an dem Pocahontas als Figur die Bühne betrat – und zwar gleich auf dem Titel:

Zehender Theil AMERICAЕ Darinnen zubefinden: Erstlich/ zwo Schiffarten Herrn AMERICI VESPUTII [...]. Zum andern: Ein gründlicher Bericht von dem jetzigen Zustand der Landschaft Virginien [...]. Beneben einer Heyrath deß Königs Powhatans in Virginien Tochter/ mit einem vornemmen Englischen [...]. (In Hamor 1618)

¹⁹Das Ganze wird sich zumindest partiell noch einmal beim Band XIII der Reihe (Smith [1628]) wiederholen, in dem u. a. Übersetzungen von Auszügen aus dem Generalbericht von John Smith (1624) über die Geschichte der Virginia-Kolonie gedruckt werden.

Namentlich erwähnt wird sie hier zwar noch nicht, doch geschieht dies praktisch zeitgleich in einer preisgünstigeren Parallelausgabe²⁰ im kleineren Quartformat, die im Verlag Hulsius in einer Kooperation mit dem Verlag de Bry bereits unter der Jahresangabe 1617 erschienen ist.²¹

Dreyzehnte Schiffahrt Darinnen Ein Warhafftiger vnd Gründtlicher Bericht/ von dem jetzigen Zustandt der Landtschafft Virginien; [...] Sampt Einer Relation, wie König Powhatans in Virginien Tochter/ Pocahuntas genant/ Christlichen getaufft vnd mit einem Englischen verheurathet worden.²²

Pocahontas wurde nach der Rettung von John Smith und den Nahrungsmittelspenden in den Jahren 1607 und 1608 von 1613 bis 1617 erneut zu einer zentralen Figur in der Kolonie. Den mittlerweile besser etablierten Siedlern²³ war es gelungen, sie zu entführen und zum Christentum zu ‚bekehren‘. Ihre Hochzeit mit John Rolfe 1614 bescherte der Kolonie für eine Weile den sogenannten ‚Pocahontas-Frieden‘, der erst Jahre nach ihrem Tod von den Indigenen wieder aufgekündigt wurde, als sie merkten, wie der Siedlungsdruck durch die immer zahlreicheren Neuankömmlinge kontinuierlich zunahm. Die nun abgedruckten Berichte enden allerdings bereits vor dieser Wende und thematisieren auch die berühmte Rettungstat aus den Jahren 1607/08 immer noch nicht, von der erst in der späteren *Generall Historie of Virginia* von John Smith aus dem Jahr 1624 erstmals die Rede sein wird.

Die Übersetzungen der Berichte erscheinen bei alldem weitgehend getreu. Eine kleine Ergänzung zum Beitrag von Ralph Hamor zeigt allerdings, dass es sich hier nicht nur um isolierte Texte handelt, die über den Kanal nach Frankfurt kamen, denn auch der Tod von Pocahontas im Frühjahr 1617, der in den schon zuvor publizierten englischen Vorlagen natürlich noch gar nicht enthalten sein konnte, wird hier zumindest knapp vermeldet.²⁴ Auch wenn dabei irrtümlich angenommen wurde, dass ihre Taufe erst nach ihrer Hochzeit stattgefunden habe, zeigt dies doch die Kontinuität des Kontakts nach England²⁵ und das Interesse an der Aktualität des Berichteten.

²⁰Die Textzusammenstellung um den zentralen und umfangreichsten Bericht von Ralph Hamor herum variiert in den beiden Fassungen – so ist auch der kürzere Text von Smith in der Fassung im Verlag Hulsius nicht enthalten.

²¹Vgl. zu dieser Geschäftspraktik Groesen (2012), S. 346–352; Groesen (2019), S. 25. Anzumerken ist dazu, dass diese Differenz nicht unbedingt belegt, dass die Hanauer Zweitverwertung tatsächlich schon früher auf dem Markt war als der Band aus dem Hause de Bry selbst. Oft wurden Bücher vordatiert, damit man sie auch im Folgejahr noch als Novitäten präsentieren konnte.

²²In Hamor (1617).

²³Es handelte sich weiterhin ausschließlich um Männer und Jungen. Frauen kamen erst 1620 aus England hinzu.

²⁴Vgl. Hamor (1617), S. 18.

²⁵Vgl. zur Kontinuität der Englandkontakte der Familie de Bry auch noch in den 1620er Jahren vor allem Sondheim 1933, kurz dazu auch Groesen (2012), S. 100.

Was sich im Zuge der Übertragung weiterhin verändert, sind zwei Dinge, die eng zusammenhängen. Zunächst ist wichtig, dass die Berichte, die in England selbst Teil eines nicht abreißenden, schnell gedruckten und begierig aufgenommenen Stroms von Nachrichten aus den Kolonien waren, im neuen Kontext quasi aus dem Stand kanonisiert wurden. Sie landeten umgehend in sorgfältig hergestellten und für die Dauer produzierten Vorzeigebänden. Unmittelbar damit verknüpft sind die qualitativ hochwertigen Illustrationen, die weiterhin zum Prinzip dieser Serie gehörten. Der Band X ist der Tradition der Reihe gemäß mit großformatigen Kupfern versehen, für die es aber in diesem Fall keine konkreten Vorlagen gab. Johann Theodor de Bry, der letzte verbliebene Familienangehörige aus der Londoner und der frühen Frankfurter Zeit musste sie also gleichsam ‚erfinden‘ (Abb. 20.8). Die Erstdarstellungen von Pocahontas in konkreten Geschehenszusammenhängen sind mithin rein imaginiert – das aber so überzeugend, dass sie bis in die neuere Forschungsliteratur hinein immer wieder einmal nachgedruckt wurden (Abb. 20.9).²⁶

Die Stiche sind technisch-künstlerisch gut gemacht und wirken inhaltlich-atmosphärisch stimmig. Wenn man sich die erste Darstellung von Pocahontas und den beiden bestochenen Indigenen anschaut, die sie zur Entführung auf das englische Schiff locken sollten, so finden sich zahlreiche Übernahmen aus der bereits bekannten Bildwelt. Zu nennen sind der Kopfschmuck und der Quastenschwanz des Mannes, die Perlen- oder Muschelkette, der Fransenrock sowie die gegenüber dem europäischen Usus kurzen Haare der Frauen und auch die Tätowierungen am Unterschenkel, die hier zu einer Fußkette transformiert erscheinen. Johann Theodor de Bry, der ja schon 1590 am Band I beteiligt war, ist knapp 30 Jahre später noch einmal in dieses Bilduniversum zurückgekehrt.

Wie gut ihm dies gelungen ist, zeigt ein etwas zeitversetzter englischer Parallelversuch in der großangelegten *Generall Historie of Virginia*, die erneut von John Smith stammt und im Jahr 1624 erschienen ist. Dies ist nun der Text, in dem die reale oder imaginierte Rettungstat von Pocahontas erstmals der Öffentlichkeit enthüllt wird. Smith erzählte von dieser Begebenheit erst, als alle anderen Beteiligten – vor allem aber Pocahontas und ihr Vater – nicht mehr lebten. Auch sein Bericht ist mit einigen Stichen versehen, von denen einer auch die zum ersten Mal Rettungstat selbst zeigt (Abb. 20.10).

Ganz offensichtlich reicht die Bildqualität bei weitem nicht an die Visualisierungen aus dem Hause de Bry heran, auch wenn hier ebenfalls das Prinzip gewählt wurde, aus dem älteren Material von White und den Frankfurter Kupferstechern zu kompilieren.

In der Abb. 20.11, die offenbar die Beschwörungszereemonien vor der Verurteilung von Smith zeigen soll, sind insgesamt vier ältere Vorlagen verarbeitet und dabei teils auch verändert worden.²⁷ So ist John Smith selbst natürlich

²⁶ So etwa in Woodward (1995), S. 110.

²⁷ Vgl. Bry (2019), S. 62, 68, 75, 80.



Abb. 20.8 Entführung von Pocahontas – „Wie Pocahontas eines Königs Tochter in Virginien spazieren zeucht/ und darüber mit Listen gefangen wirt“, Kupferstich von Johann Theodor de Bry, in Hamor 1618 (SUB Göttingen)

ursprünglich kein Teil der Darstellung der um das Feuer versammelten Gruppe von Indigenen gewesen. Die Grundlage der Zusammenstellung ist eindeutig der Frankfurter Druck von den de Brys. Erkennbar ist dies vor allem an der vom ‚Idol‘ zum ‚Häuptling‘ umgedeuteten Figur oben in der Mitte, die ursprünglich aus der Florida-Bildwelt stammt und für die gar keine Aquarellvorlage von John White vorliegt. Die Transferrichtung ging also keineswegs nur einseitig von England nach Deutschland, sondern konnte auch den umgekehrten Weg nehmen.²⁸

In Frankfurt übernahm man nun im vorletzten Band XIII der *Americae*-Serie von 1628 Auszüge aus dem insgesamt sehr umfangreichen Text von Smith in

²⁸Dies gilt zumindest für den in Frankfurt ja auch auf Englisch publizierten Band I der „Americae“-Reihe mit dem Bericht Thomas Harriots. Für eine zeitgenössische englische Rezeption der imaginierten Bilder in Band X sind mir dagegen keine Belege bekannt.



Abb. 20.9 Pocahontas wird von ihren Brüdern besucht – „Die Indianer erlangen von den Englischen ein Anstand/ inmittels besuchen Pawhatans zween Söhne ihre Schwester“, Kupferstich von Johann Theodor de Bry, in Hamor 1618 (SUB Göttingen)

Übersetzung, ließ aber die zugehörigen, grob zusammengestückelten Stiche als Vorlage links liegen.²⁹ Mittlerweile war auch Johann Theodor de Bry gestorben, so dass keiner von denjenigen mehr am Leben war, die im Jahr 1590 die Bildwelt der Algonkin an die europäische Öffentlichkeit gebracht hatten. Aus dem Verlagshaus de Bry war mittlerweile das Verlagshaus Merian geworden. Entsprechend lockerte sich der Bezug zu den Vorbildern. In dem einzigen Kupfer, das die neu enthüllten Geschehnisse um Pocahontas illustriert, werden die drei aufeinanderfolgenden Kernszenen des Geschehens – die Gefangennahme von John Smith, die Anrufung der Götter um Rat, wie mit ihm zu verfahren sei, sowie die von Pocahontas verteilte Hinrichtung – auf einer einzigen Tafel gemeinsam präsentiert (Abb. 20.12).

Schaut man genau hin, so erkennt man noch einige Elemente des Ambientes von White und de Bry. Zu sehen sind die typischen, tonnenförmigen Langhäuser,

²⁹Dass Smiths *Generall Historie of Virginia* von 1624 in Frankfurt vorlag und hier als Quelle genutzt wurde, kann mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden. Sondheim (1933) erzählt u. a. die Geschichte des englischen Buchhändlers Wilhelm Fitzer, der in der Mitte der 1620 Jahre aus London kommend eine Tochter Johann Theodor de Brys geheiratet hat. Die Verbindungen über den Kanal waren also weiterhin eng.



Abb. 20.10 Rettung von John Smith durch Pocahontas, Ausschnitt aus einem mehrteiligen Kupferstich von Robert Vaughan, in Smith 1624 (University of North Carolina at Chapel Hill Digital Library „Documenting the American South“)

und einige der Indigenen tragen den aus Abb. 20.2 und 20.3 schon bekannten ‚Hahnenkamm‘ mit Einzelfedern. Die ausgestopften Vögel auf den Köpfen einiger anderer könnten dagegen erneut aus der Florida-Ikonographie aus dem Band II der *Americae*-Reihe stammen.³⁰ Auffällig ist weiterhin der kreisrunde Federkranz des Häuptlings, der sich bei White und de Bry noch gar nicht findet und im

³⁰Vgl. Groesen (2012), S. 345. In Laudonnière (1591) ist es die Tafel Nr. 14, auf der sich eine ähnliche Kopfbedeckung findet. Vgl. auch Bry (2019), S. 113.



Abb. 20.11 Beschwörungszereemonie, Ausschnitt aus einem mehrteiligen Kupferstich von Robert Vaughan, in Smith 1624 (University of North Carolina at Chapel Hill Digital Library „Documenting the American South“)

Zusammenhang mit den Algonkin erstmals auf der Virginiakarte von John Smith von 1612 erscheint (Abb. 20.13).

Ob dieser Kopfschmuck, der hier recht überraschend auftaucht, nun allerdings wirklich der visuellen Erinnerung von Smith selbst entsprach, die er an den Stecher weitergegeben haben mag, ist unklar und angesichts der sonstigen zahlreichen Bildimporte aus verschiedenen Quellen, die die Karte enthält, auch eher unwahrscheinlich. Der Indigene rechts auf der Karte etwa stammt ganz eindeutig von White über de Bry, und auch die Körperhaltung des Powhatan links oben entspricht genau derjenigen des ‚Idols‘ bei den Frankfurter Kupferstechern (Abb. 20.4). Dessen variierte Kopfbedeckung wiederum ist im Bilduniversum



Abb. 20.12 Gefangennahme, Verurteilung und Rettung von John Smith; Kupferstich aus der Werkstatt Merian, zuerst publiziert 1627/28 (nach Gottfriedt 1631, SLUB Dresden)

der de Brys ebenfalls präsent. So findet man in den 1599 und 1602 erschienenen Bänden VIII und IX zahlreiche Abbildungen von Indigenen aus Guayana und Mexiko mit analogen Federkränzen.³¹ Die Dinge scheinen sich hier mit dem zeitlichen Abstand immer mehr verwirrt zu haben, wobei die effektvolle Inszenierung schrittweise das Übergewicht gegenüber der sachlichen Akkuratessse gewonnen hat.

In der Dreifachabbildung aus dem Band XIII der *Americae*-Reihe (Abb. 20.12) wird dies vor allem bei der in den Bildvordergrund gerückten Beschwörungszereemonie deutlich. Hier versammeln sich die Indigenen mit aus fast allen Teilen des Doppelkontinents zusammengesuchten Kopfbedeckungen zu einer pittoresken Schar. Eine Tendenz ins Groteske erhält die Szene dann mittels exzentrischer Körperhaltungen der Priester bei ihren – wie es scheinen soll – heidnischen Zauberkunststücken. Hierin liegt ein wichtiger Schritt bei der zuvor angekündigten fortschreitenden Barbarisierung der Indigenen. Diese ist vom Text

³¹Vgl. Bry (2019), S. 324–350.



Abb. 20.13 John Smith: Map of Virginia, Kupferstich, publiziert 1612 (Library of Congress in Washington, D.C.)

von John Smith angetrieben³² und findet sich in Ansätzen auch in den englischen Kupfern aus dem Jahr 1624 (Abb. 20.10 und 20.11). Allerdings gehen die eigenständigen kontinentaleuropäischen Weiterentwicklungen nicht zuletzt in ihrer gestalterischen Attraktivität deutlich über diese hinaus. Auf der Folie dessen, was noch folgt, ist aber auch zu betonen, dass diese Entwicklung die Figur von Pocahontas selbst noch ebenso wenig erfasst, wie dies auf den Kupferstichen von 1617/18 (Abb. 20.8 und 20.9) der Fall gewesen ist.

Bei den beiden ersten deutschsprachigen Versionen der Geschehnisse um die Häuptlingstochter außerhalb der *Americae*-Reihe ereignet sich auf der Ebene der Abbildungen nichts Neues. In der Zusammenführung der beiden Erzählstränge um Pocahontas durch Johann Ludwig Gottfriedt (1631) werden die drei deutschen Illustrationen, auf denen sie zu sehen ist (Abb. 20.8, 20.9 und 20.12) einfach reproduziert, und die Nacherzählung von Erasmus Francisci (1670) bleibt ganz ungebildet.³³ Dies ändert sich erst bei der letzten mir bekannten deutsch-

³²Vgl. etwa Smith (1986), II, S. 147–150.

³³Vgl. Meid (1975).

sprachigen Bearbeitung des 17. Jahrhunderts durch Eberhard Werner Happel im zweiten Teil seiner *Grösten Denckwürdigkeiten der Welt* aus dem Jahr 1685.

Happel ist hier der einzige deutsche Übersetzer und Kompilator, der nicht in der bisher fokussierten direkten ‚deutschen‘ Überlieferungslinie steht. Allerdings greift auch er nicht auf ein englischsprachiges Original zurück, sondern auf die recht geschickt dramatisierende niederländische Nacherzählung von Simon de Vries im zweiten Teil seiner wenige Jahre zuvor erschienenen *Curieuse Aenmerckingen Der bysonderste Oost en West-Indische Verwonderenswaerdige Dingen* aus dem Jahr 1682.³⁴ Der Band von de Vries enthält zu dieser Episode auch eine hochinteressante Illustration, die bei Happel in gespiegelter Form, ansonsten aber inhaltlich getreu übernommen wird (Abb. 20.14).

Der Stecher rückt die Rettungsszene hier erstmals überhaupt eindeutig in den Bildmittelpunkt und lässt sie einen großen Teil des Raumes füllen. Neben deutlichen Anknüpfungen an die Tradition von White und de Bry in Form des Tonnendachs und der hockenden, mit einem Federkranz bekrönten Figur im Hintergrund findet sich noch eine weitere Steigerung der dramatisierenden und exotisierenden Elemente. Priesterfiguren mit phantastischen Kopfbedeckungen oder eher -aufbauten vollführen endgültig groteske Tänze, die das Ganze wie eine Art Hexensabbat wirken lassen. Lokal ist das Geschehen aus dem konkreten Nordamerika in ein südliches ‚Irgendwo‘ verschoben, wie vor allem die Palmen im Hintergrund zeigen.

Denkbar ist hier ein konkreter niederländischer Einfluss. Die Niederlande hatten ihre einzige nordamerikanische Kolonie Nieuw Nederland bereits 1667 im Frieden von Breda gegen eine Zusicherung der Oberhoheit in Surinam eingetauscht. In der westlichen Hemisphäre konzentrierten sich ihre Besitzungen damit auf einige tropische Karibikinseln und ebenfalls sehr heiße Gebiete im Nordosten Südamerikas.

Zugleich wird die körperliche Nähe zwischen dem liegenden Smith und der über ihn gebeugten Pocahontas betont, und erstmals wird auch in der Abbildung selbst der Unterschied der Hautfarbe in Szene gesetzt.³⁵ Diese dezidiert ‚barbarische‘ Pocahontas wird hier zum ersten Mal in der gedruckten Bildtradition ihrem Namen gemäß zu einer PoC, einer Person of Colour.

Die Illustration selbst und der ebenfalls auf seine Weise das Geschehen dramatisierende Text bleiben dabei durchaus in Verbindung zueinander. Was

³⁴Vgl. Meid (1975), S. 27.

³⁵Separat zu diskutieren wäre diese Frage noch bei den Kolorierungen. Die Bände der „Americae“-Reihe wurden in schwarz-weiß ausgeliefert, ohne dass Figuren nach ihrer Herkunft differenziert signifikant heller oder dunkler erscheinen. Schöne Beispiele für später in Auftrag gegebene individuelle Kolorierungen einzelner Bände sieht man in Bry (2019), wobei die Indigenen und die Neuankömmlinge auch hierbei zumeist nicht nach Hauttönen unterschieden erscheinen. Generalisierende Aussagen in dem Sinne, dass dies bei der Nachbearbeitung der Drucke allgemein nicht geschehen sei, lassen sich anhand dieser Stichprobe aber natürlich nicht treffen.



Abb. 20.14 Rettung von John Smith durch Pocahontas – „Die barbarische Liebe“, anonymer Kupferstich, in Happel 1685 (SUB Hamburg)

allerdings aus dieser Linie ausschert und die Interpretation der Abbildung in eine ganz neue Richtung lenkt, ist der irritierende Titel des Stiches, der ihm in der deutschen Fassung gegeben wird. Heißt er bei de Vries schlicht „Virginiaense

Ceremonien“,³⁶ so erscheint bei Happel ein überraschendes: „Die barbarische Liebe“. Damit wird auf eine Begründungsmöglichkeit für die unerwartete Rettungstat hingewiesen, die in de Vries' und Happels Text wie in all ihren Vorläufern selbst gar nicht enthalten ist. Schon bei Smith ist eine Erklärung für Pocahontas' Tun gänzlich ausgeblieben,³⁷ wobei bereits das junge Alter von kaum zwölf Jahren einen plötzlichen Liebesaffekt nur schwer vorstellbar macht. Bei de Vries soll die Ursache eindeutig im göttlich inspirierten Affekt des Mitleids liegen, was bei Happel nochmals verstärkt erscheint. In einer neu hinzugefügten Zwischenüberschrift direkt vor ihrem Auftreten wird Pocahontas bei ihm ganz ausdrücklich als „Das mitleidige Fräulein“³⁸ in die Handlung eingeführt. Die sentimental-erotische Option der Happel-Illustration ist hier tatsächlich ein Novum, das sich aber – wie sich noch andeuten wird – im späten 18. Jahrhundert auch auf die Textebene übertragen und im 19. Jahrhundert dann als Begründung für ihre unerhörte Tat weitestgehend durchsetzen wird.³⁹ Sie setzt voraus, dass das sehr jugendliche Alter der historischen Pocahontas von rund zwölf Jahren im Laufe der Zeit aus dem Blick geraten ist, was sich an der Happel-Illustration bereits ganz gut erkennen lässt: Die indigene junge Frau ist weder von ihren Zügen noch von ihrer Körpergröße her irgendwie als ‚kindlich‘ markiert.

20.4 ... und die Folgen: Ein Ausblick auf das 18. Jahrhundert

Einerseits endet hier eine Geschichte, andererseits aber auch nicht. Für das gesamte 18. Jahrhundert sind mir keine weiteren Pocahontasillustrationen aus Deutschland oder den Niederlanden bekannt, und auch aus dem anglo-amerikanischen Raum stammen die ersten stilbildenden Abbildungen erst wieder aus dem 19. Jahrhundert.⁴⁰

Wenn man aber vom Bild wieder zurück ins Textmedium geht, findet sich sehr wohl eine Fährte, denn alle bekannten deutschen literarischen Fassungen des 18. Jahrhunderts weisen auf Vorlagen zurück, in denen die hier aufgefächerte, höchst intensive deutsche Bildtradition eine große Rolle spielt und zu der es im englischen Sprachraum bis dahin und auch noch eine Zeit darüber hinaus kein gleichwertiges Pendant gab: Über die wenig geschickten Abbildungen zu

³⁶Vries (1682), nach S. 834.

³⁷Vgl. Smith (1986), II, S. 151, 259.

³⁸Happel (1685), S. 213.

³⁹Vgl. für den deutschsprachigen Raum Kraft (2005) und für den angloamerikanischen Bereich Tilton (1994).

⁴⁰Theweleit (1999a), S. 465, präsentiert ein Gemälde der Amerikanerin Mary Woodbury nach dem Stich von de Passe aus dem Jahre 1738, das aber in seiner Zeit keine Bekanntheit erlangte oder gar eine Tradition begründen konnte.

Smiths *Generall Historie of Virginia* ist man hier einfach nicht hinausgekommen. Es sind also wohl am ehesten die reichhaltigen Bilder, die die Initialzündungen für die früh gestartete deutsche Konjunktur dieses Stoffs geliefert haben. Beim 1781 erschienenen Pocahontasroman von Carl Friedrich Scheibler,⁴¹ dürfte es die illustrierte Kompilationsversion von Johann Ludwig Gottfriedt gewesen sein, die das Interesse ausgelöst hat,⁴² und beim Pocahontassingspiel von Johann Wilhelm Rose (1784/2008) die ebenfalls bebilderte Fassung des Bandes XIII der *Americae*-Serie.⁴³ In diesen zwei Literarisierungen verbinden sich die beiden Grundtendenzen der Zeit – die vielfach angedeutete sekundäre ‚Barbarisierung‘ und die Idee des beziehungsweise der edlen Wilden, hier dezidiert in der weiblichen Form. Vor allem im Roman hebt sich die edle Retterin Pocahontas weit von ihrer grell als barbarisch gezeichneten Umgebung ab. Im Singspiel gilt dies mit einigen Abmilderungen auch.

Wieder ist es die letzte Fassung innerhalb dieser kleinen Konjunktur vor und um 1800, die demgegenüber einen besonderen Akzent setzt, dabei aber sehr wohl ein genuiner Teil dieser sehr spezifischen Linie bleibt. Für die im Jahr 1800 erschienene Erzählung von Johann Christian Friedrich Schulz mit dem Titel *Pocahuntas, Nonpareille genannt, oder: Die Virginische Wilde* bildete offenbar vor allem der Band von Happel die Basis, wobei der zentrale Bezug weniger der recht keusche Text mit seiner Betonung der Mitleidsethik gewesen sein dürfte, als vielmehr die deutlich drastischere Illustration mit ihrem in der deutschen Fassung noch eindeutigeren Titel. Den entscheidenden Moment der Rettung beschreibt Schulz wie folgt:

Entschlossen setzte sich jetzt Pocahontas auf den Blutgerüststein, zog den Verurtheilten nach sich, und indem sie ihn in ihren Schooß verbarg, bog sie ihren ganzen Oberleib über ihn.⁴⁴

Von einer ‚Biegung des ganzen Oberleibs‘ war bislang noch nirgends in den Texten die Rede gewesen. Vielmehr heißt es in der Quelle und in den bisherigen Bearbeitungen stets, dass sie ihren Kopf auf den des zu Rettenden gelegt habe.⁴⁵ Klar wird die Bedeutung dieser kleinen Verschiebung dann in der nachgeholtten Reflexion von Smith knapp zwei Seiten später.

Die schöne Wilde schloß er in seine Arme, nannte sie seine Schwester, ja er fühlte wirklich etwas mehr als Schwesterschaft für sie in seinem Herzen, woran ihre Bemühung ihn zu retten, ihr Muth, und vielleicht auch der Umstand, daß sie ihn an ihren Busen, in ihren glühenden Schooß vor dem Todesstoße beschützte, gewiß nicht geringen Antheil hatte.⁴⁶

⁴¹ Vgl. Meyer (2016).

⁴² Vgl. Kraft (2005), S. 32.

⁴³ Vgl. Kraft (2005), S. 27–28.

⁴⁴ Schulz (1800), S. 79.

⁴⁵ Vgl. Smith (1986), II, S. 151.

⁴⁶ Schulz (1800), S. 80–81.

Natürlich ist auch ein ‚glühender Schoß‘ der jungen Indigenen zuvor noch nirgends in der Texttradition aufgetaucht. Zusammen mit dem im Text von Schulz ausdrücklich erwähnten und nach der Abbildung bei Happel unbedeckten Busen sorgt dieser Umstand für eine überraschende Sexualisierung dieses Nahtoderlebnisses. Kurz darauf ist in der Abschiedsszene der beiden auch noch von ‚der Liebe glühenden Blicken seiner Retterin‘ die Rede.⁴⁷ Die Idee, dass diese Rettungsszene auch eine erotische Komponente haben könnte, springt – so meine starke Vermutung – genau hier erstmals ausgehend von der Bild- hinüber in die Textwelt.

Das Proprium der deutschen Pocahontasübersetzungen und -bearbeitungen des 17. Jahrhunderts liegt, so sei nochmals betont, nicht so sehr auf der Textebene. Es sind vielmehr die Visualisierungen, die hier im Übergang zwischen den Kulturen und in der Fortschreibung innerhalb der aufnehmenden Kultur neue Akzente setzen – sei es die kenntnisreiche Weiterführung eines Johann Theodor de Bry, seien es die späteren, wenn auch höchst problematischen, so aber doch sehr effektvollen Exotisierungen und schließlich erneut über den Umweg der Niederlande hinzutretenden Erotisierungen, die weit über das hinausgingen, was im englischsprachigen Raum in dieser Zeitspanne geboten wurde.

Es entwickelte sich in Deutschland spätestens im 18. Jahrhundert ein affektives, von Angst und Lust zugleich durchzogenes Faszinationsbild ‚des Indianers‘ und hier noch mehr ‚der Indianerin‘, das kaum durch politische Fragen der Rechtfertigung des eigenen kolonialen Tuns und durch reale Kontakte mit den wirklichen nordamerikanischen Indigenen tangiert war. Von den hier vorgeführten frühen Pocahontas-Illustrationen unmittelbar auf die deutsche Begeisterung für Figuren wie Winnetou und seine mit einer Klapperschlangenhaut gegürtete Schwester Nscho-tschi zu schließen, wäre sicherlich überzogen, doch dass hier entsprechende Anknüpfungspunkte gesetzt und textlich später tatsächlich wieder aufgenommen wurden, hoffe ich mit meinen Ausführungen gleichwohl gezeigt zu haben.

Literatur

- Bry, Theodor de. 2019. *America. Sämtliche Tafeln 1590–1602*, Hrsg. Michiel van Groesen. Mit Parallelausgaben auf Engl. und Frz. Köln: Taschen.
- Burghartz, Susanna (Hrsg.). 2004. *Inszenierte Welten/ Staging New Worlds. Die west- und ost-indischen Reisen der Verleger de Bry, 1590–1630/ De Brys' Illustrated Travel Reports, 1590–1630*. Basel: Schwabe.
- Burghartz, Susanne. 2008. Mehrdeutigkeit und Superioritätsanspruch. Inszenierte Welten im kolonialen Diskurs um 1600. *zeitenblicke* 7(2). <http://www.zeitenblicke.de/2008/2/burghartz>. Zugriff: 7. Februar 2022.
- Francisci, Erasmus. 1670. *Neu-polirter Geschichte- Kunst und Sitten-Spiegel ausländischer Völker*, 553–557. Nürnberg: Endter.

⁴⁷ Schulz (1800), S. 81.

- Gottfriedt, Johann Ludwig. 1631. Summarische Relation der fürnehmsten Reysen und Schiffarten in das Land *Virginiam*, biß auff unsere Zeit. *Neue Welt und Americanische Historien. Warhafftige vnd vollkommene Beschreibungen Aller West-Indianischer Landschafften/ Insuln/ Königreichen vnd Provinztien*, 539–552. Frankfurt a. M.: Merian.
- Greve, Anna. 2004. *Die Konstruktion Amerikas. Bilderpolitik in den „Grands Voyages“ aus der Werkstatt de Bry*. Köln, et al.: Böhlau.
- Groesen, Michiel van. 2008. The De Bry Collection of Voyages (1590–1634). Early America reconsidered. *Journal of Early Modern History* 12: 1–24.
- Groesen, Michiel van. 2012. *The Representations of the Overseas World in the De Bry Collection of Voyages (1590–1634)*. Leiden: Brill.
- Groesen, Michiel van. 2019. De Brys „America“-Serie: Ein Meisterwerk der Reiseliteratur. In *Theodor de Bry: America. Sämtliche Tafeln 1590–1602*, Hrsg. Michiel van Groesen, 7–26. Köln: Taschen.
- Hamor, Ralph. 1615. *A true Discourse of the Present State of Virginia*. London: John Beale für W. Welby.
- Hamor, Ralph. 1617. Ein Warhafftiger Diskurs von dem itzigen Zustandt und glückseeligen fortgang deß Landts *Virginien* biß auff den 18. Junii des 1614. Jahrs. In *Dreyzehnte Schiffahrt*, 6–59. Hanau: Hulsius.
- Hamor, Ralph. 1618. Warhafftiger Bericht/ Von jetziger Beschaffenheit deß Landes *Virginien*. In *Zehender Theil Americae*, 17–47. Frankfurt a. M.: de Bry.
- Happel, Eberhard Guerner. 1685. Das unstete *Virginian*. In *Gröste Denckwürdigkeiten der Welt*. 2. Teil, 209–219. Hamburg: Wiering.
- Harriot, Thomas. 1588. *A Briefe and True Report of the New Found Land of Virginia*. London: R. Robinson.
- Harriot, Thomas. 1590. *Wunderbarlich/ doch Warhafftige Erklarung/ Von der Gelegenheit und Sitten der Wilden in Virginia*. Frankfurt a. M.: de Bry [nachträglich gezählt als Band I der „Americae“-Reihe].
- Kraft, Stephan. 2005. Pocahontas deutsch. Von Versuchen, eine Geschichte zu erzählen. In *Pocahontas Revisited. Kulturwissenschaftliche Ansichten eines Motivkomplexes*, Hrsg. Sabine Kyora und Uwe Schwagmeier, 15–61. Bielefeld: Aisthesis.
- Kraft, Stephan. 2008. Nachwort. In *Johann Wilhelm Rose: Pocahontas. Schauspiel mit Gesang, in fünf Akten (1784)*, Hrsg. von Stephan Kraft, 79–113. Hannover: Wehrhahn (dort auch eine Text- und Forschungsbibliographie, 72–78).
- Lampe, Peter. 1995. *Pocahontas. Die Indianer-Prinzessin am Englischen Hof*. München: Diederichs.
- Laudonnière, René de, et al. 1591. *Der ander Theyl, der Newlich erfundenen Landschafft Americae: Von dreyen Schiffahrten, so die Frantzosen in Floridam [...] gethan*. Frankfurt a. M.: de Bry.
- Meid, Volker. 1975. Francisci, Happel und Pocahontas. Amerikanisches in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. In *Amerika in der deutschen Literatur. Neue Welt – Nordamerika – USA*, Hrsg. Sigrid Bauschinger, Horst Denkler, und Wilfried Malsch, 17–27. Stuttgart: Reclam.
- Meyer, Sabine N. 2016. „A Strong Antidote against Unbelief and Seduction“. Carl Friedrich Scheibler’s Leben und Schicksale der Pokahuntas (1781) And the German Theological Enlightenment. *Eighteenth-Century Studies* 49: 371–389.
- Perplies, Helge. 2017. *Inventio et repraesentatio Americae. Die „India Occidentalis“-Sammlung aus der Werkstatt de Bry*. Heidelberg: Winter.
- Rose, Johann Wilhelm. 1784/2008. *Pocahontas. Schauspiel mit Gesang, in fünf Akten (1784)*, Hrsg. Stephan Kraft. Hannover: Wehrhahn.
- Scheibler, Carl Friedrich. 1781. *Leben und Schicksale der Pokahuntas, einer edelmüthigen Americanischen Prinzessin*. Berlin: Hesse.
- Scheibler, Carl Friedrich. 1782. *Reisen, Entdeckungen und Unternehmungen des Schiffs-Capitain Johann Schmidt oder John Smith*. Berlin: Hesse.

- Schulz, Johann Christian Friedrich. 1800. Pocahuntas, Nonpareille genannt, oder: Die Virginische Wilde. In *Kleine Prosaische Schriften vom Verfasser des Moritz*. Band 6, 71–92. Weimar: Hoffmann.
- Smith, John. 1616. *A Description of New England*. London: Robert Clerke.
- Smith, John. 1618. Eigentliche und gründliche Beschreibung deß Newen Engellands. In *Zehender Theil Americae*, 52–70. Frankfurt a. M.: de Bry.
- Smith, John. 1624. *The Generall Historie of Virginia, New-England, and the Summer Isles*. London: Michael Sparks. <https://docsouth.unc.edu/southlit/smith/smith.html>. Zugriff: 4. März 2021.
- Smith, John. 1628. Von deß Capitän Smiths Gefängnuß und Freylassung/ deßgleichen von der Wilden Triumph und derselbigen wunderlichen Beschwerden. In *Dreyzehnter Theil Americae*, 35–38. Frankfurt a. M.: de Bry.
- Smith, John. 1629. Von deß Capitän Schmidts Gefängnuß und Freylassung/ deßgleichen von der Wilden Triumph und derselbigen wunderlichen Beschwerden. In *Zwanzigste Schifffahrt*, 79–87. Frankfurt a. M. 1629: Hulsius.
- Smith, John. 1986. *The Complete Works of Captain John Smith (1580–1631)*, Hrsg. Philip L. Barbour. 3 Bde. Chapel Hill NC., und London: The University of North Carolina Press.
- Sondheim, Moriz. 1933. Die de Bry, Matthäus Merian und Wilhelm Fitzer. Eine Frankfurter Verlegerfamilie des 17. Jahrhunderts. *Philobiblon* 6, 8–34.
- Staden, Hans. 1557/1978. *Wahrhaftige Historia und Beschreibung einer Landschaft der wilden, nackten, grimmigen Menschenfresser, in der Neuen Welt Amerika gelegen*. Nachdruck der Ausgabe von 1557, Hrsg. Günter E. Th. Bezenberger, Kassel-Wilhelmshöhe: Thiele & Schwarz.
- Staden, Hans. 1593. *Brasilia durch Johann Staden auß eigener Erfahrung in Teutsch beschrieben*. In *Dritte Buch Americae*. Frankfurt a. M.: de Bry.
- Theweleit, Klaus. 1999a. *PO. Pocahontas in Wonderland. Shakespeare on Tour. Pocahontas I*. Frankfurt a. M.: Stroemfeld/Roter Stern.
- Theweleit, Klaus. 1999b. *TAS. „you give me fever“. Arno Schmidt. Seelandschaft mit Pocahontas. Pocahontas IV*. Frankfurt a. M.: Stroemfeld/Roter Stern.
- Theweleit, Klaus. 2013. *CA. Buch der Königstöchter. Von Göttermännern und Menschenfrauen. Pocahontas II*. Frankfurt a. M.: Stroemfeld/Roter Stern.
- Theweleit, Klaus. 2020. *HON. Warum Cortés wirklich siegte. Technologiesgeschichte der eurasisch-amerikanischen Kolonialismen. Pocahontas III*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Tilton, Robert S. 1994. *Pocahontas. The Evolution of an American Narrative*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Vries, Simon de. 1682. *Curieuse Aenmerckingen Der bysonderste Oost en West-Indische Verwonderenswaerdige Dingen*. 2. Teil, 833–839. Utrecht: Johannes Rebus.
- Waghenaer, Lucas Janszoon. 1584/1964. *Spieghel der Zeevaerdt*. Nachdruck der Ausgabe von 1584, Hrsg. Raleigh Ashlin Skelton. Amsterdam: N. Israel & Meridian Publishing.
- Waghenaer, Lucas Janszoon. 1588. *The Mariners Mirrour*. Übers. Anthony Ashley. London: John Charlewood.
- Woodward, Grace Steele. 1995. *Pocahontas. Eine indianische Prinzessin aus Virginia*. Übers. Gennaro Ghirardelli. Berlin und New York: Casablanca.

Open Access Dieses Kapitel wird unter der Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>) veröffentlicht, welche die Nutzung, Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Wiedergabe in jeglichem Medium und Format erlaubt, sofern Sie den/die ursprünglichen Autor(en) und die Quelle ordnungsgemäß nennen, einen Link zur Creative Commons Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.

Die in diesem Kapitel enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.

